Vier Deutsche.

Roman

aus den letzten Jahrzehnten

von

Melchior Meyr.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Gebr. Mäntler (A. Kröner).
1861.

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

I.

Ein Märztag. Wunderbares Zusammentreffen. Der Demagog und die vornehme Familie.

Es war noch in der ersten Woche des März 1848, als die beiden Freunde in einer Extrapost-Chaise die Fahrt nach der Hauptstadt unternahmen. Die Natur, das Erwachen des Frühlings nur andeutend, blickte stumm zu ihnen her, und wenn der Wagen durch ein Waldthal ging, konnten sie, bei stillen Reisegefühlen, in einer Welt von Ruhe und Frieden sich zu befinden meinen. Die Menschen aber trafen sie fast überall sehr aufgeregt. Wenn sie an einem größern Ort hielten, war alsbald ein Trupp um sie versammelt, der von den Ankömmlingen Neues zu erfahren hoffte, fragte und selbst erzählte, und mit großer Spannung unsagbarer Dinge zu harren schien. Unendliche Hoffnungen und Befürchtungen gingen durch die Seelen. Vor einem ansehnlichen Dorf, wo der Wagen die Anhöhe hinan

sich langsam bewegte, kam ein Bauer auf sie zugelaufen und fragte mit ängstlicher Sorge: ob wirklich hunderttausend Franzosen ins Land gefallen seyen und sengten und brennten, wie man hier zu Land sage? Otto beruhigte den offenbar wohlhabenden Mann so gut als möglich, und der Bauer entfernte sich, indem er kopfschüttelnd etwas von „bösen Zeiten" murmelte. An einem andern Ort führten die Leute dagegen Reden, als ob ihnen französische Republikaner nicht so ungelegen kämen und sie das Sengen und Brennen selber mitzumachen Lust hätten.

Als sie durch das Thor einer kleinen Stadt einfuhren, die von der Residenz nur noch eine Meile entfernt war, sahen sie die Straße ungewöhnlich belebt und den Marktplatz, an welchem die Post lag, dicht von Menschen besetzt. Ihre Herzen pochten; denn an dem Hin- und Herwogen und an dem Lärmen der Menge erkannten sie, daß eine ungewöhnliche Nachricht eingegangen seyn mußte.

So war es auch. Auf ihr Befragen hörten sie: die Residenz befinde sich im Aufstand! Die Regierung habe die Volkswünsche nicht bewilligt, sondern Ausflüchte gesucht und Vertröstungen gegeben, und damit lasse man sich jetzt nicht mehr abspeisen! Eben sammelten sich Leute, die dem Volk drinnen zu Hülfe eilen wollten! Alles müsse man jetzt haben, grad wie anderswo!

Die Freunde versprachen dem Postknecht ein Extra-Trinkgeld, und dieser ließ die Pferde scharf traben, bis sie die Vorstadt erreicht hatten.

Auf der Hauptstraße weiter zu fahren, wurde bald unmöglich. Otto beorderte den Kutscher in einen Gasthof ohnweit des Hauses der Majorin, und mischte sich mit dem Poeten unter die wild und froh bewegte Menge.

Alles war bereits entschieden! „Das Volk hat gesiegt", rief auf ihre Erkundigung ein junger Handwerker mit triumphirendem Gesicht, — „Bürger und Gesellen mit einander! Der Streit war bald aus! Wie die Hoheit Ernst gesehen hat, da hat sie nachgegeben und Alles bewilligt! — Jetzt geht's aus einem andern Ton hier!"

Die Freunde, mit klopfendem Herzen, sahen sich an. „Trop tard!" sagte der Poet. „Das haben wir versäumt!"

Otto schüttelte den Kopf und entgegnete: „Es wird noch genug für uns übrig bleiben! — Vorwärts!"

Mühevoll arbeiteten sie sich durch den Haufen. Ein Menschenknäuel, der sich um einen hochgewachsenen Bürger drängte, hemmte ihre Schritte gänzlich. Eine Stimme fragte den Mann, der erhitzt und entrüstet aussah: „Was gibt's, Vetter?" — „Der Minister," erwiderte dieser, „ist entflohen, und seinen Schwiegersohn sucht man vergebens. Aber der ist noch in der

Stadt, und wenn man ihn kriegt, mag er zusehen! Auf Bürger schießen lassen, die nur verlangen, was man überall schon hat!"

„'S ist schändlich," riefen mehrere Stimmen. „Niederträchtig!"

Otto war erschrocken und warf einen bedeutsamen Blick auf den Freund.

„Also in seiner Wohnung hat man ihn nicht erwischt?" rief die erste Stimme wieder.

„Nein," entgegnete der Riese, „obschon man alle Winkel durchsucht hat! — Dafür" (setzte er verächtlich und schadenfroh hinzu) „kühlt man jetzt sein Müthchen an seinen Sachen! Alles wird zusammengeschlagen!"

„Bravo!" rief der Haufe und ging rechts und links auseinander.

„Komm," rief Otto zu dem Gefährten und zog ihn an der Hand auf die Seite. „Wir müssen ihn suchen, vielleicht können wir etwas für ihn thun! — Ein Mord, — es wäre entsetzlich!"

„Glaubst du, daß er Schuld hat —"

„Wer weiß es? Ich glaub's aber nicht. Er hat Einfluß auf den Minister und den Fürsten gehabt, das muß er jetzt büßen!"

Bald waren sie in der Nähe der Wohnung Eduards. Der Platz, mit Ausnahme eines Theils vor dem Hause, war ganz mit Menschen gefüllt, die schrieen und

jauchzten. Denn das Zerstörungsgeschäft war im besten Gang, und eben flog durch einen Fensterstock eine Gipsbüste auf's Pflaster, um in tausend Stücke zu platzen, durch einen andern ein zierlicher Stuhl, den die Untenstehenden in Empfang nahmen und völlig zertrümmerten. Am dritten Fenster erschien ein junger Mensch, um mit bloßem Säbel den letzten noch ganz gebliebenen Flügel durchzuschlagen, während Stimmen aus der Menge Beifall brüllten.

Otto, über die erste Wirkung des Anblicks Herr geworden, sah den hinstarrenden Freund an und sagte: „Das ist nicht aufzuhalten! Wohl ihm, wenn die Wuth der Leute sich an dem Hausrath kühlt! — — In eben dem Zimmer" (fuhr er nach kurzem Innehalten fort), „aus welchem jetzt der siegtrunkene Junge mit dem Säbel fuchtelt, hab' ich, auf's Aeußerste gereizt, ihm den Volkssturm vorhergesagt, und bin von ihm verhöhnt worden! Jetzt ist Alles gekommen, — und wir dürfen Gott danken, wenn's dabei bleibt! — Ein Auflauf, ein bloßer Ansatz zum Kampf hat genügt, um das Gebäude der Afterklugheit, das sie für unnahbar gehalten haben, jämmerlich über den Haufen zu werfen!"

Er schwieg, wendete sich und sah umher. „Die Seitenstraße ist frei," rief er mit einem Blick nach links, „wir müssen zur Majorin."

Eilig schlugen sie zusammen den bezeichneten Weg

ein und kamen nach einigen Queergängen an dem Thor des Hauses an, wo die Majorin den ersten Stock bewohnte.

„Wer ist draußen?“ fragte auf sein Klingeln eine Stimme mit dem Accent des Mißtrauens.

Otto nannte seinen Namen, und rasch ging die Thüre auf. „Sie, Herr Baron?“ rief die alte Magd, — „o das wird der gnädigen Frau lieb seyn! Treten Sie in den Saal; ich will es ihr sogleich sagen.“

Nach kurzem Warten kam die Majorin aus dem Seitenzimmer und ging mit offenen Armen auf Otto zu. „Willkommen!“ rief sie, — „doppelt und dreifach! Wir brauchen Sie, mehr als Sie denken!“ — Ihren Blick auf den Gefährten richtend, fuhr sie fort: „Das ist der Freund?“

Otto stellte den Poeten vor. Dieser ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie kräftig, indem er betheuerte, wie lange er sich schon darauf gefreut, die Allverehrte von Angesicht zu sehen!

Die Majorin, ernst lächelnd, erwiderte das Compliment und setzte hinzu: „Wir werden uns bald näher kennen lernen; denn wir leben in einer Zeit, wo Alles rasch geht.“

„Ja wohl,“ versetzte Otto. „Und schrecklicher, als wir denken. Wissen Sie, was eben jetzt vorgeht? Sie demoliren die Wohnung Eduards und suchen ihn, um

vielleicht — — Haben Sie keine Kunde von dem Unglücklichen — keine Kunde von den Seinen?"

Die Majorin stand mit geheimnißvollem Ernst und verrieth ein eigenes Selbstgefühl. „Der Minister," erwiderte sie, „ist in Sicherheit, und Herr von Horst mit seiner Familie auch — wie ich hoffe!"

Otto schaute sie an und rief: „Sie wissen es. — Wo sind sie?"

„Hier," versetzte die Frau; „in meinem Hause!"

„Ah — Gott sei Dank!" riefen die Beiden wie mit Einem Munde.

Otto war froh bewegt. „Führen Sie uns zu ihm," bat er die Majorin mit dem Ausdruck eines edlen Gemüthes. „Es wird ihm wohlthun, jetzt Freunde zu sehen!"

Die Majorin schaute ihn an. Otto, sie verstehend, erwiderte: „In solchem Moment ist Alles vergessen, und ich werde dafür sagen, daß er in mir nur den Freund erblickt!"

„So kommen Sie!" versetzte die Majorin. „Helfen Sie rathen, was geschehen soll!"

Sie ging voran, die Beiden folgten. — — —

Während sie das Zimmer aufsuchen, welches die geängstete Familie barg, tragen wir nach, was zum Verständniß des eben Gesagten erforderlich ist.

Der Fürst, als die Nachrichten von den Zugeständ-

nissen der westlichen Staaten und von der Gährung in nächster Nähe an ihn gelangten, rief seine Vertrautesten zu einer geheimen Sitzung ins Schloß. Sollte man es jenen Regierungen gleichthun und die bekannten „Volkswünsche“ zusagend beantworten — oder sollte man sich widersetzen und den Strom aufzuhalten suchen? Das war die Frage. Nach langem Erwägen und Hin- und Herreden siegte vor dem ritterlichen Herrn die Meinung: daß man den dreisten Anmuthungen widerstehen und bei einem etwaigen Aufstandsversuch Energie zeigen müsse, — sich nichts abnöthigen lassen und nur das mindest Mögliche zugestehen dürfe! Der Kriegsminister und General sagte für die Truppen gut, welche vor Eifer brennten, ihren Kriegsherrn gegen den Pöbel zu vertheidigen, und wies auf die Macht der Großstaaten hin, die ein gewaltiger Rückhalt seyen und von denen man im Nothfall auch militärische Hülfe zu erwarten hätte. Es wäre der höchste Ruhm, wenn eben hier die Wogen der Empörung zuerst sich brächen — von hier aus den monarchisch Gesinnten der Muth eingeflößt würde, den Radikalen und Demokraten sich zu widersetzen, so daß, wenn auch Concessionen gemacht werden müßten, die fürstliche Gewalt in Deutschland doch keine wesentliche und wirkliche Einbuße erlitte! —

Diese tapfere Ansicht drang durch, denn die Hoheit zeigte nach ihrer kräftigen Entwicklung die zustimmendste

Miene. Ein Hofherr ermangelte nicht zu bemerken: er täusche sich entweder ganz oder die große Mehrheit der Bevölkerung sey mit der Regierung vollkommen einverstanden und werde sich freuen, wenn man den kecken Schreiern entgegentrete. Die wohlhabende Mittelklasse und das Landvolk seyen durchaus nicht so von revolutionären Ideen angesteckt, wie in jenen Staaten, sondern vertrauten ihrem Fürsten als ihrem gnädigsten Herrn und besten Freund. Wenn man sich aber schwach zeigte, so könnten sie sich von den Demagogen und dem Pöbel allerdings auch mit fortreißen lassen!

Eduard, der Jüngste und dem Range nach Geringste der Versammlung, hatte auf eine vorsichtige Art eher abweichend gesprochen und die Möglichkeit hervorgehoben, daß, wie die Sachen gegenwärtig ständen, ein weiteres Entgegenkommen von Seiten der Regierung vielleicht eben das Nützlichste seyn könnte: indem ja später, was von den Zugeständnissen als unpraktisch oder gar schädlich sich herausstellte, wieder zu beseitigen wäre! Als er aber sah, welche Ansicht bei dem Herrn und bei der Mehrheit der Anwesenden die Oberhand gewann, gab er nach, räumte ein, daß eine energische Haltung nicht nur das Ehrenvollste, sondern möglicherweise auch das Gerathenste seyn könnte, indem er sich mit Bezugnahme auf eine frühere gnädigste Andeutung, wenn veränderte Umstände neue Dienstleistungen erfordern

sollten, seinem Fürsten und Herrn ganz und gar zur Verfügung stellte!

Worauf Eduard hier anspielte, weiß man aus dem Brief der Majorin an Otto. Es konnte nützlich seyn, eine andere Besetzung des wichtigsten Ministeriums als eine Concession erscheinen zu lassen, während in der That nichts geändert wurde, sondern im Gegentheil eine jüngere Kraft sich zur Vertheidigung der landesherrlichen Macht noch geeigneter zeigte; und bei dem Vertrauen, das er in den Geheimenrath setzte, hatte der Fürst um so eher an denjenigen gedacht, welchem der alte Minister am liebsten Platz machen würde.

Man beschloß nun, die Versammlungen, die man bis jetzt geduldet hatte, zu verbieten und im Widersetzungsfall mit Waffengewalt zu unterdrücken, in der Regierungszeitung aber an die Einsicht, die Treue und das Vertrauen des Volks zu appelliren und wohlerwogene Verbesserungen im Sinne gesetzlicher Fortentwicklung auf's Bestimmteste in Aussicht zu stellen. Die Abordnungen, die, wie man wußte, in allernächster Zeit eintreffen würden, sollten durch dieselben Zusicherungen begütigt werden — bis auf Weiteres!

Wie es nun zuweilen geht, daß ein Gemeinbeschluß eben auf denjenigen als ersten Veranlasser zurückgeführt wird, der zu seiner Fassung am wenigsten beigetragen hat, so wurden auch hier als Haupturheber der sofort

ergriffenen Maßregeln ausschließlich der Minister des Innern und sein Schwiegersohn genannt, weil man ihnen vor allen die entsprechende Gesinnung und zugleich die Macht über das Gemüth des Fürsten zutraute. Als die Versammlung, die sich jeden Tag vergrößert hatte, mit Waffengewalt auseinandergetrieben wurde, richtete sich die Wuth der Masse vornehmlich gegen Eduard, weil unterdeß auch bekannt geworden war, daß er Minister werden solle, und man hierin den Lohn seines Rathes erblicken zu müssen glaubte. In den Wirthshäusern erschollen die grimmigsten Schmähungen gegen ihn, und noch in derselben Nacht stimmten Arbeiter und Buben vor seinem Haus eine Katzenmusik an, die indeß von der Polizeimannschaft bald zum Schweigen gebracht wurde.

Am andern Morgen war die ganze Stadt auf den Beinen. Die Läden wurden entweder gar nicht geöffnet oder bald wieder geschlossen. Die Häupter der demokratischen und liberalen Partei, die gemeinschaftliche Sache machten, hatten des Nachts ihre Beschlüsse gefaßt und für deren Verbreitung gesorgt! In Massen hin und herwogend fühlte das Volk sich bald souverän und verhöhnte die Polizeimannschaft, die ihre Ohnmacht erkennend rathlos zurückwich, nachdem ein Arretirungsversuch gänzlich verunglückt war. Man wußte, daß von der zweiten Stadt des Landes eine Deputation

kommen würde, und der Magistrat der Residenz machte sich bereit, gemeinschaftlich mit ihr ins Schloß zu gehen und mit allen Mitteln der Ueberredung in den Fürsten zu dringen. Die Deputation kam später, als man gedacht, Mittag war vorüber, und es dauerte noch eine geraume Zeit, bis sie zusammen von der Hoheit gehört wurden. Sie trugen ihre Bitten und Wünsche vor, begründeten sie und appellirten flehend und mahnend an das väterliche Herz des Landesherrn. Allein nach dem schon gefaßten Entschluß konnten sie statt der bestimmten Gewährung nur allgemeine Versprechungen erhalten, und wurden ihrerseits aufgefordert, ihm, dem Fürsten, zu vertrauen und in loyaler Haltung seiner Entschließungen zu warten. Auf die Andeutung großen Unheils, das diese Antwort Seiner Hoheit zur Folge haben würde, lächelte der kriegerisch fühlende Herr in Geringschätzung der angedrohten Gefahr, indem er hinzufügte: sein Recht zu vertheidigen, sey seine Pflicht, und er hoffe dabei auch am besten zu fahren!

Als die Erfolglosigkeit des Unternehmens bekannt wurde, geriethen die Massen, die sich auf dem Schloßplatz gesammelt hatten, in schlimme Gährung; entrüstetes Murren wurde laut und lauter, und hier und dort setzte man sich in Bewegung, als wollte man gewaltsam in das Schloß dringen. Nun rückte aber die bereitgehaltene Militärmacht an. Eine Aufforderung, den

Platz zu räumen, wurde nur von Wenigen beachtet. Ihr folgte dreimaliges Trommeln; und endlich — als noch immer eine gute Zahl blieb, die solches Vorgehen entweder nicht für möglich hielten oder den Kampf wollten — das Kommando: „Feuer!" Mehrere Personen fielen, wurden von den Nächststehenden ergriffen und weggetragen, und das Militär besetzte den Platz.

Der Anblick der Gefallenen, das Rachegeschrei derer, die sie trugen und begleiteten, versetzte das Volk in grimmige Wuth und machte es zum Aeußersten entschlossen. Man baute Barrikaden, feuerte sich wechselseitig an und rüstete sich auf alle Weise, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Während Soldaten und Bürger sich gegenüberstanden, des Kampfes gewärtig und in dem ernsten Vorgefühl desselben, fand im Schloß eine Wendung statt. Ueber den leidenschaftlichen Zorn der ganzen Bevölkerung, über ihre Entschlossenheit, es auf einen Straßenkampf ankommen zu lassen, konnte kein Zweifel seyn; es waren daher fast gleichzeitig der kurz zuvor in der Stadt eingetroffene Bruder des Fürsten, der erste Bürgermeister und der Hofprediger in den Palast geeilt, um auf's Inständigste zum Nachgeben zu ermahnen. Eine alte Excellenz, die für die staatsklügste Persönlichkeit in der Residenz galt und die man herbeigeholt hatte, gab den Ausschlag, indem sie das, wozu die humanen Gemüther

drängten, aus kalt entwickelten, unwiderleglichen Gründen als das jetzt einzig Nützliche darthat. Der fürstliche Herr, der in düsterm Schweigen zugehört hatte, stampfte erzürnt das Parket; — aber er fügte sich der Nothwendigkeit. Der Bürgermeister wurde beauftragt, der Stadt kundzugeben, daß die Wünsche der Deputationen ohne Ausnahme bewilligt seyen.

Die Gewährung kam spät; für den Landesherrn selbst aber nicht zu spät. Ihm wurde es zu Gute gerechnet, daß er bessern Rath angenommen, und der Haß des Volks kehrte sich nur noch gegen die vermeintlichen Ertheiler des ersten schlechten Raths. Dem Minister und seinem Schwiegersohn war die gegen sie gerichtete Stimmung nichts weniger als unbekannt, und vom Fürsten selber dazu aufgefordert, bereiteten sie sich, die Stadt zu verlassen. Jenem, der sich beeilte, gelang es; Eduard aber, obwohl er dem Schwiegervater zugesagt hatte, mit den Seinen schleunigst nachzukommen, war nicht rasch genug im Einpacken der wichtigsten Papiere und befand sich noch in seiner Stube, als auf der Straße schon unter wildem Geschrei an das verschlossene Thor gedonnert wurde. Der anhängliche Bediente rettete ihn und die Familie. Er führte sie, die sich nach Möglichkeit vermummt hatten, durch die Hinterthüre und den Garten in einen Nachbargarten, an dem er eine Thüre unter Tags nur eingeklinkt wußte, und von hier in die

Wohnung der Majorin, die ihm Julie als erstes Asyl bezeichnet hatte und die zum Glück für die Flüchtigen in einer Seitenstraße lag. Die junge Frau benahm sich bei dieser Gelegenheit entschlossen und muthig; ihr Söhnchen trug sie selbst, und mit einem Ausdruck heroischer Zuversicht, wie stark auch das Herz im Busen klopfen mochte, schritt sie an der Seite der Schwiegermutter dem treuen Diener nach. —

Als die Majorin mit den beiden Freunden in die hinter der Küche gelegene Stube trat, erhob sich die Familie rasch und ging ihnen entgegen. Eduard, Otto erkennend, fuhr unwillkürlich zusammen und ein verlegenes Roth flog über sein blässeres Gesicht. Aber Otto grüßte mit so achtungsvoller Theilnahme, schüttelte dem Jugendfreund mit so treuem Blicke die Hand, sprach seine Freude, die Familie geborgen zu sehen, und seine Hoffnung, sie bald ganz aus dem Bereich der Gefahr zu wissen, so warm aus, daß alle Herzen sich dem Druck der Lage mit einemmal enthoben fühlten.

Der Antheil, der den Freund sogar lebhafter und beredter machte, als man es sonst an ihm gewohnt war, übte auf die Gestürzten, Verfolgten eine ergreifende Wirkung. Eduards Augen wurden feucht, und er warf einen Blick auf Otto, in welchem ebenso viel Anerkennung als Abbitte lag. Die Mutter dankte mit einer Stimme, welche die Rührung ihrer Seele nicht verber-

gen konnte, und Julie reichte dem Freund mit einem Lächeln die Hand, in welchem innige Freude die Spuren der Trauer und Sorge ganz vertilgt hatte. Sie schien im Anblick des von ihr so herzlich verehrten Mannes aller Gefahr sich entbunden zu fühlen und schaute mit zuversichtlichem Aug' auf ihren in einer Ecke des Sophas schlummernden Liebling.

Die Majorin und der Poet hatten sich mit Fleiß zurückgehalten und die Familie dem näher Bekannten allein überlassen. Jetzt rief Otto, auf den Gefährten deutend, zu Eduard: „Kennst du unsern alten Universitätsfreund nicht mehr — den Poeten?"

Eduard ging auf den Genannten zu und sagte, ihm die Hand schüttelnd: „Ich hab's geahnt! — Sie haben sich zwar bedeutend verändert, aber der Blick des Auges ist derselbe geblieben, und von ihm aus findet man auch die Züge wieder!"

Er stellte den alten Genossen den Seinen vor, die ihn freundlich begrüßten und ihn sofort mit Blicken des Vertrauens ansahen.

Während zwischen ihnen eine Unterhaltung sich entspann, in welcher der Poet der gegenwärtigen Situation mit den schonendsten Ausdrücken die tröstlichste Seite abzugewinnen suchte, nahm Eduard den Freund auf die Seite und bat ihn um offenen, unumwundenen Bericht. Otto verhehlte ihm nicht die fortdauernde Er-

bitterung der Menge und schilderte die Zerstörungen in seinem Hause. Hierbei zuckte jener die Achsel, wie über etwas Gleichgültiges und sagte: „Mögen sie sich daran erlaben! — Wenn sie sich aber an den Meinigen und mir vergriffen, so würde ihre Wuth von Allen, die man zu Rathe gezogen, den Schuldlosesten treffen.“ — „Du hast also,“ rief Otto lebhaft, „die Gewaltschritte nicht gerathen?“ — Eduard schüttelte den Kopf und erwiderte: „Zum Nachgeben hab' ich ermahnt, so viel ich konnte; aber ich wurde überstimmt und mußte mich fügen.“ — „Nun,“ entgegnete Otto mit froherem Gesicht, „dann hoff' ich das Beste! Hast du ein gutes Gewissen, dann kannst du der Ungunst des Tages weichen und auf bessere Zeiten warten. Die Stimmung der aufgeregten Menge wechselt, sie vergißt über dem Einen das Andere. Im Schutze der Nacht werdet ihr die Stadt verlassen können.“

Nach kurzem Schweigen fuhr er mit halbem Lächeln fort: „Aber was macht denn unsre Journalfeder — Bernhard? Droht am Ende auch ihm Gefahr?“

„Davor,“ versetzte Eduard mit einer Geringschätzung, die einen empfindlichen Charakter hatte, „wär' er durch seine Unbedeutendheit geschützt! Aber er hat sich vorgesehen! Schon vor mehreren Tagen hat er mir schriftlich gekündigt, ist mit Sack und Pack ins feindliche Lager übergegangen und jetzt, wie ich höre, ein Haupt-

redner der Demokraten. Er hat eine gute Nase gehabt, dieser Wackre, — und am Ende kommt nun *seine* Zeit."

Otto konnte nicht umhin, erheitert zu werden. „So fällt doch," sagte er, „wenn's nur ein Bischen geht, jeder wieder in seine alten Sünden zurück! — Nun, schaden wird er nicht viel!"

„Aber noch weniger nützen," entgegnete der Andre mißmuthig.

„Höchst wahrscheinlich," meinte Otto; „sogar sich selber nicht!"

Sie traten zu den Uebrigen, und der besorgte Freund wollte eben die Art und Weise besprechen, wie man die Flucht am sichersten bewerkstelligen könne, als vom Thorweg des Hauses ein gewaltiger Lärm herdrang und gleich darauf heftig geklingelt wurde. Alle waren erschrocken und sahen sich bestürzt an. Otto that einen Schritt gegen die Thüre; aber die Majorin, die sich gefaßt hatte, rief: „Hier geblieben! Das geht mich allein an! — Beruhigen Sie sich, meine Lieben! Ich bin hier bekannt, und — Gott wird helfen!"

Sie ging hinaus, man hörte sie die ziemlich entfernte Thüre öffnen und, wie man annehmen mußte, eine Verhandlung beginnen. Zweimal wurde diese durch wildes Geschrei unterbrochen, das vom Thorweg über die Treppe herlief und den Horchenden das Herz erstar-

ren machte. Das junge Weib rang die Hände und schaute mit flehenden Blicken zum Himmel empor. Eduard hatte sich vor sie gestellt, um die Seinen, wenn es noth that, mit seinem Leben zu vertheidigen. Otto hatte den Riegel vorgeschoben, mit dem Gefährten an der Thüre Posto gefaßt, und dachte nach, wie er die etwa Andrängenden täuschen oder irgendwie zum Abzug bewegen könnte.

Auf einmal drang die scharfe Stimme der Majorin in die Stille: „Herr von Ehrenfels, kommen Sie! Herr Doktor, kommen Sie!"

Otto, rasch öffnend, nahm den Poeten bei der Hand und eilte mit ihm zu der offenen Gangthüre. „Nun," rief die Majorin mit dem Ausdruck der Anklage zu einem jungen Menschen, der vor ihr stand, und zu dem Haufen, der die Treppe besetzt hatte, „ist das der Minister und der Geheimerath? Sind das Feinde des Volks und der Freiheit? Dieß hier ist Herr von Ehrenfels, der vor Jahren Amt und Würde verlor, weil er seine liberalen Ueberzeugungen nicht aufgeben wollte! Und das ist sein Freund, ein unabhängiger, geachteter Schriftsteller! Wie konntet ihr glauben, daß jene Herren vor dem Zorn des Volks zu der Majorin Hufnagel fliehen würden?"

Die beiden schauten mit instinktmäßig eingreifendem Spiel verwundert auf die Frau und die Leute, und

schüttelten dann den Kopf als über ein kaum begreifliches Mißverständniß.

Der junge Mensch sagte endlich: „Man hat uns falsch berichtet, wie's scheint! — Nun," rief er den Genossen auf der Treppe zu, „wollen wir gehen?"

Der Haufe schwankte, und die Majorin entschloß sich zu einem letzten Wagniß. „Wenn ihr mir nicht glaubt," rief sie mit dem Unmuth einer Gekränkten, „so kommt herein und durchsucht meine Zimmer! — Ohne Bedenken! Alle Schränke — Kisten und Kasten sollen euch geöffnet werden!"

„Nein," rief jetzt einer aus dem Haufen; „wir verlieren nur Zeit! Ich hab's ja gleich gesagt, daß der Schlosser falsch gesehen hat, — laßt uns fort!"

Der junge Mann sagte: „Frau Majorin, nichts für ungut! Wir sind beauftragt, diese Menschen nicht aus der Stadt zu lassen!"

„Sucht sie," rief die Frau mit Würde. „Aber wenn ihr sie findet, befleckt eure Hände nicht mit dem Blut der Wehrlosen. Es wäre ein Flecken an dem Glanz des schönen Tages, der euch Allen Segen bringen möge, wenn ihr euch mäßigt und großmüthig zeigt! — Gott befohlen!" —

Der Haufe entfernte sich, die Majorin schloß die Thüre und kehrte mit den Freunden eilig zu der angstvoll harrenden Familie zurück. „Sie sind fort," rief

sie mit leuchtenden Augen, „und die Gefahr, wie ich hoffe, ganz vorüber!“

Den lebhaft Fragenden erwiderte sie: „Ein Glück war es, daß der junge Mensch, der den Trupp führte — ein Tapezierer — mir bekannt ist, und der Respekt, den er vor mir hat, wenigstens soviel vermochte, daß sie zu einer Unterredung still hielten. Wie sie nun auf meine Frage schrieen: der Minister und sein Schwiegersohn wären hieher geflüchtet, man wisse es! — da schwor ich hoch und theuer, das sey eine Lüge, stellte mich beleidigt, beschwerte mich, — und Gott gab mir den Gedanken ein, die falsche Vermuthung aus der Anwesenheit der beiden Herren zu erklären und diese, zum klaren Beweis, herbeizurufen. Sie haben beide gut mitgewirkt“ (setzte sie freundlich lächelnd hinzu) — „und nun, ihr Lieben, sind sie auf falscher Fährte, und wir können ruhig die Nacht erwarten!

Die Rettungsfreude, welche bei dieser Erzählung das Gesicht der Majorin verschönte, lockte den beiden Frauen Thränen in die Augen. Sie faßten ihre Hände und dankten auf's Innigste. Julie, im Sturm des Glücksgefühls, umschlang den Hals der Beschützerin und küßte sie zärtlich. „O Sie Großmüthige,“ rief sie, während die Thränen über ihre Wangen liefen, — „ewig werde ich Ihrer Güte gedenken, ewig werde ich Sie wie eine Mutter verehren!“ Die Majorin betrach-

tete sie gerührt, mit innigem Wohlgefallen. „Sie sind eine liebe, schöne Tochter," erwiderte sie, indem ihr selber die Augen übergingen, — „es freut mich, wenn ich Ihr Herz gewonnen habe, — ich bin stolz darauf!" —

Das ist das Schöne in Momenten des Leidens und der Gefahr, daß alle Aeußerlichkeiten, welche die Menschen trennen, zu Boden fallen, die Seelen über sie hinweg zusammenströmen, die ewigen Gefühle, siegreich, die Unterschiede in ihnen selbst aufheben und auch die minder guten den besten gleich machen! — Ein Geist und Eine Empfindung durchdrang nun alle Herzen, die in der zum wirklichen Asyl gewordenen Stube ruhiger, glücklicher und schöner pochten. Das hülfreiche Wohlwollen der Einen wurde aufgewogen durch den liebenden Dank der Andern — die guten Engel herrschten in Allen und reichten sich die Hände.

Der Poet betrachtete aus der Ecke neben dem Sopha, in die er sich zurückgezogen hatte, die Gesichter und freute sich des edlen Abglanzes auf allen; seine Augen weilten aber zuletzt ausschließlich auf der jungen Frau. Klara — wir dürfen es nicht verschweigen! — hatte in dem Dichtergemüth eine bedeutende Nebenbuhlerin erhalten. Das feinschöne Profil erschien ihm in der gegenwärtigen Aufregung unendlich reizend. Er meinte freilich zu sehen, daß sogar dermalen ein unwillkürliches Bestreben, anmuthig zu erscheinen, in ihr

sich geltend mache; allein doch nur so weit, daß sie von ihm wie von einem holden weltlichen Duft umflossen war, der im Grunde zu dem ganzen zierlich lebhaften Bild gehörte. Der Gatte, der so eben zärtlich ihre Hand ergriff, war in der That zu beneiden! —

Unser Junggeselle, Julie würdigend, dachte an Klara, und ein Lied erkeimte in ihm, in welchem er beide schildern und mit Bewunderung der göttlichen Macht und Güte schließen wollte, der neben eine höchste Schönheit eine andere höchste überraschend und unendlich erfreulich hinzustellen vermocht habe. — Nachdem er die Hauptgedanken sich fest eingeprägt, empfand er ein stilles Wohlbehagen und trat, auf seine Weise befriedigt, mit freierem Blick zur Gesellschaft.

Die Majorin hatte durch die Magd Stühle herbeibringen lassen, und Alle setzten sich nun zusammen, um ernstlich die Entfernung aus der Stadt und die möglichen Begegnisse zu erwägen, auf die man sich vorsehen mußte. Da ertönte die Klingel auf's Neue! Der Zug daran war indeß ungleich bescheidener, und ohne allzugroße Erregung der Anwesenden verließ die Frau des Hauses das Zimmer, um wieder selbst zu öffnen. Sie erblickte einen ältern Mann, der nach der Majorin von Hufnagel fragte, ihr, als sie sich genannt, einen Brief übergab, und sich ruhig grüßend entfernte.

In die Stube zurückgekehrt, öffnete sie das Schreiben, überflog es und rief ernst: „Doktor Bernhard! Vernehmen Sie, was er schreibt!“

Sie las:

„Hochgeehrte Frau! Gewisse Leute haben bei Ihnen einen Zufluchtsort gefunden und halten sich gegenwärtig bei Ihnen auf. Ich weiß es. Fürchten Sie aber Nichts! Außer mir weiß es nur Einer — der sie eben in's Haus hat eintreten sehen! — und der denkt wie ich. Fern sey es von uns, den großen Sieg, den wir erfochten haben, zu mißbrauchen! Rein strahle der Ruhm dieser Tage! Während Sie diese Zeilen lesen, versammelt sich das Volk um einen Redner, der ihm beweisen wird, daß es ihm gezieme, die Hochherzigkeit, die man den Fürsten bloß anzulügen pflegt, wirklich zu beweisen und die noch in der Stadt befindlichen Glieder der gestürzten Regierung mit den Ihrigen ungehindert ziehen zu lassen. Beruhigen Sie die Familie! Ich kenne das Volk — es wird mir gelingen, — und ich hoffe Ihnen das glückliche Resultat selbst melden zu können.“

Die Mienen der Hörer, die bei den ersten Worten neue Betretenheit gezeigt hatten, verriethen bald Anerkennung und Beifall, obwohl mit verschiedenen Zusätzen. In dem Gesicht Eduards wichen die Zeichen verlegenen Aergers bei den stolzen Reden über den erkämpften

Sieg zuletzt einem Ausdruck, welcher sagte: „In Gottes Namen! Ergeben wir uns in Alles!“

Der Poet schüttelte den Kopf und rief: „Bernhard auf dem Höhepunkte seines Daseyns! Wirklich dahin gelangt, wornach er von jeher getrachtet hat: Führer der Massen, Inhaber demokratischer Macht zu seyn! Jetzt, nachdem ich dieß erlebt, zweifle ich an Nichts mehr — und hoffe namentlich für uns, die wir hier sind, die Erfüllung all unsrer Wünsche.“

Otto, der nachdenklich dagestanden, versetzte: „Wir dürfen nicht hier bleiben, während das Loos geworfen wird über unsre Freunde! Komm! — es könnte doch etwas zu thun geben für uns!“

Der Poet stimmte zu. Sie verließen das Haus und gingen rasch weiter, da jeden die Neugier spornte, wie der Volksführer sein Versprechen halten werde.

Auf der Hauptstraße angelangt, mischten sie sich in eine Menschenwoge, die gegen den Platz hinströmte, an welchem die Wohnung Eduards lag. Bald, um eine Ecke gekommen, erblickten sie den alten Kameraden auf einem Tische stehend, über ein Meer von Köpfen erhöht — mitten in rhetorischer Thätigkeit.

Indem sie sich möglichst in seine Nähe drängten, vernahmen sie jedes Wort.

„Ja, meine Freunde und Mitbürger,“ rief die bekannte Stimme pathetisch und kräftig, — „der Sieg ist

vollkommen! Der wahre Souverän, das Volk, hat die Macht, die ihm die Natur zuspricht, wieder an sich genommen und wird sie nun besser bewahren, gerechter austheilen! Nur zeigen hat er sich dürfen, dieser wahre Souverän, — nur dräuen mit dem erzürnten Aug', und die Anmaßung der Gewalthaber ist in ihr Nichts zurückgesunken. Der Triumph ist vollständig, und diejenigen, die ihn glorreich erstritten haben, werden dafür sorgen, daß er ihnen verbleibe in alle Zukunft!"

Großer Beifall erscholl hierauf und eine Stimme rief: „Ja, das werden wir!"

„Wir haben," fuhr der Redner fort, „unsre Kraft kennen gelernt, und ihr gegenüber die Schwäche der Feinde, die Ohnmacht der Tyrannen. Was hat es sie geholfen, sich Werkzeuge geschaffen zu haben in einer blind gehorchenden Soldateska? Was hat es geholfen, diese zu fanatisiren und sie loszulassen gegen die Bürger dieser Stadt? Die große Haltung des Volks hat all ihre Tücke zu Schanden gemacht! — Erschreckt wichen sie vor dem Todesmuthe der Volkskämpfer! — überwältigt beugten sie sich vor der Majestät des rechten Herrn!"

„Kläglich ist sie gefallen, diese stolze Regierung! muthlos gewichen vor dem Beginn des Kampfes, verzweifelnd ebenso an ihrem Recht wie an ihrer Macht! Während die kaum bewaffneten Schaaren des Volks unangreifbar sich fühlten durch ihr Bewußtseyn, standen

die von Bajonnetten umstarrten Gegner entmannt durch ihr böses Gewissen! Nachdem sie dem übelberathenen Fürsten den Angriff gerathen auf uns, riethen sie dem Irregeführten mit demselben Eifer unbedingte Nachgiebigkeit, froh in ihrer tiefsten Seele, von alle dem Prunk und der angemaßten Herrlichkeit nur das nackte Leben zu retten; glücklich über Erwarten, wenn sie die Stadt, in der sie stolz und groß einhergegangen sind, erniedrigt bis zur Nichtigkeit verlassen dürfen!"

Eine Stimme aus dem Haufen: „Das sollen sie nicht! Die Bürgermörder müssen ihre Strafe haben!" Zurufe: „Ja, ja; er hat Recht!"

Bernhard schaute einen Moment umher, dann begann er wieder:

„Gerecht, fürwahr — durchaus gerecht ist der Zorn des Volks! Wenn die Beleidigten die Uebelthäter in der ersten Wuth ergriffen und den Gefallenen zum Opfer gebracht hätten, wer würde sie richten können? Auch jetzt noch, wo der Aufruhr des Zorns dem erhabenen Gefühl der Machtvollkommenheit gewichen ist, auch jetzt noch könnte das Volk Gericht halten über seine Feinde, es könnte das Verdammungsurtheil sprechen und vollstrecken lassen! Das Recht dazu hat es als einziger und wahrer Souverän, und ich würde es gegen Jeden vertheidigen, der es anzugreifen wagte!"

Rufe: „Jawohl hat es das Recht! — Auf's Schaffot mit den Feinden des Volks!"

„Geduld, meine Freunde und Mitbürger!" rief der Redner hier mit erhobener Stimme. „Wer das Recht hat, dem ist es nicht immer gerathen, davon Gebrauch zu machen! Er kann verzichten müssen um seiner selbst willen!"

Murren hier und dort. Eine Stimme mit zweideutigem Klang: „aha!"

Allerdings, meine Freunde," setzte der Unerschrockene mit Nachdruck hinzu. „Es gibt Gründe der Ehre, der Würde und der Majestät, die den Gebrauch verbieten!"

Während er nach diesen großen Worten innehielt, riefen Einzelne: „Ja, ja; hört ihn an!"

„Wer den Triumph, den Sieg und die Macht hat," fuhr der Redner fort, „der muß gottgleich handeln, indem er dem Schuldigen Gnade beweist. Und er muß Gnade beweisen, wenn es nicht nur von der Ehre gefordert ist, sondern von seinem eigensten Interesse!"

„Kennt ihr die Feinde des Volks, die Lästerer seiner Freunde? Ich habe von ihnen gelitten und mich, um ihr Treiben in der Nähe zu schauen, in ihr eigenes Lager begeben: ich kenne sie! Das Volk — sagen sie — ist unwürdig der Freiheit, weil unfähig, sie zu ertragen! Das Volk ist einem reißenden Thiere gleich; wenn es nicht in Ketten und Banden gehalten wird, geht es

schnaubend umher und sucht, wen es verschlinge! Das Volk ist bewegt von niedrigen Leidenschaften und blinder Wuth; es kann nicht bauen und erhalten, es kann nur einreißen und zerstören! — Welch ein Triumph für diese Verläumder, wenn sie nun im Hinblick auch auf diese Stadt sagen könnten: Da habt ihr den Beweis! Der Fürst hat Frieden geschlossen mit seinem Volk, und das Volk mordet seine Diener!"

„Nein, meine Freunde und Mitbürger: diese Freude wollen wir ihnen nicht machen — ihnen, die schon darauf lauern, es geschehen zu sehen, um es hinauszuschreien in alle Welt! — Nein, sie sollen sehen, daß das Volk in der Freiheit auch über gerechten Zorn Herr zu werden, daß es Barmherzigkeit zu üben vermag! Sie sollen sehen, daß sich das Volk als wahren Souverän erweist, indem es Gebrauch macht von dem höchsten Recht der Majestät, von dem Recht der Begnadigung — — und beschämt soll ihnen die giftige Feder aus der Hand sinken!"

Einzelne Stimmen: „Ja, ja! — Bravo!"

„Und, meine Freunde — noch ist es glücklicherweise nicht an dem, daß wir hingemordete Opfer der Volkserhebung zu beklagen haben! Wunderbar hat Gott seine Streiter beschützt! Getroffen von den Schergen der Gewalt sind sie gefallen, leichter und schwerer verwundet; aber noch hat Keiner die freie Seele ausge-

haucht, ja, wir haben Hoffnung, sie Alle dem Leben erhalten und den Lohn empfangen zu sehen in der neuen Aera der Freiheit!

„Danken wir dem Himmel durch Großmuth! Lassen wir sie ziehen, die aus dem Rausch ihrer Herrschaft Erwachten, und hinausgehen in's Elend ihrer Nichtigkeit! Zeigen wir ihnen, indem wir sie freigeben, unsre ganze Verachtung, und der Welt unsre ganze Sicherheit! — Wahrlich, sie sind genug gestraft durch den Verlust der Macht! Sie sind mehr gestraft als Verbannte und Lebende, wenn sie verdammt sind, von der Wüste der Ohnmacht her auf das blühende Land der Freiheit und der Volksherrlichkeit zu blicken, vom Neide gequält, von Reue gepeinigt! Lassen wir sie ziehen — führen wir sie selbst hinaus aus dieser Stadt, deren volksgeweihtes Pflaster zu betreten sie nicht mehr würdig sind! Wir aber wollen, ihrer entledigt und sie vergessend, das Gebäude der Freiheit bauen, in dem wir, unsre Kinder und Kindeskinder groß, glücklich und ehrenreich wohnen können! Ein Hoch dem freien — ein Hoch dem in Freiheit milden und großherzigen Volk!" —

Die Begeisterung, die Wonne, die bei den letzten Reden schon die Herzen bewegt hatte, brach nun los in jubelndem, lang anhaltendem Beifall. Der Redner, indem er der Versammlung das Süßeste zu hören gab, hatte seinen Zweck erreicht. Leuchtenden Angesichts

blickte er auf die Menge, und im Bewußtseyn der Macht schienen seine Züge größer, seine Figur bedeutender geworden zu seyn.

„Ertheilt mir die Versammlung," rief er endlich, „den Auftrag, die begnadigte Familie, die noch angstvoll der Entscheidung harrt, aus der Stadt zu geleiten?"

„Ja, ja," riefen Hunderte von Stimmen.

„Darf ich mir aus den Reihen der Bürger und der Arbeiter zu größerer Sicherheit je einen Begleiter wählen?"

„Ja, ja," erscholl es wieder.

„Wohlan," rief der Triumphator, „so geschehe der Wille des Volks!"

Während er vom Tische stieg, flüsterte Otto dem Poeten zu: „Jetzt laß uns geschwind heimgehen! Es wird Allen, namentlich aber Eduard lieb seyn, die glückliche Wendung zuerst durch uns zu erfahren."

Auf dem Weg sagte der Poet: „Wunderbar, wie Jeder in der Welt endlich zu seiner Herrlichkeit kommt! Hat dieser Bernhard nicht eine ordentliche Hoheit entwickelt und eine Macht des Wortes gezeigt, deren sich der erste Parlamentsredner nicht zu schämen hätte?"

„Er hat offenbares Talent," bemerkte Otto; „viel mehr, als wir ihm zugetraut!"

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken!" versetzte der Poet; „oder, wie das Sprichwort populärer,

aber eben so treffend sagt: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. — Ich bin aber nun sehr neugierig auf das Gesicht, mit dem er seinem bisherigen Protektor die Protektion heimzahlen wird!"

Otto lächelte. „Möge er seine Zeit nützen!" erwiderte er. „Die Triumphe der Demagogen sind süß, aber flüchtig. — Nun, mir hat er gefallen; und wenn das Blatt für ihn sich wendet und ich etwas zu sagen habe — "

Sie waren angekommen und flogen die Treppe hinan, eilten dann mit der Majorin zu der Familie und riefen: „Triumph! — der Volksredner hat gesiegt! — Im Licht des Tages und ungehindert können Sie die Stadt verlassen!"

Die Gesichter blickten freudig, und Julie rief aus vollstem Herzen: „Gott sey Dank!" — „Wir verlassen hier," setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, „liebe, theure Freunde; aber — wir werden uns wiedersehen!"

„Gewiß," rief die Majorin, ihr die Hände drückend. „Und Alles wird gut werden!" Eduard sah zu Boden. „Wird er hieherkommen," fragte er mit halbverlegenem Lächeln, „unser Gegner und Retter?"

„Bald wird er hier seyn," erwiderte Otto. „Er ist vorsichtig, und wird, von einem Bürger und einem Arbeiter verstärkt, den Wagen selbst aus der Stadt geleiten."

„In Gottes Namen!“ rief der Geprüfte. „Erwarten wir ihn!“

Die Majorin schickte die Magd zu ihrem Lohnkutscher und ließ ihm sagen, daß er in längstens einer halben Stunde mit einem Glaswagen vorfahren solle. Dann holte sie aus ihren Schränken Ueberkleider und Decken herbei zum Schutz gegen die Kühle der Nacht; denn zu dem Gute des Ministers, wohin die Fahrt gehen sollte, war es über drei Meilen. Vorsorgend und Verlorenes ersetzend bereitete sie mit den Frauen Alles zur Abreise.

Die Magd kam und meldete, daß der Kutscher in der verlangten Zeit hier seyn werde. Gleich nach ihr erschien der Diener Eduards mit der Kindswärterin, die er gesucht und glücklich gefunden hatte. Diese kam um so erwünschter, als das endlich erwachte Kind schrie und man froh war, die Beschwichtigungsversuche in einem andern Zimmer vorgenommen zu sehen.

Die fertigen und ermüdeten Frauen hatten sich eben wieder gesetzt, Eduard stand bei Otto, und der Poet war — aus Gründen! — hinter die Gardine eines Fensters mit verschlossenen Jalousieen getreten, als die Klingel stark und nachhaltig ertönte. Die Majorin, nach einem Blick auf die plötzlich erregten Gesichter der Familie, hieß die Magd öffnen. Bald wurden kräftige

Tritte gehört, und über die Schwelle der aufgehenden Thüre trat — Bernhard.

Ein Nachglanz des erfochtenen Sieges und der bewiesenen Macht lag noch auf seinen Zügen. Die Würde des Retters erfüllte ihn und die tiefe Genugthuung, einer Familie, die ihn bisher gelassen von oben betrachtet hatte, nun seinerseits mit überlegener Haltung entgegenzutreten.

Die Bedeutung seines Kommens, das Selbstgefühl in seinen Mienen übte auf die Glieder dieser Familie eine überraschende Wirkung. Eduard ging auf ihn zu und faßte ihn bei der Hand mit dem Ausdruck respektvollen Dankes. Die Mutter und Julie hatten sich rasch erhoben und verneigten sich erröthend — die erstere ungewöhnlich tief.

Otto, dieß wahrnehmend, verzog unwillkürlich die Lippe und weilte mit einem eignen Vergnügen auf der Majorin, die sitzen geblieben war und den Ankömmling — mit Absicht, wie er sah! — mit majestätischer Ruhe betrachtete.

Der Volksmann, seinen Blick auf die Familie gerichtet, sagte: „Herr von Horst — meine Damen —, ich habe das Versprechen, das ich Ihnen durch Frau von Hufnagel ausrichten ließ, gehalten. Das Volk, durch meine Gründe bewogen, legt Ihrer Abreise Nichts in den Weg — Sie können sich ohne Gefahr hinweg-

begeben. Zum Ueberfluß werd' ich Ihnen mit zwei Männern aus dem Volk zur Schutzwache dienen."

Lebhafte Verbeugungen. Die Mutter antwortete mit dem Versprechen ewigen Gedenkens, und Eduard drückte dem Beschützer mit dem erkenntlichsten Blick die Hand.

Bernhard, von seiner Mission und Wichtigkeit eingenommen, hatte Otto kaum, den Poeten gar nicht bemerkt. Als sein Auge nun auf den erstern traf, wurde er durch die ruhig überlegene, zu dem Schauspiel des Moments nicht ganz zufrieden sehende Miene einigermaßen außer Fassung gebracht. Die Erinnerung an das frühere Sachverhältniß wirkte störend, und ein Hauch von Verlegenheit trübte den Glanz des bis jetzt bewiesenen Ansehens.

„Herr von Ehrenfels," bemerkte er mit nur halb gelungenem Lächeln, „Sie sind auch wieder hier?"

„Eben recht gekommen," versetzte dieser, „um Ihre wirksame Ansprache an das Volk zu hören und Ihnen für Ihre wackre Absicht meinen ganzen Beifall auszusprechen."

„Ich that meine Pflicht," erwiderte Bernhard, von der freien Art dieses Beifalls nicht angenehm berührt, — „meine Pflicht gegen eine Familie, die sich gegen mich freundlich bewiesen hat, — und gegen das Volk, dessen unbefleckte Ehre mir vor Allem am Herzen liegt."

Die Haltung Otto's, die nach seinem Gefühl dem

jetzigen Stande der Dinge nicht angemessen war, verletzte den Selbstbewußten und gab einem Gedanken die Entstehung, den er nicht unterdrücken konnte. Mit einem ziemlich geringschätzigen Blick fuhr er fort: „Ich habe mit dem Volk gemeinschaftliche Sache gemacht, als noch Gefahr dabei war, und nicht auf seinen Triumph gewartet, um hinterdrein die Früchte desselben pflücken zu helfen!“

Nun hielt sich der Poet nicht länger; er trat hinter der Gardine hervor und rief mit einem Tone, in dem seine eigentliche Gesinnung gar wohl zu erkennen war: „Ganz famos hast du deine Sache gemacht, alter Kamerad und Studiengenosse! Kennst du mich noch — den Poeten der Gesellschaft? — oder sind die triumpherfüllten Augen dermalen unfähig, in dem allerdings etwas veränderten Gesicht die Züge des jugendlichen Commilitonen wiederzufinden?“

„Du bist hier?“ versetzte Bernhard, ihn mit dem Auge messend. „Ich hätte dich in deiner Heimath, in irgend einer schöngeistigen Beschäftigung vermuthet!“

„Ein glücklicher Stern,“ erwiderte der Andre, „hat mich hieher geführt, um Zeuge deiner Thaten zu seyn. Alle Hochachtung vor deinem Talent! Du kennst deine Leute; du kennst das Thier mit vielen Köpfen, wie es Freund Shakspeare etwas unhöflich, aber nach Einer Seite doch richtig nennt — du weißt, was es am lieb=

sten vernimmt, und hast ihm — ein anderer Rattenfänger — unwiderstehliche Zaubertöne vorgespielt! Die Mittel des begeisterten Lobgesangs auf der einen und des großartigen Hohnes auf der andern Seite hast du wahrhaft künstlerisch wirken lassen und mit dictatorischer Hand die Seelen an dich gerissen! — Du hast's zum guten Zwecke gethan — deß sollst du bedankt seyn!"

Er ergriff die Hand des alten Kameraden und schüttelte sie kräftig. Bernhard, die in der Anerkennung zugleich gegebene Kritik fühlend und ärgerlich davon berührt, stand ernstlich verlegen; sein Gesicht wurde röther und dunkler und nur mit Anstrengung errang er eine Würde, die zugleich Unmuth und Geringschätzung auszudrücken suchte.

Otto legte sich in's Mittel. Er gab dem Volksmann die Hand und sagte mit Ernst: „Sie haben sich brav benommen und sehr geschickt aus der Affaire gezogen, und ich, dem Sie auch einiges Interesse an dem Wohlergehen des Volks zutrauen dürfen, bitte Sie, unter ähnlichen Verhältnissen wieder so zu handeln. — Unser Freund" (setzte er mit einem Blick auf den Poeten hinzu) „hat es nach seiner Manier ausgedrückt, meint's aber eigentlich ebenso!"

„Ganz ebenso!" bekräftigte der Poet. „Und wenn sich in meine Anerkennung einiger Humor gemischt hat, so wissen wir ja, daß am Tage des Triumphs auch die

Cäsaren etwelchen Spott anhören mußten, weil der auf dem Gipfel Befindliche stets ebenso sehr einer Erinnerung an seine Menschlichkeit, wie der unten Stehende einer kleinen Entlastung seines unvermeidlichen Neides bedürftig ist."

„Gut, gut," fiel ihm Otto in's Wort. — „Nun laßt uns von ernsten Dingen ernsthaft reden!"

Bernhard, als er vernahm, daß die Familie in einem Glaswagen die Stadt verlassen wolle, erbot sich auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen, während seine zwei Gefährten (da man durch die Menschenmenge ohnehin nur Schritt fahren könne) zur Seite gehen würden. — Nachdem Alles besprochen war, entfernte er sich würdevoll, die Männer aus dem Volk, die in der Durchfahrt warteten, von ihren Obliegenheiten zu unterrichten.

Trotz der noch immer ernsthaften Situation konnte man doch nicht umhin, sich mit einem gewissen Lächeln anzusehen. Julie, mit dem Ausdruck der Rüge, sagte zu dem Poeten: „Sie haben es ein wenig zu arg gemacht, Herr Doktor! Wenn er nun böse geworden wäre und uns im Stich gelassen hätte?"

„Er hat offenbar," fügte Otto hinzu, „die erste aller Regeln verletzt: daß man den Mächtigen nicht reizen soll!"

„Konnte nichts schaden," erwiderte der Poet. „Er trat gar zu stolz auf und machte nebenbei eine Anspie-

lung, die ich sehr boshaft fand — Etwas mußte er haben! Aber ich kenne ihn: er mag den Großen spielen und sich im Genusse der langersehnten Macht gütlich thun — der Rache, der bösen Handlung ist er unfähig!"

„Um so mehr verdiente er auch Erkenntlichkeit und Rücksicht," bemerkte die Frau Direktorin.

„Nun," versetzte der Poet nicht ohne einen Seitengedanken, „das ist ihm ja auch in Fülle hier geworden! Und ich für meine Person glaubte seine Handlungsweise ganz nach Gebühr zu würdigen. Anerkennung für die Gutmüthigkeit, und Spott für die Grandezza!"

Julie war unterdeß zu Otto getreten. Sie sah ihn mit einem eignen wehmüthigen Zug um den Mund an und sagte herzlich: „Nun, mein Freund — leben Sie wohl und grüßen Sie die lieben Ihrigen. Wir treten ab vom Schauplatz — Ihre Zeit beginnt, und Sie werden gewiß alle Ihre Zwecke erreichen. Behalten Sie uns in gutem Andenken!"

„Was die Zeit bringen wird," versetzte Otto, „mir und uns Allen, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich Ihnen, verehrte Frau, und den Ihrigen stets die treueste Freundschaft bewahren werde."

Julie faßte seine Hand und rief mit dankbar zärtlichem Blick: „O das ist schön! — das wird uns wohlthun in unsrer Einsamkeit!"

„Die Wogen,“ erwiderte Otto mit tröstendem Blick, „werden verlaufen — Sie werden zurückkehren — “

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Das kann lang anstehen,“ versetzte sie. „Die Welt ist anders geworden, das hab' ich von dem heutigen Tag gelernt. — Es gibt keine Fürsten mehr“ (setzte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu); „das Volk ist Herr und Meister geworden, und das wird jetzt überall so gehen, denken Sie an mich! Mein Mann und mein Vater haben verspielt, und wir können uns nur glücklich preisen, wenn man uns in Ruhe läßt und“ (setzte sie mit feuchtem Auge lächelnd hinzu) — „wenn unsre Freunde uns nicht vergessen!“

Die Magd erschien und meldete, daß der Wagen unten halte. Eduard ergriff die Hand der Majorin und dankte für den großmüthigen Schutz mit dem Ausdruck tiefster Achtung; die Frauen nahmen von der bewährten Freundin zärtlichen Abschied, und diese, die von Wohlwollen und Genugthuung strahlte, konnte ihre Rührung nicht verbergen.

Alle begleiteten die Familie zum Wagen und riefen ihr die letzten Wünsche zu.

Nach wenigen Minuten war Alles geordnet. In dem großen doppelsitzigen Raum hatten die beiden Frauen, Eduard und die Wärterin mit dem wohleingewickelten Kinde Platz genommen. Der Volksführer setzte sich

neben den Kutscher, die Begleiter stellten sich rechts und links und der Bediente hinter den Wagen, um vor dem Thor den Platz Bernhards einzunehmen: so bewegte sich der seltsame Zug langsam durch die Menge.

Von einzelnen Schmähungen und verächtlichen Reden abgesehen, verhielt sich diese zunächst ruhig. Als aber der Wagen durch die Vorstadt ging, rechtfertigte sich die Vorsicht, womit Bernhard die beiden Helfer beigezogen hatte, vollkommen. Unter der Anführung eines wildaussehenden Kerls lief aus einer Seitenstraße ein Trupp Leute schreiend gegen das Fuhrwerk heran und protestirte unter Drohungen gegen den Abzug der Volksverräther. Bernhard, mit großem Nachdruck, rief ihm zu, das Volk habe die Verbannung der Familie beschlossen, und sie wären gehalten, den Beschluß auszuführen! Aber der Anführer schüttelte richterlich den Kopf und rief: „Das kann Jeder sagen! Sie, Herr Doktor, haben das Brod des Verräthers gegessen, und Niemand weiß, ob Sie's nicht noch jetzt mit ihm halten!“ Der Angeschuldigte wurde blaß vor Zorn, und eine verächtliche Entgegnung, die sich ihm schon auf die Lippe drängte, hätte vielleicht Alles wieder verdorben. Aber der Arbeiter, der den Burschen, einen vacirenden Schriftsetzer, glücklicherweise kannte, leistete nun wirksamen Beistand. „Hurler,“ entgegnete er mit strengem Ansehen, „das Volk hat's wirklich beschlossen, dafür bin

ich dir gut; und Herr Bernhard ist unser wahrer Freund, denn er hat mit uns gekämpft und die Gefahr mit uns getheilt! Geh' und stör' uns nicht! — Zurück, im Namen des Volks!" — Auf dieses kräftige Wort hin wich der Mensch, der Kutscher trieb die Pferde an, und der Haufen entschädigte sich für den Verdruß, der Genugthuung eines Strafactes entbehren zu müssen, durch Schimpfworte.

Zwischen den ersten Gärten verabschiedete sich Bernhard von den Geretteten, die ihm und seinen Begleitern nochmal auf's Wärmste dankten; und der Kutscher, nachdem sich der Diener neben ihn gesetzt hatte, ließ die Pferde ausgreifen. Beruhigt schaute der Volksmann dem fortrollenden Wagen nach. Er rühmte den Arbeiter wegen seines energischen Verhaltens, und kehrte mit den Genossen in die Stadt zurück, um neue Maßnahmen in's Werk zu setzen.

Otto und der Poet hatten den Wagen bis zur Vorstadt im Auge behalten und heimgekehrt die Majorin mit der Nachricht erfreut, daß die Freunde geborgen seyen. Alle Drei waren müde und setzten sich zusammen, um in eintretender Dämmerung vertraulich zu plaudern. Aber nicht lange, so wurden sie auf's Neue unterbrochen. Die Magd kündigte an, daß man illuminiren müsse; so eben wäre es dem Hausherrn gemeldet worden!

„Illuminiren wir," versetzte die Majorin lächelnd. „Für uns ist die Sache gut gegangen — wir können's aus mehr als Einem Grund!"

Bald waren die Fenster durch je sechs Kerzen so hell, wie die irgend einer Privatwohnung in der Nähe. Die beiden Freunde begaben sich zunächst in den Gasthof, um ihre Effekten herüber zu schaffen, denn die Majorin bestand darauf, sie für die nächsten Tage beide zu beherbergen. Versorgt und eingerichtet gingen sie wieder hinunter und durchzogen die Straßen. Die ganze Stadt war erleuchtet, besonders glänzend das Rathhaus. Das Volk bewegte sich aufgeregt, aber froh hin und her und kein Exceß trübte das allgemeine Vergnügen.

„Nun," sagte Otto zu dem Freund, „mit diesem Tag, mein' ich, könnten wir zufrieden seyn! Eine Umwälzung — im Grund ohne Zerstörung! Die Volkswuth beschwichtigt und zum Verzeihen gebracht! Ein neuer Bund zwischen Fürst und Volk, der trotz Allem, was geschehen, bei gutem Willen von beiden Seiten eben das Verhältniß reifen lassen kann, das wir Alle wollen! Eine taghell erleuchtete Nacht und erhellte frohe Gesichter! — Gehen wir nach Haus und schlafen wir ruhig!"

II.

Der andere Tag der Erhebung. Schwarzrothgold. Freiheit, Brüderlichkeit. Zwei alte Bekannte auf einmal. Das Bürgerhaus.

Die Freunde, die in Einem Zimmer schliefen, erwachten am andern Morgen fast zu gleicher Zeit.

„Ist's wirklich so?" rief der Poet, indem er sich die Augen rieb, — „haben wir eine Revolution gemacht? — Haben wir den Mächtigen Scepter und Schwert entrissen? — Ist das Alles geschehen?"

„'S ist wirklich so," versetzte der ermunterte Otto, „wahrhaftig so, und kein Traumbild der poetischen Phantasie!"

„Sondern eine Erfindung Gottes!" erwiderte der Poet nach einer Pause, indem er sich aufrichtete. Und den Blick zum Fenster gewendet, fuhr er fort: „Der Tag bricht an, ein schöner Tag, so viel ich sehe, lau-

lichfrische, lenzliche Luft verheißend! — Wie meinst du, Freund, sollten wir nicht extra Gott danken, daß er uns diese Zeit hat erleben lassen?"

„Und daß wir sie erleben als reife Menschen," setzte Otto hinzu, „im Vollbesitz unserer Kraft, mit der Gewißheit, handelnd eingreifen, unser Daseyn verwerthen zu können! — Wahrlich, wir können uns nicht beklagen!"

Der Poet, sein Dankgefühl auszudrücken, jauchzte laut; Otto lachte herzlich. —

Nachdem sie, unter heitern und ernsten Reden, Toilette gemacht und gefrühstückt hatten, begaben sie sich zur Majorin.

„Ah," rief der Poet nach gewechseltem Gruß, „was erblicken meine Augen?

In der That bot sich ihnen etwas Unerwartetes und für beide höchst Erfreuliches dar. Eine Nähterin saß am Fenster und war eben beschäftigt, eine große schwarzrothgelbe Fahne an eine Stange zu heften!

Die Majorin lächelte vergnügt. „Wir gehen vorwärts, nicht wahr? — Die Christine" (so hieß die Magd) „hat's heimgebracht, daß heut Alles deutsche Fahnen heraushängen werde, und ich wollte nicht zurückbleiben." — Nach einem Moment fuhr sie kopfschüttelnd fort: „Es geht hier Alles so gut zusammen, daß man fast glauben sollte, eine geheime Macht dirigirte die Bewegung!"

„Wenn diese geheime Macht nun unser Herrgott, oder, um die heutige Sprache zu reden, der Weltgeist selber wäre?“ versetzte der Poet. „Es geht eben Alles gar zu gut zusammen, als daß man nur menschliche Direktoren dahinter vermuthen könnte. Diese mögen auch ihre Hand im Spiele haben; aber daß sie's allein machen, kann ich nicht glauben!“

Otto nickte zustimmend. „Wenn Ein Gedanke durch tausend Köpfe geht, so ist er zwar auch von außen, viel mehr aber noch von innen erregt! — Seht da“ (fuhr er durch's Fenster blickend fort), „unser Gegenüber hat die Fahne schon aufgesteckt. Wie schön sie in der Frühlingsluft hin und herwogt!“

„Unsre Farben!“ rief der Poet. — „Meine Farben, die Farben des alten Burschenschäftlers insbesondere! — Und nun glaube einer nicht an Fügungen! Was hat mich bewogen, zu Hause das Fach eines alten Schrankes zu durchsuchen, bei dieser Gelegenheit ein Burschenband zu finden, es in mein Taschenbuch zu stecken und mit hieher zu nehmen? — Offenbar“ (fuhr er fort, indem er das Band herausnahm und entfaltet hin und herschwenkte) „ist das geschehen, damit ich mich am ersten Tage der Freiheit mit dem bisher verpönten Zeichen wieder zierte und stolz damit einherschritte!“

Er betrachtete das Band mit einer Liebe, die bald

in Ernst überging, und fuhr fort: „Hier ist neben dem Roth wirkliches Gold, und das ist eigentlich das Wahre. — Herrliche Farben! Die schönsten und bedeutsamsten, die ich kenne!“

Die Majorin lächelte beifällig, und Otto sagte: „Es ist wahr!“

„Siehst du das auch ein?“ fuhr der Poet heiter fort, „du alter Corpsbursche?“

„O,“ erwiderte Otto, „ich hab' mich schon lang zum Burschenschäftler bekehrt; vielmehr, ich habe meinen landsmannschaftlichen Standpunkt durch den burschenschaftlichen ergänzt!“

„Als ein ächter Deutscher,“ fügte der Poet hinzu. „Nun, dann will ich auch nicht egoistisch seyn, und du sollst an dem Symbol deinen Antheil haben!“

Er nahm der Nähterin die Scheere ab, zerschnitt das Band in zwei gleiche Hälften und übergab die eine davon dem Freund.

Otto, nachdem er ihm die Hand gedrückt, sagte: „Es ist ein ächter, tiefer Gedanke gewesen, der die Burschenschaft ins Leben gerufen hat; ein großes Nachgefühl ehemaliger, eine Ahnung künftiger deutscher Herrlichkeit. Und wie schön, daß die Farben, die geduldet — verboten und verfolgt waren, jetzt im Sonnenlicht prangen, und die Nation selber Eine große Burschenschaft zu werden im Begriff ist! Denn ich

zweifle nicht, daß die Erhebung ihren Gang gehen wird durch's ganze Vaterland!"

Der Poet hatte in frohem Nachdenken vor sich hingesehen. „Meine burschenschaftlichen Erinnerungen erwachen wieder — die Gespräche, an denen ich theilgenommen, die Lieder, die ich mitgesungen, die Feste, die ich mitgejubelt! Für mich eine kurze, aber schöne Zeit! Ich war nur der Geringen einer, nur im Vorhof der Verbindung und nicht eingeweiht in die Plane und Unternehmungen der Häupter; aber ich gehörte doch zur Corporation, und manches Geheimere drang zu mir, weil ich den Wissenden Vertrauen einflößte. Ich kam an eine andere Universität und als Obscurant so ziemlich aus den alten Beziehungen heraus; aber im Grund hab' ich den Gedanken der Verbindung doch nur auf meine Weise verfolgt, und endlich sogar ihre Farben philosophisch begriffen! — Es sind" (fügte er mit Bedeutung hinzu) „die absoluten Farben!"

Die Majorin sah ihn an. „Wie so?" fragte sie.

Der Poet schwieg bedenklich.

„Belehr uns nur," setzte Otto hinzu. „Du hast die Gabe, Philosophie kurzweilig vorzutragen; und wir wollen doch auch wissen, was wir thun, wenn wir Haus und Rock mit den drei Farben schmücken!"

„Schwarz-Roth-Gold," begann der Freund, „sind die Farben der drei Principien, der schöpferischen Mächte

des Lebens. Schwarz ist im engern Sinn keine Farbe, aber im weitern gleichwohl — das nach unten potenzirte Blau. Es ist das Symbol des Grundes der Dinge — des Princips der Materie, des urdunkeln Lebens; ehrwürdig, tiefsinnig, schauerlich. Der Ernst in seiner ersten, ungebrochenen Kraft — die nothwendige Basis aller wahren Erhebung. Was auf dem ewigen Grunde ruht und von ihm sich nährt, das ruht fest und sprießt, aus unerschöpflichen Quellen getränkt, mächtig in die Höhe, real und naturwahr auch noch in seinen feinsten Entwicklungen."

„Roth versinnlicht das Gemüth, das Princip des Gefühls. Es ist die Farbe der Liebe, der Leidenschaft, der Freude, des Lebensmuthes. Der erste Gegensatz des Dunkels, die erste Verklärung seines Lebens. Geistiger und lichter, aber noch voll unmittelbaren Dranges; das natürlich Höhere und Holdere, zwischen Licht und Dunkel selbstständig sich Erhebende und Triumphirende. Die Farbe des Blutes — des Herzblutes; des Feuers, der glühenden Wärme. Der Aufschwung in erster, ungebrochener Kraft — Alles beschwingend, Alles mit Lust und Liebe erfüllend und in Lust und Liebe mit fortreißend."

„Gold ist das Symbol des Geistes, des Denkprincips. Die Farbe des idealen, des Ideenlebens; des Wissens und der Weisheit. Der zweite Gegensatz des

Dunkels, die zweite Verklärung seines Lebens. Die lichteste Farbe; aber im Licht sich mäßigend und durch Licht beruhigend. Die edelste Farbe, den Ernst der ersten und den Schwung der zweiten geistig verklärt in sich enthaltend. Die bewußt abschließende, sanctionirende Farbe. „Rein wie Gold — treu wie Gold!“ sagt man in liebevoller Anerkennung. Gold ist Sol, Sonne — himmlisches Licht und himmlische Wärme — Alles erleuchtend, belebend, verklärend.“

„Sehen Sie sich,“ fuhr der Redner fort, indem er der Majorin sein Band vorhielt, „die Farben darauf an, ob sie nicht diese Eindrücke — diesen Eindruck machen! Das Roth steht zwischen der ersten und der dritten als eine mittlere an Materialität und Licht, wie das Gefühl zwischen dem unbewußt sinnlichen Leben und dem Denken steht. Die Grundkräfte Gottes, die Grundkräfte des Menschen, des göttlichen Ebenbildes, sind in Wahrheit durch sie bedeutet! Schwarz-Roth-Gold! Wie schön, daß es die Farben geworden sind der deutschen Nation, die mit ihrer universalen Begabung berufen ist, die Grundkräfte des Menschen zusammenzufassen, zusammen auszubilden und in harmonisch reichste Bethätigung zu führen!“

„Bravo!“ rief Otto erfreut. „Das heißt patriotische Philosophie!“

Die Majorin betrachtete den Poeten mit Wohlwol-

len und sagte: „Wenn ich auch Ihre Philosophie nicht kenne und nur ein paarmal in Briefen ihr Lob gelesen habe, so vermochte ich Ihnen doch einigermaßen zu folgen, und freue mich nun, daß die Fahne — die, wie ich sehe, fertig ist —, außer der Bedeutung, die jedem einleuchtet, noch eine höhere und feinere hat, die Sie den Deutschen klar machen werden! — Aber jetzt helft mir das Symbol auch gehörig anbringen!"

Nach kurzer Erwägung des besten Standortes trug man die Fahne in den Saal, öffnete das Mittelfenster, befestigte die Stange an dem Pfosten, und gab sich bei den ersten Wellenschlägen des edlen Zeichens dem Gefühl eines wohlgelungenen Werkes hin.

Die Freunde banden sich jeder ein Stück des Burschenbandes ins Knopfloch und nahmen Abschied von der Majorin, um einen Gang durch die Stadt zu machen.

In freier Luft auf der Straße hinschlendernd ward es ihnen tiefbehaglich zu Muth. Ueberall — von Balkons, aus Fenstern und Dachluken — wehte die deutsche Fahne: kleiner, größer, an einzelnen Gebäuden riesengroß. Die Straßen waren belebt, doch nicht überfüllt, da es auf allen etwas zu schauen gab. Und das Volk schaute, urtheilte, plauderte und scherzte. Zufriedenheit, inniges Selbstgefühl glänzte aus den Mienen; das Genügen am Erreichten, unbestimmte Hoffnungen auf

glückselige Zustände machten die Herzen fröhlich und gaben dem Treiben einen geradezu gemüthlichen Charakter. Jeder sah drein wie ein kleiner König: nicht bloß wie Einer, der frei ist, sondern der auch etwas für das Ganze zu sagen und mit zu entscheiden hat.

Der Tag war sonnig, die Luft erquickend — recht ein Tag, die Honigwochen der Freiheit zu beginnen! Im Vergnügen des Erreichten vergaß man das Geschehene, und in den Herzen regte sich neue Wohlgesinntheit gegen den Fürsten. Die Gutmüthigen priesen seine Nachgiebigkeit, rühmten ihn als einen Mann von Wort und betheuerten, wenn er einmal für die Freiheit sich entschieden habe, dann werde er treu daran festhalten! Die Sündenböcke waren in die Wüste geschickt, und alle Falschheit und Feindseligkeit schien mit ihnen aus der Stadt verbannt zu seyn! Daß das neue Ministerium aus der bisherigen Opposition genommen werden solle, war schon bekannt; man nannte Namen, die unbedingtes Vertrauen erweckten, und sah das wahre constitutionelle Regiment grünen und blühen und Segen verbreiten nach allen Seiten. Wie nun endlich vor den Augen der versammelten Menge eine schwarzrothgoldene Fahne auf dem Schlosse selber aufgepflanzt wurde, da erhob sich ein Jubel, der nicht enden zu wollen schien. Der Fürst, wiederholt gerufen, zeigte sich in Civilkleidung auf dem Balkon, und die-

selben Stimmen, die ihn gestern mit seinen Ministern verwünscht hatten, erschütterten die Luft mit leidenschaftlichen, begeisterten Hochrufen.

Die Freunde, bei Seite stehend, sahen sich lächelnd an. „Was will man mehr?" sagte der Poet. Der neue Bund wird solenn eingeweiht; und dem Volke wenigstens geht's durchaus von Herzen!

„Der Fürst macht ebenfalls gute Miene," versetzte Otto. „Er kann es auch; denn im Grund ist's gut gegangen bisher; und wie's weiter gehen soll, hängt von ihm selber ab."

Mit gründlichem Vergnügen betrachteten sie die Fahne, die auf dem stolzen Bau im Sonnenschein hin und herging, recht als ob sie von ihrer doppelten Bedeutung dadroben ein Bewußtseyn hätte.

„Was ist es doch Schönes," bemerkte der Poet, „um ein Symbol! Daß es auch im Raume steht und in die Augen glänzt, was als geistiger Besitz in der Seele lebt! Daß die Sinnenwelt mitsprechen, Wollen und Denken ergänzend mit Zeugniß ablegen, mit sich freuen und mit sich verschönen muß! Wie arm wäre das Leben ohne Sinnbilder, die dem Gedanken so freundlich zustimmen, wenn man denkt, und in deren Anblick man ruhen kann, wenn man des Denkens müde geworden!"

„Ja wohl," versetzte der durch den Schluß erheiterte

Freund. „Und für diejenigen, die schon denkmüde sind, bevor sie nur anfangen zu denken, sind sie ganz besonders erwünscht! — Nun, es ist Alles wohl gemacht! Die einen haben den Sinn, die andern das Zeichen —"

„Und die dritten," fiel der Poet ein, „haben beides und freuen sich an beiden!"

„Die Weisen," erwiderte Otto, indem er ihn lächelnd ansah, „die wieder geworden sind wie die Kindlein! — Möge die Nation" (fügte er nach einer Pause hinzu) „den Willen und den Gedanken fest im Herzen bewahren und das Vaterland darnach gestalten, dann wird das schöne Zeichen auch immer unsern Augen wohlthun!" —

Eine Stunde verging, ohne daß sie's merkten. Sie kamen in der ganzen Stadt herum, durchstreiften Gassen und Gäßchen und freuten sich auch der Fähnlein, die aus dem Fenster des Armen hingen und hie und da Symbole des Symbols waren.

Ein Gefühl der Verbrüderung durchdrang die Herzen der ganzen Bevölkerung! Die Gegensätze waren aufgehoben auf eine schöne Weise. Reich und Arm grüßte sich freundlich und ehrte sich wechselseitig. Die Besitzlosen und die weniger bemittelten Bürger, die doch hauptsächlich Barrikaden gebaut und deren kampfbereiter Haltung man die „Errungenschaften" eigentlich verdankte, hatten sich mit einemmale ebenbürtig neben die höheren Klassen gestellt, und ihre, durch dieses Bewußt-

seyn gehobenen, vergnügten Gesichter zu schauen, war den Freunden besonders angenehm.

In der schönsten der drei Vorstädte fühlten sie Müdigkeit und Durst und begaben sich in's nächste Wirthshaus. Sie fanden darin eine sehr erhöhte, aber immer noch gemüthliche Stimmung. Manches Gesicht glühte schon, die Gespräche waren laut, und einzelne gewaltige Worte drangen in ihre Ohren.

„Der Deutsche," bemerkte der Poet, indem er die rings besetzten Tische überblickte, „ist doch eigentlich der Zecher des Weltalls! Man kann unschwer vorhersagen, daß den Bier- und Weinschenken die junge Freiheit zunächst den größten Segen bringen wird!"

„Laß sie blauen Montag machen!" erwiderte Otto heiter. „Gönne den Kehlen ihre Erquickung und den Kneipen ihre guten Geschäfte! — Trinken wir mehr als andre Nationen, so arbeiten wir auch wieder mehr; und jeder Tieferblickende sieht, daß beides in der genauesten Wechselwirkung steht.

„Ich," versetzte der Poet lachend, indem er seinen Krug ergriff und den Deckel öffnete, „hab' durchaus nichts dagegen!"

Die historische Neigung der deutschen Nation würdigend, leerten die Freunde ihrerseits zwei Maß Bier und fühlten sich an dem kleinen Wandtisch, den sie erobert hatten, in tiefster Seele wohl.

Gestärkt in jeder Hinsicht verließen sie das Haus. — Der Himmel hatte sich indeß überzogen und die Luft war kühler geworden. Die Paletots zuknöpfend wollten sie eben heimgehen, als ein Geschrei, das etwa tausend Schritte hinter ihnen sich erhob, sie umsehen machte.

In der Nähe eines Gasthofes erblickten sie einen Haufen Menschen, der sich wild durcheinander bewegte. Er schien sich um einen Mittelpunkt zu drehen, und es sah aus, als ob man Jemand zu Leibe ginge, der den Zorn des Volkes auf sich gezogen hatte. Die Rufe, die aus dem verworrenen Lärm zu ihnen herdrangen, ließen darüber keinen Zweifel. Sie lauteten: „Haut ihn nieder! Schlagt ihn todt, den Hund!"

Erschreckt sahen sie sich an. Einen Augenblick machte der Gedanke, daß der Friede und die Hoffnung auf die Mäßigung des Volks bloße Illusion — die alte Ordnung nur gefallen seyn könnte, um der Anarchie blinder, zerstörender Leidenschaften Platz zu machen, Otto's Herz erbeben. Aber schnell faßte er sich und ging mit dem Freund dem Haufen zu.

Dieser hatte sich rasch vergrößert, da auf das Geschrei Spaziergänger und Trinker aus den Wirthshäusern herbeigeeilt waren, und Otto konnte trotz aller Mühe nicht so nahe kommen, daß er sah, worum es sich eigentlich handelte. Er fragte einen Arbeiter, der schmä=

hend aus der Mitte herauskam, wer der Mann sey und was er verbrochen hätte. „Ein alter Hund ist's," erwiderte der Arbeiter grimmig. „Ein Bureaukrat, der im Gasthof geschimpft und von elendem Pöbel gesprochen hat, den man zusammen hätte kartätschen müssen! Einer von uns hat's gehört und es den Andern gesagt!" Ein älterer Mann, der auch herausgedrängt wurde, rief: „Es ist ein alter Leuteplager, dem schon lang ein Denkzettel gehört hat!"

Otto streckte sich empor, sah scharf hin, und da der Gegenstand der Volkswuth das Gesicht eben gegen ihn wendete, so erkannte er trotz des herabgedrückten Hutes und der großen Veränderung in seinen Zügen mit Schrecken seinen Vetter und ehemaligen Chef, den Oberbeamten.

Gewaltsam drängte er sich vor und rief: „Mäßigung, ihr Herren! Ich kenne den Mann! Was er gefehlt hat, soll er büßen — aber gesetzlich! Laßt mich zu ihm!"

Sein Mühen war umsonst, die Leute wichen nicht, und seine Rede hatte nur den Erfolg, daß die Zunächststehenden die feiner gekleidete, aristokratische Figur selber verdächtig ansahen.

„Das hilft nichts," rief ihm der ältere Bürger unmuthig zu. „Lassen Sie ihn, und bringen Sie sich nicht selbst in Ungelegenheiten!"

Otto, der den alten Mann in der größten Noth sah, machte eine neue Anstrengung. Vergebens! In

der Verzweiflung seines Herzens warf er Blicke des Zorns und der Verachtung auf den Haufen, und eben wollten Ausdrücke der Verdammung solchen Verfahrens aus seinem Munde gehen, als es plötzlich laut und scharf aus der Mitte rief: „Haltet, Freunde! Haltet, Mitbürger! Jetzt erkenn' ich ihn! Der gehört mir — ich will's euch erzählen! Macht ein wenig Platz und laßt ihn verschnaufen; ich hab' ihn, und mir soll er nicht entgehen!"

Auf diese Worte, die von einem Manne kommen mußten, der Ansehen genoß, traten die Nächsten zurück, und vor dem Beamten wurde einiger Raum frei.

Jener fuhr fort: „Dieser Mensch da, der arme Sünder, der hier steht, hat mich vor vielen Jahren auf eine Art behandelt, daß ich noch jetzt rasend werden kann, wenn ich daran denke! Ich war ein armer Handwerksbursch, das Geld war mir ausgegangen, und ich sprach einen Mann, den ich für einen bemittelten Bürger hielt, um einen Zehrpfennig an. Das war aber dieser da, der Oberbeamte des Städtchens! Statt des Zehrpfennigs ließ er mir im Amthaus fünfundzwanzig aufzählen, sah mit großem Vergnügen zu, und schickte mich dann weiter."

Ein Sturm von Schmäh- und Drohworten brach hierauf los. „Haut ihn auch aus," rief einer aus dem Haufen. „Legt ihn über einen Stuhl und gebt ihm die fünfundzwanzig wieder!"

„Ja, ja," schrieen Mehrere, „das ist gut! Die soll er haben! Zum Einstand!"

Unser alter Bekannter, der jetzige Tischlermeister, protestirte dagegen. „Ich bin derjenige, den er am meisten gekränkt hat," rief er mit Nachdruck, „ich bitt' mir ihn aus von euch, Mitbürger!"

„Der hat gar Viele schlecht behandelt," bemerkte mit scharfem Ton ein Bauer, der sich vorgeschoben hatte; ich könnt' auch ein Lied von ihm singen!"

„Ich mach's für Alle aus," entgegnete der Tischler mit einem Blick auf ihn. „Nur ruhig — ich will ihm geben, was ihm gehört! — Wie ist's, Mitbürger, — soll ich ihn haben?"

„Ja, Meister," erwiderte ein jüngerer Mann; „straf ihn ab im Namen des Volks!"

„Ja, ja," rief's durcheinander. „Nimm ihn! Mach dich bezahlt! Gib's ihm heim, daß er an dich denkt!"

Ich dank' euch, Freunde," antwortete der Mann, indem er mit Würde und Stolz auf die Leute sah. „Und jetzt, Herr Oberbeamter —"

Weiter konnte er nicht reden. Otto stand neben ihm, ergriff ihn beim Arm und rief: „Ein Wort, Mitbürger! Auch wir sind alte Bekannte!"

Nach der Erzählung jener Execution im Amthause, die er mit angesehen und die für ihn selber Folgen gehabt hatte, — in der Hoffnung, für den geängsteten

Alten nun um so eher etwas thun zu können, hatte unser Freund alle Kraft aufgeboten, um durch den Haufen sich durchzukämpfen, und mit Gewalt und Bitten war's ihm endlich gelungen.

Der Meister sah ihn an und sagte: „Wer sind Sie?"

„Ich nenne mich Otto von Ehrenfels und war zu der Zeit, als Sie die schnöde Behandlung erfuhren, Auskultant bei diesem Herrn. Ich war entrüstet über sein Verfahren, hab' ihm meine Meinung nicht verhehlt, und die Folge war, daß er auch mich fortgeschickt hat. Ich kenn' ihn aber doch besser; und wenn ich seine politische Gesinnung durchaus nicht theile, so muß ich ihm doch bezeugen, daß er ein ehrlicher Mann ist und nur thut, was er für seine Pflicht hält! Das alte Regiment ist gestürzt, ein für allemal gestürzt — und jetzt keine Gewaltthat zum Beginn des neuen! Er ist ein Greis — und wahrlich schon genug gestraft! Vergeßt die Reden, in denen nur der Unterliegende sich Luft gemacht hat! Ihr seid die Sieger — ihr müßt großmüthig seyn!"

Während dieser Entgegnung, die unserm Freund in seiner Erregtheit wie ein Wassersturz vom Munde ging, hatte der Tischlermeister ihn scharf in's Auge gefaßt. Plötzlich, mit freudiger Miene, rief er: „Wahrhaftig, Sie sind's! Es ist lange her, und ich hab' Sie damals nur einen Augenblick gesehen; aber ich hab'

Mitleid und Unwillen in Ihren Mienen gesehen und den andern Tag im nächsten Dorf auch gehört, was Ihnen passirt ist. Freut mich, Herr von Ehrenfels — freut mich doppelt; denn" (setzte er mit Selbstgefühl hinzu) „ich kenne Sie auch noch auf andere Weise!"

Er ergriff seine Hand und rief laut und feierlich: „Freunde! Mitbürger! Ich stell' euch hier einen Ehrenmann vor, der seine Liebe zum Volk durch Wort und That bewiesen hat! Er hat unter der gestürzten Regierung gelitten und ist abgesetzt worden, weil er für Licht und Freiheit gekämpft hat! Sein Buch, worin er Alles verlangt, was wir jetzt haben, besitz' ich selber und lese jeden Tag darin. Mitbürger! Deutsche Männer! Der Mann heißt Ehrenfels, und das ist ein alter Name; aber wenn er nicht schon so hieße, müßten wir ihn jetzt so nennen! Ein Hoch dem Freunde des Volks! Ein Hoch dem Mitbürger Ehrenfels!"

Laute begeisterte Hochrufe erschollen, die Gesichter blickten mit Achtung auf den Gerühmten, die Nächsten ergriffen seine Hände und schüttelten sie. Otto verneigte sich ergriffen, durch die unerwartete, leidenschaftliche Anerkennung im Innersten beglückt. Die Süßigkeit des Volksbeifalls, das Gefühl der Macht über die Herzen durchdrang ihn wie ein glühender Strom von Lust; er schaute sich unwillkürlich nach dem Poeten um, sah ihn, der sich endlich auch vorgearbeitet hatte, mit Freude

neben sich und wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit ihm.

Indessen, er war verpflichtet zu reden und erwiderte: „Mitbürger! — ich dank' euch für euer Vertrauen und eure Freundschaft! Was ich bis jetzt für das Volk habe thun können, ist wenig oder nichts; und wenn ich einige Anerkennung verdiene, so ist's nur wegen meines guten Willens! Aber ich kann wohl sagen, ich habe mich vorbereitet, für das Beste des Volks etwas zu thun, und jetzt ist die Zeit, wo ich's an den Mann bringen kann! Das System, das uns Alle niedergehalten, aufgehalten, mißhandelt hat, ist gefallen, und nun gilt es zu bauen die Burg der Freiheit, der Bildung und des Rechts! Feierlich gelob ich, mich der großen Aufgabe zu weihen mit allen meinen Kräften! Was bis jetzt nur in meiner Seele, in meinen Büchern stand, — so viel an mir ist, will ich es in Thaten wandeln! Ich will mich anschließen an das Volk, fortführen, was es begonnen hat, und mit euch und eurer Hülfe, mit meinen Gesinnungsgenossen und Freunden wird es gelingen. Die Säule der Freiheit soll aber dauernd aufgerichtet werden, und das ist nur möglich auf dem Boden des Rechts und der Sittlichkeit. Das freie Volk muß zugleich das gesetzliche, das edle Volk seyn. Im Kampf gegen die Gewalt hilft die Gewalt, und zu preisen ist die Stärke des Arms, welche

die unverbesserlichen Gegner der Freiheit niederwirft. Ist aber der Sieg erkämpft und die Freiheit gesichert, dann geziemt es dem Volke nicht, die neue Zeit mit Rachethaten einzuweihen. Vergebung, Vergebung ist an der Zeit, und Vergebung ist süß; ja, wie süß die Rache ist, Vergebung ist noch süßer, und edler und größer ohnehin! Freunde, Genossen der Freiheit! — ihr habt die Gelegenheit, euch diese Freude zu verschaffen: ich bitt' euch, benutzt sie!"

Diese Rede, anfangs durch Laute des Beifalls unterbrochen, wurde in der zweiten Hälfte stumm angehört, und nach dem Schluß herrschte tiefes Schweigen. Die Gründe des Redners hatten imponirt, aber seine praktische Absicht verstimmt, und die über den Beleidiger des Volks immer noch erzürnten Herzen waren nicht geneigt, die angebliche Süßigkeit der Vergebung gegen die wirkliche Süßigkeit der Rache oder, wie sie es fühlten, der gerechten Bestrafung einzutauschen. Wenn sie den Frevler dem Tischlermeister übergeben hatten, so war natürlich die Meinung, daß dieser ihm etwas anthun müßte, woran sie als Zuschauer sich weiden könnten. Nun schien der neue Freund die gänzliche Freilassung zu beantragen und damit war ihnen in keiner Weise gedient.

„Wir sollen immer verzeihen," rief eine Stimme mit einer Mischung von Unmuth und Humor; „aber

uns hat man nicht verziehen, wenn wir eine Lumperei begangen hatten, die gar nicht der Rede werth gewesen ist! Uns hat man gleich beim Wickel gehabt und gedrillt nach Noten!"

„Ja, ja," rief ein Anderer. „Wir haben uns immer Alles gefallen lassen müssen, was ihnen beliebt hat, und wenn wir nun den Stiel umdrehen und einen Tyrannen abstrafen, dann ist's ein Verbrechen!"

„Wie sollen sie sich denn fürchten vor uns," fuhr eine rauhe Stimme fort, „wenn wir immer wieder die gutmüthigen Esel sind und sie durchschlüpfen lassen? Auslachen, verachten müssen sie uns — und nachher treiben sie's ärger als vorher. Gebt ihm wenigstens einen tüchtigen Denkzettel, dem alten Kerl — thut ihm wenigstens eine Schande an — das ist mein Vorschlag."

„Ja, ja," rief's aus dem Haufen mit einem Unwillen, der instinktmäßig an den Delinquenten wieder Anspruch machte; und von der Seite, wo der Letzte gesprochen hatte, begann unter Murren und Drohen ein neues Drängen gegen die Mitte.

Nun stellte sich aber der Tischlermeister entschlossen vor den Alten, und eine Anzahl der Zunächststehenden — seine Freunde, wie man aus ihren Mienen sah, — stemmten sich gegen die Dränger.

Mit einer Miene des Vorwurfs rief der Meister: „Ihr habt mir diesen Mann übergeben, — wollt ihr

mir ihn jetzt wieder nehmen? Wollt ihr euern eignen Beschluß wieder umstoßen? Wollt ihr die Freiheit damit anfangen, daß ihr ein gegebenes Wort brecht?"

„Nein, nein," riefen wohlmeinende Stimmen in der Nähe und Ferne; „du hast ihn bekommen und sollst ihn haben! Thu mit ihm, was du willst!"

„Ja, ja, ja," rief die große Mehrheit, und Einige mit einem Ton, als ob sie der Verhandlung bereits müde geworden.

Der Tischler, mit einem Gesicht, das etwas Edles und naiv Großartiges hatte, hieß drei junge Leute, die hinter ihm standen — seine Gesellen, wie man schließen konnte — eine Gasse machen gegen den Gasthof hin; und während dieß geschah, sprach er zur Versammlung: „Ich dank' euch, Mitbürger! Ich führe diesen Mann weg — ich sag's euch ehrlich, um ihn frei aus der Stadt zu lassen! Er soll heim, in sein Amt, so lang er's noch hat — ohne Schaden an seinem Leib, aber mit der guten Lehre, die wir ihm gegeben haben. Er soll sehen, daß das Volk besser ist, als die Hofschranzen und die Fürstenknechte sich's vorstellen, weil sie selber nichts taugen — kein Haar soll ihm gekrümmt werden; aber schämen soll er sich müssen sein Leben lang, und das soll seine Strafe seyn! Die Prügel, die er mir hat aufzählen lassen, thun mir nicht mehr weh, und wenn er uns Pöbel geschimpft hat, können wir darüber

nur lachen; aber er wird nicht lachen über das, was er hier gesehen und erfahren hat, und ihm wird's eine Warnung seyn, so lang er lebt! — Lassen wir ihn fort! — geben wir ihm Zeit, seine Meinung zu ändern von uns und sich besser zu benehmen gegen das Volk!"

„Bravo!" rief Otto, indem er den Meister freudig ansah; „das heißt handeln, wie ein freier Bürger handelt! Wenn diese Gesinnung herrschend wird unter uns, dann haben wir gewonnen im kleinen und großen Vaterland! Krieg auf Tod und Leben dem System der Knechtschaft, unerschütterliches Festhalten am Recht, unerschütterliches Einstehn für die eroberte Freiheit! Aber Schonung für die Personen der Gegner, wenn sie unschädlich gemacht sind! Strafe für die Verbrecher nach Maßgabe der Untersuchung und des rechtmäßig gefällten Urtheils; aber nicht Rache nach der Forderung der Leidenschaft, die immer Unrecht thut, weil sie nie die Vertheidigung hört!"

Ein Theil der Versammlung antwortete auf diese Rede mit lebhafter Zustimmung; und vielleicht hätte der andere davon Anlaß genommen, eine entgegengesetzte Meinung kund zu geben, wenn nicht plötzlich von der Stadt her ein Tumult sich erhoben und alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Der Lärm, der näher kam, hatte aber einen frohen, ja triumphirenden Charakter; und bald erfuhr man die Ursache. Ein Extra-

blatt der Regierungszeitung war ausgegeben mit den Namen der neuen Minister und ihrem Programm! Die Namen waren die allgemein gewünschten und schon genannten — lauter Führer der Opposition: das Programm enthielt die Forderungen des Volks ohne Ausnahme als Bewillungen, die herrlichsten Verheißungen waren hinzugefügt — und Alles das war gedruckt, im Regierungsblatt gedruckt: was wollte man mehr?

Der Haufe zerstreute sich gänzlich, auch die Gesellen des Tischlers entfernten sich, um ein Blatt zu erhaschen — der Meister, Otto und der Poet sahen sich mit dem alten Beamten allein.

Dieser war durch den Vorgang in der That genug gestraft. — Noch immer, was er vor so vielen Jahren gewesen, und nur in ein der Residenz näheres, einträglicheres Amt versetzt, war er eines Geschäftes halber und um die energische Niederhaltung des aufrührerischen Pöbels, die er von der Regierung erwartete, mit Augen zu sehen, Tags zuvor in die Stadt gekommen. Die Bescheidung der Deputationen und die Vertreibung der Menge vom Schloßplatz hatte seinen ganzen Beifall; er hielt unmittelbar darnach Alles für entschieden, sprach mit einem gleichgesinnten Freunde triumphirend über diesen Sieg, und erklärte den Barrikadenbau, den er von der Wohnung des Collegen mit ansah, für lächerlich. In um so größere Wuth versetzte ihn das

Nachgeben des Fürsten, die Zurückziehung der Truppen, das souveräne Schalten des Volks. Er war ganz außer sich darüber und verlor geradezu die Besinnung. Der loyale Beamte, der mit so tiefer Verehrung nach Oben geblickt hatte, erging sich in größern Schmähungen gegen den Fürsten und seine Räthe, als gegen die Aufrührer. In der Hinterstube des Freundes, wohin er sich mit diesem, um die Illumination nicht mit ansehen zu müssen, zurückgezogen hatte, verbrachte er einen guten Theil der Nacht in indignirter Erörterung und Beweisführung, daß jetzt Alles verloren, die Anarchie und die Verwilderung der Menschheit nicht mehr aufzuhalten sey! Früh am Tage wollte er sein Geschäft abmachen, um sobald als möglich den Schauplatz der Gräuel zu verlassen; allein es ging langsamer als sonst, und erst um die eilfte Stunde kam er in den Gasthof zurück. Die deutschen Fahnen, und namentlich die eine auf dem fürstlichen Schloß, hatten ihn wieder auf's Tiefste empört, bei dem überall entgegensehenden Schwarzrothgold war es ihm grün und gelb vor den Augen geworden, und als er in der Durchfahrt des Gasthofs einen Collegen traf, der die neue Ordnung der Dinge mit weniger ungünstigen Augen betrachtete und meinte, daß man sich jetzt eben fügen müsse, konnte er sich nicht enthalten, seine Ansicht, wie die Regierung sich gegen den Pöbel hätte benehmen müssen, mit aller Energie

zu wiederholen. Zum Unglück für ihn wurden die sehr nachdrücklich betonten Kraftworte von zwei Arbeitern gehört, die ihn wild anfuhren und nach seiner eben so heftigen Abweisung, die Scene herbeiführten, die wir geschildert haben.

Die Stöße, die er erhielt, die Beschimpfungen, die er von dem Haufen anhören mußte, waren für ihn eine Marter, deren Gefühl nur endlich in der Angst unterging, von den Wüthenden erdrückt, in Stücke gerissen zu werden. Und was hatte das Schicksal für ihn gespart! Ein Mensch, den er als Vagabunden hatte peitschen lassen, behandelte ihn als ein Object des Mitleids von oben herab, entschied über ihn, wurde sein Retter! Ein Anderer, den er als rebellischen Kopf und schlechten Arbeiter aus dem Amt gewiesen, half dazu und feierte vor seinen Augen einen Triumph, den er mit beschämendem Edelmuth zu seinen Gunsten ausbeutete! — Der Geist des Mannes wurde von alledem überstürzt, betäubt, und sein Aussehen war zuletzt beinahe das eines Stumpfsinnigen.

Wenn er indeß von dem Tischler nach der Wiedererkennung als „armer Sünder" angesprochen wurde, so geschah das im Uebermuth, auf Grund der Lage, in der er sich befand, nicht seiner Haltung. Gemißhandelt und auf's Höchste bedroht, verlor er nicht die zähe Kraft, die ihm eigen war; vielmehr sprach sein erblaßtes Gesicht

mitten in der Bedrängniß eine trotzende Resignation aus, mit der er auf die Menge, den Tischler und Otto wie auf eine Reihe gespenstischer Bilder sah.

Der Meister hielt, nachdem die Gefahr beseitigt war, ferneres Bleiben für überflüssig und nahm Abschied mit dem Ernst eines Menschen, der seiner würdig gehandelt zu haben glaubt, indem er auch dem Beamten gut nach Hause zu kommen wünschte. Otto, der diesen bei der raschen Entwicklung des Auftritts nur flüchtig betrachtet hatte, war nun froh, ihn für sich zu haben und nach der Forderung seines Herzens behandeln zu können. Er führte ihn mit dem Poeten in den Gasthof zurück, bestellte eine Chaise und suchte ihn durch Fragen, die er mit Achtung und Schonung an ihn richtete, zu beschäftigen, dem peinlichen Gefühl des Erlebten einigermaßen zu entheben. Der alte Mann (er sah wegen fast weißer Haupt- und Barthaare älter aus, als er war!) antwortete halb seufzend, halb murrend, in abgebrochener Rede, und nur die Versicherung, daß jetzt Alles verloren und er froh sey, diese Welt bald verlassen zu können, drückte er in zusammenhängenden Worten aus. Otto hörte diesen Spruch ruhig an; als er aber wiederholt wurde, zweimal, dreimal, konnte er nicht umhin, zu widersprechen.

Mit allem Ernst wohlwollender Ueberlegenheit sagte er: „Herr Oberbeamter, Sie wissen, daß ich anders

denke; und ich könnte zum Beweis auch meiner Ansicht das Benehmen des Volks anführen, das, obwohl beleidigt und in Wuth versetzt, sich doch hat belehren und von wildem Vorhaben hat abbringen lassen. Ich will mich aber jetzt nicht streiten, sondern Ihnen nur zu Gemüthe führen, was für Sie selber das Gerathenste ist. Kehren Sie in Ihre Amtsstube nicht mit solcher Gesinnung zurück und reizen Sie nicht auch dort die Bevölkerung gegen sich auf! Das neue Regiment ist eine Thatsache — fügen Sie sich ihm; handeln Sie auch jetzt pflichtmäßig und als williges Organ der Regierung, wie Sie es immer gethan haben! Dulden Sie zunächst das Hochwasser der Freiheit, und wenden Sie lieber das altbewährte Mittel des Abwartens an, als daß Sie sich zu leidenschaftlichen Zurückdrängungsversuchen hinreißen lassen, die jetzt nichts gut machen können, auch nicht in Ihrem eigenen Sinn. Die Fluten, die über die Ufer gedrungen sind, werden sich wieder verlaufen, und von der Ueberschwemmung wird nichts übrig bleiben, als der Segen des neu befruchteten Landes!"

Den Mund des alten Beamten umflog beim Anhören dieser Worte ein bitteres Lächeln, und gern hätte er dem „jungen Menschen" (wofür er den Verwandten immer noch ansah!) mit der Kehrseite des Gleichnisses entgegnet. Allein er hielt es für unnütz und zog es vor, mit ironischer Ergebung zu erwiedern; „Sie mögen Recht

haben. Nachdem die Sache der Gesetzlichkeit von den obersten Behörden feig im Stiche gelassen worden ist, seh' ich nicht ein, was ich, einer von den Geringsten, noch für sie thun könnte. Lassen wir dem schönen Wasser seinen Lauf! Ich will heim und Ihre guten Rathschläge befolgen — so lange den neuen Herren meine Dienste noch gefällig sind!" —

Die Chaise war bereit, der Beamte stieg ein und dankte Otto für die bewiesene Freundschaft mit einem seltsamen Ausdruck, indem durch den immer noch ironischen Ernst doch auch ein gewisses Wohlwollen durchschimmerte. Otto drückte ihm die Hand mit ermuthigendem Lächeln und wünschte ihm glückliche Reise.

Dem rasch dahinrollenden Wagen sahen die Freunde still nach. „Wieder einer spedirt!" rief der Poet mit einer gewissen Laune. „Es ist doch gut, daß wir hiehergekommen sind: dieser da wäre ohne Deine Intervention nicht mit dem bloßen Schreck davon gekommen: denn der Tischlermeister hat sich offenbar von dir anstecken lassen!"

„Mag seyn," erwiderte Otto, „und ich nehm' es für ein gutes Zeichen. — Aber der Tischler ist ein braver Kerl, ein tüchtiger Mensch! Welches Ansehn hat er sich gegeben! — wie gut hat er gesprochen! — Ja, ja, in dem deutschen Volk steckt was, und es darf nur an's Licht gezogen werden!"

„Was das gute Sprechen betrifft,“ erwiderte der Poet scheinheilig, „so kann ich mich darüber nicht wundern. Wer täglich in deinem Buch liest —“

Otto lachte. „Allerdings,“ versetzte er, „das begreift sich. — Aber daß er an das Buch gekommen ist, daß er, wie es scheint, es gekauft hat —“

„Das macht seinem Verstand und seinem Glück Ehre,“ fiel der Poet ein. „Nun,“ setzte er lächelnd hinzu, „der Tischler ist geborgen; das Geld, das er für das Buch ausgelegt, halte ich für wohl angelegt!“

Otto zuckte die Achsel, sah auf die Uhr und rief: „Es ist jetzt hohe Zeit heimzugehen! En avant, enfant!“

Die Majorin sollte den Bericht über die Begebnisse des Vormittags doch nicht sofort hören. Als sie einige Schritte gegen das innere Thor zu gemacht, erblickten sie rechts vor einem stattlichen Hause den Tischler, der offenbar auf sie gewartet hatte. Er ging auf sie zu und lud sie ein, in seine Stube zu treten, nur auf einige Augenblicke! Er habe nämlich seiner Frau erzählt, was vorgefallen sey, und diese wünsche nun durchaus Herrn von Ehrenfels kennen zu lernen!

Darauf galt keine Entschuldigung. Sie folgten dem Mann, und an der geöffneten Thüre wurden sie von der Gattin, hinter der zwei Kinder standen, mit Höflichkeit und Freude begrüßt.

„Sie erweisen uns eine rechte Ehre,“ sagte die

stattliche, hübsche Frau, indem sie den ihr genannten Otto ohne Befangenheit, aber mit der Erregtheit achtungsvoller Neugier ansah. „Mein Mann hat mir die Geschichte erzählt, die ihm damals passirt ist“ (sie konnte nicht umhin, ein wenig zu lächeln!) — „und ich habe ein großes Verlangen gehabt, den braven Herrn kennen zu lernen, — den wir“ (setzte sie mit einer gewissen Bedeutung hinzu) „auch außerdem noch hochschätzen!“

Otto reichte der Frau die Hand und dankte für ihre Freundlichkeit. Der Mann, um die letzte Rede zu erklären, führte ihn und den Poeten zu einem Repositorium in der Ecke, worin sie das Konversationslexikon, Schillers sämmtliche Werke, Rottecks Weltgeschichte und neben verschiedenen politischen Broschüren auch Otto's letztes Buch erblickten.

Zu der heitern Anerkennung, welche die Freunde lebhaft ausdrückten, schaute das Ehepaar sehr vergnügt. „Ja,“ sagte der Mann, „so kommt man endlich doch zu etwas in dieser Welt! Ich muß es Ihnen sagen, wie's ist: die damaligen Schläge, so bitter sie schmeckten, sind mir doch von Nutzen gewesen; aber freilich auf andere Weise, als der Tyrann gemeint hat. Ich hatte mich bis dahin um Politik gar nicht gekümmert; aber nach dieser schändlichen Behandlung machte ich die Augen auf, und glücklicherweise bekam ich auch endlich

Arbeit in Karlsruhe. Dort hab' ich mich gebildet. Ich hab' aber mein Handwerk über dem Lesen nicht versäumt, im Gegentheil; und als ich vor zehn Jahren hier in die Arbeit kam, hab' ich bei meinem seligen Schwiegervater zuletzt solchen Glauben gefunden, daß er mir die einzige Tochter zum Weibe gegeben hat. Nun bin ich, was man sagt, ein gemachter Mann. Mein Geschäft geht gut, ich habe zehn Gesellen — eine brave Frau, wie Sie sehen, und zwei Kinder, die aber" (setzte er mit dem Selbstgefühl eines glücklichen Vaters hinzu) „nicht immer brav sind!"

Die Gäste beschäftigten sich nun auch mit den Kleinen — einem fünfjährigen Knaben und dreijährigen Mädchen, die neugierig auf sie hergestarrt hatten —, lobten sie mit dem Accent des Vergnügens und gewannen dadurch das Ehepaar vollkommen. Otto stellte den Freund als „Dichter" vor, worauf die Leute mit achtungsvollem Compliment erwiderten und der Tischler, auf einen Band Schillers deutend, mit Lächeln hinzufügte: „Dann wünsch' ich Ihnen, daß Sie's so weit bringen, wie der da!" Eine Rede, auf welche der Poet natürlich mit sachgemäßer Bescheidenheit antwortete.

Man setzte sich — um die Ruhe nicht hinauszutragen —, und die Freunde sahen mit Behagen in der Stube umher. Es herrschte darin eine Verbindung von Reinlichkeit, Anmuth und Einfachheit, die auf sie

den angenehmsten Eindruck machte. Die Möbel waren solid und zierlich und glänzten in erneuter Politur. An den hellblauen Wänden hingen Bilder in Glas und Rahmen — Schlachten und Feldherren aus den Befreiungskriegen, die der verstorbene Meister angeschafft — Porträts liberaler Schriftsteller und Redner, die der jetzige dazu gefügt hatte. Ueber dem Kanapee prangten die Lithographien des Fürsten und der Fürstin aus den ersten Jahren ihrer Regierung. Das Alles, die hübsche kleine Bibliothek mit eingeschlossen, drückte Wohlstand und Bildung aus, während die Entfernung von Prunk und namentlich der bescheidene Werth der Bilder etwas Naives und Frisches hatte. Die Gesichter und die Manieren des Ehepaars stimmten dazu vollkommen. Beide zeigten Verstand, Lebensart, Cultur; aber zugleich eine Schlichtheit und Treuherzigkeit, wie sie guten und gesunden Naturen eigen ist, die doch hauptsächlich der Arbeit leben.

Der Poet konnte nicht umhin, die empfangenen Eindrücke auf eine passende und wohlthuende Art in Worte zu fassen. Otto stimmte bei und setzte mit freundlichem Antheil hinzu: „Wohlstand und Bürgerglück! — es gibt nichts Schöneres!“

Das kräftig rothe, hübsche Gesicht des Meisters lächelte zufrieden. „Ja,“ erwiderte er, „das ist wahr, und ich wünsche mir nichts Besseres. — Aber“ (fuhr

er mit naivem Ernst fort) „die Freiheit müssen wir noch dazu haben! — Sonst haben wir keine Ruhe, und auch an unserem Wohlstande keine rechte Freude!“

„Nun,“ versetzte Otto, „die Freiheit ist da! — Ueberflüssig sogar, wie wir heute gesehen haben.“

Der Tischler nickte bedenklich. „Das ist's eben,“ entgegnete er. „Jetzt haben wir sie überflüssig; aber wenn wir sie nicht recht benutzen, dann geht sie wieder zum Teufel — mit Respekt zu reden. Es gibt Leute, die zu weit gehen, die Alles übertreiben, und die ganze Geschichte wieder verderben können! Da haben sie hier schon von Republik gesprochen! Aber das ist nichts für uns und kann sich nicht halten! — Es kommt jetzt drauf an, daß die rechten Männer auftreten und die Sache in die rechte Form bringen!“

„Allerdings,“ erwiderte Otto.

Der Meister, nach kurzem Schweigen, fuhr lebhaft fort: „Sie müssen unser Deputirter werden, Herr von Ehrenfels! Daß wir uns heute so wieder getroffen haben, kommt nicht von ungefähr! Sie müssen uns vertreten! Und hier in der Residenz, just hier müssen Sie gewählt werden!“

Otto sah ihn überrascht, erfreut an und versetzte: „Ganz gut; aber —“

„Dafür lassen Sie *mich* sorgen,“ fiel der Tischler ein. „Ich gelte hier etwas — ohne Ruhm zu melden!

— und hab' viele Freunde. Schon gestern Abend hat einer von unsern Gesinnungsgenossen den Vorschlag gemacht, einen Klub zu stiften, wo man sich aussprechen kann und wo man sieht, wer zusammengehört. Kommen Sie heut Abend in den goldenen Löwen am Thor — und Sie, Herr Doctor" (setzte er zum Poeten gewendet hinzu) „ebenfalls —, stiften Sie den Klub mit uns, dann macht sich die Sache von selber."

„Das ist Alles recht schön," versetzte Otto, indem die Freude des Herzens ihm aus dem Auge leuchtete; „aber hier wird's vorzüglichere Bewerber geben — die Bürgerschaft wird Männer aus ihrer Mitte wählen —"

„Einen Bürger können wir auch wählen," versetzte der Tischler; „aber wir brauchen vor Allem einen Politiker, einen Studirten, auf den wir uns ganz und gar verlassen können — und das ist bei Ihnen der Fall. Sie sind der rechte Mann, Herr von Ehrenfels. — Wir haben heut" (setzte er mit gemüthlichem Lächeln hinzu) „schon etwas zusammen vollführt — wir werden noch mehr mit einander thun können!"

„Sie haben sich dabei ganz vortrefflich benommen, Herr Bräuner," entgegnete Otto, der den Namen des Meisters auf dem Schilde gelesen hatte; — „männlich und — großmüthig!"

Des Tischlers Gesicht erhellte sich in schlauem Lächeln. „Ehrlich zu reden," sagte er, „es ist für den

alten Herrn doch gut gewesen, daß Sie dazu gekommen sind. Thun hätt' ich ihm freilich nichts lassen, so weit's von mir abgehangen hätte; aber — einen Schabernack hätt' ich ihm doch wohl gespielt!"

Der Poet sah den Freund heiter an, während der Tischler ernster fortfuhr: „Es ist besser so — ich seh's ein; und deßwegen halt' ich's eben für gut, wenn Sie mit uns gehen als unser Freund, unser Führer! — — Also heut' Abend im goldenen Löwen? — Schlagen Sie ein!"

Otto gab ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen," rief der Mann herzlich vergnügt, als die Freunde aufstanden und Abschied nahmen.

„Auf Wiedersehen," antworteten diese und traten auf die Straße hinaus.

III.

Die neue Zeit. Lebensbilder und Charakterzüge. Willkommene Gäste. Der Fürst auf dem Volksfest. Das gelungene Wahlmanöber.

Die Scene, die am zweiten Tag der Freiheit ein so tragisch beginnendes und doch noch so erwünscht ausgehendes Intermezzo bildete, war das letzte Aufbrausen des Volkszornes in der guten Stadt. Im Ganzen konnte man sich also über die Geburtswehen der neuen Zeit hier nicht beklagen. Von gewaltsamen Thaten war keine Spur mehr übrig, außer an der Wohnung Eduards, deren mit Brettern verschlagene Fenster noch immer die geübte Volksjustiz bekundeten. Was beim Barrikadenbau verletzt worden war, hatte man wieder hergestellt, und in ihrem Festgewande bot die Stadt einen schmuckern Anblick, als vorher.

Wenn der Eigenthümer des Hauses, an welchem das Volk Rache genommen, die zerstörte Etage nicht

wieder herstellen ließ, so handelte er übrigens im Sinne Eduards. Dieser hatte durch den heimkehrenden Kutscher der Majorin die glückliche Ankunft der Familie gemeldet und einen Brief an den Hauseigenthümer beigelegt, worin er ihm die Weisung ertheilte, die Wohnung mit ihrem noch übrigen Inhalt nur verschließen zu lassen, wogegen er ihn für alle Nachtheile zu entschädigen versprach!

Es war ein gutes Gefühl, das ihn hiebei leitete. Die sofortige Restauration hätte zu falschen Vermuthungen Anlaß geben und neue Scenen herbeiführen können; das sprechende Denkmal des Strafactes dagegen mußte die Animosität gegen den ehemaligen Bewohner abstumpfen, eben weil der Anblick ihr wieder und wieder genugthat.

Die Erinnerung an das alte Regiment und die Tage des Aufstands wich aber schon von selbst immer mehr vor den Arbeiten und Freuden der neuen Zeit. Alles war mit Selfgovernment beschäftigt — mit Gründung von Institutionen, welche die entweder ganz entfernten oder gelähmten der bisherigen zu ersetzen hatten. Die Freiheit schlürfend in vollen Zügen wollte man zugleich wirken für die Ordnung und den Beweis liefern, daß man das, insofern es nöthig war, noch um Vieles besser verstände, als die gestürzte Regierung.

Man errichtete vor Allem eine Bürgerwehr. Indem

nur der verläßlichste Theil der Bevölkerung Waffen erhielt, wurde eine der gemachten Zusagen freilich nicht ganz erfüllt: denn diese hatte auf „allgemeine Volksbewaffnung“ gelautet. Die übergangenen Besitzlosen beruhigten sich aber zunächst dabei, und die Führer der neuen Garde rasselten mit ihren Schleppsäbeln so gut oder noch besser über die Straße, wie ihre regulären Vorgänger.

Zur Wahrung der Volksrechte und zur Unterstützung des neuen Regiments wurden drei Klubs gestiftet: ein demokratischer, ein constitutioneller und ein constitutionell-monarchischer.

Der erste predigte die radicalsten Grundsätze und behandelte die Frage: „ob Monarchie oder Republik“ als eine offene. Von unsern Bekannten gehörte ihm Bernhard an, der aber nicht die hervorragendste Rolle darin spielte. Er hatte nämlich eine mit demokratischen Institutionen umgebene Monarchie für allein zeitgemäß erklärt, in Folge davon einen guten Theil seines Credits verloren und mußte sich nun von den Sprechern der linken Seite als eine Art Reactionär ansehen lassen.

Der zweite verlangte die ehrliche und consequente constitutionelle Regierung, wie sie Otto, der ihn mitgegründet, stets gefordert hatte. Zu ihm hielten sich Beamte, Künstler, Bürger und Arbeiter. Er war von

allen am zahlreichsten besucht und seine Debatten die politisch gehaltvollsten.

Der dritte bestand aus alten Conservativen — Bürgern und Beamten. Sie wollten „Freiheit und Ordnung", und ihre Tendenz war nach ihrer eigenen, oft wiederholten Versicherung „gleichweit entfernt von Republik wie von Reaction." Wäre es jedoch so oder so zu einer Wiederherstellung des Alten gekommen, so dürften sie sich wenig spröde gezeigt haben, indem die neuen Zustände einem großen Theil von ihnen täglichen Aerger bereiteten.

Alle drei Verbindungen, besonders aber die beiden ersten, faßten Beschlüsse, die sie unter Umständen als „Wünsche" dem Ministerium an's Herz legten. Dieses entsprach mit seiner Gesinnung am meisten dem constitutionellen Klub, sah ihn daher als eine Stütze an und berücksichtigte die Anträge desselben, wo es praktisch nur immer anging.

Die Mittel, die gewonnene Freiheit zu organisiren, waren aber natürlich damit noch lange nicht erschöpft. In der kürzesten Zeit wurden die schon bestehenden Tagesblätter durch neue vermehrt, und Berufene und Unberufene, in Artikeln über und unter dem Strich, gegen Honorar und mit eigener Erlegung von Insertionsgebühren, machten Vorschläge, lehrten, warnten und drohten. Viele ließen ihre Weisheit in Flugblättern

colportiren oder klebten sie als Plakate an die Mauern, während einzelne in Karikaturen ihre Gegner auf der Rechten oder Linken dem Spotte preisgaben.

Für einen unbefangenen, wohlgelaunten Beobachter, wie es unser Poet war, hatte das Schauspiel des täglichen Treibens etwas höchst Ergötzliches. Es war doch einmal etwas ganz Anderes, als was man so lange gesehen; und die Rücksichtslosigkeit, womit die Menschen im Guten und Schlimmen ihre Gedanken herausgaben, brachte eine Menge pikanter Züge zum Vorschein. Neben Vernunft und Einsicht sprach sich hier deklamatorisches Pathos in allgemeinen Heilsprophezeihungen aus; dort schimpfte eine Grobheit und Rohheit, die sich im Bewußtseyn der Straflosigkeit zu förmlicher Begeisterung steigerte. Kindische Sorge explicirte sich in lächerlichen Ermahnungen, und naive Superklugheit deutete auf unendlich fein angelegte Intriguen, die nur ihrem Scharfblick nicht entgangen waren; u. s. w. u. s. w. Da meistens die eine Albernheit die andere aufwog und dieser Art von Mitwirkung die flüchtige Dauer an der Stirne geschrieben stand, so war es einem Kopf, der wußte, was er wollte und was er hoffen durfte, gar wohl möglich, an allen diesen Expectorationen reines Vergnügen zu haben. Wer mit offenen Augen und Ohren durch die Straßen zog und Abends eine Klubsitzung besuchte (die begreiflicherweise

auch nicht immer ernste Seiten boten!), der konnte in jenen Tagen das Theater entbehren, das denn auch längere Zeit hindurch nur sehr spärlichen Zuspruch fand.

Der Liebhaber des neuen Treibens hatte überdieß alle Aussicht auf die längere Dauer desselben. Denn unterdessen hatte die Umwälzung ihre Tour durch ganz Deutschland gemacht. Fast zu derselben Zeit, als unsre Stadt sich erhob, luden freisinnige Männer, die in Heidelberg zusammengetreten waren, zum Vorparlament ein; der Bundestag nahm den alten Reichsadler und die drei Farben wieder an und berief Mitglieder der bisherigen Opposition als Beiräthe der Gesandten nach Frankfurt. Die Revolution erledigte fast täglich ein neues Pensum, und wenn die Zeitungen einmal keinen siegreichen Aufstand, keine bewilligten Forderungen zu melden hatten, war man sehr geneigt, sie für uninteressant zu erklären und sich um das Gebührende betrogen zu sehen. Die Veränderungen, die mittelst eines bloßen Anlaufs durchgesetzt wurden, konnten auf die Leser bei der herrschenden Stimmung nur einen erfreulichen Eindruck machen. Man sah das Nothwendige, zum Neubau des großen Vaterlandes Unentbehrliche auf unblutige Weise geschehen — und was konnte man sich Besseres wünschen? Aber auch tragische Scenen sollten auf der bewegten Bühne nicht ausbleiben. Die beiden Großstaaten erfüllten die Hoffnungen, die man in Kabinetten und

Büreau's auf sie gesetzt hatte, allerdings nicht; aber die Regierungen ergaben sich doch auch nicht ohne Kampf, und nachdem in Wien der Widerstand rascher gebrochen war, als man gedacht, warfen die ersten übertriebenen Nachrichten von der Straßenschlacht in Berlin Schauer in die Seelen der Patrioten und erregten wüthenden Ingrimm bei denen, die von ihrem Parteistandpunkt in dem Kampf gegen den Aufstand nur eine frevelnde Hinmetzelung des Volks erblickten. Die Zeit brachte die Wahrheit an den Tag, die immer noch ernst genug war; aber der Eindruck verlor sich unter den mächtigen Ergebnissen. Mit dem Frieden zwischen König und Volk in Preußen hatte das letzte Widerstreben gegen die Erneuerung Deutschlands sein Ende gefunden; die Bedingungen der Einheit waren erfüllt, und ungehindert nicht nur, sondern von allen Seiten gefördert konnten die besten Köpfe und edelsten Herzen daran gehen, die Ideale der Nation in dauernde, ruhmvolle Thatsachen zu wandeln.

Nach dem Sturm, der in den Straßen Berlins getobt, folgte eine Zeit der Ruhe, der ruhigen Hoffnungen und vorbereitenden Arbeiten, die wohl die schönste des denkwürdigen Jahres genannt werden kann. Die Natur, die mit den Gemüthern zu fühlen schien, brachte milde, liebliche Tage, und ungewöhnlich früh gingen die ersten Knospen und Blüthen des Frühlings auf. Wie

einladend nun, die Geschicke des Vaterlandes zu erwägen, Bilder alter Herrlichkeit vor die Seele zu rufen und an einer Gestaltung sich zu weiden, die zu den Gütern der vorgeschrittenen Bildung die ehemalige Größe fügen sollte! Konnte man an dem Gelingen des Werkes zweifeln, nachdem alle Hemmungen beseitigt waren und Regierungen und Völker einstimmig ihm sich widmen zu wollen erklärten? Tiefes Vertrauen, seliger Glaube schwellte die Herzen, und träumendes Phantasiren schien kein unnützes Spiel mehr zu seyn. Eine „kaiserliche Luft", wie man sie mit Recht genannt hat, wehte durch das Land und erhob den Geringsten zu nationalstolzen Gedanken, zu wunderherrlichen Vorstellungen. Geschichte und Sage, Bildungen der Kunst und Ideale der Poesie traten vor die Seelen und mahnten die Gegenwart, würdig zu seyn der großen und ruhmreichen Vergangenheit! —

In eben den Tagen, als deutsche Männer aus allen Gauen nach Frankfurt wanderten, um in freier Berathung die einleitenden Acte der nationalen Constituirung zu beschließen, machte sich Otto auf den Weg, um die Seinigen aus dem Landhause in die Residenz abzuholen. Er hatte sich den neuen Freunden gegenüber verpflichtet, als Bewerber für die heimische Versammlung aufzutreten und seine Kräfte der Einrichtung des engern Vaterlandes zu widmen. Waren seine deutschen

Ideen doch vertreten durch eine Reihe gefeierter Namen! Konnte er bei der allgemeinen Stimmung und nach den schon getroffenen Einleitungen der Gründung des „Reiches" doch zuversichtlich entgegen sehen! Aber eben weil man sich anschickte, die besten, erprobtesten Männer nach der alten Kaiserstadt zu senden, hielt er es für seine Aufgabe, im kleinern Kreise zu bleiben, in ihm Hand in Hand zu gehen mit seinen Gesinnungsgenossen in dem großen und das Seine zu thun zu der gerechten Ausgleichung, die zwischen dem Ganzen und den Gliedern geboten erschien. —

Das Wiedersehen war überaus freudig. Otto hatte den Frauen über alle wichtigen Begebenheiten regelmäßig berichtet, und diese den Ruhm des hervorragenden Klubredners in den Journalen gelesen. Nun sah Klara mit dem ganzen Stolz einer liebenden Gattin auf ihn und hing an seinem Angesicht mit unendlichem Vertrauen. Sein Aussehen kam ihr männlicher, gesünder und rüstiger vor; und allerdings hatte sich an ihm die Wahrheit erprobt, daß das beste Heilkraut, das wirksamste Verjüngungsmittel die Freude des Herzens und die hoffnungsreiche Thätigkeit ist. Auch die Seinen glänzten in Gesundheit, und das Söhnchen lachte ihn an, als ob es fühlte, wie nun Alles so ganz anders und besser geworden!

Während er die Uebersiedelung vorbereitete, machte

er Besuche bei seinen nächsten Bekannten. Der Pfarrer war gutes Muths: er sprach wiederholt den Gedanken aus, daß die sturmreiche, gewaltige Zeit die Völker wieder zur Religion zurückführen werde, und glaubte mit Vergnügen wahrzunehmen, daß Deutschkatholiken und Lichtfreunde durch die Bestrebungen der Gegenwart bereits gänzlich in Schatten gestellt seyen! — — Der Stadtrath lobte den allgemeinen Aufschwung, machte aber daneben ein bedenkliches Gesicht und rückte endlich mit Zügen heraus, welche beweisen sollten, daß das Volk vor seinen eigenen Behörden nicht mehr den gebührenden Respekt hätte! Das sey offenbar auch nichts, daß gegenwärtig jeder Sprecher den Leuten die Köpfe erhitzen und sie mit unsinnigen Forderungen dem Magistrat auf den Hals schicken könne! — — Der gravitätische Rath war nichts weniger, als ein öffentlicher Redner, und mußte sich nun ärgern, daß ein junger Unterlehrer seine Maulfertigkeit dazu benutzte, den Vätern der Stadt gegenüber eine imponirende Rolle zu spielen! —

Am meisten hatte der Förster gegen die neue Zeit einzuwenden; und in der That bedurfte er die große Ruhe, die ihn ausgezeichnete, jetzt ganz besonders. Die Bauern hatten das Jagdrecht factisch an sich gerissen, und bei der allgemeinen Stimmung war nichts dagegen zu machen. Der wackre Mann, der auf seine erste

Klage zur Geduld ermahnt worden war, schilderte die Zerstörung des Wildstandes mit einer Melancholie, die auf Otto selber ansteckend wirkte. Indem er den Bekümmerten zu trösten suchte, fühlte auch er, wie manches trauliche, poetische Plätzchen geopfert werden muß, wenn eine neue Epoche umzubauen anfängt!

Eine Woche später, und die Familie saß warm in dem Hause der Majorin, dessen freigewordener zweiter Stock von Otto schon vorher gemiethet worden war. Zu dem Umzug und der städtischen Einrichtung hatte die brave Tante dem Neffen einen namhaften besondern Zuschuß geboten, indem sie lächelnd bemerkte, das heiße jetzt ihr Geld nur vortheilhaft anlegen! Otto hatte sich erst geweigert, das Ganze zu nehmen, dann aber heiter ausgerufen: „Sey's denn! Wir spielen jetzt unser Va banque, und mir ist, als ob ich die spröde Fortuna müßte zwingen können, mir Stand zu halten! — Einmal" (setzte er mit Laune hinzu) „muß es ja doch wohl geschehen!"

Der Poet, dessen im Koffer befindliche Habseligkeiten Otto mit überbracht hatte, miethete sich ein hübsches Zimmer in der Nähe: die Aussicht auf einen Garten, abgelegen, still, seinen Zwecken vollkommen entsprechend. Nachdem er eines Abends die häusliche Einrichtung der Freundesfamilie gepriesen, sang er das Lob auch seines kleinen Asyls mit so vieler Empfindung, daß Klara den

Genügsamen mit einem Lächeln betrachtete, in dem sich eine merklich schalkhafte Verwunderung ausdrückte.

Dem verworrenen Drängen und Treiben der Außenwelt gegenüber hat man um so mehr ein Heim nöthig, wo man nach ermüdenden, betäubenden Eindrücken immer wieder Beruhigung und Klarheit finden kann. Daß sie in ihrer Häuslichkeit (wenn man auch der Stube des Poeten diesen schönen Namen geben darf!) einen Port hatten, wo sie zu wagenden Ausfahrten immer neuen Muth schöpfen konnten, empfanden die Freunde jetzt mit besonderem Behagen.

Beide arbeiteten viel, indem sie die nächsten praktischen Ziele ins Auge faßten. Das Lesen der Journale zur steten Erhaltung des richtigen Ueberblicks über die deutschen und europäischen Verhältnisse und das Durchsprechen der Berichte nahm einen guten Theil ihrer Zeit in Anspruch. Otto bereitete sich auf das Amt eines Deputirten vor und widmete sich dem Klub als Redner und Antragsteller auch in diesem Betracht. Der Poet hatte seine Journalistenfeder hervorgezogen und diente der Zeit und der Partei mit Leitartikeln und mit satirisch-humoristischen Beleuchtungen gewisser Vorfälle, wie sie, zu derartiger Behandlung herausfordernd, der Tag wieder und wieder brachte.

Ihm gewährte es unerschöpflichen Genuß, in freien Stunden beobachtend herumzuwandern und Bilder des

völlig neuen Lebens für sein Tagebuch oder für die Hefte zu sammeln, in die er Entwürfe und Einfälle zu poetischen Arbeiten niederschrieb. Mitzuthaten als Versammlungsredner und Parteiführer hatte er weder Ehrgeiz noch Talent; ihm genügte die Wirksamkeit mit der Feder, die nun einmal sein Haupt-Instrument in Krieg und Frieden war. Um so unbefangener konnte er sich den Eindrücken hingeben, welche die Thaten Anderer auf ihn machten, sich ihres Vordringens, ihrer Keckheit freuen, und auch mit den Widerlichkeiten sich abfinden, die ihm vor Augen traten. Sein Humor ließ ihn fast Alles von der heitern Seite fassen und auch der ernsthaften, wenn sie nicht geradezu tragisch wirkte, belustigende Züge abgewinnen.

Nutzte er dadurch die Zeit für sich und seine eigensten Zwecke, so konnte er auch die Unterhaltungen der vereinigten Familie würzend beleben, was sein Verhältniß zu ihr immer mehr befestigte.

Eines Tages trat er mit frohem Gesicht und gefärbten Wangen in das Wohnzimmer der Majorin, wo sie alle beisammen saßen. Die wackre Dame betrachtete ihn und sagte: „Sie haben etwas Neues erfahren. Erzählen Sie!"

„Nichts Neues," erwiderte der Poet; „immer wieder das Alte mit den entsprechenden Variationen, das aber gerade so mit allen Zaubern der Neuheit auf mich

wirkt. Bei Zeus und allen Göttern des Olymps — wenn wir ehrlich seyn wollen, müssen wir sagen, daß wir früher gar nicht gelebt haben! Erst jetzt sehen wir, welche Kräfte in der menschlichen Natur liegen, und was hoch und höchst Erfreuliches zu Tage treten kann, wenn die interessantesten Regungen nicht mit zwingender Hand niedergehalten werden!"

Er hielt ein wenig inne, man sah ihn fragend an, und er fuhr fort:

„Betrachten wir nur eine Seite des Lebens! Auch früher, allerdings, hat man in den Wirthshäusern gesessen, poculirt und hie und da kühne Reden geführt. Aber der schärfere Beobachter konnte doch gar oft bemerken, daß Muth und Selbstgefühl durch geheime Sorgen, durch Zweifel und den Mangel eines wahrhaft guten Gewissens beeinträchtigt waren. Jetzt erkennt man was gefehlt hat.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Blieb den Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl!

Darin liegt's! Trinken und trinkend Sinnenglück haben, das konnte man früher wohl auch; aber trinken für's Vaterland, trinkend Geschichte machen und eine neue Epoche der Menschheit heraufführen, das hat man erst jetzt gelernt! Und darum, behaupte ich, konnte

man früher auch nicht einmal recht trinken! Große Gedanken müssen das Gehirn bewegen, edle Gefühle das Herz durchströmen, wenn Bier oder Wein in rechter Erquickung durch die Kehle rinnen soll. Der Geist muß sich für hochherzige Ideen belohnt wissen durch die Labung des ihm unterthanen Körpers und in dem Getränk, das sich in Masse darbietet, nur den gebührenden Tribut erkennen für die Dienste, die er der Welt geleistet und zu leisten fortfährt. Dann, wenn der Trank die Würde zu umduften sich glücklich fühlt, dann steht der Trank im richtigen Verhältniß zu den höchsten Qualitäten! Und dann ist auch der Anblick der Trinker für den Menschenfreund wahrhaft erquickend und erhebend! Ich spreche bloß nach empfangenen Eindrücken, wenn ich sage: Der Uranide der Gegenwart ist der Demokrat in der Kneipe! Wer sie gesehen hat an gläserbedeckten Tafeln, Sprüche sprechend als Urtheile letzter Instanz und herumschauend mit Augen, welche die Hindernisse durch bloße Blicke verschwinden machen, der kann sich rühmen, die Menschheit in ihrer höchsten Entfaltung erblickt zu haben! Der gute Trank gießt Freude in die Seele, und die Freude verschönt das Angesicht; aber nur wenn sie geadelt wird durch das Bewußtseyn der Machtvollkommenheit, tritt das vollendete Menschenthum zu Tage!"

Man antwortete mit gemüthlichen Zeichen der

Heiterkeit, und der hiedurch ermuthigte Humorist fuhr fort:

„Regieren, meine Verehrten, — Lenken und Walten ist süß! Wie viele Großthaten nicht nur, sondern auch Unthaten sind im Lauf der Zeiten begangen worden um dieser königlichen Lust willen, auch wenn ihre kurze Dauer ahnend vorher erkannt war. Die gewaltigsten Geister kämpften um die Krone, die nur dem Einen zu Theil werden konnte, der die andern niederschlug! Und was dieser mit ungeheuren Mühen errungen, trug er dennoch mit Sorge vor einem kommenden Glücklichen; der Eine Regierende war selbst regiert von Furcht, von Argwohn, von bösen Träumen! Glorreicher Fortschritt der Zeit! Das Göttergefühl des Regierens wird heutzutag Jedwedem zu Theil, der es nur in sich aufkommen zu lassen den Muth besitzt. Das Volk regiert. Jedweder gehört zum Volk, ist das Volk — Jedweder ist König. Er ist König in seinem innersten Bewußtseyn; und was man in diesem ist, das gerade ist man unzerstörbar. Die herrlichsten Empfindungen schwellen die Seele und adeln die Züge und formen die ganze Gestalt verklärend um; und ich spreche nur meine innigste Ueberzeugung aus, wenn ich sage: wie man früher die gebietenden Physiognomieen ausschließlich in den höchsten Klassen zu suchen hatte, so wird man sie künftig in allen Klassen, namentlich aber in den untersten finden!“

„Freuen wir uns dieser Errungenschaft, wie man das jetzt nennt — verstehen und erkennen wir den großartigen Humor der Geschichte!“

Otto, in der nun folgenden Pause, schüttelte lächelnd den Kopf und bemerkte: „Deine Worte haben nicht nur eine scherzhafte, sondern im Grund auch eine sehr ernsthafte Wahrheit!“

„Wer sagt dir, entgegnete der Poet, „daß sie nicht ernsthaft gemeint sind und der Scherz nur als Maske vorgehalten wird? — Ich schildre treulich die Anschauungen, die ich gehabt habe; und nach diesen muß ich sagen: wenn es jemals in der Geschichte eine Wiedergeburt des goldenen Zeitalters gab, so leben wir jetzt in einer solchen. „Erlaubt ist, was gefällt!“ Dieser große Satz ist jetzt durchgeführt. Man hat früher gemeint, das ginge nicht, und wenn man's geschehen ließe, würde Alles in's Verderben sinken. Weit gefehlt! Es geht ganz gut, wie man sieht. Die Anarchie regiert — und was ist ihr Produkt? Die Idylle. Eine Idylle eigner Art, ich geb' es zu; aber doch eine Idylle, erquicklich wie das Saftgemälde eines Landes, wo Milch und Honig fließt!“

„Allerdings, meine verehrten Damen, setzt die Freiheit, wenn sie gedeihlich seyn soll, Tugend voraus, wie dieß bereits Montesquieu nachgewiesen. Aber das ist ja das Wunderbare an der gegenwärtigen Zeit, daß

sie mit einemmal die Menschen tugendhaft gemacht hat! Sie lächeln? Ich weise Sie einfach auf Thatsachen. In der vormärzlichen Zeit, wie wir nur zu gut wissen, sorgten die Menschen für sich und ihre guten Freunde. Und jetzt? Vom frühen Morgen bis in die Nacht — bis spät in die Nacht — für das allgemeine Wohl! Kein Wort, es sey denn für das Beste des Volks! Kein Federstrich, er sey denn für das Heil des Ganzen! Das Gedeihen des Landes und der Nation erstrebt in bedeckten Räumen und unter freiem Himmel; in Wort und Schrift, in Prosa und Versen; in Büchern, Broschüren, Zeitungen und Plakaten; im Salon, in der Werkstätte, namentlich aber im Wirthshaus! — Wenn das nicht Tugend ist, dann hat es nie welche gegeben, und meine Moralphilosophie hat mir falsche Begriffe beigebracht!"

Er sah die Gesellschaft an, schüttelte dann lächelnd den Kopf und begann auf's Neue:

„Obwohl Sie meine Sätze für Ironie zu halten scheinen, fahr' ich dennoch ernsthaft fort und sage: die neue Zeit hat uns nicht nur tugendhaft, sie hat uns auch wieder zu ächten, frischen Menschen gemacht. Zum Henker die höfliche Phrase, wenn sie Wahrheit und Natur aufzehrt! Kein Mensch kann gut sprechen, wenn er nicht frei von der Leber spricht: der Höflichkeitszwang trocknet Alles aus, so daß zuletzt auch der eitelsten

Eitelkeit die gebrechselten Komplimente fade schmecken. Nun wohl, auch wir sind auf gutem Wege gewesen, durch Rücksichtnahme marklos zu werden, nachdem sogar das letzte Journal, welches sich noch einer gesunden Grobheit beflissen hatte, unterdrückt worden war. Die Revolution hat uns gerettet! Wundersamer Umschwung! Ueber Nacht ist's anders geworden; und mit Staunen hat der unbefangene Beobachter wahrgenommen, welche unendliche Quellen von Natur in der deutschen Natur verborgen liegen! Gestern noch die besten Köpfe bloße Talente, denen elegante Dicta gelangen, — heute schon Jeder ein Genie, das Urworte sprach! Wodurch? Durch Indignation, die von jeher den Vers gemacht hat! Durch Zorn, ohne den auch Dr. Luther nicht schreiben zu können erklärte! Durch rücksichtsloses Hinschleudern der innersten Gedanken ins hochüberraschte, aber dennoch überraschend schnell gewohnte Publikum. Wie ergötzlich war's, Institute, die in der Diplomatenphrase grau geworden, plötzlich, vom Weine der Freiheit bezecht, gleich trunkenen Alten Grobheit lallen und über ihren eignen unverhofften Muth selbstzufrieden lächeln zu sehen! Nun konnte man die Journale, die man vorher studiren mußte, doch wieder mit Vergnügen lesen und genießen! Das frische Grün der Erfindung erquickte die Augen, wohin man blickte (denn die Natur, wenn sie nicht vom Regelzwang erdrückt wird, ist immer

schöpferisch!) — Eigenthümlichkeit, Individualität, Charakter sprach uns von allen Seiten an, und aus der freigegebenen Grobheit erblühte mit rascher Entfaltung die naturwahre, lebensvolle Kunst der Rede, die auch in der höchsten Ausbildung niemals ihren Ursprung verläugnet. Die Männerwelt lernte ächte Grobheit produciren und ertragen — und der Deutsche brauchte sich nicht länger zu schämen, wenn er sich mit seinem vorgeschrittenen germanischen Bruder, dem Engländer, verglich!" —

„Ich komme zum Schluß. — Die Regel ist gut und nützlich, wenn sie in ihrer Sphäre bleibt. Aber sie bleibt nicht in ihrer Sphäre, wie denn nichts in seiner Sphäre bleibt auf dieser seltsamen Erde; und wenn sie nun mit despotischen Uebergriffen dem Geschlechte das Mark ausgesogen zu haben scheint, dann hilft nach einer weisen Anordnung die Natur sich selber. Die Menschheit sinkt auf einmal zurück in alte Rohheit, und aus dem Schlamme sogar, der sich hier erzeugt, gewinnt sie neue Kraft. Die Ur-Basis alles Lebens, die Bedingung auch der wahren und gesunden Schönheit, ja des wahren und gesunden Anstandes, tritt wieder heraus und setzt sich fest in gigantischer Mächtigkeit, um neuen Cultur-Flor tragend und nährend auf sich erblühen zu lassen. Preisen wir uns glücklich! Die Natur, die Mutter der Dinge, ist wieder einmal hervorgebrochen,

wo sie am nöthigsten war — in unserm lieben Vaterland! Bringen wir nun zu ihrer dermaligen Masse eine ebensogroße Masse von Geist hinzu, um die aus Urtiefen zu Tage gedrungenen Schätze zu fassen und in Schönheit auszuarbeiten, dann beginnt jene große neue Zeit, die wir muthig vorausgesagt haben, mitten im Jahr 1848, und wir haben das wunderbarste Schauspiel: das Schauspiel einer Menschheit, die mit neuen Materialien und neuen Ideen neue Werke schafft und festen Trittes die letzte und höchste Stufe ihrer Entwicklung ersteigt!" —

Die Gesichter zeigten das stille Vergnügen, das in gebildeten Seelen ersteht, wenn Dinge, die man immer gern hört, zwang- und tendenzlos mit Laune vorgetragen werden. Man lobte den Freund in gemüthlichen Ausdrücken, und ein Gespräch entspann sich, das aus wohlgelungenen Noten zu dem vorgetragenen Texte bestand. —

Die gute Aufnahme, die er mit diesem gefunden, ermunterte den Poeten zu Fortsetzungen, und bald schien es zu seinen Functionen zu gehören, den Damen etwas Ergötzliches nach Hause zu bringen.

Eines Tages sagte er: „Zu den pikantesten Wahrnehmungen, die gegenwärtig ein unbefangen gerechter Zuschauer machen kann, gehören die Acte der komischen Nemesis und ihre Ausgleichung früherer Verhältnisse

durch witzig erfundene neue. Ich gestehe, daß ich wahren Genuß habe, wenn ich mit ansehen kann, wie man sich jetzt z. B. gegen das sogenannte Volk benimmt. Heut spazierte ich auf dem Schloßplatz umher und faßte einen Arbeiter in's Auge, einen prächtigen Bursch, der nach den äußeren Zeichen zu schließen ein Schustergeselle war. Mit einemmal sah ich einen feinen Herrn in mittlern Jahren entschlossen auf ihn losgehen. „Ah, guten Tag, lieber Freund," rief der Herr verbindlich, indem er die pechgeschwärzte Hand ergriff und mit biedrer Herzlichkeit schüttelte; „wie geht's Ihnen, Herr Friese?" — „Ganz gut," erwiderte der Schuster (der die Bekanntschaft des Herrn vielleicht als Lehrjunge, respective Ueberbringer neuer Stiefeln, gemacht hatte) mit würdevoller Entgegennahme der Artigkeit. „Und Ihnen, Herr von **?" — „Vortrefflich," erwiderte dieser. „Ich hab' mich nie besser befunden, als gegenwärtig! Wie kann's auch anders seyn? Ich bin fast den ganzen Tag auf der Straße! Kein schönres Leben" (fuhr er munter fort) „als das Leben in dieser Zeit der Freiheit! Immer gibt es was Neues! Einmal einen Aufzug mit Musik und Fahnen; das andremal eine Versammlung, die einem begeisterten Redner zuhört, und sich dann über den Vortrag unterhält — freundlich, brüderlich, wie's auch seyn soll! — Das" (setzte er mit achtungsvollem Ernst hinzu) „danken wir Euch,

ihr Herren! Wir haben die Freiheit nur gewünscht und gefordert" (ein leichtes Erröthen zeigte, daß auch dieß gelogen war!) — „Ihr habt sie erobert!" — Der Arbeiter, der sich erinnern mochte, mit welch' souveränem Antlitz ihn der Gentleman früher betrachtet hatte, antwortete mit einem Lächeln, das mehr Spott als Dank verrieth, nahm seinen Demokratenbart in die Hand und molk ihn behaglich. Den Herrn genirte das aber nicht; er schüttelte ihm nochmal mit aller Treuherzigkeit die Hand und wünschte ihm guten Abend, indem er sich verbeugend entfernte."

„Was" (fuhr der Erzähler nach kurzem Innehalten fort) „hatte der Edle dabei für einen Zweck? Wahrscheinlich einen bestimmten überhaupt nicht. Er wollte sich einem der Gefürchteten nur für irgend künftige Fälle empfehlen, wie er dieß früher nach der andern Seite hin gethan! Aber der Schuster war offenbar entschädigt. Das sich drehende Rad der Zeit und die menschliche Schwachheit hatten auch ihm den Genuß einer herrschenden Position gegeben."

Die Frauen sahen erheitert, mit einem anmuthigen Hauch von Spott, welcher dem feinen Herrn galt, für sich hin, und Otto bemerkte: „Das erinnert mich an die Scene von letzthin, als in unserm Klub die Deputation der Fabrikarbeiter erschien. Ich als einer der Beamten stand in der Nähe der Tribüne und sah nicht

ohne Verwunderung, daß die ganze Versammlung sich feierlich erhob und erst wieder setzte, nachdem die Abgeordneten beim Präsidenten angelangt waren. Es wäre offenbar höflich genug gewesen, wenn nur der Vorstand sie willkommen geheißen hätte; und ihnen selber schien diese Art Aufmerksamkeit ein wenig zu stark!"

Der Poet nickte lächelnd, und die Majorin konnte nicht umhin, ihn schalkhaft zu fragen, ob er auch mit aufgestanden wäre!

„Ja und nein," erwiderte er mit leichtem Achselzucken. „Die allgemeine Erhebung übte zunächst ihre natürliche Magie auf mich und ich richtete mich gleichfalls auf; rechtzeitig empfand ich aber, daß die Höflichkeit denn doch zu weitgehend und verwöhnend sey, und ich ließ mich rasch wieder sinken. Ich saß in der Mitte und hatte die Genugthuung meinem Beispiel sofort Mehrere folgen zu sehen."

Klara betrachtete ihn mit einem schelmischen Wohlwollen. „So ist's doch immer gut," sagte sie, „wenn man seinen Platz in der Mitte nimmt!"

Der Poet erwiderte lachend: „Am Ende müßt' ich's freilich auch ertragen, wenn ich feierlich mit stehen geblieben wäre bis zu Ende! — Schwachheit, meine Gnädige" (fuhr er nach kurzem Innehalten fort) „ist natürlich und menschlich. Alle Macht übt eine unwiderstehliche Wirkung auf uns, und wer just Inhaber ist

oder es nur zu seyn scheint, der hat die Achtung, die Huldigung der Seelen, wenn diese nicht aus höhern Gründen sich ernstlich widersetzen! — — Es ist noch aller Ehren werth," setzte er hinzu, „wenn man sich nur zu übertriebener Höflichkeit verführen läßt!"

Otto stimmte nickend bei. „Das Volk" (es ist schon unrecht, daß man diesen Namen den untern Klassen jetzt ausschließlich zutheilt!) „hat gegenwärtig Schmeichler, die vor ihm so beeifert mit dem Schweife wedeln, wie es nur je die niedrigsten Schranzen vor dem Gold und Stellen vergebenden Fürsten gethan. — Im Uebrigen" (fuhr er mit einem Blick auf die Frauen fort) „hat diese Gattung Niemand besser gegeißelt, als eben unser Freund in dem letzten Feuilleton-Artikel der Constitutionellen Zeitung, dessen Autor also hiemit verrathen ist."

Die Damen machten dem Poeten Complimente und rühmten den Artikel, der sich indeß auf die Devotion bezog, die einzelne französische Federn den Arbeitern zu Paris widmeten, obwohl nicht ohne die nöthigen Seitenblicke auf Aehnliches, was in nächster Nähe geschah. Der Poet dankte und fuhr fort: „Was den jetzigen Gebrauch des Wortes „Volk" betrifft, so ist er freilich ein Mißbrauch; aber auch in diesem kann ich nicht umhin, ein feines Arrangement der Nemesis zu sehen. Ehedem hat man auch bloß die untern Klassen „Volk" genannt, aber im verächtlichen Sinne, von Seiten der Herr-

schenden, welche die Dienenden, die Unterdrückten, mit diesem Namen belegten; jetzt, wo er ein Ehrentitel geworden, gibt man ihn wieder nur den untern Klassen — und die höhern müssen sollicitiren und argumentiren, um nur zugelassen zu werden! Was ist nach dem einstigen Minus das jetzige Plus für die untern Klassen Anderes, als ein eben so natürlich wie schalkhaft zugemittelter Ersatz?"

„Es ist wahr," versetzte Otto. „Und da bei dem Geiste der Zukunft Plus und Minus der Ausgleichung doch nicht entgehen werden, so können wir jetzt im Grunde ruhig die gerecht-ungerechte Einseitigkeit sich entfalten sehen!"

„So mein' ich's," entgegnete der Poet. „Unbeschadet natürlich, daß wir denen, die's übertreiben, gelegentlich dennoch die Ohren reiben! — Das aber können und sollen wir nicht ändern, daß gegenwärtig die M a s s e der Souverän ist. Die Masse regiert nicht, das ist klar; aber sie herrscht: ihre Willensmeinung ist's, wornach man sich richtet! Die Fürsten sind ihrer bisherigen Activität enthoben und haben sich wartend bei Seite gestellt; Minister und Demagogen handeln aber nur im Hinblick auf jene Eine Gewalt, deren Genehmigung zu erlangen ihre große Aufgabe ist. Was die Masse liebt und capirt, das gilt jetzt; was als Gabe der bisherigen Mächte ihre Eifersucht erregen

müßte, wird bei Seite gelegt. Wie glücklich hat die Meisten, denen er zu Theil geworden, früher ein Orden gemacht! Wie heuchlerisch war die Versicherung der Gleichgültigkeit dagegen! Wie richtig war die Beobachtung eines Berliner Freundes, der mir sagte, daß er, trotz aller Deklamationen gegen diesen Tand, nirgends so viele grundvergnügte Männer beisammen gesehen habe, als beim Ordensfest! — Gegenwärtig aber ist der einst so viel begehrte Schmuck ein Zeichen, womit sich Niemand mehr gern betreffen läßt. Die deutsche Kokarde heften sich jetzt die verwandelten Höflinge an den Hut, wie wenig schwarz-roth-golden auch ihr Herz seyn mag — das Ordensband wird vom Knopfloch getrennt und vorsichtig zum Orden gelegt. Es verräth schon geradezu einen Mann von Charakter und Muth, wenn jetzt einer öffentlich damit auftritt. Ich hab' letzthin wirklich einen solchen gesehen — einen ältern Herrn, der nicht nur mit dem Band, sondern mit dem Orden selbst die Straße entlang ging, und zwar an mehreren, aus purem „Volk" bestehenden Gruppen vorüber. Es passirte ihm nichts; aber er sah doch aus wie einer, der trotzt und sich eines ernstlichen Wagnisses bewußt ist!"

Otto wiegte das Haupt. „Es ist dasselbe," bemerkte er, „wenn jetzt Männer von Adel und hohen Titeln einen unter Umständen höflich ersuchen, sie doch einfach bei ihrem Namen zu nennen! In Berlin, wie mich

letzthin Professor *** versicherte, ist es sogar vorgekommen, daß in der ersten Zeit nach den Märztagen kein Mensch mehr Geheimrath seyn wollte! „An nichts," fügte der Mann mit scheinbarem Ernst hinzu, „hab' ich den vollkommenen Umschwung der Zeit so deutlich erkannt, wie an diesem erstaunlichen Faktum!"

„Ich kann mir denken," erwiderte der Poet lachend, „wie sonderbar das den übrigen Berlinern vorgekommen seyn mag! — — Indessen — Alles das wird wiederkommen; und das Höchste, was wir dauernd erreichen, wird am Ende nur eine gewisse schickliche Reduction der Bedeutung jener äußern Vorzüge seyn. — Als ein wesentlich unadeliger Mensch kann ich wohl um so freier meine Ueberzeuguug aussprechen: daß die sociale Geltung speziell des Adels aus allen Anfechtungen siegreich hervorgehen wird; einfach darum, weil der Adel zur Geschichte gehört und wir einer Zeit entgegengehen, in welcher Geschichte mehr und mehr erforscht und Alles, was irgend aus der Masse sich emporhebend historisch geworden ist, als solches die entsprechende Ehre haben wird!"

Indem er sich gemüthlich zu Otto wendete, fuhr er fort: „Aus deinem Verbindungsleben wirst du dich gewiß noch erinnern, daß ein und der andre Corpsbruder am Zechtisch mit einer gewissen Genugthuung dir zugerufen hat: Trink, Baron! — Zumal wenn Jemand in der Nähe war, es zu hören!"

Otto bejahte lächelnd, indem er hinzufügte: „Noch viel besser hat es aber geklungen, wenn einem andern in unserm Corps zugerufen wurde: Sauf, Graf! — zumal wenn es mit einem kraftvollen Bierbaß geschah!“

„Nicht mehr als billig,“ versetzte der Poet, während die Frauen lächelten. — „Nun, ganz dasselbe bemerken wir jetzt bei unsern Demokraten. Wenn sie einen Grafen oder Freiherrn zu den Ihrigen zählen können, finden sie bei allem Stolz, aus dem Volke zu seyn, die Partei dadurch doch gewissermaßen verbessert — jedenfalls geputzt, und sie ermangeln nicht, auf ein solches Schaustück gelegentlich aufmerksam zu machen.“

„Dennoch,“ meinte Otto nach einem Moment des Nachdenkens, „kann es dahin kommen, daß man den Adel gesetzlich abschafft!“

„Dann wird er wieder auferstehen,“ versetzte der Poet. „Das Ziel der jetzigen Bewegung, das Ziel der welthistorischen Entwicklung überhaupt, ist nicht materielles Gleichmachen, sondern geistiges Ausgleichen. Die Culturgeschichte bietet das Schauspiel successiven Avancirens: die Absicht ihres Lenkers ist nun offenbar, nicht den Obenstehenden die Ehre zu nehmen, sondern den Untenstehenden sie nach Verhältniß ihres Nachkommens zu geben. Die Vertreter des Unten kommen einer um den andern nach, fordern ihren Antheil an Geltung und erhalten ihn. Metiers, die unehrlich

gewesen sind, werden ehrlich und reihen sich als solche den übrigen an. Sociale Klassen, an denen Mängel und Makel hafteten, befreien sich davon, gewinnen die Cultur der vorgeschrittenen und schmücken sich mit den Zeichen ihrer Würde. Titel, die zuerst nur einem sehr kleinen Theil der Nation beigelegt waren, steigen herab und verbreiten sie endlich über sämmtliche Klassen der Gesellschaft; wie wir denn mit Gottes Hülfe nach und nach so ziemlich Alle „Herren" geworden sind. Was ist nun der Sinn des gegenwärtigen Anlaufs — unter andern? Der Arbeit — der bloßen Arbeit — und den Vertretern derselben die Ehre zu geben, die ihnen gebührt! Die Arbeit sehen zu lassen im Lichte des Nutzens, den sie dem Ganzen gewährt, — im Anspruch auf das Recht, von dem Ganzen dafür geachtet zu werden! Den Arbeiter die Stelle finden zu lassen, an der er als gewerthetes Glied sich einfügt in den Organismus der Gesellschaft! Nun, das wird auch gelingen! Sind die Nachstrebenden aber befriedigt, dann werden sie den Vorgeschrittenen ohne Widerstreben die natürlichen Consequenzen frühern Emporkommens und längern Obenstehens gönnen, und speciell auch dem Adel das Seine lassen, — sofern er damit nicht das Ganze beraubt!"

Nach einer Pause bemerkte Otto: „Es ist erfreulich, die Sache so anzusehen und an einen solchen Ausgang

zu glauben. Der Adel, der früher so außerordentliche Vortheile genoß, ist eingeholt worden vom bürgerlichen Besitz, und von dem Kapital sogar überflogen, während der Proletarier noch immer harrend vor dem Thore stand. Nun hat er dieses, das sich ihm nicht selber erschloß, mit gewaltiger Hand erbrochen; und es ist dem Endzweck offenbar förderlich, daß er sich dadurch in Respekt gesetzt und Huldigung erzwungen hat: um so eher wird man ihm einräumen, was er mit Recht verlangen kann. Der Humanität, die gegen ihn vorhanden seyn mag, wird die Furcht vor ihm zu Hülfe kommen; und es ist gar gut, wenn die Tugend das, was geschehen soll, nicht allein zu thun hat, sondern hinter dem edeln Willen auch einigermaßen die Noth steht, um auf ihre Weise zum Handeln aufzumuntern!" — —

Mitten in dem Leben, das sich in solchen Beschäftigungen und Unterhaltungen anregend abspann, wurde der Freundeskreis durch einen Besuch überrascht. Albert, der in der ersten Woche nach der Erhebung ein paar Tage hier gewesen war, erschien mit der Mutter und erklärte, seinen Aufenthalt für die nächste Zeit in der Residenz nehmen zu wollen! Da die Vorlesungen schon wieder begonnen hatten, war dieß auffallend und trotz der Aussicht auf angenehmen Umgang erkundigte man sich lebhaft nach dem Grund!

Der Professor erwiderte heiter: „Offen gestanden,

ich hab' kein Collegium zu Stande gebracht! Die Studenten wollen natürlich jetzt auch lieber Geschichte machen, als den Wissenschaften obliegen, und vor allen hat die Philosophie die Ehre, der Politik geopfert zu werden! Genug, ich hab' Urlaub erhalten, und will diesen nun benutzen, mir die Dinge hier anzusehen. — Der Mama" (setzte er mit einem Blick auf die Professorin hinzu) „ist's begreiflicherweise auch lieber, bei den Ihrigen und namentlich bei dem Enkel Albert zu seyn!"

Man condolirte scherzhaft, neckte den Zuhörerlosen, und der Poet sagte: „Ja, das geht nun einmal nicht anders! Wir müssen Alle unser Metier bei Seite setzen, um der vorwärts schreitenden Nation direkte und zeitgemäße Dienste zu widmen. In meinem Kopf, wo sich ehedem Projecte zu Dramen und Novellen erzeugten, wimmelt's jetzt von Leitartikeln, und nur dadurch nähere ich mich der Poesie noch einigermaßen, daß ich aus gewissen Bildern des Lebens kleine Humoresken flechte. Daß ich jemals Reime geschmiedet, erscheint mir wie eine platonische Erinnerung aus einer vorirdischen Existenz, und ich fange beinahe wieder an, das Versemachen für eine Kunst zu halten, — so sehr fühle ich mich desselben unfähig! Nun, mein vortrefflicher Freund, helfen wir zusammen! Lassen wir unsre Göttinnen auf dem Olymp, wo sie sich eine Zeitlang ohne

Opferdampf behelfen mögen, und dienen wir der Gottheit des Tages — wer weiß, wozu es gut ist!"

„Dieser Einladung," versetzte der Professor, „bedaure ich nicht Folge leisten zu können. Mit meinen politischen Fähigkeiten ist's nicht weit her; und wozu die Zahl der Köche vermehren, deren gegenwärtig ohnehin schon genug sind, um den Brei zu versalzen? Nein, mein Freund, ich wünsche hier zu bleiben, um mir den Spaß am Haupttheater und in eurer vortrefflichen Gesellschaft mit anzusehen; dann aber vornehmlich, um mit Hülfe der Staatsbibliothek ein neues Colleg auszuarbeiten, das ich mit Gottes Beistand im nächsten Semester zu lesen gedenke!"

Nach dieser Erklärung trat er zu den Frauen und der Poet sagte zu Otto: „Hast du bemerkt, welche resoluten Ausdrücke unser Professor sich angeeignet? Dieses Jahr 48 ist wahrhaftig ein Jahr der Wunder! Auch ich gesteh' offen: ich hab' das Gefühl, daß meine gesammte Schriftstellerei sich aus der Asche der Leitartikel wie ein Phönix erheben und mir hernach überschwänglich gelingen wird, was ich zuvor ganz vergebens erstrebt habe." —

Seit dem Tag ihres Bekanntwerdens hatten sich die Freunde in steter Verbindung mit dem Tischler erhalten. Nicht nur sah man sich im Klub; auch Besuche stattete man sich wechselseitig ab, wozu die gemeinsamen Be-

strebungen Anlaß gaben. Otto hatte den wackern Mann den Seinen vorgestellt, die ihm nach Allem, was sie von ihm wußten, sehr freundlich begegneten und großen Gefallen an ihm fanden. Die Majorin freute sich, ihm ein paar Aufträge geben zu können, indem sie bedachte, wie nützlich der einflußreiche Bürger ihrem Liebling Otto werden könnte. Zu diesem Ende suchte sie ihn mit Klara sogar in seinem Haus auf, und die Damen versäumten nicht, durch ihr Benehmen auch das Herz der Gattin zu gewinnen.

Zwischen dem Handwerksmeister und Otto bildete sich ein eigenes, schönes Verhältniß. Unser Freund war gerade der Mann, wie ihn jener bei seinem politischen Streben zum Lehrer, zum Führer bedurfte. Je mehr er ihn nun kennen lernte, desto höher stieg seine Achtung vor seinem Wissen, seinen Ideen, seinem Charakter. Er hing mit unbedingtem Glauben an ihm und erwartete hauptsächlich von ihm Alles, was er für das Land und die Partei wünschen mußte. Sprach er mit ihm, so sah er ihn mit einem Blick der Liebe und der Verehrung an, der auch Otto in der Seele wohlthat. Beide fühlten, wie gut es war, daß sie sich gefunden, und gelobten sich, in allen Lagen treu zusammenzuhalten.

Unterdessen veröffentlichte die Regierung das neue Wahlgesetz. Auch die Demokraten wußten daran nichts

auszusetzen, als daß die Wahl indirekt seyn sollte; nachdem aber im Klub und auf der Straße ein paar Tage dagegen gesprochen und gescholten worden war, ließ man die Sache auf sich beruhen. Die Wahl der Wahlmänner wurde ausgeschrieben, und die Arbeit der Parteien begann.

Alle entwickelten dabei eine große Rührigkeit. Man fühlte, was es galt: die Durchsetzung eben der Partei-Gedanken, nachdem tabula rasa gemacht und Alles neu geschaffen oder erneuert werden zu müssen schien! Die Durchsetzung der Partei-Gedanken nicht nur in der Landesversammlung, sondern ebenso im Parlament, für welches zu gleicher Zeit gewählt werden sollte! — Nun „wühlte" man, um den klassisch gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, auf allen Seiten, mit allen Mitteln, und machte wohl auch zwischen ehrbaren und unehrbaren keinen allzuängstlichen Unterschied. Es sah wirklich so aus, als ob die Deutschen plötzlich ein politisches Volk geworden — ein Volk, das Hand anlegte und zum Zweck auch die entsprechenden Mittel in Action setzte. Man versammelte, berieth, empfahl und verständigte sich; und daneben machten die Buchhandlungen ungewöhnliche Geschäfte mit den „Verfassungen" constitutioneller und republikanischer Staaten, die man studirte, um für die Organisation des besondern wie des allge-

meinen Vaterlandes die zweckmäßigsten Bestimmungen auszusuchen.

Von vorübergehenden kleinen Conflicten abgesehen, hatte gerade die Zeit der ersten Wahlen etwas Friedliches, weil die Parteien positiv beschäftigt waren und ihre Absichten durch gesetzliches Vorgehen zu erreichen hofften. Nach Unterdrückung des republikanischen Aufstands in Baden hatte Bernhard in seinem Klub wieder mehr Autorität erlangt, weil auch die Linksten sich überzeugen mußten, daß für jetzt wirklich nur „eine mit demokratischen Institutionen umgebene Monarchie" erreicht werden könne. Man vereinigte sich, und das Ideal unsres alten Bekannten wurde die Parole des Klubs bei den Wahlmanövern. Indem nun die Führer die Zeitgemäßheit und den Segen rein demokratischer Institutionen durch alle Mittel der Schrift und der Rede einleuchtend zu machen suchten, mehrten sich ihre Anhänger in der Bevölkerung merklich, und sie setzten eine bedeutende — für die Constitutionellen bedenkliche — Zahl der Ihrigen als Wahlmänner durch. Bernhard fühlte sich nach diesem Erfolg als die Seele der Partei; Ideen der Macht erhoben seinen Geist, und wenn er dem Poeten oder Otto begegnete, grüßte er mit jener Leichtigkeit, wie sie nur dem tiefen Gefühl der Superiorität zu gelingen pflegt.

Der Ausfall der ersten Wahlen machte die Consti-

tutionellen stutzig. Sie glaubten in entschiedener Majorität zu seyn und den Sieg ohne Weiteres in der Hand zu haben; nun mußten sie zählen, berechnen, das Zünglein der Wage schwanken sehen und auf Mittel denken, ihre Streiter zu mehren. Eine Benehmung mit den Constitutionell-Monarchischen stellte sich als Nothwendigkeit heraus, und wurde von einem dem constitutionellen Klub angehörigen Staatsdiener und von dem Tischlermeister, je für ihre Bekanntschaften, auch sofort eingeleitet.

Auf einen der Tage zwischen den ersten und zweiten Wahlen hatte der Schützen-Verein der Residenz ein schon länger projectirtes Festschießen angesetzt. In ihm befanden sich Anhänger aller Parteien, im Ganzen überwog aber doch die constitutionelle Gesinnung, und man beschloß nun, durch eine Deputation auch den Landesherrn zur Theilnahme an der Volksfeier einzuladen.

Der Fürst war mit dem ersten Beginn der schönen Jahreszeit auf das der Residenz nächstgelegene Lustschloß gezogen, hatte hier an der Sorge für die laufenden Angelegenheiten nur den unausweichlichsten Antheil genommen und hauptsächlich in Gesprächen mit seinen Intimsten und in Correspondenzen mit verwandten hohen Personen die mögliche Gestaltung der Zukunft erwogen. Die Dinge zunächst gehen zu lassen, wie sie eben gingen, und bei Seite stehend zu warten, das schien ihm für

seine Person und sein Haus das Gerathenste; und er konnte dieß auch um so mehr, als die Bevölkerung des Landes im Grunde zu den ruhigern gehörte und das Ministerium Alles that, sie in dieser Stimmung zu erhalten. War es im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß eine Verfassung bewilligt werden mußte, die Er freilich niemals genehmigt haben würde — daß der Einzelstaat sich einer deutschen Centralgewalt unterzuordnen hatte, so konnte er sich nicht entgegenstemmen wollen, und es war Sache der Zeit, zwischen den neuen Gesetzen und seinen angestammten Rechten doch wieder eine günstige Ausgleichung herbeizuführen. Die Haltung des Volks nach den Tagen des Aufstands hatte nicht verstimmend auf ihn gewirkt. Die Journale und Plakate, welche die ärgerlichsten Dinge enthielten, bekam er nicht zu Gesicht, und was er sonst vernahm, klang um viel weniger gesetzlos, als er's erwartet hatte. Die in seiner nächsten Umgebung prophezeite „wüste Anarchie" traf in der That nicht ein, alle Bande der Ordnung rissen keineswegs, und bei einzelnen Vorfällen, wie z. B. als brodlose Arbeiter dem liberalen Magistrat seiner Hauptstadt einmal sehr fatale Scherereien machten, konnte der Herr sogar nicht umhin, eine gewisse Schadenfreude zu empfinden. Die lieblichen Tage des naturschönen Jahres, der ungestörte Genuß des Landlebens mit seiner Familie trugen dazu bei, die Wunden seines Herzens

vernarben zu lassen und seinen Geist heiterer, freundlicher zu stimmen. Wie nun die Deputation in aller Ehrerbietung die Einladung vortrug, sagte er nicht nur zu, sondern beschloß auch in einer Art zu erscheinen, welche auf die Versammlung einen erfreulichen, gewinnenden Eindruck machen mußte.

Das Fest ließ sich bei herrlicher Witterung sehr gut an, die halbe Stadt war auf dem geräumigen Platz vor dem Thor und mischte sich mit den Bewohnern der nahen Dörfer. Die bunte Versammlung war guter Dinge und vergnügte sich in Schauen, Plaudern und Trinken nach Kräften; bei aller Unterhaltung und allem Antheil an den ausgezeichnetsten Schüssen war man aber doch sehr gespannt auf die Ankunft des erwarteten Herrn, der nach den Tagen des Aufstands zum erstenmal wieder bei einem Fest erschien. Nach wiederholtem falschem Lärm kam er mit seiner Gemahlin in einem offenen Wagen endlich angefahren. Man sah von weitem, daß er in Civilkleidung war, und dieß erweckte schon eine günstige Stimmung. Als er aber gegen das für ihn und sein Gefolge bestimmte offene Zelt herfuhr und man seinen Hut mit einer großen schwarzrothgoldnen Kokarde geschmückt sah, da war man auf's freudigste überrascht und brach in ungeheuren Jubel aus. Das fürstliche Paar dankte freundlich, heiter, — das Vivat- und Hochrufen wollte kein Ende nehmen. Von dem allge-

meinen Enthusiasmus umflutet empfanden beide die tiefste Genugthuung; sie schauten, im Zelt angekommen, beglückt, ergriffen umher, und der Fürst drückte gegen den Vorstand der Schützengesellschaft seinen ganz besondern Dank aus.

Obwohl er mit einer guten Vorahnung gekommen war, übte die Erfahrung dieses Tags auf den Herrn doch bedeutende, nachhaltige Eindrücke. Er überzeugte sich, daß es am Ende gar nicht so schwer sey, die Herzen des Volkes zu gewinnen, wenn nur auf die Grundforderungen der Zeit irgend eingegangen würde; und da, was die Einigung Deutschlands betraf, die beiden Großstaaten sich willig zeigten, was hatte er für einen Beruf, dem allgemeinen Strom sich zu widersetzen? Genau besehen konnte sein Haus und sein Land von der neuen Organisation Deutschlands eher Vortheile haben, indem gegen die Hingabe am Ende doch nicht mehr haltbarer Befugnisse größere, ja dauernde Sicherheit erlangt wurde. Daß das Volk den Landesherrn, der die deutsche Sache zu der seinen machte, mit Begeisterung ehrte und unter dieser Bedingung hochmonarchisch war, davon hatte er nun die Ueberzeugung gewonnen: also war eben die deutsche Gesinnung des Fürsten das allerbeste Mittel für Erhaltung der Monarchie und gegen den Sieg der Republik! —

Von diesem Tag an datirte sich eine Wendung in

dem Geiste des Fürsten. Er sah das, was die besten Männer für das Ganze erstrebten, von der schönen, versprechenden Seite an und befreundete sich damit, so viel es ihm irgend möglich war.

Sonderbarer Weise hatte das „Ereigniß" zunächst aber auch andre, unerwartete Folgen. Eine Anzahl von Constitutionell-Monarchischen oder Conservativen glaubte nämlich aus dem Empfang des Fürsten schließen zu können, daß ihre Gesinnung unter den Bewohnern der Residenz doch viel verbreiteter sey, als es nach außen den Anschein habe, — daß eine Menge sich bloß radical anstellten, weil der Radicalismus eben momentan obenaufgekommen, und eigentlich ihrer Ansicht wären, was sich bei den Deputirtenwahlen herausstellen dürfte! Mehrere, die sich für die zwei Beauftragten des constitutionellen Klubs bisher traitabel gezeigt, wurden daher plötzlich spröde, wichen aus und meinten: am Ende wär's besser, die Sache ihren Lauf nehmen zu lassen!

Der Tischlermeister gerieth wegen seines Lieblings-Candidaten in große Sorge. Er enthielt sich nicht, diesem die Möglichkeit des Durchfallens unter solchen Umständen anzudeuten, und mit einem halb verlegenen, halb schlauen Lächeln hinzuzufügen: daß man jetzo des guten Zwecks halber eben etwas thun müßte, was einen und den andern weich machen könnte! Otto, seine Meinung errathend, erklärte sich aber bestimmt dagegen.

Er wollte vor den versammelten Wahlmännern seines Bezirks als Bewerber auftreten und seine Grundsätze darlegen: das Uebrige wäre vom Uebel!

Der Bürger, als er allein war, schüttelte den Kopf. „Dieser Mann," sagte er zu sich, „ist sehr gelehrt, sehr gescheidt, sehr nobel; aber praktisch ist er nicht! Was wär's denn, wenn er die Menschen nähme, wie sie sind? Machen's nicht Alle so? Er ist gar zu skrupulös, und das ist auch ein Fehler! Wenn er nun durchfällt, was soll aus ihm werden? Er kommt neben'naus, und wir, seine Freunde, mit ihm!" —

Der Gedanke, daß aus all den schönen Dingen, die er sich schon mit so viel Vergnügen ausgedacht hatte, nichts werden könnte, machte den guten Meister ganz desperat. Er überlegte hin und her und wurde auf der Straße durch die Zeichen seiner Erregtheit auffällig. Endlich erhellte ein Gedanke seine Züge. „Wahrhaftig," rief er, „das kann helfen! — Die ist praktisch!"

Er begab sich zur Majorin. In einer geheimen Unterredung, um die er bat, machte er sie mit der Sachlage bekannt und deutete erst seine Ideen im Allgemeinen an.

Die Majorin lächelte mit angenehmer Schlauheit. „Sie meinen?" fragte sie. „Gegen mich dürfen Sie schon deutlich seyn; ich kenne die Welt auch!"

„Das weiß ich eben," entgegnete der wackre Meister

froh, „und darum hab' ich mich an Sie gewendet! — Nun, ich meine, daß etwas geschehen muß, sonst geht die Sache schief. — Es sind zwei Männer, die wir zu Freunden machen müssen, weil jeder unter den Wahlmännern wieder Freunde hat!"

„Ich verstehe," bemerkte die Frau mit aufmunterndem Blick.

„Der eine," fuhr der Meister fort, „ist ein College von mir — ein Tischler, und ich muß es sagen, wie's ist, ein ausgezeichneter Tischler. Nun haben Sie letzthin mit der jungen Frau von Ehrenfels bei mir einen Kleiderschrank und eine Kommode bestellt, und ich muß Ihnen offen sagen, daß ich, weil ich jetzt ohnehin viel zu thun habe" —

„Sie meinen," bemerkte die Majorin, „daß man diese Stücke bei dem Herrn Collegen bestellen soll?"

„Und zwar im Namen des Herrn Otto von Ehrenfels," erwiderte der Tischler. „Ohne Aufschub — heute noch!"

Die Majorin ergriff seine Hand und rief: „Sie sind ein braver Mann — und ein wahrer Freund!"

Der Meister, dadurch in heitere Laune versetzt, betrachtete sie und sagte: „Brauchen Sie nicht am Ende noch etwas? Man hat jetzt eine neue, sehr schöne Art von Schreibtischen, und — drei Stück würden deutlicher seyn!"

Die Majorin lächelte und erwiderte: „Gut! — es sollen drei seyn!“

Der Tischler dankte lebhaft. „Der andre,“ fuhr er fort, „ist ein Weinhändler. Nun, wenn man bei dem — im Namen des Otto von Ehrenfels natürlich! — einen tüchtigen Ankauf machte — so ein Stücker hundert Flaschen etwa“ —

„Ah,“ rief die Majorin überrascht. — „Herr Bräuner, das ist ein starkes Mittel!“

Der Tischler zuckte die Achsel. „Frau Majorin — viel hilft viel!“

Unsere Treffliche machte ein seltsames Gesicht. „Ist der Mann reell? Bekommt man was Gutes?“

„Einer der ehrlichsten Weinhändler im ganzen Land!“ betheuerte der Meister. „Ich selber lasse den Wein bei ihm holen, wenn in meinem Haus ein Fest auskommt.“

„Nun,“ erwiderte die Frau, „ich hab' auf diese Nummer schon so viel gesetzt — — sey's um die hundert Flaschen!“

Der Tischler begann im Vergnügen seines Herzens schalkhaft zu werden und versetzte: „Natürlich, je besser die Sorten wären“ —

Das war aber der Majorin zu viel. „Herr,“ erwiderte sie, „wollt Ihr mir ein Capital aus der Tasche locken? — — Ich werde den Mittelweg gehen!“

„'S wird am Ende hinreichen,“ meinte der Meister.

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Der Tischler ist bereits auf gutem Weg; ein Wort von einem unsrer Freunde und die Bestellung werden ihn gar machen. Indessen wird's doch gut seyn, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit mit einem gewissen Blick ansehen; vielleicht auch ein Wort von künftigen Bestellungen sagen wollten" —

„Schön," versetzte die Frau mit unwillkürlicher Heiterkeit. „Wir wollen ihn ansehen — und ihm Aussichten eröffnen."

„Was den Weinhändler betrifft," fuhr der Tischler mit einer gewissen ehrbaren Schelmerei fort, „so muß noch ein wenig nachgeholfen werden. Aber das will ich schon selber machen — Sie können ganz außer Sorge seyn! — — Also wir sind einverstanden?"

„Vollkommen," erwiderte die Frau. — —

Sie trennten sich in der besten Stimmung.

Der Majorin, wie wir sie kennen, war's bei rechter Gelegenheit nicht um's Geld, und sie überlegte, daß die politische Wirksamkeit ihres geliebten Verwandten auch ein und das andre Diner im Hause nöthig machen könnte, wobei natürlich gutes Getränk nicht fehlen durfte. Noch an demselben Tag löste sie ihr Wort, indem sie Klara die Bestellungen in aller Unschuld mitmachen ließ.

Am Abend verfügte sich der Tischler mit einem befreundeten Materialwaarenhändler ins Weinhaus. Sie begannen mit Gutem, setzten mit Besserm fort und stie-

gen endlich zum Besten empor. Bei diesem, wo sie im Lokal fast allein waren, zog der Meister den Weinwirth an den Tisch und begann ihn zu bearbeiten. Herr von Ehrenfels (dieß war der Sinn der nicht immer ganz klaren, aber doch zum Zwecke gehenden Beweisführung) müsse Deputirter werden; er sey der rechte Mann für die beiden „Richtungen", die im Grunde so gut wie Eine wären, — freisinnig und conservativ, ein großer Gelehrter, ein Ehrenmann, ein Genie, — ein Mann, wie gegossen zum Minister, der, wenn er es geworden, seinen Freunden nicht blos mit Worten danken werde, sondern mit der That, u. s. w. u. s. w.

Wir brauchen in die Einzelheiten der durch Anklingen und Trinken in eine Reihe von Kapiteln getheilten Rede nicht einzugehen. Genug, der Weinhändler, durch den Ankauf und die guten Manieren der beiden Damen schon gewonnen, schlug ein, und versprach zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Der Tischler kam etwas unsichern Trittes, aber seelenvergnügt nach Hause. Seine Frau machte große Augen, als sie die Symptome eines Zustandes wahrnahm, in dem sie ihn seit ihrer Verheirathung nur ein paarmal erblickt hatte; und nicht ohne einen spöttischen Zug um den Mund und schärfern Klang der Stimme fragte sie, wo er gewesen sey! Der Tischler, nachdem er mit Lachen versichert, daß er für's Vaterland gear=

beitet habe, erzählte ihr unter dem Siegel ehelicher Verschwiegenheit sein Manöver. Die Meisterin lächelte und meinte, das allerdings entschuldige den Rausch! Er, über die indemnity-bill erfreut, stellte gleichwohl den Rausch in Abrede und ließ nur einen kleinen Spitz gelten, umarmte aber die einsichtsvolle Gattin mit einem Feuer, daß sie die patriotische Aufopferung von der schönsten Seite erblickte.

Am andern Tag hielt Otto vor einer Versammlung der Wahlmänner seines Bezirks die Bewerbungsrede. Er sprach mit Klarheit, Kraft und Sachkenntniß. Obwohl ihm wiederholter Beifall geantwortet hatte, so gab er selber doch mehr auf die ernsten Gesichter, womit ihn die Männer angehört und die ihm eine tiefere Wirkung zu verbürgen schienen.

Der große Tag kam. Mit Hülfe der jüngstgewonnenen „Freunde" schlug unser Candidat den demokratischen Concurrenten um mehrere Stimmen. Otto von Ehrenfels war gewählt und von den Parteigenossen erscholl rauschender Beifall. Durch die Seele des Gehrten ging dabei eine wunderbare Freude, und er erneuerte in seinem Innern feierlich das Grund-Gelübde seines Lebens.

Nach einer halben Stunde sehen wir ihn im Salon der Majorin, umgeben von freudeleuchtenden Gesichtern. Es war der erste große, thatsächliche Erfolg! Die

ehrenvollste Auszeichnung des Moments — der Tritt auf eine Stufe, auf welcher die segensvollste Wirksamkeit möglich und Pflicht war! Das Thor der Zukunft schien ihm und den Seinen jetzt erst erschlossen zu seyn, und mit glückseligen Blicken sah man hinaus in eine weite Ferne, die sich mit Bildern des Glücks und des Ruhms erfüllten.

Die Majorin hatte einige von dem erwähnten Hundert aus dem Keller holen lassen, und die Versammlung brachte auf den Abgeordneten der Residenz ein schallendes Hoch aus.

Während Otto von den Seinen umringt stand (die Großmutter-Professorin hatte auch den kleinen Albert herbeigetragen und zeigte ihm den zum Deputirten erhöhten Vater!) — trat die Majorin zu dem Tischler (der natürlich so wenig fehlte, wie der Poet!) und sagte lächelnd: „Der Weinhändler ist ein reeller Mann; er hat sich bewährt!“ — „Nicht wahr?“ versetzte der Meister mit schelmischem Triumph. „Sie werden das Geschäft mit ihm nicht bereuen, so wenig wie die Bestellungen bei meinem Collegen!“ — „Ich bin zufrieden,“ erwiderte die Majorin mit tiefem Behagen.

Der Poet, der ein feines Ohr besaß, hörte diese Worte trotz einer Entfernung, welche die beiden zu sichern schien; und da er schon eine Art von Vermuthung hatte, errieth er aus ihnen und den Gesichtern das an-

gewendete Mittel wörtlich. Er trat heran, nickte mit der Miene eines Verstehenden und drohte dem Tischler mit dem Zeigefinger so ausdrucksvoll, daß dieser ihn nur für einen Eingeweihten halten konnte. „Nun," sagte der Wackre zu ihm, „hab' ich was Unrechtes gethan?" — „Der Zweck," erwiderte der Poet mit der Würde eines Beichtvaters, „heiligt in diesem Fall das Mittel, und das Werk lobt den Meister: absolvo te!" Mit seinem gewöhnlichen Ton setzte er hinzu: „So ist es, und so wird es bleiben: wenn etwas Großes durchgesetzt werden soll, müssen die idealen Mächte allerdings oben herrschen, aber die realen unten helfen!"

Der Tischler errieth aus den Worten nur den ungefähren, aus dem Blick des Poeten aber den bestimmten Sinn der Rede. Er ergriff seine Hand und sagte schmunzelnd: „Mein lieber Herr Doktor — — so spielt die Welt!"

IV.

Der durchgefallene Demokrat. Die constituirende Versammlung. Der Mann des Centrums. Die Fractionen der Kammer und die drei Parteien.

Die Residenz hatte für die Landesversammlung zwei, für das deutsche Parlament Einen Deputirten zu wählen. Der zweite Name, der nach Otto aus der Wahlurne hervorging, war der eines wohlhabenden, ehrenwerthen Bürgers, gleich angesehen bei der constitutionellen wie bei der constitutionell-monarchischen Partei; nach Frankfurt erhielt ein liberaler, von dem neuen Ministerium reactivirter Beamter die Stimmenmehrheit — die radicale Partei setzte demnach in der Hauptstadt keinen ihrer Bewerber durch.

Sie wurde dadurch um so mehr erbittert, als sie mit Zuversicht auf den Sieg gehofft hatte. Der Plan war, für die Landesversammlung einen demokratischen Fabrikbesitzer und als zweiten Bernhard, — für das

Parlament einen zur Partei sich haltenden Advokaten durchzusetzen. Die drei Candidaten hatten sich empfohlen und Anklang gefunden, indem die Wahlmänner der Partei Bravo riefen; nun erreichte man von alledem nichts und mußte froh seyn, daß die Bewerber in einer respektabeln Minorität geblieben!

Bernhard, dessen Geist die Möglichkeit für sich schon in Wirklichkeit verwandelt hatte, war auf's Tiefste deprimirt. Er erhob sich aus seiner Niedergeschlagenheit nur, indem er sich zum Groll und zu dem Entschluß aufraffte, den Kampf mit um so schärfern Waffen fortzusetzen.

Durch seinen letzten Erfolg im Klub war das ihm eigene Selbstgefühl ins Maßlose gesteigert worden. Er hatte zuerst das für jetzt in Deutschland Mögliche erkannt, nämlich die demokratische Monarchie, und die Phantasten der Partei, die das Unerreichbare erstrebten, zu seiner Ansicht bekehrt: demnach wahren praktischen Blick, staatsmännische Begabung dargethan! Wenn er nun, wie sich gebührte, als Abgeordneter in die Kammer eintrat — welche Aussichten öffneten sich ihm? Die Partei erhielt die Mehrheit, der Fürst mußte aus ihr die Männer zu einem demokratischen Ministerium nehmen; — und wie konnte das geschehen, ohne daß er, einer der Hauptführer, einen hohen Posten, vielleicht gar ein Portefeuille erlangte? Er wäre nicht der erste

Journalist, der damit geendigt hätte, das Land zu regieren!

Die Vorstellungen, denen er sich namentlich in den letzten Tagen vor der Wahl hingegeben, waren so süß! — und nun hatte die unerwartete Thatsache mit rauhem Schlag die Phantasiewelt zerstört, und die Bilder, die ihn so reizend angelächelt hatten, zogen ihm Gesichter! Er fühlte sich lächerlich gemacht, verhöhnt — die tiefste Bitterkeit erfüllte sein Herz. Durch Schmähungen in der Kneipe, durch Verdammung der Feiglinge, die in der eilften Stunde noch abgefallen wären und dadurch den Sieg der Jüstemilianer und künftigen Bureaukraten möglich gemacht hätten, entlastete er sich nur einigermaßen; Beruhigung fand er erst wieder in dem Gedanken, seine Feder, auf die er sich jetzt hauptsächlich gewiesen sah, in Galle zu tauchen und die Feinde der Freiheit mit diesem weitreichenden Instrument unerbittlich zu verfolgen.

Gleich der erste Artikel, den er in sein Journal ergoß, zeigte ihn von einer neuen Seite. Er stellte den Ausfall der Wahlen als einen Sieg der reactionären Partei hin, erklärte ihn aus den Wühlereien der Reactionäre, die alle Mittel aufgeboten hätten, charakterlose Wahlmänner zu ködern, und denunciirte Constitutionelle und Constitutionell-Monarchische als Menschen, die nur darauf dächten, die alten Zustände wieder herzustellen.

Allerdings sey zu hoffen, daß die Provinzen besser gewählt hätten und eine entschiedene demokratische Mehrheit in der constituirenden Versammlung dem Lande das allein genügende, die Freiheit verbürgende Grundgesetz geben würde! Wo nicht, so hätten auch dort verderbliche Einflüsse das Urtheil des Volks irre geführt und diesem, das um die Früchte der Erhebung sich betrogen sehen würde, bliebe nichts übrig, als noch einmal unmittelbar seinen Willen kundzuthun. Die Reaction, welche die Errungenschaften der Märztage zu Gunsten der Fürstenherrschaft zu plündern gedenke, sie sey es, die einen neuen Aufstand heraufbeschwören werde, gegen den die Märzerhebung nur ein Spiel gewesen sey!

Es war ihm ernst, unserm Radicalen, mit seinem Kriegsplan gegen die siegende Partei! Ein Stachel war in sein Innerstes gesenkt, der ihm keine Ruhe ließ und ihn zu consequent-energischer Thätigkeit antrieb. Er säumte nicht, die Leistungen mit der Feder durch persönliche, mündliche Agitation zu verstärken und der Partei mit den eifrigsten Genossen eine festere Organisation zu geben. Nach außen wurde immer noch die demokratische Monarchie als Ziel hingestellt und als ein Gemeinwesen mit fürstlicher Spitze bezeichnet, in welchem das Volk sich selbst regiere. Im Geheimen sagte man sich, daß dieß bloß Uebergangsform und das Ende vielmehr die Eine deutsche Republik sey.

Die Physiognomie des Demagogen erhielt einen still entschlossenen, lauernden und drohenden Ausdruck. An Otto und an dem Poeten, die er sich auf seine Kosten triumphirend einbildete, ging er vorüber, ohne sie zu beachten. —

Unterdessen nahmen die ordnungsmäßigen Arbeiten zur Neugestaltung des Vaterlandes ihren Anfang. In Frankfurt tagte das Parlament, die Landesversammlungen in großen und kleinern Staaten folgten. In unserer Hauptstadt wurde die Constituante feierlich und mit günstigen Vorzeichen eröffnet. Der Fürst erschien in aller Pracht und hielt die Thronrede mit kräftiger Stimme und entschlossen vertrauendem Aussehen. Da die rein zeitgemäße und etwas allgemeine, dehnbare Fassung der Mehrheit sowohl der Abgeordneten als der Bevölkerung entsprach, so klangen die Hochrufe, die im Eröffnungssaal und auf der Straße ertönten, in der That begeistert, und die Regierungszeitung war in dem Fall, den herkömmlichen Anstand mit voller Wahrheit beobachten zu können.

Die Versammlung, indem sie sich constituirte, nahm ihre Präsidenten und Sekretäre fast ausschließlich aus den Mitgliedern der frühern Opposition. Otto, der sich an den ersten Debatten mit Ehren betheiligte, wurde in die Adreß-Commission und in den Verfassungs-Ausschuß gewählt.

Durch die Ernennung ihrer Vorstände und noch mehr durch die Adreßberathungen kennzeichnete sich die Versammlung. Die constitutionelle, also die ministerielle Anschauung hatte die Mehrheit, die radicale war durch eine Linke und ein linkes Centrum vertreten, die zusammen wenig über ein Drittel der Abgeordneten betrugen. Allein was der Partei an Stärke abging, das ersetzte sie durch Entschlossenheit und den Muth des Vordringens, so daß sie hoffen konnte, mit der Zeit und unter dem Einfluß günstiger Wendungen außerhalb der Kammer ihre Anhänger bis zur Gleichheit mit den Gegnern zu mehren.

Die Verhandlungen gingen ihren Gang und die Verfassungsberathungen wurden unterbrochen durch Fragestellungen an die Minister und durch Petitionen aller Art — auf bekannte Weise. Es fehlte nicht an scharfen Auslassungen und heftigen Conflicten, nicht an satirischen Lichtern und allgemeinem Gelächter auf Kosten der Betroffenen.

Die Linke sah natürlich gar manchen ihrer Anträge abgewiesen; dennoch wurden die Paragraphen mehr in ihrem Sinn festgestellt, als in dem der Rechten, die nach sonstigen Begriffen immer noch liberal war. Die Atmosphäre, in der man lebte, war eben die der Revolution, gewisse Einschränkungen der Freiheit, obwohl der Denkende voraussehen konnte, daß beruhigte Zeiten sie

von selber verlangen würden, erschienen vorderhand unleidlich, und Niemand konnte sie durchzubringen hoffen. Die Rechte gab daher wohl zu bedenken, machte auf Mißstände aufmerksam, die sich aus dieser und jener Festsetzung ergeben würden; aber zumal bei namentlichen Abstimmungen erhielt die radicalere Fassung gleichwohl die Mehrheit und die Constitution begann dem Grundgesetz einer demokratischen Monarchie sehr angenähert zu werden.

Otto, als Deputirter und Mitglied des Hauptausschusses, fühlte sich ganz und gar in seinem Element. Der Ernst seiner Aufgaben begeisterte ihn, die großen Ziele lockten, der Wetteifer trieb ihn vorwärts, und er entwickelte eine Thätigkeit, deren er sich selbst kaum fähig gehalten hätte. Er schwelgte in Arbeit und berauschte sich in ihr.

Seinen Sitz hatte er im Centrum genommen, wie er nach der Bildung der Fractionen mußte. Er war und blieb eines der Hauptmitglieder desselben, obwohl er die eigentliche Führerrolle redefertigern Genossen überließ. Auch er sah wohl ein, daß dieser und jener Paragraph in seiner unbedingten Fassung nicht für alle Zeit bestehen könne; allein er fühlte sich nicht berufen, dagegen zu votiren, da das Plus von Freiheit, welches der Tag forderte, auch insofern nützlich erschien, als nachkommende Kritik sich eben nur an ihm und nicht

an dem unumgänglichen Maß der Freiheit zu üben hatte!

Mit seinem poetischen Freund konnte er nun weniger verkehren, da er auch noch die abendlichen Zusammenkünfte der Parteiglieder zu besuchen hatte; wenn es aber irgend anging, versäumte er's nicht, da ihm das Gespräch meist zu einer ihm jetzt besonders nöthigen Erholung gedieh.

Unser Schriftsteller besuchte die Kammersitzungen und verfolgte die ersten Debatten mit großem Antheil, indem er von gewissen Erörterungen Anlaß nahm, räsonnirende Artikel oder Lebensbilder anzufertigen. Allein allgemach erlahmte sein Eifer, und er fing an, die Verhandlungen zu schwänzen. Nachdem er die Fractionen und ihre Hauptredner kennen gelernt, glaubte er vorher zu wissen, was sie über gewisse Themata sagen würden; und nur die Aussicht auf ernste Kämpfe und „dramatische Scenen" konnte ihn wieder auf seinen Sitz in der Journalistentribüne zurückführen.

Wenn Otto um der begeistert ergriffenen Hauptsache willen die trockenen Nebensachen und die Kehrseite mit in den Kauf nahm und sich auch sie noch gefallen ließ, nahm der Poet von diesen höchstens Gelegenheit, sich in launiger Betrachtung zu üben und dadurch das befreundete Kammermitglied selber zu ergötzen.

Wo rednerisch gesprochen wird, da ergießt sich der

Strom des Geistes und der Leidenschaft, aber ebenso der Schwall der Phrase. Gedankenarme Köpfe, denen aber gute Zungen und Lungen zu Gebote stehen, kramen die Tiraden der Partei wieder und wieder aus und tragen die trivialsten Gemeinplätze mit einem Pathos vor, als wären es eben aus Eingebung empfangene, welterlösende Wahrheiten. Im Namen der Nation, der Freiheit und der Mannestugend werden Prahlereien declamirt, zu welchen selbst Fractionsgenossen ungläubig lächeln können. Menschen, die so unglücklich sind, blos Recht zu haben, entwickeln ihre richtigen Ideen mit einer Umständlichkeit, daß ihr Besteigen der Tribüne das Signal zu einer allgemeinen Fluchtergreifung wird. Der Eine wirkt als lustige Person, ohne es zu wollen; ein Anderer, indem er gewissermaßen darauf ausgeht und zu diesem Ende sich selber Preis gibt. Dieser ist stark in „persönlichen Bemerkungen“ und läßt keine Gelegenheit dazu vorbeigehen; jener scheint nur in der Kammer zu seyn, um den Schluß der Debatte zu beantragen, und wird dadurch zuletzt nothwendig zu einer komischen Figur.

In unsrer Kammer waren alle diese Gattungen vertreten, der Schöngeist hatte somit reichlichen Stoff zu unterhaltenden Spiegelbildern. Er begann im gewöhnlichen Gespräch sich der Kammerphrasen zu bedienen und das an sich Langweilige durch ironischen Gebrauch kurzweilig zu machen. Die Möglichkeit des Spottes

wurde als eine der größten Gnadengaben erkannt, ohne welche kein Mensch durch die sterile Zeitlichkeit lebendig hindurchzukommen vermöchte!

Ein besonders lieber Gegenstand war für ihn das Selbstgefühl und die tiefe Sicherheit des ächten Parteimenschen. Mitfühlend entwickelte er, wie aus Gründen, auf welche die Einbildung fuße, dem Menschen die frischesten und reichsten Quellen des Glücks flößen.

Eines Abends, als das Gespräch sich wieder auf die Kammer und die Haltung der Fractionsführer gewendet hatte, begeisterte ihn die Aufmerksamkeit der Frauen zu einem längeren Vortrag. An eine Bemerkung Klara's anknüpfend, sagte er nämlich:

„Wer den Berathungen unserer Volksvertreter mit tieferem Antheil beiwohnt, für den ist nichts wohlthuender, als die Beobachtung: daß jede Stelle in der Versammlung die beste ist, die überhaupt eingenommen werden kann! — Jede ist ehrenvoller als alle übrigen, und auf jeder kann derjenige, der sie besetzt hat, die Inhaber der andern tief unter sich fühlen!"

Als man ihn hierauf mit heiterer Erwartung ansah, fuhr er fort:

„A Jove principium! Beginnen wir mit der Fraction, als deren Haupt wir unsern Freund zu verehren haben! Welcher Sitz kann mehr dem Ideal eines Gesetzgebers entsprechen, als der Sitz im Cen-

trum? Daß die Wahrheit und mit ihr die Gerechtigkeit in der Mitte liegt, ist ein uralter unangreifbarer Satz. Allein wie so vieles Unangreifbare, ja geradezu von selbst sich Verstehende, wird auch dieser Satz gleichwohl nichts weniger als allgemein anerkannt. Man sollte glauben, alle Deputirten ohne Ausnahme müßten sich in die Mitte setzen und so die ganze Kammer ein einziges, großes Centrum bilden! Weit gefehlt! Die meisten nehmen ihren Platz entweder links oder rechts, und das Centrum, das Alles seyn sollte, ist nur ein Theil, ein Bruchstück der Versammlung! — Um so erhabener sind die Pflichten desselben.

Der Mann des Centrums, obwohl gewissermaßen selbst Partei, ist der Richter der Parteien. Er vernimmt die Rechte und die Linke, prüft ihre Ansprüche, ermißt ihre Berechtigung im Hinblick auf das allgemeine Wohl, das nur er unbefangen zu schauen vermag, und spricht jeder das Ihre zu. Zur Ausführung dieses theoretischen Spruches besitzt er alle praktische Macht. Duobus litigantibus tertius gaudet — wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte: das gilt von ihm im höchsten Sinn! Die Männer der Linken und die Männer der Rechten legen Gewicht um Gewicht in die Schalen, das Zünglein der Wage schwankt: wohin wird es sich neigen? Wohin der Mann des Centrums es haben will. Ruhig legt er seinen Stein in die eine

oder in die andere Schale, je nachdem — und die begünstigte Seite triumphirt! Eigentlich aber triumphirt nur er! Er hat Links und Rechts nur benutzt, um seinen Willen durchzusetzen, und in der That die ganze Versammlung zum Einen Centrum gemacht.

Es wäre lächerlich, noch mehr Gründe anführen zu wollen, warum die Stellung in der Mitte von allen die höchste und ehrenvollste ist.

Gehen wir indeß weiter nach rechts hin, so treffen wir auf das rechte Centrum. Dieses hat die Rechte hinter sich — die Rechte, welche die großen Güter der Ordnung, des gesetzmäßigen Bestehens vertritt und in aufgeregten Zeiten die erhabensten Pflichten hat! Allerdings fehlt sie darin, daß sie den Forderungen der Gegenwart zu wenig Rechnung trägt. In dieser Beziehung allein ist sie zu übertreffen, zu verbessern. Wo hat sie aber diese Verbesserung erhalten? Im rechten Centrum.

Das rechte Centrum ist die wahre Mitte zwischen der Rechten und dem Centrum, welches den Fortschritt in geläuterter Art repräsentirt. Das Centrum steht der sich überstürzenden Linken allzunah, um nicht von ihr immer noch zu weit mit fortgerissen zu werden: es bedarf eines Moderators. Dieser Moderator ist der Mann des rechten Centrums. Er, der auf conservativer Basis Ruhende, vergleicht die gerechten Ansprüche der Rechten

mit denen des Centrums, das ihm die Linke vertritt, — er allein kann sich sagen, daß er das hinlänglich gesichtete Neue mit dem bewährten Alten zu vereinigen strebt!

Das rechte Centrum ist nicht reactionär, ja nicht einmal bloß conservativ; es läßt auch die Entwicklung zu — in wohlbemessener, heilsamer Weise! Der Mann desselben glänzt also nicht nur in der Würde der Gesetzlichkeit und der Treue, sondern es fällt auf ihn auch ein Strahl des Freisinns, der ihn zeitgemäßer, vertrauenerweckender erscheinen läßt. Es ist offenbar unmöglich, die Elemente der Zeit glücklicher zu mischen und mehr das Bewußtseyn zu haben, dem Fürsten und dem Volk am gleich- und zweckmäßigsten genugzuthun.

Allein wie sehr das Mitglied dieser Fraction davon durchdrungen seyn mag — der Mann der Rechten fühlt sich neben ihm doch reiner, männlicher, charaktervoller. Er hat den Vorzug, entschieden zu seyn, — nicht zu transigiren mit den tollen Forderungen der Zeit, sondern in resoluter Abweisung derselben einzustehen ganz und gar für die Erhaltung des überlieferten Guten und den conservativen Fortschritt, der nur möglich ist unter der Oberleitung der historischen Gewalten. Diese zu vertheidigen ist seine Ehre, seine Lust und sein Stolz, und je mehr er mit dem Dämon des Umsturzes zu kämpfen hat, je ausdauernder er gegen die von ihm

inspirirte Meute Stand hält, um so größer ist sein Verdienst und sein Ruhm!

Die Rechte ist die wesentlich loyale Fraction; und nicht umsonst hat eine gräfliche Schriftstellerin darauf aufmerksam gemacht, wie edel und wohlthuend schon der Klang dieses Beiworts in's Ohr falle! Offenbar hat die Energie der Loyalität im rechten Centrum bereits eine Abschwächung erlitten, indem die Männer desselben sich eben auch nicht enthalten können, mit dem Zeitgeist zu buhlen; — wie wenig ist aber weiterhin davon anzutreffen, und wie gemischt mit unverträglichen Elementen erscheint auf der andern Seite der Rest, um endlich ganz zu verschwinden! Die Rechte spiegelt diese schöne ritterliche Tugend in ihrer ganzen Lauterkeit. Sie ist damit ein Damm und Wall gegen die wüsten Fluten der Revolution; und wenn höhere Gesittung und adeliges Wesen der Menschheit trotz alledem erhalten bleiben, so dankt man dieß nur ihrem muthigen Stehenbleiben und unerschütterlichen Ausharren auf ihrem Posten! —

Hinter der Rechten steht vorderhand nichts mehr, da sogar sie dermalen sich weniger rechts gibt, als sie eigentlich denkt und fühlt. Die Zeit der äußersten Rechten ist noch nicht gekommen. Wenn sie erscheint, dann leuchtet ein, daß für die extreme Fraction ein extremer Lorber blüht, und daß der Mann der äußersten Rechten,

der ihn erringt, sich damit auch auf's äußerste geschmückt sehen darf. Ueber alle Maßen entschieden muß er sich über alle Maßen loyal und so nothwendig über den Mann der Rechten selber erhöht fühlen."

„Machen wir nun einen Sprung — oder vielmehr, da die Extreme sich begränzen, machen wir nur einen Schritt, und wir befinden uns auf der äußersten Linken."

„Eine solche sind wir so glücklich zu besitzen. Während die äußerste Rechte nur im Keim existirt und durch ein paar Originale auf jener Seite nur angedeutet ist, hat sich an der Hinterwand der Linken ein Häuflein zusammengethan, das auf alle übrigen Fractionen mit aufsteigender Geringschätzung heruntersieht, und dazu auch ihre sehr guten, gewichtigen Gründe hat."

„Welches sind die größten Gedanken der Zeit? Die Freiheit — die Herrschaft des Volks. Kann man in Geltendmachung dieser Gedanken zu weit gehen? Nein, denn nur wenn sie nach allen Seiten verwirklicht sind, ist die Menschheit an ihrem letzten Ziel angekommen. Die höchsten Tugenden der Gegenwart und Zukunft, der Freisinn und der Freimuth, sitzen auf der linken Seite; die Bürgerkrone flicht sich nur für die Stirnen, die hier siegreich glänzen oder unmuthsvoll sich runzeln. Aber auch hier ist ein Unterschied; je mehr links, je freisinniger, je volksfreundlicher, je gesinnungstüchtiger! Darum sind sie, die alles dieß im höchsten Grade seyn

wollten, am weitesten links gegangen und haben nur Halt gemacht, da sie an der Wand angekommen waren. Nec plus ultra — weiter geht's nicht — der Gipfel ist erstiegen!"

„Welch' ein Gefühl, das Gefühl des Mannes, der sich auf diesem Gipfel befindet! Er lüftet die Brust in der Bergluft der Freiheit, die Andern ohne Ausnahme stehen unter ihm — Pedanten, Philister, Lakaien mehr oder weniger! Ein ganzer Kerl ist in der ganzen Versammlung nur er, und Trotz blicken die Augen, Trotz glänzen die Züge des Gesichts, das durch den Urwald des Demokratenbartes heroisch vermännlicht ist. Er kann seinen Nachbar auf der Linken schätzen und mit ihm gehen, mit ihm stimmen, wo's noth thut; rücksichtslos entschieden, ein Volksmann vom reinsten Wasser ist indeß er allein. Rücksichtslos entschieden ist auch sein Gegensatz auf der Rechten; aber rücksichtslos entschieden in der Dummheit, in egoistischer Gemeinheit! Der Reactionär, der sich den stürmenden Wogen des Jahrhunderts widersetzen will, kann im Grimme tiefgefühlter Ohnmacht nur krampfhaft freche Schmähungen ausstoßen — das wahre, kühne Wort, der Donnerkeil der Rede kommt allein aus dem Munde des gesetzgebenden Demokraten. Wie klein die Zahl nun sey der Allerentschiedensten, sie ist gefürchtet. Wenn einer ihrer Braven seine Stimme ertönen läßt, dann horcht die

Versammlung, wie die schwächere Thierwelt dem Brüllen des Löwen horcht, und die zagenden Seelen erbeben. Sie haben's Ursach! Der Demokrat in der Kammer reicht dem Demokraten auf der Straße die Hand, und hinter diesem steht die Masse — die Masse, die, was sie einmal gekonnt hat, immer wieder kann, das zweitemal noch besser können und gründlicher ausführen wird!"

„Warum ist unter diesen Umständen nicht die ganze linke Seite äußerste Linke? So könnte man fragen. Es gibt indeß einen Gesichtspunkt, von welchem aus eine gewisse Mäßigung doch ohne Vergleich weiser, zukunftsreicher, mächtiger erscheint. Auch die Freisinnigkeit kann übertrieben werden, und man verliert das Mögliche, wenn man nach dem Unmöglichen greift. Dem Abgeordneten des Volks, dem Erwählten der Tausende geziemt es, über die Masse sich doch auch einigermaßen zu erheben, für sie praktisch zu seyn und die Freiheit mit einer gewissen Vernunft zu organisiren. Auf der äußersten Linken sitzen die Jünglinge, auf der Linken die Männer der Partei. Jenen kann man den jugendlichen Uebermuth, die burschikosen Trotz- und Drohreden gönnen: sie gefallen sich darin, und der Linken kommt es zu Gute! Wenn sie die Herzen erzittern machen und denen dort auf der Rechten Schreck einjagen, so werden die Milderungen um so dankenswerther, annehmbarer erscheinen, und um so mehr Aus-

sicht werden die Gedanken der Linken haben, die Geister der Majorität zu erobern! Das Vorhandenseyn der äußersten Linken, die so viel für sich hat und die sich auf einen so großen und furchtbaren Theil der Bevölkerung stützt, ist aber der absolute Beweis, daß eine zugleich politischere und volksthümlichere Stellung nicht eingenommen werden kann, als auf der Linken selber. Hier spricht sich der Freiheitsgedanke der Zeit in seiner ganzen Kraft, aber zugleich in einer verstandesmäßigen Fassung aus, womit er allein Wurzel fassen und zu einem Baum auswachsen kann, der dem Lande auf Jahrhunderte hinaus Schatten und Schirm bieten wird. Auf der Linken ist die Wahrheit und das Licht und die Zukunft der Nation!"

„Dieser Satz, wie einleuchtend er sey, muß einem Theil der großen Linken doch nicht völlig überzeugend erschienen seyn, daher er sich von der Masse abgeschieden und unter dem Titel des linken Centrums für sich constituirt hat. Man wird den ehrenwerthen Gliedern desselben nur ihr Recht widerfahren lassen, wenn man sie als die Staatsmänner der Partei bezeichnet. Sie gehen in der Weisheit noch einen Schritt weiter als ihre Brüder auf der Linken, indem sie erwägen, daß Centrum und Rechte doch wohl mehr für sich haben mögen, als jene vermeinen. So viel allerdings ist klar, die Rechte ist dermalen nicht die Linke werth, die Linke

hat ungleich mehr Recht und mehr Chancen als die Rechte; also besteht die wahre Mitte nicht im Centrum, welches die Gleichberechtigung der beiden Seiten voraussetzt, vielmehr allein im linken Centrum. Dieses empfiehlt sich außerdem durch das Wort „links" dem Volke, durch das Wort „Centrum" aber dem Fürsten; und beides ist nöthig: denn immer haben die Fürsten auch noch Einiges mitzureden! — Alles wohl erwogen kann die Zukunft nur dem linken Centrum gehören. Aus ihm, das die Weisesten der Nation zu den Seinen zählt, werden die Minister und die Präsidenten genommen, nach seinen Grundsätzen wird der Fürst gebildet und das Volk regiert werden.

Alles das erscheint nun freilich, wenn es der Mann der wahren Mitte, des Centrums par excellence, betrachtet, als reiner Traum und Selbstbetrug! Die Linke mag gegenwärtig schwerer wiegen als die Rechte; aber das kann — das muß und wird sich ändern: und wer hat dann Recht? Das wahre und wirkliche Centrum, nicht das durch die Einseitigkeit und Leidenschaft der rechten oder linken Seite getrübte! Die Voraussicht des linken Centrums ist Kurzsichtigkeit. Die Fraction versäumt, gewisse naheliegende Möglichkeiten in Anschlag zu bringen; sie trachtet, portefeuillebegierig, nach dem nächsten und flüchtigen Sieg, um sich den fernern und dauernden unmöglich zu machen. Ihre

staatsmännische Weisheit ist nur relativ, nicht absolut. Mit der Zeit, in dem Stadium der Abkühlung, wird das Volk und mit ihm seine Vertretung viel eher wieder mehr nach rechts gehen, und das Land wird froh seyn, wenn nur die Grundsätze des Centrums den Sieg behalten. Darum weg mit aller sophistischen Selbsttäuschung! Die Wahrheit liegt in der Mitte! Nur aus dem Centrum können die Minister und Präsidenten genommen werden; nur aus dem Centrum kann der Mann hervorgehen, der den Fürsten überzeugen, als die Seele der Regierung die Verwaltung lenken, das Volk zufriedenstellen und beglücken wird!"

Der Poet hatte sich bei diesen Worten erhoben und verneigte sich vor Otto mit humoristischer Feierlichkeit. Die Wirkung des Vortrags konnte durch diese persönliche Wendung begreiflich nichts verlieren, und die Gesichter blickten mit Heiterkeit für sich hin.

Nach einer Weile begann Otto: „Abgesehen von deinen prophetischen Andeutungen, die bekanntlich nicht immer eintreffen müssen —"

„Oh," fiel der Freund ein. „Hab' ich nicht die Zustände, in denen wir uns jetzt befinden, geradezu vorhergesagt?"

„Im Allgemeinen, ja. Doch, das bei Seite gelassen, so hast du eine eigene Art, Scherz und Ernst, Wahrheit und Uebertreibung zu mischen und dadurch ein seltsames mixtum compositum hervorzubringen!"

„Das mir aber," versetzte der Poet, „von der nothwendigen künstlerischen Ausführung abgesehen, gerade der Wirklichkeit zu entsprechen scheint, in der wir Vernunft und Narrheit, Achtungswerthes und Lächerliches innigst verbunden erblicken."

„Ich habe nichts dagegen," erwiderte Otto, „gebe vielmehr zu, daß uns gerade diese Mischung viel zu denken gibt! — Wer hat Recht" (fuhr er nach kurzem Besinnen fort) — „die Rechte, die Linke oder das Centrum? Welche Partei wird siegen? Was wird das Schicksal unsres Landes, das Schicksal Deutschlands seyn? — Niemand weiß es!"

„Auch in diesem Fall," bemerkte der Freund, „müßte ich Jedem zurufen: Bleib', wo du stehst; kämpf' entschlossen, und kämpf' um den Sieg!"

„Allerdings das einzig Richtige," versetzte Otto. „Und wer das thut, kann sich sagen, daß er unter allen Umständen mitwirkend nützlich wird. — Man hüllt sich in seine Pflicht wie in einen Mantel — und erwartet sein Geschick."

„Und die Pflicht ist, consequent zu bleiben!"

„Innerlich ja, äußerlich nein," entgegnete Otto nach kurzem Schweigen. — „Gegenwärtig könnte es der Mann des Centrums für seine Pflicht halten, hie und da mit der Rechten zu gehen und mit ihr sich dem

Strom entgegenzustemmen, der von der Linken her immer mehr anwächst! — Doch, lassen wir das! Das Ende vom Lied macht Keiner von uns — das behält sich ein Anderer vor!"

„Der große Vorbehalter," sagte der Poet, „der auch die scharfsichtigsten Propheten noch zu überraschen, und wenn sie zu kühn in die Bestimmtheit gehen, zu beschämen weiß! Aber etwas können wir doch sicher wissen und getrost vorhersagen: nämlich daß das wahre Centrum nach allem und allem endlich doch das Haupt oben haben und Deutschland, Europa, die Welt regieren wird! — Da unser Professor" (fuhr er mit einem Blick auf die Damen fort) „wieder über seinen Büchern sitzt, muß wohl ich selber die gute Gelegenheit benutzen und in den verhängnißvollen Nebel der politischen Zukunft, den auch der große Fachmann einräumen muß, einige philosophische Lichter fallen lassen! — Nur ein paar, meine Verehrten! Bescheidene Streifchen!"

„Immer zu," rief die Majorin. „Wir haben lange nichts dergleichen gehört!"

„Die zwei großen Parteien," fuhr der Poet ohne Weiteres fort, „die miteinander um die Herrschaft ringen, sind berechtigt. Es ist nicht so, wie eine von der andern eben so gern wie absurd annimmt, daß es den Männern hier und den Männern dort nur um egoistisches Regiment und um Vortheil zu thun sey. Die

Einzelnen mögen für sich sehr menschliche Motive haben und auf den Sieg hinauslugen hauptsächlich um der möglichen Ausbeutung willen: mit sammt diesen Motiven sind sie nur die Organe eines Geistes, der die Partei eigentlich stiftet, erhält und regiert."

„Die eine conservirt das natürlich und historisch Gewordene und schreitet bloß natürlich fort; die andere schreitet hinaus aus dem allzu engen Kreis, bricht mit dem Gegebenen und setzt der Nation, der Menschheit, ihre Ideale als neue, höchste, einzig erstrebenswerthe Ziele. Zwischen den beiden ist kein Friede möglich; sie schließen sich aus und müssen sich befehden, und die Streiter können höchstens in einem Waffenstillstand den ermüdeten Gliedern Ruhe gönnen. Wären nur sie auf Erden, so dauerte der Kampf endlos, und die Menschheit würde um ihre höchste und schönste Blüthe betrogen."

„Doch — Gottlob! — sie sind nicht allein. Es gibt noch — Geister, die über den Parteien stehen? Friedensprediger? Nein, eine dritte Partei!"

„Es gibt eine dritte Partei, die von einem Geist gestiftet ist, erhalten und regiert wird ebenso wie die andern. Eine Partei, die ebenso wie sie aus Leidenschaft handelt und nach Herrschaft ringt. Aber ihre Leidenschaft ist die der Gerechtigkeit, ihr Ziel ist die Herrschaft des Rechts!"

„Es ist die Partei derer, die Gerechtigkeit wollen, suchen und nach Kräften üben! Eine Partei in anderm Sinn als die beiden ersten, die sich bekämpfen; aber doch eine Partei! Denn diejenigen, die Gerechtigkeit wollen, sind Menschen und können nur die Herrschaft ihrer Gerechtigkeit erstreben, die noch der Ungerechtigkeit genug mitschleppen wird. Und diese ihre Gerechtigkeit müssen sie durchzusetzen suchen handelnd, kämpfend und die Kämpfer der andern Parteien zurückdrängend!"

„Die dritte Partei ist nicht die Partei der Friedenswünscher und Friedenslober, sondern die Partei der Friedenshelden, der heroischen Friedensstifter. Gerechtigkeit wollend und Rechtsprechend müssen sie auch ihre Sprüche zur Ausführung zu bringen trachten, und zu diesem Zweck all ihren Muth, all ihre Kraft, ja, wenn es noth thut, ihr Leben einsetzen!"

„Die dritte Partei ist die beste von den dreien, — ohne Weiteres die beste, wenn ihre Zeit gekommen und ihre Thätigkeit vor allen erfordert ist. Ansätze dazu haben sich auch in früheren Epochen gebildet. Wo immer entschlossene Gegensätze hervortraten, um sich auf Tod und Leben zu befehden, da sind auch Geister entstanden, die den Blick frei hatten, den Wahrheitstheil in dem Wollen der Kämpfer und das höhere gemeinsame Ziel erkannten oder wenigstens ahnten. Kraft und Gunst der Umstände reichten indeß nur aus zu relativer Wirkung

— auf eine Zeit. Jetzt werden Kraft und Gunst der Umstände zusammentreten und thätig seyn zu absoluter Wirkung auf alle Zeit!"

„Immer mehr, wohin wir schauen in der Sphäre der Wissenschaft, regt sich der Wille, mit dem Suum cuique großartig Ernst zu machen nach allen Seiten hin, und die Fähigkeit dazu bewährt sich! Der Genius der Gerechtigkeit zählt in der Culturwelt seine Vertreter nach Tausenden. Sollte er sie nicht auch erlangen in der Sphäre der Wirklichkeit? Sollte diese hinter der Erkenntniß so weit zurückbleiben, so spät ihr nachhinken? Gerechtigkeit zu üben in der Wirklichkeit selber ist nur um so größer und muß um so glühender begeistern; die begeistert Wollenden, ausharrend Ringenden müssen sich aber erkennen und werden sich dann vereinen zur höchsten Machtentwicklung, zum Erobern der Herrschaft. Der Sieg der Partei macht einen Gegensieg nöthig; denn der Partei im einseitigen Verstande kann die Welt nicht anheimfallen; der Sieg des Rechts ist entscheidend und gründet den Frieden!"

„Es ist von Interesse, zu sehen, wie die drei Parteien sich zu einander verhalten und was sie sich gegenseitig werden. Die erste hat ihre Zeit, wenn nicht des völligen Alleinstehens, doch des Obenstehens. Dann erhebt sich die zweite, um ihre Herrschaft zu brechen, und macht sich die bisher dominirende zum Gegenstande

des Kampfes, des Siegs. Die erste macht sich auch die zweite zum Gegenstand, aber nicht sowohl des Angriffs wie der Abwehr; die eigentliche Kämpferin — die vordringende, in Streitlust und Kühnheit schwelgende, ist die zweite Partei. Sie ist die höhere, die geistigere — die geistigste: bis die dritte erscheint! Dieser gegenüber wird sie selber Gegenstand — Material und Voraussetzung zur letzten Ausprägung des Lebens. Wie die erste der zweiten, so wird die zweite mit der ersten der dritten Organ zur Ausführung ihrer eigensten Ideen. Die dritte kämpft gegen die beiden ersten, wie die zweite gegen die erste; aber sie kämpft gerechter als die zweite, nicht bloß nehmen wollend, sondern geben wollend, bestätigen wollend, was sie bestätigen kann! Die dritte kämpft nicht nur *gegen* die beiden ersten, sondern zugleich *für* sie; sie kämpft gegen ihre Prätensionen für ihre gerechten Ansprüche — sie kämpft den edelsten, geistigsten, siegwerthesten Kampf; — und diesem Kampfe muß der Sieg werden!

Die dritte Partei ist nicht die Partei derer, die zwischen den beiden ersten mit feiger Klugheit hindurch laviren — die aus dem Walde der beiden das Holz hauen will, um sich ihr eigen Häuschen zu bauen. Sie lebt nicht von den Gedanken der beiden ersten, sie unterstellt sie dem Urtheil der Gedanken, die ihr allein angehören. Sie ist die Richterin der Parteien, und muß die Her-

rin werden! Jüstemilieu, Parteilosigkeit, Eklekticismus, und wie die Behelfe der Ohnmacht alle heißen mögen, sind nur die Schatten- und Scheingebilde der Thaten und Schöpfungen, die der Geist der dritten Partei in die Welt pflanzt. Auswehren (um einen treffenden Provinzial-Ausdruck zu brauchen) — Friedenstiften durch thatsächliches, überlegenes Eingreifen, das ist die erste Aufgabe der dritten Partei! Das Leben der Nation organisiren nach den höchsten Forderungen der Gerechtigkeit und des Ideals der Menschheit die zweite! Welche könnte mithin direkteres Werkzeug Gottes zu seyn sich dünken?

Die dritte Partei ist in Wahrheit Partei; sie ist von einem Geist beherrscht und geleitet, der über den Geistern der beiden ersten schwebt; sie ist eine eigenthümliche schöpferische Gemeinschaft, welche urtheilend, handelnd und kämpfend die höchsten Pflichten erfüllt und welcher von Rechtswegen die Zukunft gehört. Das war zu beweisen; und das, wie ich glauben möchte, hab' ich bewiesen!" — —

Die Gesichter der Hörer drückten Anerkennung und Beistimmung aus, und Otto gab dem Freund nickend die Hand. — Dadurch zufriedengestellt bemerkte dieser: „Obwohl wir alles das früher besprochen haben, so war's doch bei andern Anlässen; und es kann nicht schaden, mitten im Saus und Braus des Lebens wieder

an die alten Wahrheiten zu erinnern. Ich möchte sogar, obwohl ich die Güte der Damen schon bedeutend mißbraucht habe" (hier folgten lebhafte Zeichen des Widerspruchs) „noch einige Verse hinzufügen, die ersten, die mir nach langer Zeit wieder einmal gelungen, oder vielleicht mißlungen sind."

„Heraus damit," rief Otto. „Es sind alsc politische Gedichte?"

„In meinem Sinn, ja. Aber nichts hochgehend Lyrisches! Einfacher Ausdruck der Wahrheit — Sprüche, Sinnsprüche, nichts weiter!"

„Gut," rief die junge Frau; „wir erwarten also nur Sprüche! Ich für meinen Theil bin ganz spruchmäßig neugierig; — ohne Zweifel Alle —?"

Beistimmung erfolgte, der Poet zog einige Blätter aus der Tasche, setzte sich in Positur und begann: „Das erste dieser kleinen Gedichte erinnert an die Grundbedingung der geforderten Tugend. Es lautet:

Wann lernen wir gerecht zu sein?
Wann wir uns von uns selbst befrein
Und, statt in uns bis über die Ohren
Verliebt zu bleiben und verloren,
Uns selber gegenüberstehn
Und deutlich uns wie Andre sehn.
Dann können wir den Stolz vergessen
Und unsern Streit mit Andern schlichten:
Mit gleichem Maß uns beide messen,
Uns beide nach Gesetzen richten.

„Eine große Wahrheit in schlichten Worten," versetzte Otto. „Frei werden gegen sich selbst, das ist's! — Leicht begriffen" (fügte er mit Achselzucken hinzu) — „schwer und selten gethan!"

„Das zweite," fuhr der Poet fort, „widerlegt die falsche Meinung, als ob der einseitige Parteigeist stark, die Gerechtigkeit schwach mache!"

Die höchste Kraft im Streit
Liegt einzig in Gerechtigkeit.
Der Ungerechte gibt sich Blößen
Und seinem Feinde Raum zu Stößen;
Der Ungerechte gibt dem Feinde Recht
Zum Gegenstoß — fortdauert das Gefecht.
Doch keine Stellen, worauf man schlagen kann,
Läßt offen der gerechte Mann,
Und mit der Wahrheit stets im engsten Bund
Raubt er zum Ankampf jeden guten Grund.
Der Gegner ist entwaffnet — und der Krieg
Muß enden in des Edeln Sieg.

„Unwiderstehlich bewiesen," rief Otto mit Lächeln. „Wer so handelt, wie dein Gerechter, dem wird es — endlich! — auch so ergehen!"

„Das dritte," begann der Poet auf's Neue, — — „oder soll ich gleich das letzte lesen?"

Die Majorin fragte mit einem Ausdruck von Laune: „Das wievielste ist das letzte?"

„Das sechste," erwiderte der Poet ernsthaft.

„Dann lesen sie das dritte," entgegnete die Freundin lächelnd.

„Das dritte also," fuhr der Poet fort, „antwortet auf eine Einwendung, die man oft zu hören bekommt!"

Parteien müssen seyn! — Drum sind sie auch,
Und werden in der Zukunft seyn wie heute.
Für ihren Geist, für ihren Sinn und Brauch,
Da wachsen immer mehr als billig Leute.
Parteilichkeit ist leicht und ist bequem,
Doch schwer zu wandeln sind gerechte Bahnen;
Und Freunde hat von selbst, was angenehm:
Zum Schweren muß man locken und ermahnen!

„Heiter!" versetzte Otto. „Und ganz richtig abgeführt! — Es ließe sich darauf noch mehr entgegnen!"

„Vielleicht," meinte der Autor, „auch das, worauf ich im vierten Poëmchen aufmerksam mache? Es lautet:

Parteien muß es geben allerdings,
Und die Parteien müssen Sprecher haben;
Das Lebens will's, wir brauchen Rechts und Links,
Entfalten sollen sich im Streit die Gaben.
Doch sollt' ich meinen, eben wo Partein,
Da müßten auch nothwendig Richter seyn!
Werth dünken sie mich just der höchsten Ehren,
Und ihre Anzahl möcht' ich helfen mehren.

„Das ist die Hauptsache," rief Otto. „Ohne diejenigen, die du Richter nennst, würde die Welt in Sinnlosigkeit zerfahren!"

Der erfreute Spruchdichter erwiderte: „Hier folgt eines, worin ich beweise, daß sich die Männer solchen

Geistes in einen Bund zusammenthun müssen; aber das versteht sich von selbst, ich übergeh' es also und sage für heute mein letztes gereimtes Wort." Er las mit Ernst und Kraft:

Ich würde den Bund der Gerechten und Freien
Nicht prophezeihen,
Erkennt' ich nicht, daß ihm zu dienen
Die Zeit erschienen.
Die Zeit der bloßen Streiterhaufen
Ist abgelaufen.
Die Gegensätze, die sich im Großen
Und oben gestoßen,
Sie müssen gerechtem Geist sich neigen
Und niedersteigen.
Gerechtigkeit wird sich erheben
In Macht und Leben,
Und drüberschwebend mit Adlerflügeln
Die Menschheit zügeln.

„Schön, mannhaft," rief Otto, „und fast an's Lyrische streifend! — Aber, aber, aber!"

Er schwieg bedenklich; dann, mit leichtem Achselzucken lächelnd, fuhr er fort: „Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man das, was seyn soll — das Ziel des Strebens, kraftvoll und begeistert vor Augen gestellt sieht! Man wird emporgerissen und glaubt schon dort zu stehen; aber wenn man sich besinnt und die Augen aufmacht, sieht man sich unten auf der Erde, mitten in dem Wust des Lebens! Ja, ja, mein lieber Poet, ein gewisser Kunstgenosse hat's gesagt:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Glückliche Zeiten, die kommenden Zeiten! Wir müssen immer noch stoßen und uns stoßen lassen, und sind in der Hand des Geschicks nicht viel besser als Sachen! Von dem Größten entzückt, das über unsern Häuptern schwebt, dürfen wir das Kleinste nicht übersehen, das zu unsern Füßen liegt, und müssen es für hochwichtig halten! Wir müssen den Acker pflügen in Schmutz und Nässe, wenn's dem Himmel gefällt zu regnen, und auf uns regnen lassen, während ihr Idealisten euch über die Wolken in ewigen Sonnenschein erhebt!"

„Dafür," erwiderte der Poet, „könnt ihr dann aber auch ernten und die Fülle der Halmen in eure Scheunen sammeln, während ebendieselben Idealisten, als leichtbeschwingte Vögel, sich glücklich schätzen, die bei dem Einheimsen abgefallenen Körner aufpicken zu dürfen!"

Diese Vergleichung erheiterte den Abgeordneten, und mit ihm die ganze Familie. Man setzte sich, etwas sprech- und hörmüde geworden, mit großem Behagen zum Abendessen.

V.

Demokratische Wühlereien. Revolution und Reaction. Besuche. Die Adelsfrage in der Kammer. Rede Otto's und ihre Folgen. Eine Mission.

Während die Abstimmungen in unsrer Landesversammlung überwiegend die Anträge der linken Seite genehmigten, weil es die Männer des Centrums für das Bessere oder sonst für gerathen hielten, nach Möglichkeit eben mit ihr zu gehen, erhielt in Frankfurt eine Partei die Oberhand, welche man im Grunde doch als die vermittelnde, Vergangenheit und Zukunft verbindende ansprechen durfte. Auch der berühmte „kühne Griff" war eigentlich im Interesse der geordneten Entwicklung und, wie sich später zeigte, im Interesse der Fürsten. Für sie, die nach der Lage der Dinge unmöglich mithandeln konnten, handelte, ohne sie zu fragen, der Führer der großen Partei. Ein Habsburger wurde

Reichsverweser, damit man Zeit habe, einen Hohenzollern zum Kaiser zu machen und mit einem Reich, dem die Einzelstaaten eingeordnet waren, die Parteien der Republikaner und der mehr oder weniger zum Alten Zurückstrebenden gleicherweise aus dem Felde zu schlagen.

Die Linke des Parlaments mußte sich endlich überzeugen, daß auf dem Wege des jetzt gesetzmäßigen Ganges für sie der Sieg nicht zu hoffen sey. Die Demokraten außerhalb der Versammlung, welche die Republik dem Namen oder wenigstens der Sache nach wollten, mußten sehen, daß die erwählte Vertretung der Nation ihre Wünsche nicht erfüllen, daß es nöthig seyn würde, zu andern Mitteln zu greifen. Sie beschlossen, auf's Neue an das Volk zu appelliren, d. h. das Volk mit allen Mitteln für ihre Pläne zu gewinnen und zur Durchführung derselben zu stacheln.

Indem sie sich an die Arbeit machten, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Söhne des Volks nicht nur in den Werkstätten, sondern auch in den Kasernen.

Damals begann in den Köpfen der Monarchisten der Reim zu summen:

Gegen Demokraten
Helfen nur Soldaten!

Die Demokraten wußten das so gut wie ihre Gegner

und sie wollten ihnen das Mittel nicht nur entreißen, sondern sich selber dienstbar machen.

Eine deutsche Republik, hergestellt in Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten deutscher Stämme, ist ein Gedanke, wohl fähig, Köpfe und Herzen gefangen zu nehmen. Mochten die tiefer Blickenden, die unbefangen Erwägenden erkennen, daß die Geschichte der Nation, die tiefwurzelnden gegebenen Verhältnisse, die Eigenart des Volks, ja die Gesammt-Aufgaben der Zukunft vielmehr die möglichst enge Verbindung constitutioneller Staaten fordern; mochten Andere (womit in jenen Tagen so Viele sich geholfen haben!) ihre Meinung dahin abgeben, daß die Republik, wenn auch in Zukunft möglich, zunächst doch unausführbar sey: der Parteigeist konnte sich über alles das hinwegsetzen und erklären: die Republik ist so möglich wie irgend eine andre Staatsform! Wenn wir sie machen, haben und behalten wir sie!

Das neue und kühne Ziel begeisterte die Seelen der Partei, befeuerte ihre Thätigkeit, und schien auch Mittel zu rechtfertigen, die ihre Heiligkeit erst durch den Zweck erlangten.

In abgeredetem und instinktmäßigem Einvernehmen agitirte man: in der Oeffentlichkeit soweit es räthlich, im Geheimen soweit es thunlich. Gab's nicht die Republik, so gab's die Monarchie mit demokratischen Institutionen für Deutschland und für die Einzelstaaten;

und das war das Vorspiel zu jener. Man wendete nun Lockungen und Drohungen unermüdlich an, und es gelang, die untern Schichten der Bevölkerung in eine Gährung zu versetzen, die gar wohl zu einer neuen Explosion führen konnte.

In unserer Stadt hatte in Folge der Abgeordnetenwahlen die ganze radikale Partei einen schärfern, gereiztern Charakter erhalten. Die Wahlen im Ganzen fielen zwar besser aus, als man darnach erwartete; es bildete sich in der Kammer die stattliche, mächtige Linke, und mit den Verhandlungen, zumal den Abstimmungen, konnte die Partei vorläufig zufrieden seyn. Aber die Klügern begriffen doch gar wohl, daß man dieß eben der revolutionären Strömung der Zeit verdanke, und nebenbei dem Respekt vor der Masse. Sie sahen auch den Geist einer Tendenz arbeiten, die für sie Reaction war, und erkannten die Aufgabe, ihm energisch entgegenzutreten, damit die Verfassung im Ganzen das demokratische Gepräge erhalte, welches die bis jetzt erledigten Paragraphen schon vorherrschend an sich trugen.

Wenn in der Paulskirche die Doctrin überwog, die der Reaction den Weg bahnte, so konnte man hoffen, den Fehler der Nationalversammlung durch die radikalen Landesversammlungen wieder gut zu machen!

Die Demokraten der Stadt arbeiteten mit gesteigerter Kraft in der Presse, im Klub und auf der

Straße. Zugleich begannen sie direkter als bisher das Ministerium anzugreifen.

Dieses hatte, aus Ueberzeugung und allerdings auch aus Nachgiebigkeit gegen die herrschende Richtung der Zeit den Beschlüssen der Versammlung mehr oder weniger zugestimmt; eins und das andre Mitglied freilich mit Kopfschütteln und sich innerlich fragend, wohin das endlich führen solle! Wie liberal die Gesinnung aller dazu gehörigen Beamten seyn mochte, als Beamte mußten sie nothwendig auch die Ansprüche des Fürsten im Auge haben; sie mußten auf der andern Seite die Ordnung aufrecht erhalten, und wenn sich ein Theil der Bevölkerung zu Excessen hinreißen ließ, wieder Ordnung machen! Trotz aller Freisinnigkeit mußten sie denn doch regieren! Gerade die Acte der Regierung waren es aber, bei denen die Gegner sie fassen konnten.

Ein Tumult von Arbeitern, der keinen politischen, sondern einen rein socialen Grund, nämlich einzig und allein höhern Lohn zum Zweck hatte, wurde durch die Bürgerwehr gedämpft, nicht ohne daß es beiderseits Verwundungen gab. Die Regierung, den Aufstand verdammend, nahm ihre Maßregeln gegen eine etwaige Wiederholung. Eine treffliche Gelegenheit für die demokratischen Blätter, sich der Arbeiter anzunehmen, ihre Wünsche für gerecht zu erklären, der Regierung aristokratische Tendenzen vorzuwerfen und mit besonderm

Nachdruck an die Verheißung „allgemeiner Volksbewaffnung“ zu erinnern! Diese allein (wurde hinzugefügt) garantire die Freiheit des Volks! Die Bürgerwehr in ihrer dermaligen Zusammensetzung sey ein reactionäres Institut, nicht viel besser als die ehemalige Gendarmerie!

In ferneren Artikeln wurde nachgewiesen, daß nur ein aus der Linken genommenes Ministerium das Verfassungswerk mit der Constituante zum gedeihlichen Ende führen könne. Die Altliberalen seyen hier wie anderwärts den Aufgaben der neuen Zeit nicht gewachsen, sie klebten an ihren Ideen, die jetzt nicht mehr ausreichten, und trotz ihres guten Rufes aus früherer Zeit würden sie noch dahin kommen, mit der Reaction gemeinsame Sache zu machen! — Das jetzige Ministerium schütze nicht vor der drohenden Reaction, deßwegen müßten die Portefeuilles in andre, mächtigere und zuverlässigere Hände übergehen!

Die Reaction war damals allerdings kein bloßes Gespenst mehr, wenn auch lange nicht alles den Namen verdiente, was die Radikalen damit belegten. Diesen hieß natürlich alles so, was außerhalb ihrer Partei hervortrat. Aber die wahre Reaction trat damals überhaupt nicht oder doch nur andeutungsweise hervor. Sie wurde gepflogen in vertrauten Kreisen — in Häusern und Palästen, wo man sich mit Politik nicht mehr abzugeben schien —, und bestand in Lauern

und Erwägen, Plane machen und Vorbereiten zu gelegentlichem Handeln.

Die Reaction war ein Geist, der vorläufig noch in sich selbst lebt, aber mit Spannung auf den Moment harrt, wo er mit Erfolg zur Action schreiten kann.

Auch eine neue Erhebung im radikalen Sinn war kein Gespenst; sie wurde beabsichtigt, vorbereitet — für gewisse Fälle. So hatten die Demokraten Recht, wenn sie vor dem Plan einer Wiederherstellung des Alten warnten, und die Conservativen, wenn sie mahnten, sich gegen weitere Aufstände zu waffnen. Eine neue Streitmacht, die Contre-Revolution, kündigte sich an gegen die Revolution, die sich behaupten und völlig durchsetzen wollte; und der Horizont umzog sich mit Wolken, die in mehr als einem Sinn verhängnißvoll waren.

„Wie wird das ausgehen? Was werden wir mit der ganzen Märzerhebung erreichen — und was von dem Erreichten behalten? — Welche Gestalt werden die Berufenen dem Vaterland geben, und welche wird man sie ihm geben lassen?" — So fragten sich jetzt die Nachdenkenden; und waren um eine genügende Antwort sehr verlegen.

Der Strom des öffentlichen Lebens floß indeß weiter und erhielt durch das Fragliche der Verhältnisse nur eine neue Würze. Man war an die dramatische Span-

nung gewöhnt, und noch hatte sich kein Ueberdruß gemeldet, dem Gang der Handlung zu folgen. Mitwirken und Zuschauen erweckten eben jetzt das regste Interesse.

Die Mittelpunkte, an welchen Entscheidungen fallen mußten, belebten sich mehr und mehr. Wer es möglich machen konnte, der besuchte den Ort, wo die Vertreter seines Landes tagten; und wenn der größte Zug nach dem Sitze des Parlaments ging, so erblickten doch auch die Landeshauptstädte täglich neue Gäste, die sonst ruhig daheim geblieben wären.

Es war die Zeit, wo vielfach das überraschendste Wiedersehen und Wiedererkennen stattfand. Der Zusammenfluß brachte Bekannte einander entgegen, die sich lange Jahre nicht gesehen hatten; und es bot nun großen Reiz, mitten in dem bewegten Treiben sich der idyllischen Zustände zu erinnern, unter welchen man sich kennen gelernt, dann aber dem vollen Genuß der welthistorischen Gegenwart sich hinzugeben, was zuletzt am besten und reinsten bei gutem Getränk im Wirthshaus geschah.

Bei Otto präsentirten sich in diesen Tagen zwei Bekanntschaften neueren Datums. Zuerst der Oberförster. Dieser war freilich auf die dermaligen Verhältnisse durchaus nicht gut zu sprechen; aber er verläugnete auch jetzt das Chevalereske seiner Natur nicht und zeigte namentlich gegen die Frauen eine Artigkeit,

die gegen die Derbheit anderer, auch gebildeter Gäste sehr wohlthuend abstach. Als ihn die Räthin fragte, wie es in seiner Gegend aussähe, wurde er ernst und machte eine bedauernde Geberde. „Die Jagd ist hin," erwiderte er, — „barbarisch zu Grunde gerichtet! Der Bauer, von alten Wildschützen unterstützt, hat Alles niedergemacht, was ihm in den Wurf kam. Wie schlecht die meisten trafen, es hat sich gezeigt, daß auch viele Bauern des Hasen Tod seyn können. Gier und Wuth ist in die Leute gefahren; sie wollten nicht nur haben, sondern sich rächen, und schossen nun im Eifer zur Abwechslung sich auch selber in die Beine. Es laufen ein paar Opfer dieser wilden Jagd bei uns an Krücken herum! — Was kann man machen?" (setzte er nach einem Schweigen mit ironischer Ergebung hinzu) — „es ist die Zeit der Freiheit; und wir müssen froh seyn, wenn man uns nur die Wälder läßt!"

Diese Bemerkung entlockte Otto ein Lächeln. „An das Jagdrecht," entgegnete er, „an die Art, wie es ausgebeutet wurde, hatte sich soviel Odiöses geknüpft, daß es in dieser Zeit der Bewegung nicht zu retten war. Es gibt Gewaltsamkeiten in der Geschichte, in die man sich fügen muß, und am Ende sich auch fügen kann, weil sie Dinge entfernen, die auch schon durch Gewalt entstanden sind. — Die Jägerei, ihre Blüthezeit

wenigstens, ist vorüber! Mögen die Herren jetzt dafür die Blüthezeit der Forstcultur eintreten lassen!"

„In Gottes Namen," versetzte der Oberförster. „Geben wir das ritterliche Handwerk auf, und legen wir uns auf Wirthschaft! Ihr Herren aber — verzeihen Sie, daß ich Sie daran erinnere! — mögt dafür sorgen, daß am Ende nicht noch mehr zu Grunde geht, als die Jagd! Sie sitzen" (fügte er hinzu) „im Centrum: halten Sie das Zünglein der Wage fest, wenn es auf die linke Seite hinüberschnappen will, damit nicht zuletzt der Pöbel ganz und gar Herr wird und Alles ruinirt!"

„Ich werde das Meine thun," versetzte Otto.

„Das bin ich überzeugt," erwiderte der Andere mit ernster Artigkeit. — —

Wenige Tage darauf stellte sich der Commis Wagenbauer vor. Auch das Benehmen dieses Bekannten war durch die Zeit nicht verändert: er huldigte den Damen mit derselben Anmuth und sprach mit derselben an Zärtlichkeit streifenden Wärme vor Otto seine Hochachtung aus. Die jetzigen Zustände sah er von der besten Seite; trotz der „Geburtswehen", durch die man sich nicht irre machen lassen dürfe, werde die neue Epoche vollständig zum Sieg der Einheit und Freiheit, der Vernunft und der Aufklärung führen! Das Interessanteste an dieser Zeit war dem jungen Herrn übrigens,

daß **er** sie vorhergesagt! Er erinnerte wiederholt an das „Souper“ in der Villa, und that sich besonders viel auf seine Prophezeihung hinsichtlich Oesterreichs zu Gute, wo jetzt, was ihm damals niemand geglaubt habe, der allgemeinste Liberalismus und Radikalismus zu Tage gekommen sey! Daß übrigens die Radikalen zu weit gingen, sey auch seine Ansicht; für eine Republik wären die Deutschen denn doch nicht reif genug, die constitutionelle Monarchie passe allein für die Zeit und mit ihrer Durchführung müsse man sich einstweilen begnügen. Er pries die Männer des Centrums als die wahren, besonnenen Freunde des Vaterlandes, erklärte, daß er die Gedanken des Führers dieser Fraction, mit welchem zu sprechen er die Freude habe, ganz zu verstehen glaube, und wünschte mit verehrungsvollem Blick deren vollständige Realisirung. —

Der sogenannte Führer des Centrums erfreute sich der Sicherheit seines Verehrers keineswegs. Es begann etwas in ihm sich zu rühren, was man das juristische, philosophische Gewissen nennen konnte, und er fing an ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen.

Die Verfassung in ihren bisherigen Paragraphen hatte er mit hervorgebracht, wenn er auch im Ausschuß und in der Kammer Einiges anders gewollt und damit in der Minderheit geblieben war. Prüfte er aber gewisse Bestimmungen und erwog er ihre Tragweite, so

kam es ihm vor, als ob man damit auf die Dauer nicht regieren könne. Er hatte früher geglaubt, es möchte nicht schaden, im liberalen Sinn mehr zu thun, als eine spätere Zeit gutheißen würde; jetzt fürchtete er, daß zu radikale Gesetze die Reaction aufrufen, ihrem Einschreiten Berechtigung verleihen und ihre Anhänger bis zur Ueberlegenheit mehren könnten.

Er erkannte es als seine Pflicht, davor zu warnen, zur Mäßigung zu ermahnen, und selbst für die Mäßigung einzustehen, was auch daraus für ihn erfolgen möge! — Und nach dieser Erkenntniß faßte er seinen Entschluß.

Ein schwerer Entschluß damals! Ein schwerer Entschluß zu jeder Zeit: sich einer Strömung zu widersetzen, die soviel Gutes mit sich führt und von der die nächsten Gesinnungsgenossen sich mit fortziehen lassen! Bedenklich für unsern Freund auch in sofern, als er dadurch der Verdächtigung von Seiten der Gegenpartei den willkommensten Anlaß gab und die Folgen davon zu tragen hatte! — Aber es war seine Pflicht, er konnte nicht zaudern!

Die erste Gelegenheit, nach seinem Entschluß zu verfahren, zeigte sich, als die Frage des Adels zur Debatte kam.

Im Ausschuß für die Aufhebung der Vorrechte des Adels zu stimmen, war ihm geboten durch seine Ge-

sinnung, seine Stellung in der Kammer und die Consequenz der eingeschlagenen Richtung. Der Aufhebung auch der Titel und äußern Abzeichen widersprach er, blieb damit in der Minorität, und rüstete sich nun, seine Ansicht vor der Versammlung zu begründen. Die Tagesordnung war durch die Journale bekannt gemacht; es hatten sich also gute Zeit, bevor der Präsident die Sitzung eröffnete, die Zuhörerräume gefüllt, und man war auf die zu erwartende Diskussion in verschiedenem Sinne sehr gespannt.

Die Debatte begann, und die Redner der zwei Hauptparteien argumentirten für und gegen, wie's ihnen zukam. Von der linken Seite wurde die Nothwendigkeit hervorgehoben, durch Aufhebung auch der Titel und Abzeichen eine rein bürgerliche Gesellschaft herzustellen und einer Restauration der Privilegien mit Sicherheit vorzubeugen. Wenn man eine neue Zeit beginnen wolle, müsse man die Institutionen der alten, die mit ihr nicht mehr harmonirten, resolut beseitigen und dem neuen Gemeinwesen nicht einen Krankheitsstoff einimpfen, der sich nur zum Schaden des Organismus entwickeln könnte.

Die Rechte bemerkte dagegen, daß keine Nation ungestraft allen Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit aufheben könne, daß der Adel im Lauf der Zeiten große Verdienste um die Nation sich erworben und in seinen

Privilegien den gebührenden Lohn erhalten habe; daß es auch jetzt seine Aufgabe sey, an die Spitze der Cultur sich zu stellen, wozu er aber als Adel bestehen bleiben müsse u. s. w. — Ein Redner erinnerte an das Noblesse oblige und suchte die Versammlung durch eine Schilderung zu rühren, wie der in der Gesellschaft geehrte Adel mit seinen nichtadeligen Brüdern Hand in Hand gehen und mit ihnen um so eifriger und erfolgreicher des allgemeinen Wohles pflegen werde.

Alle diese Argumente konnten nicht verfangen, weil die Vertheidiger auch Vorrechte des Adels erhalten wissen wollten und damit als unleidliche Reactionäre erscheinen mußten. Die Gallerie, welche das eigentliche Publikum enthielt, versäumte nicht, die Reden mit Zischen und höhnischem Gelächter zu unterbrechen und in dieser Beziehung die Männer der Linken zu unterstützen, die sich in Kundgebung ihrer Gefühle gleichfalls keinen Zwang anthaten.

Endlich bestieg Otto die Tribüne — als Redner gegen den Ausschußantrag.

Sein Ruf war schon so begründet, daß nach Nennung seines Namens eine allgemeine Stille eintrat, und das ganze Haus von Neugierde bewegt schien, wie er sich nehmen und seine Aufgabe lösen werde.

Er erklärte vor Allem, daß er im Ausschuß gegen den Antrag gestimmt, weil er es für ungerecht halte,

zur Aufhebung der Vorrechte des Adels auch die Aufhebung der Titel und äußern Abzeichen, also der gesellschaftlichen Existenz des Adels zu fügen. Die Vorrechte aufrecht zu erhalten sey unmöglich, weil sie den politischen Aufgaben der Zeit widersprächen und zum Theil aus Verhältnissen sich ableiteten, die gar nicht mehr beständen. Es sey billig, daß mit der Leistung auch der Lohn aufhöre, und er könne in dieser Beziehung mit den Vorrednern, welche für den Ausschußantrag gesprochen hätten, nur übereinstimmen. Indessen, dem Adel auch das sociale Daseyn zu rauben, sey unbillig, unnöthig, und von schlimmer Bedeutung!

„Der Adelstitel" (fuhr er fort) „ist geschichtlich erworben und gehört zum Namen des Geschlechts, das ihn führt. Er ist — in der Regel — der Preis für geleistete Dienste, sey es Einzelner, sey es einer Reihe von Generationen; eine äußerliche Erhöhung, die der Zeit gemäße Art von Auszeichnung."

„Das Geschlecht, das ihn jetzt führt, hat in ihm ein Symbol seiner Geschichte — einen idealen Besitz, ein unterscheidendes Merkmal, das, wenn sich keine gemeinschädlichen Vorrechte mehr daran knüpfen, Niemand beeinträchtigt, dem Abkömmling aber werth ist als ein Erbstück seiner Ahnen und bei guten Naturen eine Mahnung werden kann, dem äußern Zeichen durch innern, wahren Adel und edles Handeln zu entsprechen."

„Warum nun dieses unschädliche, ja möglicherweise nützliche Erbstück dem Abkömmling entreißen? Warum dieses eine, in der Regel verdiente Unterscheidungszeichen wegnehmen, während eine Unzahl von Unterscheidungen stehen bleiben müssen und in der That auch nicht angefochten werden?"

„Erinnern Sie sich, daß die Adelsprädikate zur Geschichte gehören, daß der Historiker, der vergangene Zeiten schildert, den Persönlichkeiten die Titel, die sie wirklich getragen, beilegen muß. Wollen Sie nun dem lebenden Nachkommen den Titel streichen, der seinen Vorfahren um historischer Exactheit willen ertheilt werden muß, oder — wollen Sie den Gebrauch des Titels auch in historischen Werken verbieten?"

(„Oh, oh!" von der Linken.)

„So lächerlich dieß klingt, so liegt es doch in der Richtung des Antrags. Man will den Adel vernichten; um dieß aber vollständig zu können, muß man seine Erwähnung nicht nur in einer gewissen Sphäre, sondern überhaupt und auf allen Punkten verbieten!"

(Links: „Wir sind genügsamer!")

„Die Gründe, die man gegen den fernern Gebrauch von Adelsbezeichnungen angeführt hat, scheinen mir dürftig, vielmehr nichtig."

(Widerspruch von der Linken. „Hört!" von der Rechten.)

„Man könnte von der Fortexistenz der Titel Anlaß

nehmen, auch die Vorrechte wiederherzustellen; man könnte die Träger eines adeligen Namens wieder auf eine mißbräuchliche und gemeinschädliche Weise begünstigen wollen!"

„Meine Herren! Wenn wir nichts bestehen lassen wollen, was möglicherweise mißbraucht werden kann, so dürfen wir gar nichts bestehen lassen. Vertrauen wir doch die Frage des Gebrauchs in solchen Dingen der Folgezeit! Ueberlassen wir die Vertheidigung gesetzlicher Errungenschaften der künftigen Generation, die hoffentlich auch Männer in sich enthalten wird! Wenn es sich fügte, daß diejenigen, die dem Adel seine Vorrechte wieder geben wollen, die Macht in die Hände bekämen — glauben Sie, daß Sie der Ausführung einen Riegel vorgeschoben hätten durch die Abschaffung der Titel und Prädikate? Im Gegentheil! Die Abschaffung der bisherigen Vorrechte kann der Adel begreifen, und in das Begriffene, als unumgänglich Erkannte, sich fügen! In der Abschaffung auch jenes idealen Erbstücks wird er aber eine eigentliche Feindseligkeit erblicken müssen — und zu feindseligen Actionen sich selber gestachelt fühlen!"

(„Pah" von der Linken. „Wir fürchten uns nicht!" Heiterkeit auf der Gallerie.)

„Halten Sie den deutschen Adel für keinen so unbedeutenden Feind! Denn — und das ist ein Haupt-

grund, warum ich den Ausschußantrag bekämpfe: zum deutschen Adel gehören auch die deutschen Fürsten — durch die Abschaffung des Adels muß sich also der dem Adel sich anreihende Landesherr und seine Familie selber bedroht sehen!"

(Aufregung.)

„Oder kann der deutsche Fürst, dem auch die Abschaffung des Adels ebenbürtiger fürstlicher und gräflicher Häuser zugemuthet wird, nicht denken, daß bei nächster Gelegenheit die Reihe an ihn und die Seinen kommen werde?"

(Achselzucken und bedeutsames Lächeln auf der Linken.)

„Ich meine, dieser Gedanke liegt sehr nahe. Der Fürst kann an die Gefahr glauben und — sich dagegen waffnen!"

„Verstimmen und reizen wir nicht durch einen ebenso unnöthigen wie drohenden Act den Landesherrn gegen die Landesversammlung! Fordern wir nicht durch Beiseitesetzung aller Mäßigung die Reaction heraus! Rufen wir nicht durch Uebermuth, durch übermüthige Anwendung momentaner Gewalt die Schläge der Nemesis auf uns herab!"

(Hoho!" von der Linken. Lachen auf der äußersten Linken.)

„Meine Herren" (fuhr Otto gegen die Lacher gewendet fort), „die Geschichte bietet eklatante Beispiele solcher Schläge! Sie zeigt uns, daß eine Nation, die

im Abschaffen unersättlich war, von einem Despoten geknebelt worden ist und in devotester Ausführung seiner Befehle sich glücklich schätzen mußte!"

(„Sehr wahr!" von der Rechten.)

„In Abschaffung des unschädlichen Schmucks adeliger Titel und Prädikate würde die Versammlung einen Hang verrathen zur allgemeinen Gleichmachung, wie sie nicht nur den bestehenden Verhältnissen, sondern ebenso dem Ziel menschlicher Entwicklung völlig zuwider ist. Hat doch auf die Behauptung eines Redners der Linken, daß es künftig nur eine Aristokratie der Bildung geben solle, ein Mitglied jener Seite schon entgegnet: er wolle an die Stelle des Adels auch keine Aristokratie der Intelligenz gesetzt sehen! Alle sollen gleichgebildet seyn, jeder Unterschied müsse aufhören! Nun wohl; dieser Satz, wenn er ernsthaft gemeint ist — und er war sehr ernsthaft ausgesprochen! — heißt doch wohl nichts Anderes als: „Wir auf dieser Seite können und dürfen nicht ruhen, bis wir in allen Sphären des Lebens die Grundsätze des Communismus verwirklicht sehen!"

(Zischen auf der Linken. Eine Stimme: „Keine Verdächtigung!")

„Ich verdächtige nicht — ich zeige vielmehr, wohin eine gewisse Tendenz zuletzt nothwendig gelangen wird. Jeder Unterschied muß aufhören, Alle sollen gleich seyn, Alles muß Allen gemein seyn: das ist in der That die

Gesellschaft, wie sie dem Communismus als Ideal vorschwebt! Und wenn Sie diese zunächst auch nicht wollen, so wollen Sie doch die Vorbereitung dazu, und Sie befinden sich auf dem Wege, wo endlich auch die letzte Consequenz gewollt werden muß!"

(Links: „Zur Sache!")

„Ich komme nicht nur zur Sache, sondern zum Schluß. Ein Theil der Versammlung — und ich muß hinzufügen, leider ein bis zur Entscheidung mächtiger Theil, ist in eine Stimmung gerathen, durch welche die ruhige Erwägung der vorliegenden Fragen immer mehr beeinträchtigt wird. Der Parteigeist, die Leidenschaft des Parteigeistes ist Herr geworden über die staatsmännische Betrachtung und Untersuchung! Diese Leidenschaft will die gegenwärtige Situation ausbeuten und Bestimmungen durchbringen, welche der immer noch bestehenden fürstlichen Macht widerstreben, im Innersten widerstreben und zwischen ihr und der Versammlung zuletzt einen Bruch herbeiführen werden. Es ist Pflicht des besonnenen Mannes, davor zu warnen, und die Kammer zur Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse, zur Selbstbeherrschung, zur Mäßigung zu ermahnen!"

„Meine Herren! Es gibt ein Ideal der Ausgleichung verschiedener Ansprüche im Hinblick auf die Ziele der Gegenwart und der Zukunft! Es gibt eine wechselseitige Gerechtigkeit und Billigkeit, wodurch wir

diesem Ideal näher und näher zu kommen vermögen! Freundlichkeit erweckt Freundlichkeit und wandelt die Gegner in Genossen; Gerechtigkeit und Freundlichkeit allein schaffen das dauernde, weil allein das von allen Klassen der Gesellschaft gewollte Werk!"

(Ungeduld auf der Linken. Ruf: „Schluß!")

„Der Parteigeist, seinen Gedanken unbedingt hingegeben, will die Gegner überwältigen, vernichten — und macht sie sich zu Todfeinden! Der Geist der Gleichmacherei, der jetzt umgeht, ist eben nur ein anderer Despot, der seinen Fuß auf den Nacken dessen setzt, der ihm nicht beistimmt. Gewalt ist sein Mittel, Unterjochung sein Zweck! Unterjochung herbeizuführen durch das Mittel der Gewalt, reizt, ja nöthigt er die Gegner!"

(Murren links und auf der Gallerie.)

„Mögen Sie sich nicht verrechnen, meine Herren! Die Partei, die sich die demokratische nennt, ist sehr zahlreich vertreten in Deutschland, aber nicht eben so gut organisirt. Die Gegner haben organisirte Kräfte in der Hand, und auf ihrer Seite steht ein großer Theil des Volks, der von jener Partei nichts wissen will!"

(Von der äußersten Linken: „Das ist nicht wahr!" Eine Stimme auf der Gallerie: „Hofschranzen!" Der Präsident klingelt und protestirt gegen diese Unterbrechung.)

„Ein großer Theil des Volks, ich wiederhole es!"

(Beifall rechts, Zischen links.)

„Ein Sieg der Gegner in dem drohenden Kampf,

ein Hinwegdrängen der Demokratenführer aus der für sie günstigen Arena — und der große Schweif, der sich der Partei anhängt, weil sie gegenwärtig die herrschende ist, — die Masse derer, die sich nur der Macht anschmiegen, sie wird euch verlassen und eure Widersacher verstärken bis zur Unwiderstehlichkeit! Vermeidet den Kampf, indem ihr die Tugenden der Gerechtigkeit und der Mäßigung übt! Fordert ihr ihn herrschsüchtig heraus, dann stellt ihr Alles in Frage, — und ihr werdet, ich fürchte es, nicht nur selbst unterliegen, sondern auch die größten und heilsamsten Errungenschaften der Zeit mit in eurem Sturz begraben!"

(Beifall rechts, Zischen links; heftiges Zischen auf der Gallerie. Der Präsident klingelt wiederholt und droht mit Räumung der Gallerie. Die Aufregung legt sich endlich.)

Als Otto von der Tribüne auf seinen Sitz zurückkehrte, sahen die meisten Glieder seiner Fraction ernsthaft für sich hin, und nur Einer nickte Zustimmung. Zwei Mitglieder des rechten Centrums traten auf ihn zu und schüttelten ihm die Hand.

Er erkannte hieraus, daß seine Stellung in der Kammer durch diese Eine Rede alterirt sey. Wenn ihn dieß in die Seele traf, so hatte er doch seine Pflicht gethan und das Bewußtseyn davon stärkte und erhob ihn wieder bis zur Freudigkeit.

Nach ihm betrat ein Mann der entschiedenen Linken

die Tribüne und vertheidigte den Ausschußantrag. Er schob die Einwendungen Otto's einfach als Geburten der Furcht bei Seite, hob die Pflicht hervor, im Ausroden überkommenen Unkrauts zum Gedeihen der neuen Saaten und Pflanzungen rücksichtslos consequent zu seyn, um endlich als erwiesen hinzustellen: daß zur Erhaltung der Volksfreiheit, zur ungehemmten Entwickelung der demokratischen Institutionen eben der Adel mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse.

Gallerie und linke Seite brachen am Schluß dieser Rede in rauschenden Beifall aus. Der Redner, von Bravorufen überschüttet, trat mit den Schritten eines Siegers auf seinen Platz zurück. Ein Fractionsgenosse beantragte namentliche Abstimmung, und diese ergab eine Mehrheit von zehn Stimmen für den Ausschußantrag. Die meisten Mitglieder des Centrums hatten dafür gestimmt. —

Den einsam nach Hause gehenden Freund holte der Poet ein, der auf seiner Tribüne dem Redner mit der Feder gefolgt war. Er schüttelte ihm die Hand mit dem Blick herzlichster Anerkennung; dann, indem eine gewisse Laune über sein Gesicht flog, rief er aus:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!

„Du hast eine gute That gethan, wenn sie auch den Beifall der Götter auf der Linken und der Gallerie

nicht errungen und zunächst nichts geholfen hat! Die Mehrheit ist gewarnt: will sie den getreuen Eckart nicht hören, dann kann er ihr Geschick nicht aufhalten. — Ja" (fuhr er mit der Ironie des Ernstes fort) es ziehen in der That Wolken auf am politischen Himmel; wir stehen vielleicht schon am Vorabend großer Ereignisse, und könnten bald in die Lage kommen, auszurufen: der Würfel ist geworfen! — oder gar: die Bombe ist geplatzt! — Tu l'as voulu, George Dandin! möchte dann ein eleganter conservativ-liberaler Correspondent den Demokraten-Häuptlingen zurufen; — die Nemesis hat ihren Streich geführt — tu l'as voulu!" —

Als man zu Hause den Ausgang mittheilte, sahen die Gesichter ernst und bedenklich. Albert, der heute auch ein Paar Stunden auf die Kammer gewandt, nach der Rede des Schwagers aber das Haus verlassen hatte, sagte: „Es ist schwer zu begreifen, wie deine Gründe so ganz ohne Wirkung bleiben konnten!"

„Gründe," erwiderte Otto, „sind ohnmächtig gegen die Leidenschaft! Eine einzige Versicherung, welche dieser schmeichelnd entgegenkommt, — und der ganze Bau motivirter Einwendungen ist in Trümmer geworfen!"

„Leidenschaft," bemerkte der Poet, „können wir bei den Männern des Centrums, welche den Sieg des demokratischen Antrags entschieden haben, doch kaum voraussetzen!"

Otto verzog die Lippe und entgegnete: „Warum nicht? Auch die Furcht kann zur Leidenschaft werden!“

„Glaubst du,“ warf Klara ein, „daß diese Männer anders gestimmt haben, als sie denken.

Otto sah sie mit einem zärtlich spöttischen Lächeln an. „Du scheinst ihnen das,“ erwiderte er, „nicht wohl zutrauen zu können? Nun gut: lassen wir sie nur ergriffen seyn von dem unsichtbaren Strom, der jetzt durch die Köpfe geht, und gestimmt haben in dem unbewußten Gefühl, daß es eben doch leichter und angenehmer ist, ihm sich anzuvertrauen, als durch Widerstand Aergerniß zu geben und das Zischen im Saal, das Zischen in den Journalen auszuhalten! — Es ist nicht Jedermanns Sache, dergleichen sich auf den Hals zu ziehen!“ —

Dem Redner, der das erste Zischen bestanden hatte, wurde das zweite begreiflicherweise nicht erspart. Die demokratische Zeitung brachte den Tag darauf eine Beleuchtung der Debatte, die hauptsächlich in einer Kritik der Rede Otto's bestand und, wie die Freunde sogleich erkannten, den edlen Bernhard zum Verfasser hatte.

Die uns interessirenden Stellen lauteten:

„Verhandlungen über gewisse Fragen haben das Gute, daß die Redner mit ihrer Farbe ganz herausgehen, uns ihre innersten Gedanken enthüllen oder doch

errathen lassen müssen. Da ist das geschickteste Bemänteln wirkungslos: der Rauch liberaler Phrasen wird durch den scharfen Zugwind der Wahrheit fortgetrieben, und wir sehen die Gestalt dessen, der sich darein hüllen zu können meinte, wie sie ist!"

Otto von Ehrenfels, Abkömmling eines alten Geschlechts, das im vorigen Jahrhundert durch Verschwendung heruntergekommen und zu bürgerlicher Thätigkeit genöthigt worden ist, hat sich bisher in dem Ruf eines Ritters der Freiheit zu erhalten gewußt. Ohne charaktervolle Entschiedenheit, darum seinen Sitz im Centrum nehmend, hat er doch vielfach mit der Linken gestimmt und, wo er ihr entgegentrat, sein Votum stets als im Interesse des Volkswohls zu motiviren verstanden. Diejenigen, die schärfer zusahen, erkannten indeß in seinem ganzen Verhalten etwas Berechnetes — einen geschickt verdeckten Gang auf ein bestimmtes Ziel hin. Die gestrige Verhandlung hat Klarheit gebracht und dieses Urtheil bestätigt. Der Mantel, der ihn bedeckte, ist gefallen, der Pferdefuß zu Tage gekommen!"

„Herr von Ehrenfels kämpft gegen die Abschaffung des Adels. Er ist nicht gegen die Abschaffung der bisherigen Privilegien, gegen die Gleichheit vor dem Gesetz — das wäre gar zu deutlich und eines solchen Politikers unwürdig! — er will nur Titel und Prädikate des Adels erhalten sehen, nur die unschuldigen

Zeichen seiner Geschichte! Ein Adel indessen ohne Vorrechte ist lächerlich; der Adel, der als solcher besteht, wird dieß nothwendig selber fühlen, und sein einziges Bestreben wird seyn, zu den Titeln und Zeichen auch die Vorrechte wieder zu erringen."

„Das weiß der Abgeordnete der Hauptstadt so gut wie wir; darum will er nichts erhalten wissen, als die harmlosen Titel, und wendet zur Erreichung dieses Zwecks alle Künste der Sophistik, alle Mittel der Drohung und Einschüchterung an!"

„Zu welchem Ende nun? Weil er etwa selber zu der Klasse des Adels gehört und den auszeichnenden Schmuck sich und seiner Familie erhalten sehen will? Ueber eine so kleinliche Genugthuung ist Herr von Ehrenfels erhaben, und es wäre kleinlich auch von uns, wollten wir derartige Motive bei ihm voraussetzen. Nein, er hat ein größeres, ein bedeutenderes Ziel: Vertrauen einzuflößen in den höhern und höchsten Regionen, an maßgebender Stelle als derjenige zu erscheinen, der den beiden Parteien genugzuthun vermöchte, und so das Ruder in die Hand zu bekommen, um das Fahrzeug durch die empörten Wogen der Epoche in die gesicherte Bucht zu lenken. Er fühlt sich der Mann, das Land zu regieren, indem er Altes und Neues nach seiner Anschauung zusammenknetet; und darum die Schwenkung auf die rechte Seite, die ihm den Weg dazu bahnen soll!"

„Für die Bezeichnung der Gefahren, welche der Demokratie von Seiten der Reaction drohen, können wir dem Abgeordneten der Residenz nur dankbar seyn. Er spricht so bestimmt davon, als ob er die Pläne der Feinde nicht nur argwöhnte, sondern in sie eingeweiht wäre! Wie dem aber sey, diese Partie seiner Rede ist von Bedeutung und enthält Wahrheit. Man rüstet sich im Lager der Reaction — wir wissen das auch: aber wir fürchten uns nicht! Auf den Angriff gefaßt, leben wir der Ueberzeugung, daß das Volk für seine Rechte einstehen und die Feinde derselben, wenn sie zum Angriff übergehen, zerschmettern werde."

„Die Mehrheit der Versammlung hat durch ihr Votum gezeigt, daß sie weiß, um was es sich handelt! Es ist tröstlich zu sehen, daß hier und anderwärts ein Geist um sich greift, der gegen die Abstimmungen in der Paulskirche das nöthige Gegengewicht schaffen wird. Die deutsche Nationalversammlung hat das Vertrauen, das die Nation auf sie gesetzt, nicht gerechtfertigt; der demokratischen Partei ist es eine große Genugthuung, daß sie bei ihrem Protest gegen das Verhalten der dortigen Mehrheit die gewichtigsten Landesversammlungen zu Verbündeten erhält. Vielleicht reißt dem Volk der Geduldsfaden doch noch — und es gelingt auch dort eine Aenderung herbeizuführen im Interesse der Freiheit!" —

Der Poet, als er das Blatt bei Otto gelesen, warf es mit Unmuth auf den Tisch. „Eine perfide Bestie, dieser Bernhard!“ rief er aus. Ich kenne zwar seine Verdrehungskunst aus alter Zeit; aber ich erstaune doch über die Bosheit, die ihm hier die Feder geführt hat!“

„Ich nicht,“ erwiderte Otto mit verächtlichem Lächeln. „Er ist von Eifersucht und Haß erfüllt, sieht mich als seinen Feind an, und gegen einen solchen sind alle Mittel, von denen man sich eine Wirkung verspricht, nicht nur erlaubt, sondern geboten! — Ich bin überzeugt, daß er von seiner eigentlichen Gemeinheit gar keine Ahnung hat!“

„Da scheinst du mir denn doch zu gutmüthig,“ versetzte der Poet. „Ich halte ihn für einen schlechten Gesellen mit Bewußtseyn, und werde mir die Freiheit nehmen, in einer Kritik seiner Kritik es ihm zu beweisen!“

„Schaden kann es nichts,“ erwiderte Otto. „Doch würd' ich rathen, ihn ganz von oben her zu behandeln und mit Behagen abzuthun! — Keine Leidenschaft! Es geschieht ihm zu viel Ehre damit!“ — Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Mir ist in diesem Artikel der letzte Satz das Auffälligste! — Es sieht beinahe so aus, als ob sie etwas im Schilde führten — und an eine Correctur der Nationalversammlung dächten!

„Möglich,“ bemerkte der Poet. „In Wien und

Berlin regieren die Demagogen: ihre Brüder in Frankfurt könnten wohl einmal den Versuch machen, sich auf dieselbe Höhe zu schwingen!" —

Dieß war, als die Freunde darüber sprachen, in der That nicht mehr bloß möglich, sondern schon wirklich: der Versuch war gemacht! Die Partei hatte von dem Votum der Nationalversammlung über den Malmöer Waffenstillstand Anlaß genommen, einen Streich zu führen. Von den Lenkern, wie man annehmen muß, war der Beschluß gefaßt worden, die den Waffenstillstand genehmigende Majorität auszustoßen und die Linke zum souveränen Parlament, zur Herrin Deutschlands zu machen. Genug, man griff gegenüber dem sich rüstenden Ministerium zu den Waffen und kämpfte auf Barrikaden. Die Aufständischen wurden besiegt. Sie fanden Gelegenheit, zwei Deputirte zu erschlagen, und erlitten dadurch eine um so größere moralische Niederlage.

Als diese Nachrichten, eine nach der andern, in unsrer Hauptstadt eingingen, machten sie auf die Freunde gewaltige, erschütternde Eindrücke. Sie pflogen darüber die ernstesten Gespräche und entlasteten ihre Herzen durch die schärfsten Urtheile über die Herrschsucht der Partei, welche die Mehrheit der erwählten Volksvertreter nur gelten lasse, wenn sie ihr völlig zu Willen sey!

Nach der letzten Unterredung sagte Otto: „Ich bin noch nicht, was ich nach dem ehrenwerthen Bernhard zu

werden beabsichtige, habe noch nicht die Zügel der Regierung in der Hand: aber doch möcht' ich schon einen Gesandten ernennen und ihm eine für unsre Zwecke nicht unwichtige Mission anvertrauen. — Weißt du was? Du solltest nach Frankfurt gehen, dich dort mit den Freunden besprechen, das gesammte Treiben in der Nähe beschauen und reich an zuverlässigen Notizen wiederkehren. Den kleinen Krieg mit den hiesigen Demokraten besorgen andre Federn, und nach meiner Ansicht hast du überhaupt hier nichts zu thun, was mit der Bedeutung dieser Aufgabe sich irgend messen könnte. — Für den Poeten, sollt' ich glauben, müßte auch ein neues und ungleich bedeutenderes Feld der Beobachtung von Werth seyn!"

Der Freund sah ihn an wie einer, dem ein Licht aufgeht. „Du hast Recht," rief er. „Dort ist etwas zu sehen, und so Gott will, auch etwas zu thun! — Hier, meine Hand: ich lasse mich senden, und verspreche, deine Aufträge treulichst zu vollführen!"

Otto war über die rasche Zustimmung erfreut. Er bot dem Freund Geld an, da er eben jetzt gut bei Kasse sey; aber der Poet erklärte, seine Taschen seyen auch gefüllt, und er ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, sie für das Beste der Partei wieder zu leeren."

Am andern Tag war er zur Fahrt gerüstet. Beim Abschied sprach die Majorin lächelnd den Rath aus: er

möge sich vor den Demokraten in Acht nehmen! Der Poet erwiderte munter: „Das ist überflüssig! In meiner tiefen Unberühmtheit — in einem unmittelbaren Incognito, um das mich die Großen der Erde beneiden könnten — genieße ich den Vortheil, zu sehen ohne gesehen zu werden, in vollkommenster Reinheit! Mit der Tarnkappe absolut mangelnden Renommé's geh' ich hinweg, und mit Schätzen beladen hoff' ich wiederzukehren. — Gott befohlen!" —

VI.

Veränderte Beziehungen. Die Berathung der Veto-Frage. Hinwerfen des Handschuhs, Volksjustiz und Rettung. Es lebe die Freiheit.

Durch das Verhalten Otto's bei Gelegenheit der Adelsdiscussion hatte seine Stellung in der That, und zwar nach mehreren Seiten hin, eine Veränderung erlitten. Während ihn vom Centrum nur mehr ein kleiner Rest als Genossen ansah, näherte man sich ihm von der Rechten. Der Adel der Residenz war ihm dankbar für seine gute Absicht, wie wenig er sonst mit ihm übereinstimmen mochte. Der Fürst selber, der ihn seit jenem denkwürdigen Gespräch nie ganz aus den Augen verloren hatte, aber durch sein Auftreten als Deputirter das erste Urtheil nur bestätigt sehen konnte, wurde durch die Rede, die er mit Aufmerksamkeit las, getroffen und zu eigenen, ernsten Gedanken veranlaßt. Bei der Warnung vor einem zu erwartenden Streich der Reaction

lächelte er martialisch, als ob er sagen wollte: „Du könntest nicht ganz Unrecht haben!" Dem bei der bekannten Ueberzeugung des Deputirten gerechten und billigen Sinn, — der Wahrhaftigkeit, die aus dem Ganzen hervorleuchtete, konnte er sein Herz doch nicht verschließen. „Es ist ein Mann von Ehre," sagte er zu sich. „Er fürchtet sich nicht vor dem Zischen des Pöbels auf der Linken und geht seinen Weg gradaus. — Unter Umständen würde man sich auf ihn verlassen können!"

In eine ziemliche Verlegenheit wurde dagegen der Verehrer Otto's, der Tischlermeister, gebracht. Er hatte mit Stolz auf die Wirksamkeit desselben in der Versammlung gezeigt, und würde nach seinen früheren Begriffen auch mit seiner Adelsrede zufrieden gewesen seyn. Aber unterdessen hatte die demokratische Gesinnung unter den Einwohnern der Residenz Fortschritte gemacht, auch den constitutionellen Klub ergriffen und die Mehrheit bewogen, ihn als „demokratisch-constitutionellen" neu zu organisiren! Es hatte Alles einen radikalern Strich erhalten; und unter diesen Umständen war es dem ehemaligen Liberalen sehr schwer, auf die Anklagen, die man gegen den Freund erhob, widerlegende Antworten zu geben!

In jenen Tagen mußte man entweder Demokrat seyn oder man verrieth die Sache des Volks! Demokrat seyn hieß aber, mit den Demagogen und den Abgeord-

neten der Linken durch Dick und Dünn gehen! Wer diesen entgegentrat, gehörte nicht mehr zur Volkspartei; eine kleine Abweichung schon war ein Verbrechen und tilgte unter Umständen alle Verdienste bisheriger Mitwirkung!

Ohne die zärtliche Freundschaft, die ihn an Otto fesselte, hätte unser Tischler die Probe wohl nicht bestanden. Ein freisinniger Bürger mit einer gewissen Cultur ist eine achtbare Erscheinung. Aber seiner politischen Gedanken sind doch zu wenige und sie entbehren zu sehr der geistigen Fruchtbarkeit, als daß auf die Länge damit auszukommen wäre. Die Nothwendigkeit, sich zu wiederholen, führt entweder zur Ermattung oder zu dem Bedürfniß, weiter zu gehen und in Annäherung an das Extrem dem politischen Treiben eine neue Würze zu verleihen! Das Ideal der Demokratie hatte auf den Handwerksmann seinen Reiz zu üben nicht verfehlt, und die sich ausdehnende Geltung derselben imponirte ihm; aber das Vertrauen zu Otto hielt allen Anfechtungen Stand! Nach Verlauf einiger in Unentschiedenheit verbrachten Tage besuchte er diesen, kam auf die Vorwürfe zu reden, welche die Radikalen gegen ihn richteten, und gab ihm Gelegenheit zu einer gründlichen Erwiderung. Die höhere Pflicht, im Hinblick auf das zunächst mögliche Gute den despotischen Anforderungen auf jener Seite zu widerstehen und die Ausgleichung

gerechter Ansprüche rücksichtslos zu erstreben, wurde dem braven Manne so klar, daß er in sich einen feurigen Willen der Nacheiferung erweckt sah und mit einer tüchtigen Dosis Trotz von hinnen ging.

Er ließ die Demokraten reden und im Klub Reden halten, besprach sich mit Bürgern und Handwerksgesellen, bei denen er zu seiner Ansicht eine Neigung wahrnahm, und es gelang ihm, eine kleine Mittelpartei zu stiften, die in Otto ihren Vorkämpfer sah und unter Umständen für ihn einzutreten bereit war. Als er diesen Erfolg dem Freund mittheilen konnte, leuchteten seine Augen, und bei dem dankbaren Händeschütteln desselben hatte er eine ordentliche Rührung niederzukämpfen.

So bewährte sich's denn auch hier, daß jede redliche That sich endlich belohnt. Zuerst hat derjenige, der sich pflichtmäßig einem Hange des Tages widersetzt, allerdings Galle zu schlucken; ist's aber bestanden, dann bietet sich ihm der Honig wahrer, herzlicher Anerkennung, der ihm nach erduldeter Bitterkeit nur um so süßer mundet.

Die Zeitungen hatten in Spruch und Widerspruch den Gegenstand erschöpft; die Aufforderung eines Plakats: Herr von Ehrenfels möge, wenn er das Vertrauen seiner Wähler zu täuschen gedenke, sein Mandat niederlegen — war nicht wiederholt worden. Otto ging seinen

Gang anders und, nachdem er auch Anmuthungen der Rechten abgelehnt, einsamer als bisher, aber ungestört und in sich zufrieden. Verhandlungen über nebensächliche Fragen gestatteten ihm, das Reden von der Tribüne und vom Platz den Liebhabern zu überlassen.

Der Moment, der ihn aufs Neue in die Schranken rief, kam indessen heran. Die Veto=Frage wurde auf die Tagesordnung gesetzt; und Otto, der als Vertheidiger des absoluten Veto im Ausschuß unterlegen war, hielt es für unabweislich, gegen die Anwälte des suspensiven seine Gründe geltend zu machen.

Schon Tags vorher erschien in der demokratischen Zeitung ein Artikel, der auf die hohe Wichtigkeit dieser Verhandlung aufmerksam machte. Suspensives Veto bedeute Volksherrschaft, absolutes Fürstenherrschaft. Dabei werde sich nun zeigen, wer in seinem Innersten die Freiheit und die Ehre des Volks oder die Herrlichkeit der Fürsten auf Kosten des Volkes wolle. Täuschung sey hier nicht möglich; alle Sophistik werde kläglich zu Boden fallen. Mit dem absoluten Veto werde dem Oberhaupt das Recht gegeben, den Beschlüssen der Volksvertreter sich endlos zu widersetzen und die Macht der letzteren als reine Illusion erscheinen zu lassen — mit dem absoluten Veto werde der alte Schein=Constitutionalismus in seiner ganzen Verderblichkeit wiederhergestellt: wer es also beantrage, sey ein Verräther an der Sache

des Volks. — Er, der Schreiber des Artikels, halte sich indeß überzeugt, daß die constituirende Versammlung in ihrer großen Mehrheit dem Verfassungswerk die Krone aufsetzen werde, indem sie der Krone das für sie selber gefährliche Recht abspreche und ihr nur die Befugniß einräume, die Abgeordneten zur wiederholten Erwägung ihrer Forderungen zu nöthigen; eine Befugniß, die ihr große Gewalt gebe und zur Erhaltung ihres Ansehens genug — übergenug sey!

Als der Präsident die Sitzung eröffnete, waren die Abgeordneten zahlreicher als je, die Gallerie überfüllt. In Folge der Journal-Artikel und umlaufender Gerüchte von einer immer drohender heranrückenden Contrerevolution befand sich Alles in größter Spannung.

Die Diskussion begann und ging weiter in den herkömmlichen Formen und unter der gewohnten Begleitung drastischer Zeichen der Beistimmung und des Mißfallens. Hauptsächlich sprachen entschiedene Linke und Rechte. Jene bekämpften das absolute Veto so ziemlich mit den Gründen des von unserm Bernhard verfaßten Artikels; diese vertheidigten es, indem sie das angestammte Recht, die dem Volke geziemende Pietät gegen die Krone und die Nothwendigkeit eines Dammes gegen die Alles zu überfluthen drohenden Wogen der Revolution geltend zu machen suchten. Der Versicherung, daß das suspensive Veto die Revolution permanent mache, antwortete die

Versicherung, daß dieses Veto gerade die Revolution schließe, indem sie die Vereinigung zwischen dem Volk und dem Staatsoberhaupte auf gesetzlichem Wege herbeiführe, u. s. w.

Die Reden trugen ohne Ausnahme den Charakter des Parteigeistes, der, wie man weiß, die Kunst versteht, auf Sätze, die erst darzuthun wären, Folgerungen zu gründen und durch Zuthaten, die nur aus der Begierde nach Vortheil entstehen, für den gerecht Urtheilenden auch die Wahrheit unannehmlich zu machen.

Endlich erhielt, als Redner gegen den Ausschußantrag, Otto das Wort.

Als er sich anschickte, die Tribüne zu besteigen, ließ sich auf der Gallerie ein Gemurmel hören, das einen drohenden Charakter annahm und in vereinzeltes Zischen auslief.

Eine Aeußerung des dort anwesenden „Volks", das die Rede des Abgeordneten verdammte, bevor sie noch gehalten war — um ihres Zwecks willen!

Der Präsident rügte die große Ungebühr und drohte, wenn nicht sofort Ruhe einträte, die Gallerie räumen zu lassen.

Man schwieg; ebenso durch diesen Zuruf, wie durch abmahnendes Kopfschütteln von Mitgliedern der Linken bewogen.

Der so schlimm Begrüßte stand in der Tribüne.

Die Demonstration hatte auf ihn gewirkt: nicht entmuthigend, sondern vielmehr seinen Unmuth erregend, seinen Geist schärfend und seine Entschlossenheit steigernd. Etwas blässer, aber mit dem Ausdruck tiefer Gefaßtheit begann er:

„Meine Herren! Ich habe mich als Redner gegen den Ausschußantrag einzeichnen lassen, weil ich es für Pflicht gehalten, mein Votum, das im Ausschuß die Mehrheit gegen sich hatte, vor der Versammlung zu motiviren. Meine Ansichten wechseln nicht von einem Tag zum andern. Was ich damals für unnütz und gefährlich hielt, das halt' ich noch jetzt dafür, und ich befinde mich hier, um diese meine Ansicht zu beweisen."

„Mit der Unbefangenheit, mit dem Willen der Gerechtigkeit, dessen ich mich rühmen darf, hab' ich die zwei Propositionen nach ihrem Wesen und ihrer Tragweite neuerdings geprüft; und wieder hab' ich erkennen müssen: das absolute Veto ist die constitutionelle Monarchie, das suspensive ist die Republik!"

(Aufregung, Widerspruch.)

„Die Republik, meine Herren, die nicht Republik, und darum ein Scheinwerk, ein Unding ist!"

(Ironisches Lächeln auf der Linken.)

„Sie sagen: durch das suspensive Veto, vermöge dessen die Krone einen Beschluß, den die Volksvertretung in drei nacheinander folgenden Sessionen faßt,

genehmigen muß — durch dieses Veto allein ist die Freiheit, die Macht und die gedeihliche Entwicklung des Volks gesichert. Das absolute Veto setzt den Fürsten in den Stand, die Beschlüsse der Volksvertretung zu annulliren, so oft es ihm beliebt, und auf diese Weise können die heilsamsten Gesetze von ihm unmöglich gemacht werden."

„Ich läugne den zweiten Satz, und damit auch den ersten."

„Durch das absolute Veto erhält der Fürst nur das Recht, das auch die Volksvertretung hat: ohne seine Zustimmung kann kein Gesetz entstehen. Der Fürst muß also zustimmen. Er muß? werden Sie mir entgegnen. Ja er muß, wenn das Gesetz von dem Culturstande der Nation gefordert, als heilsam, als nothwendig erkannt ist und als solches wiederholt von der Volksvertretung beschlossen wird! Er muß zustimmen und er wird es! Nicht nur der edle, einsichtsvolle Träger der Krone wird es thun, weil er es gerne thut; auch der spröde, von sich selbst und seinem Recht vorzugsweise erfüllte wird es thun, weil er nicht widerstehen kann!"

„Ich weise Sie mit einem Vorredner auf die Staaten hin, wo das constitutionelle Leben Wurzel gefaßt hat und zu wahrhaftem Daseyn entwickelt ist. Dort ist das absolute Veto! — und dort ist die unausbleibliche Zustimmung zu jedem von den Kammern beschlossenen, zumal wiederholt beschlossenen Gesetz!"

„Nun, werden Sie vielleicht sagen, wenn das so ist, dann besteht ja zwischen absolutem und suspensivem Veto kein Unterschied, und wir können um so unbedenklicher das letztere beschließen, das doch besser seyn möchte."

„Nein, meine Herren, es besteht zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied! Das absolute Veto läßt dem Fürsten die Ehre freier, selbstgewollter Beistimmung, das suspensive zwingt ihn zur Unterwerfung."

„Es gibt zweierlei Müssen. Man kann müssen, weil man aus Gründen der Vernunft, der Pflicht und der Ehre selber nicht anders wollen kann; und man kann müssen, weil man bloß nicht anders kann, sondern zwangsweise genöthigt ist. In Bezug auf jenes möcht' ich einen bekannten Satz umkehrend sagen: Jeder Mensch muß müssen! In Bezug auf dieses wünschte ich: Keiner müßte!"

„Das Müssen aus Zwang ist indessen nicht aus der Welt zu bannen, und ich bin weit entfernt, es aufheben zu wollen, wo es nöthig ist. Aber hier ist es nicht nur nicht nöthig, sondern schädlich: weil es die Krone degradirt und die absolute Macht auf die Kammer, mithin auf die Kammermajorität, auf die Führer dieser Majorität, unter Umständen auf die Demagogen überträgt!"

(„Hört, hört!" von der Rechten. Zischen Links.)

„Meine Herren! Im absoluten Staat macht die Krone die Gesetze, und das Volk muß gehorchen. In dem Staat, den Sie wollen, macht das Volk die Gesetze, und der Fürst muß gehorchen."

(„Sehr gut" rechts. Ein Mitglied der Linken mit Bedeutung: „Sehr gut!")

„Im constitutionellen Staat machen Fürst und Volk zusammen die Gesetze, und beide befolgen frei, was sie frei beschlossen haben."

(Aufregung.)

„Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich den absoluten Staat für unsere Culturverhältnisse, für Gegenwart und Zukunft absolut verwerfe. Nichts soll Gesetz werden, es sey denn, daß es das Volk durch seine Vertretung mitbeschlossen habe: das ist der constitutionelle Staat, den ich will, den zu gründen wir Alle hier sind! In dem Staat, den Sie wollen, ist der Fürst Werkzeug! Ein Fürst aber, der Werkzeug ist, ist unnatürlich, und die Unnatur ist verderblich."

„Bedenken Sie, was Sie dem Fürsten eigentlich zurufen, wenn Sie das suspensive Veto beschließen! Sie sagen: Du bist unser Fürst, das Oberhaupt des Staates; aber wir trauen dir nicht; wir trauen dir nicht das geringste Gute, sondern vielmehr das Schlimmste zu, nämlich: daß du einem Gesetz, auch wenn es, als zum allgemeinen Wohl unentbehrlich, von den Abgeord-

neten des Volks in drei Sessionen nacheinander beschlossen worden ist, dennoch deine Zustimmung verweigerst! Darum eben sollst du nach dem dritten Beschluß gezwungen seyn, es als Gesetz anzuerkennen! — Wenn das heißt constitutioneller Fürst seyn, dann will ich — und ich hoffe, jeder Mann von Ehre mit mir! — alles Andre in der Welt lieber seyn, als constitutioneller Fürst!"

„In der That ist ein solcher Landesherr der einzige Mann im Land, der bei der Gesetzgebung schließlich nichts zu sagen hat. Jeder Andre ist Wähler derer, die Gesetze machen, jeder Andre macht also mit Gesetze; nur der Fürst, der nicht Wähler und endlich beizustimmen gezwungen ist, nur er macht nichts am Gesetz, er allein hat ihm bloß Folge zu geben!"

(„Sehr gut" rechts. Von der Linken: „Schluß!")

„Meine Herren! Es ist nicht gut, ein Oberhaupt zu besitzen, das keine Bedeutung, keinen Sinn und keine Ehre hat!"

(Murren. Lebhafter Widerspruch.)

„Keine wahre Ehre, meine ich — nicht die Ehre der Freiheit und der Selbstständigkeit! — Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Fürst unter allen Umständen doch sehr viel thatsächliche Macht behält, sehr viel Mittel, auf den Gang des öffentlichen Lebens ein-

zuwirken! Auch Ihr Fürst, meine Herren, auch der zum suspensiven Veto degradirte Fürst, würde sie behalten! Nun wohl: einen Mann, dem man so viel thatsächliche Gewalt lassen muß und wirklich läßt, den darf man sich nicht zum Gegner, man muß sich ihn zum Freunde machen! Man darf ihn nicht unedel zwingen, Gegner zu werden, indem man ihm die Ehre der Selbstständigkeit und damit das wahre Selbstgefühl raubt, — man muß ihn edel zwingen, Freund zu werden, indem man ihm die Ehre der Mitwirkung einräumt, die ihm nicht um des angestammten Rechtes willen, sondern dem Wesen nach zukommt!"

(Rechts: „Vortrefflich!" Links Achselzucken und verächtliches Lächeln.)

„Die Constitution, die feststellt, daß kein Gesetz entstehen kann außer durch die Zustimmung der Abgeordneten, sichert das Volk, adelt es und erhebt es zur Höhe des Herrschers. Ist auch die freie Zustimmung des Herrschers nöthig, so kann dieser der Zeit, der öffentlichen Meinung, der geistigen und sittlichen Bildung der Nation, welche das Gesetz fordern, nicht widerstehen wollen, und wird sie daher ertheilen. Vertrauen Sie der Aufklärung, die nicht mehr zu hemmen ist, der Weltcultur, die unaufhaltsam vorschreitet und alle Geister in ihre Bahn reißt! Es ist ungerecht, zu glauben, daß allein die Fürsten ihr sich werden ent-

gegenstemmen wollen! — es ist absurd, anzunehmen daß sie es können werden!"

(Von der Linken! „Schluß! Schluß!")

„Ich komme zum Schluß: zur Schlußfolgerung aus dem bisher Gesagten! Das absolute Veto der Krone ist auf der einen Seite durchaus unschädlich, und alle Furcht vor ihm ohne Grund, ohne Sinn; auf der andern gehört es zur constitutionellen Monarchie als deren unabweisliche Bedingung. Wenn Sie das suspensive Veto beschließen, so schaffen sie nicht ein Grundgesetz zur Erhaltung der constitutionellen Monarchie, sondern zu ihrem Untergang! Damit, meine Herren, würden Sie gegen Ihre Berufung, gegen Ihre Pflicht handeln!„

(Aufregung. Zischen links und auf der Gallerie. Eine Stimme: „Wir kennen unsre Pflichten besser!")

„Der Gedanke des suspensiven Veto ist ein Product nicht des Volkes, sondern einer Partei. Derjenigen Partei, die gegen die Forderungen der Geschichte und des Ziels deutscher Entwicklung dem Volk als despotische Herrin sich aufdrängen will."

(Große Aufregung. Eine Stimme: „Das ist Anklage!")

„Es ist meine Ueberzeugung, und ich lasse mir nicht wehren, sie auszusprechen."

(Links: „Zur Ordnung!" Allgemeine Aufregung. Präsident: „Ich ersuche den Herrn Redner, keine Ausdrücke zu gebrauchen, die als eine Verdächtigung eines Theils der Versammlung gedeutet werden können!")

„Ich schließe — rein sachlich! Das suspensive Veto untergräbt das Ansehen und die Macht des Fürsten und legt, bei dem allgemeinen Stimmrecht, die absolute Gewalt in die Hand der Menge, in die Hand ihrer Führer. Das suspensive Veto ist die Massenherrschaft!"

(Lärm auf der Gallerie, der drohend anwächst. Der Präsident klingelt. Links: „Ruhe!")

„Das suspensive Veto ist der Inbegriff aller Consequenzen der Massenherrschaft!"

(Neuer Lärm; wiederholtes Klingeln.)

„Das suspensive Veto, meine Herren, ist der Fehdehandschuh, den die Versammlung der Krone hinwirft! Ich fürchte, ich fürchte, sie wird ihn aufheben, und der Hochmuth wird auch dießmal vor dem Falle kommen!"

(Tumult auf der Linken und auf der Gallerie. Ruf: „Das ist Verrath!" Präsident: „Ruhe, meine Herren! Ich ersuche den Herrn Redner, sich keiner unparlamentarischen Wendungen zu bedienen!")

„Ich habe gesprochen!" —

Mit diesen Worten verließ Otto die Tribüne; unter dem Schweigen der Rechten, unter dem nachdrücklichen Zischen der Linken und der Gallerie. Der Glanz des Stolzes lagerte auf dem bleichen Gesicht, als er seinen Platz wieder einnahm; aber bald hätte ein scharfer Beobachter merken können, daß er in seinem Innern nicht mit sich zufrieden war.

Er hatte sich genuggethan; er hatte seine Ueberzeugung ausgesprochen und seinen Unmuth ausgelassen. Aber er hatte es auf eine Weise gethan, die, anstatt zu gewinnen und zu überzeugen, reizen und erbittern mußte; er hatte sich gerächt — und das war nicht gut. Ob er im Stande gewesen wäre, die entscheidenden Stimmen dem suspensiven Veto abspenstig zu machen, wenn er milder, schonender argumentirte? Er wußte es nicht; aber er hätte seine Pflicht besser erfüllt, und hätte das Haus mit ruhigerm Gewissen verlassen können.

In dem Gefühl, das ihn ergriff, war es ihm fast lieb, daß der folgende Redner zu dem kräftigsten Lob des suspensiven Veto, zu den lebhaftesten Behauptungen seiner absoluten Nothwendigkeit, den Ausdruck der tiefsten Entrüstung fügte über den Versuch, dieses Palladium der Freiheit zu verdächtigen und den wahren Freunden des Volks Motive der Herrschaft unterzulegen — — ihnen, die den Kampf mit der Tyrannei begonnen und jeden Augenblick bereit wären, für die Rechte des Volks ihr Leben einzusetzen und ihre Brust den Bajonetten darzubieten, u. s. w.

Es erleichtert die Seele, wenn ein Fehler, den man begangen hat, geschmacklos übertrieben gerügt und von dem Gegner selber begangen wird.

Mit dem Humor absoluter Gleichgültigkeit vernahm er den Beifall, den die Linke und die ihr verbündete

Gallerie bei jedem irgend möglichen Anlaß über den Redner ergossen. „Es ist der reine Geist der Partei," sagte er sich. „Gründe sind nichts, Schlagwörter Alles! Und so stürmen sie hin, trunken, von blinder Begierde fortgerissen! — — Mögen unsre Geschicke sich erfüllen!" —

Die Zeit war bedeutend vorgerückt; ein Mitglied des Centrums beantragte die Vertagung der Diskussion. Da die Liste der eingeschriebenen Redner noch lange nicht erschöpft war, Mitglieder des Centrums noch überlegen wollten, und der Führer des linken Centrums einen Vortrag bereit hatte, wovon er sich die beste Wirkung versprach, so erhob sich die Mehrheit für den Antrag. —

Der Saal und die Gallerie leerten sich mit Geräusch, indem die Kritik der Debatte sofort begann. Otto, von dem Gefühl einer nahenden politischen Katastrophe berührt, stand umhersehend, bis die letzten Deputirten sich anschickten, den Saal zu verlassen. Keiner schloß sich ihm an, er selber gesellte sich zu keinem, und so trat er allein aus dem Hause.

In sich versunken ging er den gewohnten Weg, indem die möglichen Folgen der heutigen Diskussion und des vorauszusehenden Beschlusses ihn zu erregen begannen. Plötzlich scholl drohender Lärm in sein Ohr. Aus einem Volkshaufen, dem er sich genähert hatte,

schrie eine Stimme mit dem Accent der Wuth und des Hasses: „Da kommt der Verräther! der Verläumder, der Verächter des Volks! Der Aristokrat, der zur Zeit der Wahlen den Demokraten gespielt hat! Auf ihn, Freunde! Er soll's büßen!"

Ohne zu wissen, wie ihm geschah, sah sich Otto von der Masse umringt, gedrängt, gestoßen; und leidenschaftlich verzerrte Gesichter schrieen durcheinander: „Verräther! Schmach deiner Wähler! Leg dein Mandat nieder! Sind wir Pöbel und Hundepack? Fürstenknecht! Minister willst du werden! Aufhängen, aufhängen!"

Die Plötzlichkeit der Umzingelung und die Wuth des Haufens wirkten betäubend auf den Angefallenen. Er starrte im ersten Moment auf den wilden Strom wie ein Träumender und seine Arme wehrten nur instinktmäßig die Andringenden ab. Aber schnell faßte er sich, und innerste Empörung über die Rohheit, die ihn umtobte, schärfte, verdoppelte seine Kräfte. Durch seine Größe hatte er den Vortheil, daß er mit beinahe ganz freiem Haupt über die Masse hinwegsah; und indem er nun die Nächsten des stets hin und herwogenden Haufens von sich drängte, rief er mit einer Stimme, die Alles übertönte: „Schämt euch! Hundert auf Einen! Auf einen Abgeordneten! Zurück! Schändet euch nicht durch einen Act feiger Gewalt! Ein Abgeordneter ist unverletzlich!"

Diese Worte und der Ausdruck der gerechtesten Entrüstung in dem auch in der Leidenschaft edeln Gesicht wirkten auf einen Moment; die Wogen der Volkswuth sanken einigermaßen und der Lärm wurde schwächer. Otto sah hoffend umher und wollte eben versuchen, durch ein ergreifend begütigendes Wort freie Bahn zu gewinnen, als jene erste Stimme mit ungebrochenem Haß wieder schrie: „Du bist *unser* Deputirter! Dich haben *wir* gewählt — dich können wir zur Verantwortung ziehen und bestrafen!"

„Ja, ja," tobte es wieder näher und ferner. „Du hast uns beschimpft! Austreten, austreten! Heraus aus der Kammer!"

Otto, die Zähne zusammenbeißend, schwieg; denn er fühlte, daß gegen solche Raserei Worte machtlos waren. Nun drängte aber die Masse aufs Neue und um so wüthender gegen ihn heran: man schlug und stieß ihn und preßte ihn endlich, daß ihm der Athem verging. Seine Kräfte ermatteten. Er wehrte sich mechanisch und schaute entsetzt, an seiner Rettung verzweifelnd, auf das fürchterliche Gewühl.

In dieser höchsten Noth war aber die Hülfe nicht mehr fern. Um die Ecke des Häuserquadrats, wenige hundert Schritt von der Scene, stürmte ein Trupp auf den Haufen zu, und eine Stimme, die neues Leben in Otto's Adern goß, rief mit dem Accent des tiefsten Un=

muths und Zorns: „Pfui! Wollt ihr euch an einem Deputirten vergreifen? Laßt ihn los! Im Namen des Volks!" — „Schämt euch," rief eine zweite, hellere, für Otto eben so wohlthuende; — „um eurer eigenen Ehre willen, gebt ihn heraus!"

Es waren die Stimmen des Tischlermeisters und Alberts.

Otto athmete auf; denn der Haufe kam nun ins Wogen nach außen, und der Knäuel um ihn wurde lockerer. Mit erneuter Kraft rang und strebte er den Freunden zu.

Diese, wenn sie an Zahl geringer waren, hatten doch rüstigere Arme, jedenfalls eine bessere Sache. Der fanatischen Raserei, die heftig im Anfall, aber nicht ebenso ausdauernd ist, setzten sie den Willen der Rettung entgegen, der mit der Freudigkeit eines wackern Sinnes auf's Ziel geht. Der Tischler voran, handfeste Meister und Gesellen hinter ihm drein, bohrten sie sich in den Haufen, drängten und warfen die „Bummler" auf die Seite, hatten der Stöße und Schläge, die sie trafen, keine Acht und ruhten nicht, bis sie den Freund erlöst in der Mitte hatten. Dann machten sie Kehrt, drängten wieder hinaus, und vorwärts ging's, der Wohnung Otto's zu, die zum Glück nicht ferne war. Ein Theil der Masse folgte schmähend; aber auch er blieb zurück, die Gefahr war beseitigt.

Otto dankte seinen Befreiern, schüttelte derbe Fäuste rechts und links und rief gerührt, gehoben: „Vertraut mir, Freunde! Ich will nichts als die Freiheit des Volks, aber eine Freiheit, die gerecht ist und dauern kann! Glaubt an mich — ich täusche euch nicht!" — „Wir glauben an Sie," antwortete der Tischler statt der Andern; „Sie sind ein Ehrenmann — Sie thun nichts und können nichts thun, als was gut und recht ist!"

In die Seitenstraße einbiegend zertheilte sich der Trupp, um Otto mit dem Tischler und Albert vorangehen zu lassen. Diese schritten eilig, und Otto richtete seine Augen mit einer seltsamen Empfindung tragischer Freude auf das Thor seines Hauses. Da ging ein Flügel desselben auf, und Klara, gefolgt von der ganzen Familie, trat mit Hast und allen Zeichen der Herzensangst auf die Straße.

Der Gatte, errathend, flog auf sie zu. Sie, als sie ihn erblickte, stieß einen Freudenschrei aus, lief ihm entgegen, umfing ihn und preßte ihn an sich. „Unser Wirth," rief sie, „hat es heimgebracht, sie wollten einen Deputirten ermorden — — bist Du's gewesen?"

„Sieh hier meine Retter," erwiderte Otto, auf den Tischler und seine Freunde zeigend. „An's Leben wär's mir wohl nicht gegangen; aber — es war doch Hülfe in der Noth, und ewig soll ihrer gedacht werden!"

Klara, Thränen in den Augen, faßte und schüttelte die Hände des Tischlers und der Nächststehenden. Sie dankte so herzlich, so innig, daß die Männer mit Rührung auf sie schauten, und manches Auge feucht wurde.

Otto war mit Albert zu den andern Frauen getreten, hatte Händedrücke und Blicke der Liebe mit ihnen getauscht. Der Tischler, mit Klara, kam hinzu, um sich zu verabschieden. Die Majorin, die den schon geminderten Trupp überblickt hatte, sagte jedoch: „Herr Bräuner, man reißt nicht jeden Tag einen Volksvertreter aus den Klauen der Straßendemokraten! Kommen Sie mit Ihren Freunden zu mir herauf — wir haben noch einen Rest von dem bewußten Hundert!“ — Von dem Humor der Wackern angesteckt, lachend, erwiderte der Tischler: „Nun, Frau Majorin, ein frischer Trunk kann nie schaden, — am wenigsten nach einem kleinen Handel, wo man sich doch ein bischen erhitzt hat! — Kommt Freunde“ (rief er dem Trupp zu) „dieser Frau kann man nichts abschlagen!“

Nach kurzer Frist befanden sich Alle im Saal der Majorin. Die Weingläser der beiden Familien waren gefüllt, und froh stieß man an und ließ den trefflichen Inhalt durch die Kehlen rinnen. Der Tischler erzählte, wie er mit Albert und seinen Freunden zusammenstehend (sie waren ebenfalls in der Kammer gewesen,

hatten sich aber etwas früher entfernt!) durch einen Bekannten die Noth Otto's erfahren habe und im Trab hingelaufen sey, um ihn herauszuhauen. Die Frauen rühmten den edeln Entschluß, der Befreite pries die rasche, unwiderstehliche Ausführung. Wie nun der Mensch sein Herz nicht leichter und vollständiger der Freude öffnet, als nach gehabtem und überwundenem Schreck, so glänzten die Gesichter bald in einem Lebensmuth, der geradezu Uebermuth wurde, am meisten in Otto selber. „Ein verwünschter Zustand,“ rief er, „war's allerdings, in dem ich mich befand, aber jetzt ließ ich mir's nicht nehmen; es hat mein ganzes Wesen erfrischt — und aller Vortheil ist auf meiner Seite! — Haltet zu mir, Freunde! Tollheiten und Gemeinheiten wie diese schaden nur denen, die sie verüben! Wer den einen Wahnwitz besteht, der wird auch den andern zurückschlagen, und am Ende triumphiren wir über die Stöcke hier wie über das Gesindel dort. Es lebe die Freiheit!“

VII.

Stiller Tag. Ein Schreiben vom Lindhof und ein Bericht aus Frankfurt. Der beste Schutz der Volksvertreter. Schluss der Vetoberathung. Die Kabinetsfrage und ihre Entscheidung.

Freundlich schien die Morgensonne durch die Fenster Otto's. Draußen herrschte Schweigen, und die Familie, die beim Frühstück zusammensaß, zeigte ein so feines Behagen, daß von den Erlebnissen des gestrigen Tages nicht ein Schatten mehr in den Seelen zu seyn schien.

Es war Feiertag; und die Muße, die schöne Ruhe eines solchen war der Familie nie so erwünscht gekommen, wie heute.

Am gestrigen Abend noch hatte Otto Besuche von verschiedenen Freunden erhalten. Man sprach seinen Abscheu aus über den pöbelhaften Angriff, den er erduldet, bestand darauf, daß gegen eine Wiederholung solcher Scenen von der Kammer selbst aus etwas geschehen müsse, und kam überein, daß die Frechheit der Straßendemokraten nachgerade unerträglich werde.

Von Antheilsbezeigungen und Verdammungen des Attentats gesättigt, war unser Freund sehr froh, daß er heute nicht dadurch gestört wurde. Er wollte das leidige Thema vergessen und sich ganz dem lieben Verkehr mit den Seinen hingeben. Und sicherlich wird das Glück edler Häuslichkeit niemals inniger und tiefer empfunden, als nach einer rohen Unbill, die man von der Welt erfahren hat.

Im Laufe des Vormittags wurde das Stillleben doch unterbrochen; aber auf eine angenehme Weise. Der Postbote brachte ein Schreiben an Klara von Julie.

Die Freundinnen hatten seit ihrer Trennung wiederholt Briefe gewechselt. Charakteristiken des veränderten Lebens und Herzensergießungen waren hin und hergewandert, und namentlich von der auf dem Lande doch vielfach Einsamen häusliches Treiben in detaillirter Ausführung mitgetheilt. Unsre Familie sah sich dadurch immer sehr gut unterhalten, indem es ihr besonders wohlgefiel, wie hübsch die Schreiberin ihrem immerhin unfreiwilligen Landaufenthalt die poetische Seite abzugewinnen verstand. Seit länger als einem Monat war indeß keine Nachricht von ihr eingegangen; um so begieriger entfaltete nun die Empfängerin die duftigen Blätter und las, wie folgt:

„Wenn ich so lange nichts von mir hören ließ, so hat das einen guten Grund; du wirst mir also

verzeihen, meine Liebste! Ich war außergewöhnlich beschäftigt, und wollte erst abwarten, bis ich von unserm kleinen Treiben etwas Neues melden könnte. Nun ist's fertig, und nun schreibe ich dir von dem fertigen Werke selbst aus."

„Ich sitze in einer Stube, einfach, aber zierlich möblirt, mit der Aussicht auf ein kleines Gehege, in welchem sich Geflügel durcheinandertreibt. Stille ringsum, nur hie und da ein Gepiepe, ein Gackern oder ein Schnattern. Man fühlt sich unendlich einsam, unendlich weit weg von der Welt beim Anhören dieser Töne! Aber dabei weiß man sich auch ganz sicher vor ihren Unbilden, ihren Störungen — man ist von ihr vergessen, ganz vergessen — und das kann einem unter Umständen sehr wohl thun!"

„Du weißt, daß der seit einem Jahr verstorbene General von *** meinem Mann ein Gut vermacht hat, welches den schönen Namen Lindhof trägt. Es liegt auf einer mäßigen Anhöhe, fast ganz von Wald umgeben: denn dieser öffnet sich nur nach einer Seite, um die schöne Aussicht in die weite Ebene freizulassen. Eigentlich ist's ein Oekonomiegut, und das zweistöckige Haus nicht einmal ein Schlößchen zu nennen. Der General hielt sich auch immer nur kurz, im Herbst, der Jagd wegen hier auf. Nun, den obern Stock dieses Hauses haben wir einrichten lassen zu einer Woh-

nung für uns! Das hat uns lange zu thun gegeben, und ich hatte keine Ruhe, bis es fertig war. Seit einigen Tagen wohnen wir hier, und mein erster Brief geht an dich ab.

Das Gut meines Vaters liegt von Lindhof nicht ganz zwei Stunden entfernt. Das Haus ist auch nicht allzugroß, und eine Vertheilung der Bewohner erschien zuletzt allen wünschenswerth. Dazu kam freilich noch, daß die Renovation Lindhofs uns beschäftigte! Nicht Jedermann kann jetzt einen Staat einrichten; aber feiern möchte man doch auch nicht ganz, und da thut man eben, was man kann!"

„Zum mindesten ist diese Einrichtung ganz nach Wunsch ausgefallen und ohne allen Zwist vor sich gegangen. Wir haben den Handwerkern, die dabei beschäftigt waren, ein kleines Fest gegeben, man hat nach der Klarinette eines Schäfers getanzt und auf die „Herrschaft" wurde ein begeistertes Hoch ausgebracht. Was willst du mehr? — Auf mich machte namentlich der Toast einen großen und, wenn ich's gestehen soll, rührenden Eindruck. Es war das erstemal seit langer Zeit, daß uns vom „Volk" (wie man's heutzutag nennt) wieder eine Ehre angethan wurde!"

„Ja, meine Liebste, ich bin sehr gern hier. Seit die Familie gut untergebracht ist, fühlen wir uns alle sehr heimlich in Lindhof, und mir ist, als könnte ich

hier Jahre lang mit Vergnügen leben. Die Landluft bekommt uns; Eduard und die Mama sehen vortrefflich aus, und mein kleiner Otto hat rothe Backen wie ein Bauernbube."

„Das Schönste ist: in Lindhof gibt's keinen einzigen Demokraten! Der Verwalter ist ein wackrer Alter, der Herrschaft anhänglich, gegen die Dienstboten gut, aber was die Subordination und die Ausführung seiner Befehle anlangt, von unerbittlicher Strenge. Als im Frühjahr ein paar Knechte demokratisch zu reden anfingen und für weniger Arbeit höhern Lohn begehrten, jagte er sie augenblicklich fort. Da es hier oben Niemand schlecht geht, so waren sie schnell wieder ersetzt; und seit dieser Zeit hat sich nichts Demokratisches mehr gezeigt!"

„Wir haben auch sonst Ursache zufrieden zu seyn. Du, als jetzige Städterin, weißt wohl gar nicht, daß das wüste Jahr 48 für uns Landleute ein Segensjahr gewesen ist? Der Verwalter sagt, seit zwanzig Jahren erinnere er sich nicht, so viel und so gut eingeschnitten zu haben! In der That sind alle Scheunen gestopft; wohin das Auge blickt, schaut ihm Ueberfluß entgegen!"

„Und das ist wunderbar, meine Theure, wie man bei solchem Anblick die Welt und ihre Ungeberden vergißt! Wir bekommen natürlich auch Zeitungen hieher, und mein Mann liest sie fleißig, wie er denn eben jetzt,

wo ich diesen Brief schreibe, damit beschäftigt ist. Ich werfe aber nur flüchtige Blicke in sie. Mir ist Alles so fern geworden, daß ich bei Berichten über gewisse Scenen in gewissen deutschen Städten eine Empfindung habe, als fiele das Alles in Indien oder China vor!"

„Halte mich darum für keine schlechte Deutsche! Ich wünsche der Nation alles Wohlergehen, und wenn diejenigen, die bisher etwas vorausgehabt haben, Opfer bringen müssen, so mag's drum seyn. Aber so, wie man's jetzt im Sinne hat, kann's nicht gehen! Das ist reine Pöbelherrschaft! Jetzt sollten wirklich alle Guten und Gemäßigten zusammenhalten und einigen Unterschied der Meinung nicht ansehen, um das äußerste Unglück von unserm Land abzuwenden!"

„Etwas muß ich dir doch verrathen! Seit dein Gemahl seine Rede über den Adel gehalten hat, ist er bedeutend in der Gunst des kleinen Kreises gestiegen, von dem ich dir schon gemeldet, daß er sich hie und da bei meinem Vater zusammenfindet. Man bekennt, daß man sich doch in ihm geirrt! Auch die Geheimeräthin, die ihm, wie du weißt, schon seit Jahren nicht mehr gewogen ist, drückt sich etwas freundlicher und anerkennender aus."

„Ueber die Abstimmung bei dieser Gelegenheit hat man sich übrigens nicht gewundert, und grämt sich auch gar nicht darüber. Im Gegentheil: man läßt bei An-

reden scherzhaft die Adelstitel weg, nennt sich Bürger so und so, und scheint an die wirkliche Ausführung dieses Paragraphen nicht im Geringsten zu glauben."

„In der letzten Zeit sind Alle heiterer geworden, wie schlecht es bestellt seyn mag, und aus den Gesichtern schaut wieder Zufriedenheit und guter Muth. In den ersten Wochen nach unsrer Flucht aus der Residenz — das kann ich dir jetzt wohl gestehen! — gingen Vater und Gemahl außerordentlich niedergeschlagen umher. Eduard war eine Beute des tiefsten Verdrusses, holte sich täglich neues Aergerniß aus den Zeitungen, und nur selten, in der Familie, wenn der kleine Otto ihn anlachte, hellten seine Mienen sich wieder auf. Nach und nach schien er sich aber zu gewöhnen; er interessirte sich für Landwirthschaft und namentlich für Gartencultur, was auch meine Liebhaberei geworden war; und nun verlebten wir zusammen manche gute Stunde. Kleine Reisen und Besuche bei Verwandten bekamen ihm endlich so wohl, daß er immer ein froheres Gesicht mit nach Hause brachte; und seit einigen Wochen ist er ganz geheilt. Keine Spur von Unmuth und Gedrücktheit mehr! Er sieht wieder so vergnügt und frisch in die Welt, als ob jetzt ein neues Leben für ihn anginge!"

„Vielleicht wär' er schon früher in diese Stimmung gekommen, wenn die Geheimeräthin nicht gewesen wäre.

Diese hat von uns allen die Revolution — die uns freilich um unsern Credit gebracht! — am wenigsten verwunden; sie hat am beharrlichsten und bittersten über die Frechheit des Pöbels und die Schwäche der Fürsten geklagt, gescholten, und damit den Aerger in den Herzen der Männer immer wieder angefacht. Kurz, sie war der politische Haß in Person. Freude hatte sie nur, wenn sie von der Anarchie las, die in deutschen Residenzen blühte, und von der Noth, welche sie den liberalen Ministerien machte. Dann verklärte sich das scharfe, gelbliche Gesicht und eine Art von Triumph umschwebte die dünnen Lippen! — Meine Sympathien, wie du weißt, hat diese Frau nie gehabt, und ich bin auch nie so glücklich gewesen, bei ihr Vertrauen zu finden. Ich gehe gern offen zu Werk, und sogar wenn ich einmal eine kleine Kriegslist gebrauche, muß ich mich recht zusammennehmen, um nicht vor der Zeit damit herauszuplatzen; sie verbirgt aber ihre eigentlichen Absichten immer, und nur wenn sie im Geheimen agiren kann, ist ihr wohl."

„Mir ist's lieb, daß sie auf Lindhof keinen Platz gefunden hat und bei meinem Vater geblieben ist. Sogar die Mama scheint die Gesellschaft der ehrgeizigen und herrschsüchtigen Schwester nicht ungern zu entbehren; jedenfalls kommt sie mir heiterer und liebenswürdiger vor, seit wir miteinander allein sind."

„Ich habe dir nun wieder nach Herzenslust vorgeplaudert. Aber zu dir hab' ich eben das Vertrauen, und es ist mir ein wahres Bedürfniß, einer Freundin von meinem Leben und Treiben zu erzählen. Auf dem Land schwatzt man sich gern in die Stadt hinein; wenn man sich nicht in Person hinwagen darf, möchte man sich im Bilde vorstellen und den Beweis liefern, daß man von gar allen Freuden doch auch nicht abgeschnitten ist. Dann möchte man auch das Herz der städtischen Freunde rühren und zu einer gleich ausführlichen Erwiderung reizen! — Wirst du so offen seyn und so mittheilsam wie deine Dienerin? Entschließ dich und schreib mir wieder einmal einen längern Brief! Du hast so viel zu melden und du weißt, daß mich von dir und den lieben Deinen der kleinste Zug interessirt! Grüß alle von mir auf's Herzlichste, und Herrn von Ehrenfels insbesondere sag noch, daß ich auf meiner Ansicht von dem endlichen Ausgang seiner politischen Laufbahn gegenwärtig mehr als je bestehe.“ — — —

Auf die Familie machte dieses Schreiben einen sehr erfreulichen Eindruck; besonders die Räthin und die Professorin zollten der jungen Frau alles Lob. Otto, indem er lächelnd aufblickte, sagte: „Ob die Freundin wirklich so offen ist, wie sie schreibt?“

„Wie meinst du das?“ fragte Klara.

„Ob sie in ihrem Brief in der That Alles sagt,

was sie weiß, und nicht vielmehr die Hauptsache für sich behält?"

„Ich bekenne, ich weiß nicht, was du meinst!"

„Nun," kam ihr die Mutter zu Hülfe, „das ist wohl zu errathen. Der Politiker schließt aus der Nachricht über den neuen Muth der Familie, daß eben diese Familie etwas im Schilde führt und dabei günstige Aussichten hat; und er fragt sich nun, ob die junge Frau die Projecte, die er voraussetzt, kennt oder nicht! — Hab' ich Recht?" fuhr sie zu Otto gewendet fort.

„Wie immer," erwiderte dieser. „Wörtlich!"

Nach einem Moment des Nachdenkens bemerkte Klara: „Für Julie stehe ich gut. Außerdem scheint mir der Ton, die ganze Haltung des Briefes ein Beweis zu seyn, daß sie mit nichts zurückhält. Wenn die politischen Charaktere der Familie einen Plan haben, so werden sie ihn vor ihr so lang als möglich verbergen; denn in der That wäre er bei ihr auch nicht gut aufgehoben!"

„Das mag seyn," erwiderte Otto. „Aber um so fester steht's bei mir, daß sie etwas vorhaben! — — Es ist natürlich," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Wir sind in Zustände gerathen, in denen wieder alles möglich scheint, und jeder Ehrgeiz meinen kann, sein Glück versuchen zu müssen." — —

Zu Mittag speiste man bei der Majorin. Als die Familie beim Kaffee saß, kam der Tischlermeister, um

sich, mit einem leisen Schimmer guter Laune in dem kräftig rothen Gesicht, nach Otto's Befinden zu erkundigen. Von diesem in heitern Worten beruhigt sagte er: „Sie können auch gutes Muthes seyn! Alle honetten Leute sind über die Gemeinheit der Tagediebe empört, die Demagogen selber schämen sich und haben dem liederlichen Schriftsetzer, der den Anstifter gemacht hat, sehr stark den Kopf gewaschen!"

„Das ist ja erfreulich," bemerkte Otto. „Ich habe demnach Aussicht, künftig ungepufft nach Hause zu kommen?"

„Und ich," setzte der wackre Bürger gemüthlich hinzu, „aller Wahrscheinlichkeit nach keine Hoffnung mehr, für Sie etwas thun zu können!" —

„Haben Sie," fragte die Majorin Otto, „das Abenteuer schon dem Poeten geschrieben?"

„Noch nicht," versetzte dieser; „und ich hätte gute Lust, es ihn zuerst durch die Zeitungen erfahren zu lassen! Er hat mir, so lang er weg ist, ein einziges kleines Briefchen gesendet, worin er eigentlich nur seine Ankunft gemeldet hat. Nun könnt' ich ihn zwingen —

„Sie würden unrecht thun," fiel die Majorin ein. Auf einen Wink von ihr entfernte sich die anwesende Magd und kehrte mit einem stattlichen Brief wieder, den sie an Otto abgab.

„Er ist während des Essens gebracht worden," be-

merkte die Majorin. „Aber Briefe von diesem Kaliber enthalten nichts Pressantes, und ich wollte Sie darum den Braten in Ruhe verzehren lassen."

Otto erbrach das Schreiben und setzte sich ans Fenster. Nachdem er die Blätter theils gelesen, theils überflogen hatte, sagte er: „Es steht nichts drin, was hier nicht Jedermann hören dürfte. Wenn die Gesellschaft nichts dagegen hat, will ich ihn vorlesen."

Alle erklärten ihre Neugierde; man setzte sich zusammen, und Otto las:

„Du bist am Ende schon ein wenig empfindlich geworden, daß ich so lang nichts von mir hören ließ? Allein gut Ding will Weile haben, lieber Freund! Von hier aus etwas Lesbares und neben den Journalberichten noch einigermaßen Eigenthümliches zu schreiben, ist keine Kleinigkeit! Vieles, vieles ist zu sehen und zu hören, vieles gegeneinander abzuwägen und vieles zurechtzulegen, bevor man nur irgend Hoffnung hat, sich genugzuthun!"

„Wiederholt muß ich dir danken, daß du mich hieher geschickt hast. Denn, wie nahe es lag, ich wär' am Ende doch nicht darauf oder wenigstens nicht zum Entschluß gekommen. Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die gerne sitzen bleiben, wo sie sich niedergelassen haben, und die, wenn sie weiter sollen, vorher immer einen Ruck erhalten müssen. Hängt offenbar

mit den Reisen und Ausflügen zusammen, die man im Geist und in Gedanken zu machen pflegt!" —

„Theurer Freund, — mit aller Achtung vor den Versammlungen der einzelnen Vaterländer sey es gesagt: hier in der alten Kaiserstadt ist das Mittelreich deutscher Politik; hier ist Deutschland in seinem imponirend verhängnißvollen Reichthum; hier ist der wahre Ringkampf der Parteien und hier wird der große Versuch der Epoche gemacht — ein Versuch, der, wie er auch ausfallen möge, immer zu den schönsten, edelsten und glorioſesten Unternehmungen deutscher Nation gehören wird!"

Welche Aufgabe, Deutschland mit seiner bunten Vielheit eigenwilliger Theile in eine Form der Einheit zu bringen! Ein Land mit zwei Großstaaten, die sich eifersüchtig zu betrachten gewohnt sind und wovon der eine vom Ganzen weder lassen, noch sich ihm fügen will — im Grunde sich ihm auch nicht fügen kann! Und die Mehrheit des Parlaments verzweifelt doch nicht! Hoffnung treibt und erhebt sie, und in Hoffnung arbeiten sie! Vor ihnen steht der Plan eines Kaiserthums, gegründet auf die wirklichen Machtverhältnisse, die sie in gerechter Würdigung auszugleichen gedenken. Wenige, aber maßgebende Geister haben den Gedanken eines engern Bundes mit einem Kaiser aus der Familie Hohenzollern, und eines weitern mit einem einigen, constitutionellen Oesterreich. Diesen Doppelbund hält

man für das Wünschenswertheste und allein Ausführbare. Man verkennt nicht die Schwierigkeiten, übersieht nicht die Kräfte, die sich feindselig entgegenstellen mögen; aber man hofft, daß sie vor der Macht des Erwählten, und vor dem allenthalben ausgesprochenen Willen des Volks zu Boden sinken werden."

Eine ächtdeutsche Versammlung, dieses Parlament in der Paulskirche! Aus Urwahlen hervorgegangen, und doch mit einem großen, überwiegenden Centrum, oder genauer zu reden, einigungsfähigen Centren, die in der That aus innerster Seele nach zweckentsprechender, gerechter Ausgleichung streben; die mit Liebe, Begeisterung, Ausdauer einer wesentlich patriotischen Thätigkeit obliegen! — Welcher edle Wille in den Besten, welche Freudigkeit im Hinblick auf das große Ziel der Nation! Welche Fülle schöner, mächtiger, heilvoller Gedanken, die uns aus den Reden entgegenströmt!"

Ich stehe mit ganzem Herzen auf Seiten dieser Partei. Ihr eigentliches Wollen und Streben halt' ich nicht nur für das beste und insbesondre deutscheste, sondern auch für das politisch gesündeste. Irgendwie und irgend einmal werden ihre Grundideen auch praktisch erscheinen und realisirt werden: darüber besteht bei mir kein Zweifel! Und das ist auch etwas; ja es ist das Höchste, was auf dieser Welt erreicht wird."

„Bester Freund, man muß auch bei politischen

Evangelien unterscheiden zwischen dem Geist und dem Buchstaben. Die Geschicke übersetzen die Plane der Menschen nicht gern wörtlich in Thaten, am wenigsten in dauernde; das größtmögliche Glück ist also: in dem, was geschieht und sich festsetzt, den Geist seiner Entwürfe realisirt zu erblicken."

„Auch als Ganzes ist dieses Parlament recht eigentlich deutsch, für unser einen rührend und ergötzlich deutsch. Welche Buntheit der Composition, welcher Reichthum der Schattirungen, welche Charakter- und Rasseköpfe, die in allen Fractionen sitzen! Die Centren haben unstreitig die meisten schwungvollen oder gediegenen Redner; aber auf der Rechten und der Linken sitzen glänzende Talente, Geister, welche die Motive ihrer Gesichtspunkte gewaltig ins Feld zu führen wissen und eine Lust anzuhören sind für Jeden. Feuer, Schwung und Logik schaffen Kunstwerke, die sogar Bewunderung erregen, wenn der Inhalt entschiedenen Widerspruch herausfordert."

Auch an Käuzen und komischen Figuren mangelt's nicht, und die Langeweile der Erörterung ist durch ein paar ausgezeichnete Exemplare vertreten. Die Carikatur hat sich ihrer Beute schon gründlich bemächtigt und der Humor der Epoche hier mehr als anderswo seine Schuldigkeit gethan. Namentlich ist der große Gattungsbegriff Piepmeyer, zur Ergötzung und Belehrung für Jeder-

mann, in allen bezeichnenden Lagen mit ergreifender, tiefsinniger Wahrheit veranschaulicht."

„Die schönste Zeit hat das Parlament übrigens hinter sich. Immer gab's hier große Bewegung, Aufregung, Kampf der Parteien und leidenschaftliche Scenen; aber ein Bewußtseyn der Gemeinsamkeit, das Gefühl der Macht und Selbstvertrauen herrschten vor und gaben, wie mir in glücklicher Erinnerung wiederholt versichert wurde, der ganzen Versammlung ein königliches Ansehen. Als Höhepunkt erschien die Wahl des Reichsverwesers, seine Ankunft und feierliche Begrüßung. Welch ein Schritt war damit geschehen — und was erschien jetzt nicht alles möglich! — Aber je näher man der Sache kommt, je größer und härter treten die Schwierigkeiten hervor, je mehr erhitzen sich die Leidenschaften, je feindseliger werden die Gegensätze. Der Aufstandsversuch und Straßenkampf bezeichnen den Wendepunkt. Das Unternehmen der Partei, hervorgegangen aus tiefer Unzufriedenheit mit der Wendung der Dinge, mißlang; die Linke des Parlaments, die den Vortheil haben sollte, stand beschämt und erbittert. Sie ist jetzt nicht mehr Gegnerin, sondern Feindin des Centrums; und wenn es helfen kann, wird sie gegen dieses mit einer aus andern Gründen feindseligen Rechten gemeinsame Sache machen. Das ahnt man — weiß man im Centrum, und Sorge befällt die Gemüther.

Der Anlaß des Straßenkampfs, der Malmöer Waffenstillstand, hat zugleich eine andre Schwierigkeit, über die man sich täuschen konnte, schonungslos aufgedeckt: er hat gezeigt, daß die Centralgewalt gegen die wirklichen oder vermeintlichen Interessen des großen Einzelstaats nichts entscheiden kann und im Fall eines Conflicts — nachgeben muß. Nun ist und bleibt freilich die einzige Hoffnung des Parlaments: die Interessen des Staates, den es an die Spitze des Vaterlandes berufen will, auf's engste mit den seinigen zu verflechten!"

„So verengern sich die Wege und die Aussichten, die zuerst so weit, so schön, so entzückend waren! Ich lasse mir gern erzählen, und die Freunde, deren Vertrauen ich gewonnen, schütten ebenso gern ihr Herz gegen mich aus. Die eigentliche Weihezeit der deutschen Erhebung waren die ersten Tage des Vorparlaments. Eine Zeit feierlich wonniger Hoffnung und Zuversicht, der Ostermorgen der freien Einheit, die in den festlich bewegten Seelen schon vorhanden war, deren seliger Genuß dem Einen aus dem Gesicht des Andern entgegenglänzte. Dem erhabenen Act schadete es nichts, daß sich das Satyrspiel unmittelbar an ihn herandrängte: die von der Größe der eröffneten Aussicht eingenommenen Geister konnte das Wichtigthun der Kleinen nur ergötzlich anmuthen. Es war die Liebe der Freiheit und des Vaterlandes in dem Heiligenschein religiöser Begeisterung!

Kurz, äußerst kurz in seiner Reinheit — aber schön und erhebend über alle Vorstellung!" —

„Da ich nicht so glücklich war, diese Tage hier mitzuleben, so acht' ich's für großen Gewinn, sie von Männern, die sie tief empfunden und im Herzen bewahrt haben, liebevoll schildern zu hören."

„Und nun wirst du fragen: was ist denn aber, klar ausgesprochen, deine Meinung? — Das Ergebniß deiner Vernehmungen und Beobachtungen?"

Vor Allem kann ich dir sagen, daß die Tendenz eines wahren Centrums in den Landesversammlungen mit Sicherheit darauf rechnen kann, von hier aus, von der Mehrheit des Parlaments, gestützt zu werden. Das Parlament betrachtet sich selbst als reine constituirende Versammlung; es weist den Gedanken einer Vereinbarung mit den deutschen Regierungen zurück, weil es eine solche für unmöglich ansieht. Es hält für seine Aufgabe, eine Verfassung auszuarbeiten, die von den Staaten angenommen werden muß, wie sie ist, weil sie sonst überhaupt nicht angenommen würde, indem die Widersprüche, die man für berechtigt erklärte, bei solcher Zahl von Stimmen unüberwindlich blieben. Dafür aber ist es gewillt, die Interessen der Einzelregierungen, soviel es angeht, selber zu wahren und den Fürsten die Zustimmung so leicht als möglich zu machen. — Anders, als sich selbst wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Stel-

lung und der gebieterischen Nothwendigkeit der Verhältnisse, betrachtet sie die Versammlungen der Einzelstaaten. Dem souveränen Schalten einer Kammer würde sie nicht nur entgegentreten, wo es in Widerspruch geriethe mit ihren eignen Festsetzungen — auch was eine Regierung durch Klugheit oder Energie gegen ihre offenbaren Uebergriffe durchzusetzen vermöchte, würde ihre nachträgliche Billigung erhalten. Die demokratischen Majoritäten in diesen Versammlungen sind ihrer Majorität ein Dorn im Auge — um so mehr, als sie weiß, daß unter Umständen ihre Souveränität gerade von jenen Majoritäten würde negirt werden!"

„Dem Wissenden ist's genug!" —

„Aber, aber, aber" — —

„Entspricht die Mehrheit der deutschen Nation der Mehrheit des Parlaments? Will man im Volke die Einheit und die Freiheit, wie die Nationalversammlung sie zu bieten vermag? Wird das fürstliche Haupt, dem man die wichtigste Mission anzuvertrauen gedenkt, dem Rufe sich gewachsen zeigen — wird der Berufene auch der Auserwählte seyn?"

„Das ist die Frage! Die einzige Frage! Wenn die Geschicke hierauf nicht mit Ja antworten, dann ist das Werk der Versammlung mißlungen, — vertagt. Andre Projecte haben keine Aussichten. Entweder das große Project der Mehrheit, oder eine Pfuscherei, die nicht dauert,

oder — — sprechen wir es nicht aus, hoffen wir, daß der Schutzgeist der deutschen Nation es besser mit uns im Sinne hat!“ —

„Wenn Zweifel und Sorgen die Herzen der Freunde trüben, siegt doch immer der Glaube, das Vertrauen wieder. Wer arbeitet und ringt, muß hoffen. Das Bewußtseyn der Pflichterfüllung erhebt und beruhigt unter allen Umständen.“

„Dieß tritt an Keinem schöner und imponirender hervor, als an dem unbestrittenen Führer der Partei — an Heinrich von Gagern.“

„Mit Recht nennt man ihn den Edeln vorzugsweise. Er ist es durch seine Eigenschaften; und wenn die Gegner das Prädikat auch ironisch gebrauchen, so werden sie den thatsächlich vorhandenen Werth damit nicht aus dem Manne hinwegspötteln.“

„Eine mächtige Gestalt, bedeutende, mannhafte, gewinnende Züge. In innerster Seele der Wille des Guten, reine, glühende Vaterlandsliebe, vertrauensvoller Aufblick zu den Idealen deutscher Wohlfahrt und Größe. Innige, stolze Liebe zu der Art des deutschen Volkes, tiefer Glaube an seine geistige Begabung, seine moralische Kraft, seine Bestimmung in der Geschichte der Menschheit. Darum stete, nach kurzer Trübung sich immer wiederherstellende Freudigkeit, und eine Hoffnungskraft, die Verzagende magisch ergreift und in ihre Höhen

emporhebt! Darum eine Rede, die den Verstand, die Wärme, die Naturgewalt des ächten Wollens hat und mächtiger wirkt, als logische und rhetorische Kunstwerke, die von Andern übertreffend geliefert werden!“

„Es ist eine herzerfreuende Manneserscheinung; und ich spreche von ihr mit der Verehrung, welche sie mir eingeflößt hat. Die Welt fühlt sich von dem Achtunggebietenden gedrückt und entlastet ihre kleine Seele gern durch Spott — überaus glücklich, wenn sie das edle Wollen an den Hindernissen sich abquälen sieht, die zwischen ihm und dem Ziele liegen. Ihr gegenüber ist es Pflicht, seine Anerkennung auszudrücken ohne Mäkeln und den Genius zu bewundern, auch wo er aus dem widerstrebenden Material das Werk nicht zu bilden vermag, wie es vor seiner Seele steht. Der Gute bewährt und bildet ringend sich selbst; ein Theil des Samens, den er ausstreut, wird unter allen Umständen aufgehen: das Uebrige kann er Gott überlassen!“

„Sey's, wie's mag! Die Gegenwart ist schön, auch wenn die Zukunft dunkel erscheint. Eine Zeit der Herrlichkeit ist ein göttliches Geschenk, wenn auch jede Zeit — Geschichte wird. Den productiven Vorgängern erstehen productive Nachfolger; und wenn die sterile Menge höhnt, so leuchtet in der Seele derer, die das Begonnene fortsetzen, das Verdienst der Anfangenden im hellsten Glanz auf.“ — —

„Zieht es mich aber immer wieder in hypothetische Rede? Neigt sich mein Innerstes am Ende doch mehr auf die Seite des Zweifels, als des Glaubens?"

„Ich wage nur den erwünschten Ausgang nicht bestimmt vorherzusagen!"

„Gewalt kann uns nichts helfen. Sie bringt das, was wir wollen, in keinem Fall. Darum hängt das Werk der Nationalversammlung vom guten Willen ab — vom guten Willen der Fürsten und Regierungen. Wird dieser gute Wille vorhanden seyn? Wird die Stimmung der Nation und die Lage der Dinge ihn in den maßgebenden Persönlichkeiten wach erhalten? Das ist eben die Frage, worauf eine bestimmte Antwort zu geben mich vermessen dünkt!"

„Mit Lehm kann man nicht bauen, er muß geformt und gebrannt seyn. Wenn man ihn aber so nicht vorfindet? Dann muß man ihn formen und brennen, und den Bau derweil verschieben." —

„Du siehst, indem ich das Beste hoffe, bin ich unabänderlich auf das Schlimmste gefaßt. Das Beste kommt unter allen Umständen, wenn nicht vor, so jedenfalls nach dem Schlimmsten. Die Bedingungen, die Bedingungen des Bauens, darauf kommt es an! Bringen wir das Werk jetzt nicht zum Stehen, so müssen wir trotz alledem die Stellung behaupten, wo man uns an den Bedingungen fortzuarbeiten nicht wehren kann!

— Und das wird geschehen; denn es ist das Geringste, was im Plane der Vorsehung liegt.“ — —

„Ich muß schließen, denn ich komme heut nicht mehr zu einem objectiven Gemälde; das Subject ist zu aufgeregt und muß sich in Urtheilen und Exclamationen Luft machen. Eines wirst du aus der Epistel entnommen haben, und dieses Eine ist für jetzt die Hauptsache. Ich kann von mir sagen, daß ich ohne Freiheit nicht zu leben vermag und mein ganzes Trachten auf ihre heilvolle, allgemeine Verwirklichung geht; eben deßwegen laß ich mir aber in Sachen der Freiheit nichts vormachen! Ich lasse mich nicht betrügen von denen, die in Demokratenkleidern zu uns kommen, innerlich aber sind sie rohe Despoten, Feinde des Geistes! Die radikale Partei, auf die Menge sich stützend, hat der des Centrums den Krieg erklärt; diese, dem gesunden Geiste des Volkes vertrauend, muß es nun mit der Bildung versuchen. Dieß die Situation! Und es wird ohne Zweifel gut seyn, es zu rechter Zeit erkannt zu haben.“

Nachdem Otto zu Ende gelesen, antwortete die Gesellschaft mit einem Schweigen, das eine tiefe Wirkung des Gehörten bezeugte. Albert, die ernste Stille unterbrechend, sagte: „Ein interessanter Bericht; aber leider nicht sehr tröstlich!“

„Im Grunde doch auch nicht entmuthigend,“ versetzte Otto. „Gegen eine Chance des Verlierens zwei

des Gewinnens, das ist nicht ungünstig!" — Nach einem Moment des Nachdenkens fuhr er fort: „Muß die Bildung, wenn sie das Heft wieder in die Hand bekommt, auch wieder auf die Herrschaft lossündigen? Kann Niemand die Macht erlangen, ohne sie zu mißbrauchen? Ist es ganz und gar unmöglich, den Willen der Vorsehung zu erkennen und seiner Größe die Kleinheit des Eigenwillens zum Opfer zu bringen?"

„Beispiele sind selten," erwiderte Albert; „und von Parteien ist's unerhört."

„Dann," fuhr Otto fort, „ist die sogenannte Cultur bloße Dressur, und das innerste Wesen ist gemein. Der Selbstsüchtige gehört zum Pöbel, wer er auch sey, und der brave Mann zum Adel der Menschheit, wo er auch stehen möge! — — Wie gewaltig, wie furchtbar sind die Lehren der Geschichte! Und diejenigen, denen sie fortwährend nahe gebracht werden, sollten niemals dadurch belehrt werden? Die Obenstehenden sollten nie den Gedanken fassen, mit den ehrenwerthen und edeln Elementen des Volks eine Ordnung zu gründen, worin die gerechten Wünsche der Zeit erfüllt sind? — Welchen Dank, wenn sie sich dazu entschlössen, würden sie sich eben jetzt verdienen!" —

„Ja wohl," setzte der Tischlermeister nickend hinzu; „Alle würden ihnen zufallen! Man hat das demokratische Wesen satt, als ob man's mit Löffeln gegessen

hätte; — jeder ordentliche Bürger und Arbeiter sehnt sich nach Ruhe. Wenn's aber freilich eine ist, wie wir sie von früher her kennen, so dank's ihnen der Teufel; denn der allein hätte den Vortheil davon!"

Otto lächelte. „Hoffen wir," sagte er zu dem wackern Freund; „und thun wir das Einzige, was wir eigentlich können: unsere Pflicht!"

„Was ist aber unsre Pflicht?" fragte Albert.

„Aufklären," erwiderte Otto mit Nachdruck, „überreden, überzeugen, alle Kraft des Geistes und Herzens anwenden, um diejenigen zu vergleichen, die berufen sind, Hand in Hand zu gehen!" — — —

Von den Journalen der Residenz hatte das der Regierung schon in seinem Morgenblatt einen energischen Artikel gegen die Mißhandlung des Abgeordneten gebracht. Die Abendblätter beschäftigten sich ohne Ausnahme mit diesem Thema, und auch die demokratischen Zeitungen konnten das Attentat nicht billigen. Das Organ, dessen Leitartikel meist unsern Bernhard zum Verfasser hatten, tadelte den Act und warnte vor einer Wiederholung — im Interesse der Freiheit. Die Entrüstung des Volks wäre allerdings begreiflich; es läge eine tiefe Kränkung darin, daß eben derjenige, den die Hauptstadt vor allen gewählt habe, das Volk der Hauptstadt, das Volk überhaupt, als „Masse", als Pöbel von sich stoße. Aber Thätlichkeiten, wenn auch erklärlich,

wären doch nicht gutzuheißen. Die beleidigten Wähler hätten ihre Verdammung des Weges kundzugeben, welchen es dem Abgeordneten der Residenz in neuerer Zeit einzuschlagen beliebt; aber nicht durch gewaltsame Handlungen. Dem Abtrünnigen solle man künftig seine Verachtung bezeigen und an ihr zu Grunde gehen lassen, die Thatkraft aber für den Fall sparen, daß es nöthig würde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben! —

Die Sitzung, in welcher über die Veto=Frage zu Ende verhandelt werden sollte, übte auf das Publikum wo möglich noch eine größere Anziehungskraft, als die erste. Nicht nur waren die Zuschauerräume bis zum Brechen gefüllt, auch vor dem Hause hatten sich verschiedene Gruppen aufgestellt, welche die Frage auf ihre Weise besprachen und mit Spannung auf den Gang und Ausgang der Diskussion warteten.

Man hatte der demokratischen Bevölkerung beizubringen gewußt, daß es sich hier in der That um Volks= oder Fürstenherrschaft, um Freiheit oder Unterdrückung handle! Vor allen war also diese Partei auf den Beinen, deren Führer wohl einsahen, welchen Nutzen eine drohende Machtentwicklung für ihre Zwecke haben müßte. Aber auch auf der andern Seite war man höchlichst interessirt, und verschiedene Mitglieder der Aristokratie, welche in die Stimmung des Hofes eingeweiht waren oder zu seyn glaubten, saßen in der für sie be=

stimmten Abtheilung der Gallerie, hinsichtlich der Entscheidung mit denselben Wünschen im Herzen, wie die Demokraten!

Nach Eröffnung der Sitzung brachte der Hauptredner des rechten Centrums einen dringlichen Antrag ein: die Sicherstellung der Berathungen und den Schutz der Abgeordneten betreffend! Durch die nöthige Zahl von Mitgliedern unterstützt, kam er sofort zur Diskussion; und unter dem Zischen und Murren der Gallerie motivirte der Antragsteller seine Forderung in Bezug auf die rohe Behandlung, die ein Mitglied des Hauses erfahren. Er entwickelte die Nothwendigkeit freier Berathung und wirklicher Sicherung der Abgeordneten energisch, klar, mit allen Gründen der Vernunft und der Gerechtigkeit; bei der Stimmung des Hauses ward es aber einem Redner der Gegenseite leicht, den beantragten Schutz als vollkommen unnöthig erscheinen zu lassen. Es hätte allerdings, äußerte derselbe mit der ihm eigenen salbungsvollen Biederkeit, ein sehr bedauerlicher Conflict stattgefunden; aber das Volk, das sich bei dieser Gelegenheit vergessen habe, sey schwer gereizt, schmerzlich verletzt gewesen! Und trotzdem, wie er auf genaue Erkundigungen hin mit Bestimmtheit erklären könne, sehe es jetzt ein, daß eine ähnliche Gewaltsamkeit unter keinen Umständen mehr vorkommen dürfe. Einmal sey es geschehen, niemals werde es wieder geschehen!

Durch bewaffneten Schutz, welcher Art er auch seyn möge, werde das Volk mißtrauisch gemacht, gekränkt, herausgefordert, und verderbliche Conflikte wären unvermeidlich. „Nein," schloß der Redner mit erhobener Stimme, „keine Leibwache für die constituirende Versammlung! Der beste Schirm für uns ist das Volk selber, und von ihm gedeckt, wollen wir das Verfassungswerk zu Ende bringen! Wir sind Volksvertreter, meine Herren, vom Volk erwählt und dem Volk verantwortlich: wir können und wir dürfen keinen andern Schutz beanspruchen, als den, welchen das Volk uns gewährt —, das Volk, dem zu dienen und Genüge zu leisten unser Stolz, unser letzter Endzweck seyn muß!"

Unter dem lautesten Beifall der Linken und der Gallerie verließ der Wackre die Tribüne.

Otto hatte den Mann, während er seinen Sermon hielt, mit dem Ausdruck einer fast heitern Verachtung angesehen. „Ja, ja," sagte er zu sich, „das sind die Heroen der Epoche! Wir wollen keinen andern Schutz, als den des Volks, d. h. der Bummler der Hauptstadt; — denn uns thun sie nichts, vielmehr uns erheben sie auf den Schild! Wenn aber unsre Gegner von ihnen gedroschen oder auch abgethan werden, mögen sie's haben: warum sind sie nicht auch Volksmänner?"

Während dem Gefeierten von den Parteigenossen die Hände geschüttelt wurden, verließ Otto den Saal und

begab sich ins Büffet, um sich mit dem eignen Behagen der Resignation durch ein Glas Wein zu erfrischen.

Als er wiederkehrte, war der Antrag abgelehnt: fast das ganze Centrum hatte dagegen gestimmt!

Die Gesichter auf der Linken glänzten; auf der Rechten blickten sie düster oder geringschätzig, im Centrum verriethen sie ein zweifelndes Gewissen. — Die Minister, die sämmtlich erschienen waren, sahen bedenklich auf die Versammlung.

Die Fortsetzung der Discussion über das Veto begann.

Zunächst hielt der Führer des linken Centrums die von ihm wohl vorbereitete, die Fraction kennzeichnende Rede, deren Tendenz war: das aufschiebende Veto aus Gründen menschlicher Gebrechlichkeit, worüber auch Fürsten nicht erhaben wären, als nothwendig zu erweisen, zugleich aber den Bestand desselben als mit fürstlicher Ehre durchaus verträglich darzustellen. Er löste seine Aufgabe sehr geschickt. Die Ausführung namentlich, welche Macht und Herrlichkeit dem Oberhaupt des Staates unter allen Umständen verbleibe — welche Genugthuung es empfinden müsse und wie wenig es durch diese Verfassungsbestimmung sich belästigt fühlen könne, gelang ihm so gut, so anschaulich, daß er wiederholt durch die zustimmenden Rufe: „Sehr wahr!“ oder: „Freilich, freilich!“ unterbrochen wurde. Mit Bezug auf

eine Aeußerung Otto's bemerkte er: daß die Stellung eines regierenden Herrn mit suspensivem Veto doch immer zu den begehrenswerthesten auf der Erde gehöre, und daß Sprößlinge fürstlicher Familien nicht so ekel seyn würden, als ein Mitglied des Hauses, welches erklärt habe, die Krone mit dem suspensiven Veto unter keiner Bedingung annehmen zu wollen; — ein Ausfall, der auf Kosten unsres Freundes laute Zeichen der Heiterkeit hervorrief. Der staatsmännische Redner ging indessen gleich wieder zum Ernst über und schloß mit der feierlichen Mahnung: durch Eingehen auf die Grundforderungen der Gegenwart das Volk überwältigend zu befriedigen und eine Ordnung zu gründen, die allein dauern könne, weil sie der Zukunft entspreche und die kommenden Geschlechter nicht zu Gegnern, sondern zu Freunden haben werde!

Mitten unter dem Applaus, der dem abgehenden Redner zu Theil wurde, erhob sich der Minister des Innern und kündigte, nachdem er das Wort erhalten, der Kammer an: daß er im Namen des gesammten Ministeriums eine Erklärung abzugeben habe.

Unter lautloser Stille des Hauses begann er: „Das Ministerium hat den Gang der Verfassungsberathungen bisher nicht mit Einreden unterbrochen, theils weil es mit den beschlossenen Paragraphen übereinstimmte, theils weil es hoffte, daß die Versammlung die Linie, auf

welcher den gerechten Ansprüchen der Regierung und des Volkes gleichmäßig Genüge geschähe, entweder nicht überschreiten oder von selbst wieder auf sie zurückkehren würde. Leider hat in der letzten Zeit ein Hang überwogen, der diese Hoffnung als trügerisch erscheinen läßt und es dem Ministerium zur Pflicht macht, seinerseits eine bestimmte Ansicht kundzugeben. Diese soll kurz und klar ausgesprochen seyn. Das Ministerium hegt in seiner Gesammtheit die Ueberzeugung, daß eine constitutionelle Monarchie mit suspensivem Veto ein Widerspruch ist und daß Alles, was zu Gunsten eines solchen Veto bemerkt wurde, aus Scheingründen besteht. Es ist entschlossen, mit dem absoluten Veto zu stehen und zu fallen."

Dieses, von dem früher so hochgeachteten, durch Alter und Gesinnung ehrwürdigen Mann energisch gesprochene Wort machte außerordentliches Aufsehen. Eine Bewegung ging durch das Haus, in welcher das allgemeine Gefühl einer großen Entscheidung sich kundgab. Auch die Partei, der hiemit die Fehde erklärt war, hielt an sich, um erst die Motive zu hören, welche der Sprecher des Ministeriums für die Entschließung desselben anführen würde.

Dieser untersuchte die Vetofrage. Er bestätigte im Verlauf einer scharfen und klaren Entwicklung die Hauptgründe Otto's und verstärkte sie durch neue, die

aus der Anschauung des realen Staatslebens entnommen waren. „Das suspensive Veto," rief er endlich der Kammer zu, „raubt Ansehen und Würde nicht nur der Krone, sondern der Regierung überhaupt. Die Regierung überhaupt wird bloßes Werkzeug — nicht Werkzeug des Volks, sondern factisch Werkzeug einer Partei. Die Regierung besteht vom Gesichtspunkt des aufschiebenden Veto aus Männern, die kein Zutrauen verdienen; die weder Verstand noch guten Willen haben, das Wohl des Ganzen zu fördern; die von ihrer Stellung und Erfahrung aus nimmermehr einen heilsamen Einfluß auf die Gesetzgebung üben können und deßwegen durch ein Gesetz unschädlich gemacht werden müssen! Meine Herrn! Wir sind früher der Forderung, daß man zur Regierung Vertrauen haben solle, entgegengetreten, weil das Volk der nöthigen Sicherung entbehrte. Jetzt hat es diese erhalten, vollauf erhalten, und jetzt müssen wir daran erinnern, daß ein wahres Staatsleben nur möglich ist, wenn auf der Basis des Rechts auch der freie Wille seinen Spielraum hat und zwischen den constitutionellen Gewalten eine Vereinbarung stattfinden kann! Es ist ein schlechter Bund, wo der eine Theil seinen Willen hat, der andre sich fügen muß! Kann der gezwungene die Früchte dieses Zusammenwirkens lieben — kann er sie mit wahrer, herzlicher Treue pflegen? Nicht möglich! Er wird sie mit Unmuth be-

trachten und zu beseitigen streben. Und doch müßte er sie lieben, und doch müßte er sie liebend pflegen, wenn sie dem Volk wirklich zu Gute kommen sollten!"

„Gedeihliches Zusammenwirken ist nur möglich, wenn die Verbundenen gleichmäßig gebunden und gleichmäßig frei sind. Die Forderung des aufschiebenden Veto hebt das Gleichmaß der Freiheit auf, bezweckt eine völlige Umkehrung der Dinge und verräth den Geist einer Partei, die an die Stelle des niedergeworfenen absoluten oder quasi-absoluten Regiments nur eine neue Zwingherrschaft — ihre eigene — pflanzen will!"

(Widerspruch und Murren.)

„Ja, meine Herrn, das ist der Kern der Forderung! Die Partei will herrschen, die Regierung soll ausführen, was sie vorschreibt, der Fürst nichts zu bedeuten haben! Wir wollen aber keine neue Despotie an Stelle der mit Recht gestürzten; wir wollen die Staatsgewalten vergleichen und auf dem Grunde sichernder Gesetze und fester Institutionen ihr einträchtiges Wirken herbeiführen. Wir wollen die constitutionelle Monarchie — das wahre, freie constitutionelle Leben bei wechselseitigem Vertrauen aller Glieder des Ganzen!"

Bis hieher hatte der Minister, in dem alles ehemalige Feuer wieder aufgelodert schien, einen bedeutenden Eindruck hervorgebracht, wenn auch Manches in der Rede vorkam, was früher schon ebenso gut gesagt war.

Von der Ministerbank aus hatte es mehr Gewicht, und manches Herz auf der Linken wurde in eine gewisse Unruhe versetzt. Das Durchdrungenseyn von der Unrechtmäßigkeit des Antrags, von der Herrschsucht der radicalen Partei, fachte nun aber in dem alten Freiheitsmann die Leidenschaft an, und er ließ sich durch sie weiter führen, als er anfänglich gemeint war. Mit feurigen Augen auf die Versammlung blickend fuhr er fort:

„Meine Herren! Wenn ein Mann, wie ich von mir sagen kann, sein Leben damit zugebracht hat, dem Volke die Freiheit erringen zu helfen, so widert ihn nichts mehr an und ist ihm nichts peinlicher, als wenn er die Gedanken seines Lebens durch Uebertreibung, durch Mißbrauch verdorben und das Heil in Schaden und Ruin verwandelt sieht. Nichts kann ihn tiefer betrüben, nichts mehr erbittern und empören, als wenn er den schönen Ruf nach Freiheit von denen anstimmen hört, die er nur von Herrschgier erfüllt sehen kann. Herrschgier, die ganze Herrschgier extremer Parteien ist es, welche die jetzt durch die Wogen der Zeit Getragenen stachelt, die Krone der in der constitutionellen Monarchie nothwendigen Hoheit zu entkleiden, um den radical umgeformten Staat nach ihrem eigenen bon plaisir zu lenken! Aber die Partei, wie gewaltig sie dermalen zu seyn meint, täuscht sich dennoch. Kein unrechtmäßi-

ges Vorgehen, kein egoistisches Umsichgreifen, keine Anmaßung bleibt ohne Strafe. Wer gerecht ist, hat den Frieden, wer Unrecht thut, den Krieg; und diejenigen, die mit trunkener Leidenschaft nach einem Ziele trachten, pflegen in Bezug auf ihre Macht in der Regel verblendet zu seyn."

(Unruhe, Widerspruch.)

„Sie kommen sich" (fuhr er zur Linken gewendet fort) „heut allgewaltig vor, meine Herren, und keinen Feind gibt es in Deutschland, den Sie nicht hinwegzublasen vermöchten. Aber die historischen Mächte wurzeln tiefer, als die schwindelnde Meinung des Tages glaubt; auf einmal erheben sie sich wieder und stehen vor den Taumelnden in überlegener Kraft! Alles hat seine Zeit; und die Geschichte lehrt uns, daß manche Genossenschaft, die auf granitnem Boden zu stehen meinte, plötzlich in den Abgrund versunken ist!"

(Murren auf der Linken. Rufe: „Bange machen gilt nicht! — So schreckt man Kinder, nicht uns!")

„Wohl, mein Herren! Wenn diese Ansicht die der Mehrheit ist, dann hab' ich weiter nichts zu sagen. — Wir haben die Verwaltung übernommen in schwerer Zeit, haben sie zu führen gesucht mit gerechtem und billigem Sinn, und alle Sorge daran gewendet, in der allgemeinen Entfesselung die Ordnung aufrecht zu erhalten und die errungene Freiheit nutzbar zu machen.

Wir haben viele Mühe gehabt und wenig, sehr wenig Dank geerntet; aber so lange wir noch eine Möglichkeit der Verständigung annehmen konnten, glaubten wir auf unsern Posten ausharren zu müssen. Wenn die Versammlung das suspensive Veto beschließt, ist die letzte Möglichkeit verschwunden. Wir müssen dann erkennen, daß wir ihr Vertrauen nicht mehr besitzen, und unsre Pflicht wird seyn, die Zügel der Regierung, die uns anvertraut waren, an den Landesherrn zurückzugeben, damit er sie in andere Hände lege."

(Von der äußersten Linken ironisch: „In Gottes Namen!" Lächeln auf der Linken; unterdrücktes Gelächter auf der Gallerie.)

„Sie, meine Herren, werden davon schwerlich einen Vortheil haben! Es gibt eine Macht in der Welt, die dem Uebermuth unerbittlich das Urtheil spricht. Noch niemals ist ein politisches Unrecht begangen worden, das nicht über kurz oder lang die gebührende Strafe erhalten hätte. Sie, wenn Sie die Macht, die Sie heute noch haben, selbstsüchtig mißbrauchen, begehen ein Unrecht, ein Verbrechen — Ihnen ist die Strafe vorherzusagen!"

(Heftiger Widerspruch von der Linken. Rufe: „Genug der Drohungen! — Zur Ordnung!" Der Präsident: „Ich darf eine solche Sprache gegen Mitglieder dieses Hauses nicht gestatten und müßte im Wiederholungsfall den Ordnungsruf ergehen lassen!")

Der Minister, ohne dieser Mahnung besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wendete sich gegen das Centrum und rief mit großem Ernst: „Sie, meine Herren, überlegen Sie nochmal, was Sie thun wollen! In Ihrer Hand liegt das Heil des Landes" —

(Von der Linken: „Des Ministeriums!")

„In Ihrer Hand liegt die Consolidirung der Freiheit — verschmähen Sie den Beifall des Moments, um den Dank der Zeiten zu verdienen!"

Der Redner setzte sich unter dem Rauschen allgemeiner Aufregung mit geröthetem, aber befriedigtem Gesicht. Einzelne Bravos von der Rechten gaben der Linken und der Gallerie das Signal zu lebhaftem, anhaltendem Zischen, so daß der Präsident wiederholt klingeln mußte, um die Ruhe wiederherzustellen.

Die Besteigung der Tribüne durch ein bekanntes Mitglied der Rechten erlaubte der Linken, am Büffet Erfrischungen einzunehmen und über die Rede des Ministers vertrauliche Worte zu tauschen. Auch die Parteigenossen hörten die Variationen schon besser entwickelter Gründe zerstreut und waren froh, daß der hartnäckige Kämpe zeitiger als gewöhnlich zum Schluß kam.

Nach ihm trat ein Mitglied der äußersten Linken auf; warf seine Augen keck herum und begann resolut: „Meine Herren! Wir haben über den Ausschuß-Antrag für und wider fein ausgesponnene, lange Reden

gehört. Ich will eine kurze halten. Mit Hülfe des heroischen Vorgangs im westlichen Nachbarstaat haben wir in den Märztagen eine Revolution gemacht und die Despotie über den Haufen geworfen. Wir hätten die Freiheit und die Einheit des Vaterlandes frischweg begründen können; aber die Mehrheit in Frankfurt war zu träg, zu blödsichrig, zu feig, und ließ die beste Gelegenheit aus den Händen schlüpfen. Gegenwärtig ist ein guter Theil der März-Errungenschaften dahin oder schwer bedroht: und nun muthet man uns zu, auch noch den Rest von uns zu werfen? Wenn wir auf diesen Vorschlag zur Güte eingehen, meine Herren, dann verdienen wir, mit der Knute regiert zu werden!"

(„Bravo! Sehr gut!" von der Linken.)

„Es ist hier wiederholt auf Gefahren hingezeigt worden, die der Versammlung drohen sollen. Ich kenne nur Eine wirkliche Gefahr: den gerechten Zorn des Volkes zu erregen und die furchtbare Gewalt desselben gegen sich aufzurufen! — Glaubt ihr, das Volk werde sich die letzten der mit seinem Blut erkämpften Besitzthümer entreißen lassen?"

(„Nein, nein," rief es von der Linken. „Nein, niemals," wiederhallte es auf der Gallerie, „lieber den letzten Blutstropfen vergießen!" Und wie mit einem Zauberschlag ertönte von draußen plötzlich weitverbreitetes, lautes, drohendes Geschrei. Es war erregt durch den Eifer mehrerer Demagogen, der Masse beizubringen,

daß die Rede des Ministers die Mitglieder des Centrums abspenstig machen könnte, und durch die hinzukommende falsche Nachricht, daß das Centrum am Schluß Bravo zugerufen habe, wirkte aber auf das Haus wie eine Zustimmung zu den Rufen der Linken und der Gallerie, so daß die ganze Versammlung horchte und einzelne Mitglieder erschreckt auffahen. Der Redner benutzte diesen Umstand augenblicklich.)

„Hört ihr" (fuhr er mit drohend erhobener Rechten fort) „das Brausen dieses Zorns? Das Volk wartet auf die Entscheidung seiner Vertreter und ist empört über die Möglichkeit, daß die Erklärung vom Ministertisch ihnen die letzte Bürgschaft der Freiheit rauben könnte. Fort mit weiteren Erwägungen, die im gegenwärtigen Augenblick unnütz, kleinlich, lächerlich erscheinen! Die Versammlung hat der Krone mehr gegeben, als diese Seite des Hauses gutfinden konnte: geben wir nun auch dem Volke, was des Volkes ist, denn sonst möchte das Volk, was wir ihm versagen, selber nehmen, und das sollten wir Alle vermeiden, die wir hier sind, Alle, ohne Ausnahme!"

Gewaltiger, langanhaltender Applaus folgte der Rede. Ein Mitglied der Linken beantragte den Schluß, und als dieser votirt war, ein andres namentliche Abstimmung. Diese ergab die Verwerfung der Amendements und die Annahme des Ausschuß-Antrags durch eine Mehrheit von sieben Stimmen. Die Mittheilung

dieses Resultats wurde auf der Gallerie mit Jubel aufgenommen. Die dort versammelten Demokraten eilten hinaus zu den wartenden Genossen und die Nachricht begeisterte die Masse zu donnernden Hochrufen. Als der Redner der äußersten Linken erschien, nahmen ihn zwei handfeste Gesellen unter dem Arm, trugen ihn in einen Wagen, von welchem die Pferde schon ausgespannt waren, und unter jauchzendem Lärm führte man ihn in das Speisehaus der Partei.

Am andern Tag enthielt das Regierungsorgan die Nachricht: „Sämmtliche Minister haben ihre Entlassung eingereicht. Seine Hoheit haben sie angenommen und den Abgeordneten von Ehrenfels zu sich gerufen.“

VIII.

Der Volksvertreter und der Fürst. Ministerium Ehrenfels. Angestrebte Vereinbarung. Rede, Gegenrede und Beschluss.

Otto, vom Landesherrn zu einer Besprechung geladen, stieg in dem düstern Licht eines wolkigen Nachmittags die Schloßtreppe mit seltsamen Empfindungen hinan. Wie ernst der Moment erschien, er mußte doch zurückdenken an die Zeit, wo er diese Räume betreten hatte als Bittender, um sie mit Illusionen zu verlassen, die bald darauf so grausam zerstört werden sollten. Wunderbar hatte sich's geändert. Heute war er gerufen um Rath, um Hülfe! Der erste Posten im Lande (wie er denken mußte) bot sich ihm dar, und mit ihm eine Aufgabe vom größten Belang! Er konnte entscheidend eingreifen in die Geschicke des Landes, in den Gang der Geschichte! — Indem er hierüber eine tiefe Genugthuung empfand, nahm er sich vor, es nach erkannter Pflicht mit aller Kraft zu thun.

Der diensthuende Adjutant begrüßte ihn mit einem Ernst, der an Feierlichkeit streifte — und in wenigen Minuten stand er vor dem Fürsten.

Dieser empfing ihn in Uniform und machte an dem trüben Tage fast ganz denselben Eindruck auf ihn wie vor Jahren. Ein schärferer Blick ließ ihn aber erkennen, daß das Gesicht an Fülle und Farbe doch verloren hatte und das fürstliche Selbstgefühl einem Ausdruck verschlossenen, herben Trotzes gewichen war.

Auf die ehrerbietige Verbeugung Otto's nickte der Herr mit einem leisen melancholischen Zug um den Mund, als ob ihm selbst an das ehemalige Gespräch eine flüchtige Erinnerung durch die Seele ginge. Aber schnell — im Anblick eines Mannes, der mit unverkennbarer Ergebenheit vor ihm stand, — wurden die Züge freundlich, ja wohlwollend.

„Herr von Ehrenfels," begann er, „es freut mich, Sie zu sehen! — — Sie wissen ohne Zweifel schon, daß die Minister ihre Entlassung eingereicht haben?"

„Nach der Erklärung in der Kammer," versetzte Otto, „war es vorauszusehen."

„Ich hab' sie angenommen. — Es sind wohlmeinende, rechtlich gesinnte Männer, und ich werde der Dienste, die sie mir und dem Lande geleistet haben, stets mit Ehren gedenken. Aber jetzt brauch' ich für die wichtigsten Aemter entschlossnere Charaktere, jüngere

Kräfte! Ich brauch' einen Mann, der den Muth hat, etwas zu wagen und dem revolutionären Unfug energisch entgegenzutreten; — kurz, ich hab vor allen an Sie gedacht!"

Otto verneigte sich, mit einem Schein unwillkürlicher, ernster Freude auf dem Gesicht.

„Ihre Rede über den Adel," sagte der Fürst mit Nachdruck, „war gut; ihr Vortrag über das absolute Veto ausgezeichnet. Sie haben die Gabe, sich in einen Fürsten hineinzudenken! Sie haben mir aus der Seele gesprochen und, wie ich Ihnen offen sagen will, mich über mein eigenes Gefühl aufgeklärt."

Auf diese warm betonten, ehrenden Worte konnte unser Freund nicht umhin, mit einem herzlich dankenden Blick zu erwidern.

„Die Rücksichtslosigkeit Ihrer Beweisführung und Ihrer Sprache," fuhr der Herr fort, „hat mich am meisten gefreut. Sie scheuen sich nicht, der Partei und ihrem Anhang die Wahrheit, die unverblümte Wahrheit zu sagen! — Haben's freilich" (setzte er mit einer Art von wohlwollend schadenfrohem Lächeln hinzu) „auch schon büßen müssen! — Der Kelch der Anarchie ist an Ihnen nicht vorübergegangen!"

Otto entgegnete mit einem Ausdruck bescheidenen Humors: „Auf solche Zufälle, Hoheit, muß man sich im Leben gefaßt machen!"

Der Fürst wiegte das Haupt und versetzte mit Ernst: „Allerdings, wie's gegenwärtig steht. Aber daß solche Rohheiten möglich sind, ist eine Schmach für die Regierung, die von Gott berufen ist, Ordnung zu halten! — Soll dieses schamlose Treiben ewig dauern?"

„Hoheit," entgegnete Otto, „ich halte dafür, es hat am längsten gedauert. Der gesetzliche Zustand — die Ordnung des politischen und geselligen Lebens muß wiederkehren — und sie wird wiederkehren!"

„Wenn sich Männer finden, die sich entschließen, Ordnung zu machen," versetzte der Fürst. — „Nun, zur Sache, Herr von Ehrenfels. Hab ich in Ihnen gefunden, was ich suchte? — Wollen Sie auf meinen Wunsch eingehen und ein Ministerium bilden, das den Muth hat, den niedergebeugten Staat wieder aufzurichten?"

Otto sah einen Moment erwägend vor sich hin. „Meine Kraft," erwiderte er dann, „steht Ew. Hoheit und dem Lande zu Gebot! — Bevor ich aber eine bestimmte Zusage geben kann, müßte ich wohl durch eine bestimmte Erklärung die Aufgabe kennen lernen, die mir gestellt wird, und die Mittel, die ich anzuwenden habe!"

„Freilich," entgegnete der Fürst, indem er ein wenig den Mund verzog. — „Nun — das Erste wäre harmlos genug! Sie würden vor die Kammer treten und erklären, daß die Regierung es an der Zeit achte, die

Vereinbarung mit ihr durchzuführen. Sie würden die Sätze namhaft machen, welche von der Krone nicht sanctionirt werden können, mithin gestrichen und durch andere ersetzt werden müssen."

„Hoheit," erwiderte Otto mit einer Andeutung von Lächeln, „diese Aufgabe, wie nöthig sie erscheinen mag, kann man doch nicht eben harmlos nennen! — Die Versammlung ist zur Vereinbarung berufen und hat dieß — freilich in einem sehr allgemein klingenden Paragraphen und mit geringer Mehrheit! — selber zugestanden. Allein die jetzige Mehrheit faßt die Bestimmung so, daß die Versammlung zu beschließen und die Krone zu genehmigen habe. Sie hält es für eine Ehrensache, auf ihren Festsetzungen zu bestehen, glaubt die Macht zu haben, etwaige Angriffe siegreich abzuschlagen, und wird nach Allem, was man denken muß, nicht einen Schritt zurückweichen."

Das Gesicht des Fürsten hatte sich bei dieser Entgegnung geröthet und ein Blick zorniger Aufwallung ging aus seinem Aug. Aber schnell sich wieder fassend bemerkte er mit Nachdruck: „Der Versuch, mein lieber Ehrenfels, muß gemacht werden! Es ist übrigens noch sehr die Frage, ob er nicht gelingt. Die feindliche Majorität ist klein; und man sollte doch wohl glauben, daß man ihr ein Dutzend Stimmen entreißen könnte! — Versuchen Sie die Macht Ihres Wortes, Ihrer

Gründe! Zeigen Sie, daß es der Krone Ernst, ganz und gar Ernst ist, auf ihrem Recht zu bestehen!"

Otto, nach einigem Bedenken, entgegnete: „Wie ich es betrachte, Hoheit, — ich kann an ein Nachgeben von Seiten der Versammlung nicht glauben, und es ist meine Pflicht, dieß zu sagen und nichts erwarten zu lassen, was thatsächlich ausbleiben könnte. — Ew. Hoheit wissen, daß die Versammlung mir seit meinen letzten Reden die frühere Gunst völlig entzogen hat! Ich bin überzeugt, man würde ein Ministerium, das ich gebildet, als ein „Ministerium der Reaction" perhorresciren und durch ein Mißtrauensvotum augenblicklich zu beseitigen streben."

Des Fürsten Aug' funkelte. „Ein Ministerium Ehrenfels ein Ministerium der Reaction!" rief er. „Das offenbart den ganzen Wahnsinn dieser Zeit! — Sie sind der freisinnigste Mann in der ganzen Versammlung, und vielleicht der einzige von wahrhaft unabhängigem Charakter! Daß ich Sie gewählt habe, sollte man als eine Bürgschaft ansehen, daß es mir um nichts zu thun ist, als um eine wahrhaft constitutionelle Regierung."

Otto verneigte sich und entgegnete: „Ich für meine Person sehe es durchaus so an und fühle mich deßwegen Ew. Hoheit zum tiefsten Danke verpflichtet! — Aber daß die Mehrheit der Kammer es anders betrachten

wird, ist nach dem Votum, welches den Rücktritt so freisinniger Minister zur Folge hatte, und nach ihrem ganzen Verhalten bei der letzten Discussion mit Bestimmtheit vorherzusagen."

Jetzt verließ den Herrn die bis dahin behauptete Ruhe. Er wendete sich weg und ging mit starken Schritten im Saal auf und ab. Dann stellte er sich vor Otto und sagte mit einer Aufregung und einem Glanz in den Augen, die ein tiefgekränktes Herz verriethen: „Ehrenfels, ich appellire an Ihr ehrliches, unparteiisches Urtheil! Ist es nicht redlich, nicht landesväterlich von mir, daß ich nach all den Beleidigungen, die ich erfahren habe, noch einen Versuch der Güte machen will? Kann ich mehr thun? Kann ich dieser Versammlung noch weiter entgegenkommen?"

Otto, nach einem Blick ernster Zustimmuug auf die ersten Fragen, machte zuletzt doch eine bedauernde Bewegung und erwiderte: „Ich darf Ew. Hoheit nicht verhehlen, daß die Versammlung allerdings noch mehr erwartet: ein Ministerium der Linken — und die Genehmigung der Verfassung, wie sie ist!"

„Nimmermehr," entgegnete der Fürst mit dem Accent innerster Entrüstung. „Ich sollte sklavisch unterzeichnen, was sie mir vorschreiben? — sollte mich von herrischen Ministern bei Seite setzen und mit lügenhaften Phrasen abspeisen lassen? Nein! Lieber den Kampf, den Kampf

mit den Waffen, der mehr Chancen bietet für mich als für sie! -- Thoren und Schwachköpfe, denen die eingebildete Macht zu Kopfe gestiegen ist und die nun mit der tollen Sicherheit eines Berauschten vorwärts taumeln! — Sie sollen zertreten werden!“

Auf diese leidenschaftliche Erklärung hatte Otto keine Antwort, und der Herr fuhr fort: „Gehen Sie mir mit Ihrem Volk! Wenn es gut bleiben soll, muß es niedergehalten werden! Gibt man ihm nach, dann steigt die Prätension und weiß des Forderns kein Ende mehr. Ich habe nachgegeben bis zum Aeußersten; ich bin der Passion der Zeit entgegengekommen, mehr als sich für mich geziemt hat, und kann sagen, daß ich mich gewisser Schritte, zu denen ich mich verleiten ließ, gegenwärtig schäme. Ich verstand mich dazu, weil ich hoffte, in den Herzen Dank und Anhänglichkeit zu erwecken; — aber das war eine Einbildung! Der Bettler, wenn er auf's Roß kommt, reitet das Roß zu Schanden: das und nichts Anderes kann man von ihm erwarten!“

Otto verharrte in seinem Schweigen, indem er vor sich hinsah wie einer, der das Gehörte zwar begreift, aber mißbilligen muß. Der Fürst, ihn betrachtend, ahnte seine Gedanken, und sagte einlenkend: „Lassen wir das Vergangene vergangen seyn und fassen wir die jetzige Pflicht ins Auge! — Es sind wenige Sätze, die ich aus der Verfassung, wie sie bis jetzt vorliegt, getilgt

wünsche. Geht die Versammlung auf meine Anträge ein, dann will ich das Uebrige genehmigen und sehen, ob sich damit regieren läßt. Wie dem aber sey, der Versuch muß unter allen Umständen gemacht werden; — ich will vorsichtig, ich will großmüthig zu Werke gehen! Wollen Sie, im Namen Ihres Fürsten, ihn machen? Wollen Sie mir diesen Dienst erweisen?"

Otto sah den Herrn an und erwiderte entschlossen: „Ich bin dazu bereit — und Ew. Hoheit zur Verfügung!"

Des Fürsten Angesicht hellte sich auf. „Bravo!" rief er, indem er seine Hand ergriff. „So betrachte ich Sie als mein, und hoffe von Ihrem Beistand das Beste!" — Nach kurzem Innehalten fuhr er fort: „Die Bildung des Ministeriums ist überdieß leichter als Sie denken. Die Minister des Kriegs und der Finanzen werden ihre Portefeuilles wieder annehmen; suchen Sie nach einer tüchtigen Kraft für die Justiz — und die Arbeit kann ihren Anfang nehmen!"

Otto nannte dem Fürsten einen seiner wenigen treuen Genossen vom Centrum, einen ausgezeichneten Justizbeamten und trefflichen Redner.

„Es ist gut," versetzte der Fürst nach einigem Bedenken. „Der Mann ist zwar noch jung; aber das ist jetzt eher ein Vorzug, und heutzutage avancirt man rascher als sonst! — Gewinnen Sie ihn — meine Zustimmung haben Sie; und das Uebrige findet sich!"

Indem er ihn freundlich betrachtete, legte er die Rechte auf die Schulter seines neuen Ministers und sagte: „Die Geschicke führen uns wunderlich! — Man kann eine Persönlichkeit eine Zeitlang verkennen; aber die wahrhaft ehrenwerthe Gesinnung kommt zuletzt an den Tag und überzeugt, gewinnt uns! — Hoffen wir, daß wir uns dieser Stunde künftig Beide mit Freuden erinnern! — —

Nach einem Abschied, der geradezu herzlich war, verließ Otto das Schloß, erregt und durch die Aussicht auf eine Muth erfordernde Thätigkeit, die doch nicht ohne alle Chancen des Gelingens war, im Innersten gehoben.

Die Seinigen empfingen ihn mit feierlich erwartenden Mienen. Klara ging auf ihn zu, ergriff seine Hand und fragte bewegt: „Nun — was bringst Du?“

„Einen Premierminister“, war die Antwort, „in der Person deines Mannes!“

Durch die vollendete Thatsache getroffen, ließ die Gattin die Hand fahren und sah ihn mit einem Blick zugleich der Freude, des Staunens und Bangens an. Die höchste Ehrenstufe des Landes war erstiegen — erflogen! Aber der ruhmvollste Posten war auch der gefährlichste — der mühseligste und der undankbarste! Liebe und Muth siegten jedoch schnell in der treuen Seele; sie umfing den Gatten, küßte ihn zärtlich und

sagte: „In Gottes Namen! Ein Andrer kann Minister werden in friedlicher Zeit: dich ruft man, wenn die Noth da ist und wenn man Hülfe braucht!“

Die beiden Mütter, die gleichfalls anwesende Majorin und Albert umdrängten den Erhöhten glückwünschend, händeschüttelnd. Aus dem Auge der Räthin, indem sie den geliebten Sohn streichelte, ging ein Strahl wonnigen Stolzes, und mit feuchtem Auge lächelnd rief sie: „Wenn dich jetzt der Vater sähe!“

„Er hätte eine Genugthuung, liebe Mutter, wie wir sie haben: mit ernsten Bedenken und Sorgen gemischt. — Die Ehre, die mir widerfahren, ist allerdings größer, als wenn ich in gewöhnlicher Zeit auf diesen Posten berufen wäre; denn heute gilt es, das Land und mit der gesetzlichen Ordnung die Freiheit zu retten! Ich bin entschlossen, Alles zu thun, was ich nach meiner Ueberzeugung thun kann; allein ehrlich zu reden, ein übermäßiges Vertrauen, durchzubringen, hab' ich nicht. Den Knoten zu lösen, bevor man an's Zerhauen denkt, ist meine Aufgabe. Ich werde alle Kraft daran wenden und alle Mittel meines Geistes; denn es ist eine heilige Pflicht und recht eine Arbeit für mich. Mit dem verfehlten Experiment wird aber auch mein Beruf zu Ende seyn. Andere werden kommen; und diejenigen, die mich nicht hören mochten, werden Jene fühlen müssen!“

Auf diese Erklärung schwiegen die Nächstverwandten. Die Majorin betrachtete den Mann, der, eben auf einen solchen Posten erhoben, schon wieder zu entsagen bereit war, von der Seite und schüttelte den Kopf. —

Ein einziger Vormittag genügte zur Bildung des Ministeriums, da jene beiden Mitglieder des bisherigen in der That blieben und nur der Fractionsgenosse Otto's noch zu überreden war. — In seinem Abendblatt schon brachte das Regierungsorgan die Ernennungen.

Die Residenz war in der größten Aufregung. Man erwartete einen Act der Gewalt gegen die Versammlung, rieth hin und her über die Art und Weise des Plans, trug, innerlich zufrieden, Besorgniß — und furchterregt Siegeshoffnung zur Schau.

Die Demokratenführer beriethen sich und trafen ihre Dispositionen zum Straßenkampf. Die Journale der Partei verketzerten die neuen Minister mit leidenschaftlicher Gehässigkeit, und Bernhard übertraf in einem Leitartikel sich selbst.

So war's denn eingetroffen, buchstäblich, was er vorhergesagt! Der Abtrünnige hatte seinen Zweck erreicht — der Verrath seinen Lohn erhalten! Aber dieser Scheintriumph werde zerfließen wie ein Traum der Nacht und in eine um so größere Schmach auslaufen. Unerhörte Anmaßung; nachdem Volk und Volksvertreter den Mann ohne Gesinnung von sich gestoßen, dem Land

als erster Minister sich aufdrängen zu wollen! Es sey jedoch eine schlechte Zeit für solche Unternehmungen! Die Versammlung werde einem Ministerium Ehrenfels (?!?) den Protest des Ekels ins Gesicht schleudern, ein Ministerium der Linken durchsetzen und mit ihm das große Werk vollenden! — Oder denke man an Gewalt? Kitzle die ehrgeizige Seele des Renegaten das Projekt eines Staatsstreichs? Immer zu! Der Frevelversuch würde aufs schimpflichste mißlingen, und durch das siegreiche Volk die neue Zeit in um so größerer Reinheit heraufgeführt werden! —

Man stand in der Mitte des October. In Wien herrschte und rüstete sich, nach den letzten tragischen Gewaltthaten, die Revolution; in Berlin regierte die Linke in der Kammer, die Demokratie auf der Straße. Eine Unterstützung von außen her war für unsre Regierung nicht zu hoffen, die Sprache der demokratischen Blätter, die den Stand der Dinge zweckmäßig zu schildern nicht unterließen, darum auch für Nichtdemokraten imponirend, und vielfach überzeugend.

Unter solchen Umständen wurde der Tag, an welchem die neuen Minister zum erstenmal vor die Kammer treten sollten, mit der größten Ungeduld erwartet. Als er erschien, war der Zudrang des Publikums zu den Gallerien stärker als je, und die demokratische Partei noch zahlreicher als am letzten Schlachttag ins Feld gerückt.

Als, nach eröffneter Sitzung und verlesenem Protokoll, die Minister in den Saal traten, wurden sie mit einer Todtenstille empfangen. Diese wandelte sich indeß bald in eine Bewegung, welche die höchste Spannung des Hauses verrieth, und namentlich waren die Blicke von den verschiedensten Seiten und mit verschiedenstem Ausdruck auf den Minister des Innern gerichtet.

Dieser bat ums Wort. Nachdem es, mit ernsterm Accent als gewöhnlich, ertheilt war, erhob er sich und begann:

„Hohe Versammlung! Durch den Landesherrn zu seinen Räthen ernannt, sind wir verpflichtet, Ihnen von Seiten der Krone Propositionen mitzutheilen und zu empfehlen, die den Zweck haben, zwischen ihr und den Vertretern des Landes eine Verständigung herbeizuführen. Ich gebe mir die Ehre, das Schriftstück auf den Tisch des Hauses niederzulegen."

(Während dieß geschieht, Bewegung, Aufregung in verschiedenem Sinn. — Der Minister fährt fort:)

Die Versammlung ist zur Vereinbarung eines Staatsgrundgesetzes berufen und hat dieß durch einen Mehrheitsbeschluß ausdrücklich selber erklärt. Vereinbaren heißt aber nach beiderseitiger freier Zustimmung beschließen. Das Wort kann nicht den Sinn haben, daß zu den Beschlüssen der Versammlung die Sanction der Krone

zwar nöthig sey, aber ertheilt werden *müsse*. Wenn die Krone zustimmen muß, und zwar zu allen Bestimmungen ohne Ausnahme, dann vereinbart sie nicht das Gesetz mit der Versammlung, sie unterschreibt in Unterwürfigkeit den Willen derselben. Die Versammlung ist dann eine souverän beschließende, ein Konvent; und die Krone, neben einem solchen Konvent, ist Nichts."

(Aufregung, Widerspruch.)

„Meine Herren! Die vereinbarte Verfassung ist das Gegentheil der octroyirten. Die octroyirte, von Einer Gewalt einseitig ertheilte, ist natürlich zum Vortheil dieser Einen Gewalt ertheilt; daher die bekannte Scheu der Völker gegen diese Art von Constitutionen. Aber das Verhältniß bleibt dasselbe, ob die Krone oder ob eine Versammlung octroyirt. Die von einer Versammlung ertheilte Constitution wird den nämlichen Charakter der Einseitigkeit an sich tragen, und kann unter Umständen noch viel verderblicher wirken. Die sicherste Bürgschaft für gesetzliche Freiheit und allgemeines Wohl bietet aus allen Gründen die vereinbarte — die nach offener Verständigung, unter wechselseitigen Concessionen gemeinsam beschlossene Verfassung."

„Es ist die Eine Frage, die unter verschiedenen Gestalten wieder und wieder an die Versammlung kommt! Wer soll entscheiden: die Krone oder die Volksvertretung? — Die Krone, rufen die Einen; — die

Volksvertretung, die Andern. Vom Standpunkt der constitutionellen Monarchie müssen wir entgegnen: keine von beiden! Denn beide sind berufen zu einer höhern, edlern Thätigkeit: zur Wahrung ihrer Rechte und wechselseitigen Anerkennung derselben, zur Uebung gleichmäßiger Gerechtigkeit und Billigkeit, zur wechselseitigen Ueberzeugung und zur gemeinsamen freien Beschlußfassung. Das Werk, das von beiden gleichmäßig vollendet ist, wird auch von beiden gleichmäßig geliebt, geehrt, heiliggehalten werden. Wer zur Anerkennung einer Verfassung, durch welche ihm Unrecht geschieht, gezwungen ist, der wird immer ihr geheimer Feind bleiben. Mißbrauch der Gewalt, auch wenn er nothweise gesetzlich wird, bringt nicht den Frieden, sondern das Schwert: denn immer wird sich der Uebervortheilte gestachelt fühlen, abgenöthigte Concessionen wieder auszumerzen, und sobald er dazu Gelegenheit findet, wird er es vollführen. Wer den Frieden haben will, muß daher gerecht seyn! — Und diese Mahnung gilt für alle Machthaber, nicht nur für gekrönte Häupter, sondern ebenso für die Volksvertretungen!"

„Wollte Gott, ich könnte die Leidenschaft, die von dem Herzen, wohin sie gehört, in die Köpfe gestiegen ist, wohin sie nicht gehört, wieder zurückströmen — und die Geister zur unbefangenen Erwägung der Verhältnisse frei machen! Die Versammlung — ich muß es

aussprechen! — läßt an sich das wesentliche Kennzeichen der Despotie bemerken: keinen Widerspruch ertragen zu können! Fürsten, sagt und beklagt man, wollen die Wahrheit nicht hören. Will sie denn aber die jetzige Mehrheit dieser Versammlung hören? Zeigt sie nicht vielmehr bei den geringsten Einwänden eine Empfindlichkeit, die sich bis zur leidenschaftlichsten Indignation steigern kann? Nicht nachgeben, auch den gerechtesten und billigsten Forderungen nicht, kein Jota streichen lassen von dem, was sie beschlossen, sondern Alles und Jedes buchstäblich zur Ausführung bringen: darein setzt sie ihre Ehre, ihren Stolz! Rücksicht auf die Rechte des andern Theils ist ihr Schwäche, ausschließliches Geltendmachen der eignen und Verdrängung der andern ruhmvollste Stärke!"

„Damit aber spricht sie sich selbst das Urtheil. „Entweder Alles oder Nichts," ruft der Tyrann. Der freisinnige Mann verlangt das Zeitgemäße, das Gerechte, das allen Theilen gleichmäßig Ersprießliche!"

„Wie leicht, meine Herren, wird es Ihnen gegenwärtig gemacht, der Krone gerecht zu werden! In der That sind ihre Forderungen die billigsten, rücksichtsvollsten. Keines der Volksrechte, die Sie beschlossen haben, wird angetastet; auch mit solchen, die in große Schwierigkeiten verstricken können, will die Regierung es wagen. Nur diejenigen Bestimmungen, durch welche die Krone

sich ihrer eignen, zuständigsten Rechte beraubt sieht, werden zur nochmaligen Prüfung und, mit Rücksicht auf ihre Vorschläge, zur Abänderung empfohlen. Wenn Sie nun die Regierung auch in allen Punkten befriedigen, so bleibt gleichwohl eine Verfassung übrig, die zu den volksthümlichsten der Erde gehört — ein unübersteigliches Bollwerk der Freiheit und der nach allen Seiten hin ungehemmten Entwicklung!"

„Und es wäre möglich: — diese Verfassung, diese Grundlage des freiesten politischen Lebens, könnten Sie in Frage stellen wollen durch hartnäckiges Festhalten an Beschlüssen, die für das Land nur die Bedeutung formeller Sätze haben und das Herrscherhaus gleichwohl im Innersten kränken? Sie könnten die Krone, statt mit ihr gemeinsam die Vollendungs-Beschlüsse zu fassen, in dictatorischer Haltung zum Kampf herausfordern wollen: damit die herkömmliche Bezeichnung des Landesherrn und die Titel des Adels nicht mehr vernommen, damit keine Orden mehr ertheilt werden und Eine der constitutionellen Gewalten um ihr gebührendes Ansehen gebracht sey? Besinnen Sie sich, meine Herren, bevor Sie diesen Schritt wagen! Erkennen Sie, um welch eingebildeter Vortheile willen Sie die höchsten und heiligsten Besitzthümer gefährden! Muthen Sie der Krone nicht zu, sich Ihnen auf Gnade und Ungnade zu ergeben — bieten Sie ihr, die mit Selbstüberwindung

sich auf ein Minimum von Wünschen beschränkt hat, die Hand zur Versöhnung — zum Friedensschluß!"

(Sensation. Unruhe auf der Linken.)

„Die Verfassung, wie die Krone sie wünscht, steht im Einklang mit den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung; den bereits erfolgten und den bei der Stellung der dortigen Parteien noch zu erwartenden. Mit ihr kann unser Staat sich einfügen in die Ordnung des großen deutschen Vaterlandes, um in ihm ein geehrtes, mächtiges Glied zu bilden. Die Regierung ist entschlossen, der Nationalversammlung entgegenzukommen, und auch in dieser Beziehung den gerechten Wünschen der Zeit und der Nation Genüge zu leisten. Welcher Schöpfung voller Wohlfahrt und Glorie, welchem ungeheuren Schritt in der Entwicklung deutscher Nation würden Sie sich nun entgegenstemmen, wenn Sie der Krone und der Nationalversammlung zugleich widerstrebten! Und warum? Um einer Chimäre nachzujagen, welche die Geschichte und das Ideal unsres Volkes, welche die größere Hälfte der Nation, die Mehrheit ihrer Vertreter — und sämmtliche Regierungen gegen sich hat!"

„Achten Sie die letztern nicht gering, meine Herren! — Sehen Sie nicht, welche Wandelungen sich dermalen in den beiden Großstaaten vorbereiten? Wahrlich, es können Dinge sich begeben, die wir, die ver-

meintlichen Gegner der Freiheit, mit größerem Schmerze sehen würden, als er vorausgesetzt werden kann bei denen, die durch Unersättlichkeit in ihren Forderungen den Schlag auf die bereits errungene Freiheit herabrufen!"

„Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit, ein Wort über mich selber zu reden! Ich habe, vom ersten Mannesalter an, und ich darf sagen, auf Grund wissenschaftlich erworbener Einsicht, ein Ideal freien Staatslebens vor Augen gehabt und es unermüdlich, in Wort und Schrift, meinen Zeitgenossen an's Herz zu legen gesucht. Ich bin ihm treu geblieben und habe, um es zu können, einem lockenden Ruf zu einer mir sonst völlig erwünschten Thätigkeit das Ohr verschlossen! — Die Erhebung der Nation hat mich aus dem Bann, der auf mir lastete, wieder auf die Bühne des Lebens geführt; das Vertrauen constitutionell gesinnter Wähler hat mich zum Mitglied dieser Versammlung gemacht, und meine Wirksamkeit als solches ist Ihnen bekannt. Ich bin mit der Partei des Fortschritts gegangen, so lange sie selber den Weg der Mäßigung ging, und ihr nur entgegengetreten, als sie auf Sätzen bestand, die nach meiner tiefsten Ueberzeugung der constitutionellen Monarchie den Boden entziehen, um über kurz oder lang sie zusammenfallen zu machen zu Gunsten einer demokratischen Republik! Damit war freilich mein Urtheil gesprochen!

Ein Mann, der seinen Ueberzeugungen von jeher die Vortheile des Lebens zu opfern bereit war, und thatsächlich geopfert hat, — er war auf einmal ein Nichtswürdiger — ein Renegat, ein Verräther an der Sache der Freiheit! Diese hatte er hingegeben für die Hoffnung eines Portefeuilles! — und der Beweis ist geliefert, denn der Lohn ist in seiner Hand!"

„Meine Herren, ein Portefeuille gehört gegenwärtig nicht zu den Vortheilen des Lebens — am wenigsten zu den gesicherten! Ein Portefeuille ist gegenwärtig kein Lohn, wornach man geizen könnte, sondern eine schwere Last, die nur ein opferfähiger Mann sich aufladen wird. Eine Last nicht nur durch die Pflichten, die feindseligem Widerstand entgegen zu erfüllen sind, sondern ebenso durch die Schmähungen und Verläumdungen, womit giftige Zungen und Federn den Inhaber zu bedecken nicht müde werden! Einer solchen Last, die heutzutag alles frühern Nimbus entkleidet ist, unterzieht sich ein Mann von Vernunft nur aus Pflicht und Gewissen; und alle Männer von Vernunft — alle Mitglieder der hohen Versammlung — werden sich das ohne Zweifel selber sagen. Wir haben uns ihr unterzogen, um zwischen der Versammlung und der Krone den unabweislichen Vergleichungsversuch und durch ehrliche Vereinbarung die freisinnigste Constitution zur gesicherten Thatsache zu machen. Das ist unser Aller

einziger Zweck! Das Vertrauen des Landesherrn hat uns berufen; wir haben pflichtmäßig gehorcht, und pflichtmäßig ersuchen wir die Versammlung, die Anträge der Krone zu prüfen, zu diskutiren und nach den Forderungen der Gerechtigkeit und des Staatswohls darüber zu entscheiden!"

„Meine Herren! So lang es Religion und sittliches Urtheil in der Welt gibt, so lange hat die Selbstüberwindung, die Zurückdrängung einer egoistischen Begierde um eines höhern Zweckes willen, für die größte Tugend gegolten. Sie ist die Tugend vorzugsweise, das höchste Ideal des Mannes — vor allen des Volksmannes, des Staatsmannes. Wer einer Leidenschaft gehorcht, der ist gebannt in die Sphäre geistiger Unfreiheit — das sittliche Handeln in seiner Specialität ist ihm unmöglich. So einer kennt immer noch etwas Höheres, Erstrebenswertheres, als Wahrheit und Gerechtigkeit, nämlich das Ziel eben seiner Leidenschaft; und alle moralische Kraft, die er etwa besitzt, wird nun im Dienste derselben verbraucht. Erfahrungsmäßig gehört auch gar nichts dazu, seiner Leidenschaft zu folgen; denn sie selber stellt sich das Ziel, sie selber reißt zu ihm hin, der Mensch hat sich von ihr nur ergreifen und tragen zu lassen. Solches Verhalten kann aber nimmermehr zum wahren — zum dauernden Glück führen! So wohlfeil können die heiligsten Güter nicht

erkauft werden! Den höchsten Preis kann und darf nur der Mann gewinnen, der zum Siege der Gerechtigkeit frei seinem eigenen Verlangen entgegentritt und in Niederhaltung desselben die Erfüllung der gebotenen obersten Pflicht mit Anstrengung sich abringt! Das allein ist ein Verdienst, das allein bekundet die göttliche Kraft im Menschen, dem allein kann der Lohn der Wohlfahrt als nothwendige Frucht einer thatsächlichen Leistung zufallen! — — Meine Herren — und lassen Sie mich hinzusetzen, meine Freunde! — — Sie haben gegenwärtig Gelegenheit, diese Eine Tugend zu üben! — Sie können in Bezwingung einer Leidenschaft, die zum einseitigen Gebrauch Ihrer dermaligen Gewalt antreibt, den dauernden Dank des Landes verdienen, weil seinen Frieden, seine Freiheit gründen! Benutzen sie diesen Moment, ich bitte, ich beschwöre Sie! Erwägen Sie die Geschichte und ihre Forderungen, denken Sie sich in Geist und Gemüth des Landesherrn hinein; unterziehen Sie von diesem Standpunkt aus die Vorschläge der Krone einer unbefangenen Prüfung, und ermöglichen Sie frei- und großgesinnt, daß wir der deutschen Nation das erste Beispiel vor Augen stellen einer gelungenen Vereinbarung zwischen Fürst und Volk! — In Ihre Hand ist es gegeben!" —

Die Wirkung dieser Ansprache war bedeutend. Daß der Redner, ohne das Gewicht seiner Gründe zu schwä-

chen, einen Ton der ehrenden Rücksichtnahme auf das Haus gefunden, daß ihn die letzte und imponirendste Wendung zu einer tiefempfundenen, herzlich gemeinten Bitte führte, das machte Aeußerungen des Mißfallens auf der Linken und der Gallerie, mit denen man ihn sonst nicht verschont hätte, geradezu unmöglich. In dem Gefühl des entscheidenden Moments war er selber tief bewegt, und seine Worte trugen ein Gepräge von Innigkeit, welchem die Herzen, die sich noch irgend Empfänglichkeit bewahrt hatten, nicht widerstehen konnten. Es lag aber in der Art der Wirkung, daß sie laute Kundgebungen verhinderte; auch die Gesinnungsgenossen auf der Rechten und im rechten Centrum, denen am meisten aus der Seele gesprochen war, ließen am Schluß nur ein Murmeln des Beifalls hören.

Die radical gewordenen Männer des Centrums schwiegen betreten und sehr nachdenklich. Die Führer auf der Linken blickten mit einer Sorge auf sie, welche durch eigne Betroffenheit miterregt war.

Die Partei hatte sich indessen vorgesehen, und sie wollte nun auch die Frage sogleich zur Entscheidung bringen. Ein Mitglied der entschiedenen Linken stellte den dringlichen Antrag: Die hohe Versammlung wolle beschließen: 1) daß das neu ernannte Ministerium ihr Vertrauen nicht besitze; 2) daß eine Deputation zu wählen sey, die dem Landesherrn den Wunsch der Ver-

sammlung an's Herz lege: ein andres, der Mehrheit entsprechendes, constitutionelles Ministerium ernennen zu wollen.

Hinreichend unterstützt kam der Antrag sofort zur Berathung.

Der Urheber, der auf das erwartete Unternehmen der neuen Minister vorbereitet und der Rede mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt war, eilte auf die Tribüne und sprach:

„Hohe Versammlung! Wir haben vom Ministertisch aus einen Vortrag gehört, der mit großer Kunst Urtheil und Gefühl des Hauses zu gewinnen suchte, und einen unläugbaren Effect hervorgebracht hat. Es ist aber unmöglich, daß dieser Effect daure, geschweige denn, daß er die Versammlung von dem Weg ablenke, den dieselbe bisher mit unerschütterlicher Consequenz, unter fortgehender, freudiger Zustimmung des Landes, verfolgt hat!"

„Ein einziger, klarer Blick auf die wirkliche Sachlage — und die Bilder, die man uns vor das Auge gezaubert hat, werden zerfließen, um in das Nichts zurückzukehren, aus dem sie der schaffende Geist des Herrn Ministers hat entstehen lassen."

„Die Versammlung hat vor wenigen Tagen eine Zumuthung, die man ihr vom Ministertisch aus gemacht hat, abgewiesen; die Räthe der Krone sind in der

Minorität geblieben, und mit dem Tacte, dem Ehrgefühl wahrhaft constitutioneller Minister haben sie augenblicklich ihre Entlassung eingereicht. Nach dem constitutionellen Gebrauch, der auf der Natur der Dinge beruht, konnten wir erwarten, daß die Nachfolger aus der Majorität des Hauses, jedenfalls aus Gesinnungsgenossen erwählt wurden. Aber was geschieht? Ein Ministerium, das in seinem Schöpfer und Vorsitzenden die Mehrheit noch viel entschiedener gegen sich hat, als das abgetretene, und das vom Volke mit größtem Argwohn angesehen wird, tritt vor uns mit Ansprüchen auf das höchste Vertrauen und verlangt — Concessionen! — Das, von allem Uebrigen abgesehen, ist eine Verletzung der constitutionellen Regel, gegen die das Haus ohne Weiteres mit aller Macht protestiren muß."

„Wir haben uns den Regen nicht gefallen lassen, meine Herren, und wir sollten uns jetzt selber unter die Traufe stellen? In der That: das Eingehen des Hauses auf die Anträge des neuen Ministeriums wäre eine schwere Beleidigung gegen die Ehrenmänner des vorigen — eine durchaus unverdiente Begünstigung Desjenigen, den wir als die Seele des neuen ansehen müssen."

„Man hat uns erinnert, daß die Erwählten des Volks zur Vereinbarung berufen seyen und dieß durch einen Mehrheitsbeschluß selbst anerkannt hätten. Ich,

meine Herren, habe nicht mit der damaligen Mehrheit gestimmt, und ebensowenig irgend ein Mitglied der linken Seite; allein wir müssen den Beschluß natürlich gelten lassen. Wir sollen also eine Verfassung nicht ertheilen — sondern vereinbaren — gut! Wir wollen sie auch vereinbaren; aber wohlgemerkt: nur mit einem constitutionell ernannten Ministerium!"

„Es ist eine eigne Art, einer Partei, welche die Mehrheit einer Versammlung bildet, also die Versammlung selber und mit ihr das ganze Land repräsentirt, zu erklären: „Wir brauchen den Frieden auf dem Boden einer Verfassung; gebt uns nach und nehmt unsre Vorschläge an, dann haben wir ihn!" Ei! den Frieden, den ihr so dringend verlangt, können wir auch auf andere Weise haben! Gebt ihr uns nach, nehmt ihr unsre Vorschläge an, dann haben wir ihn auch! — Und dann haben wir ihn allein recht und dauerhaft, weil er dann allein gegründet ist auf den erfüllten Willen des Volks."

„Nach allem, was hier verhandelt, mit siegreichen Argumenten dargethan und von der Mehrheit des Hauses beschlossen worden ist, uns ein Ansinnen stellen, wie es der neue Herr Minister des Innern gethan hat, das muß ich geradezu unerhört finden. Ist man denn wirklich so naiv, zu glauben, daß die Versammlung eine Reihe von Paragraphen, die sie nach den ernstlichsten

Debatten in ihrer Majorität beschlossen hat, auf eine künstlich argumentirende und pathetisch zu rühren versuchende Ansprache hin einfach streichen werde? Hält man uns so grober Inconsequenz, so kläglicher Schwäche fähig?"

„Dieses Nachgeben und Zurücknehmen, das man uns zumuthet — die Ehre des Hauses duldet's nicht! Wenn wir aber unsre Ehre bei Seite setzen und uns fügen wollten — das Volk duldet's nicht!"

„Das Volk will Sicherheit, es will eine neue Zeit und eine neue Ordnung der Dinge. Das Volk sieht mit Argwohn, ja mit Erbitterung auf jene Mehrheit in Frankfurt, die ihrem Beruf untreu geworden ist und offen der Reaction in die Hände arbeitet. Mit ihr zusammengehen und in ihrem Sinn die Constitution vereinbaren, hieße die wesentlichsten und wichtigsten Errungenschaften der deutschen Erhebung preisgeben. Nicht dem Parlament sich unterzuordnen und zu ihrem kleinlichen Mittelmaß nationaler Freiheit hinabzusteigen, vielmehr sich ihm zum Gegengewicht zu machen und es zur Selbsterhöhung zu nöthigen, das ist die jetzige Aufgabe der Landesversammlungen! Und das ist auch die dringendste und heiligste von unsern Pflichten! — Die Verhältnisse können sich ändern: die Minorität in der Nationalversammlung kann Majorität werden. Aber wenn wir sie verlassen, wenn die Majoritäten der ein=

zelnen Versammlungen der dortigen Mehrheit sich feig unterwerfen, dann ist Alles verloren, die Ehre mit eingeschlossen!"

(Beifall.)

„Der Herr Minister hat uns mit einer Wendung auf seine Person zu beweisen gesucht, daß er der Freiheit Opfer gebracht und von jeher auf's Gewissenhafteste nach seiner Ueberzeugung gehandelt habe. Ich will darüber nicht mit ihm rechten. Er sagt, er wäre sich als Mitglied der Versammlung treu geblieben — wir sind der Meinung, er habe in den letzten Wochen eine tüchtige Schwenkung nach rechts gemacht: es mag auf sich beruhen. Wenn er aber zum Schluß erklärt: er habe mit dem Portefeuille eine Last übernommen, die schwer drücke und die er nur aus Pflichtgefühl trage, so kann ich das nicht ohne eine Bemerkung lassen. Das Unternehmen ist gewagt, und die Würde mag vorerst wohl eine Bürde seyn. Der Herr Minister dringt aber in uns, daß wir den Anträgen der Regierung zustimmen und die Verfassung so mit ihr vereinbaren! Wenn wir uns nun dazu verstünden, dann wäre er, der dieses große Resultat erzielt, Minister für eine Friedensepoche, die er selber herbeigeführt, und das Amt hätte sein ganzes früheres Behagen, seinen ganzen frühern Nimbus wieder erhalten! — Die Versamm-

lung hätte ihm das Joch sanft und die Last leicht gemacht!"

(Heiterkeit.)

„Es leuchtet ein: wenn wir uns selbst überwinden und die Forderungen der Krone genehmigen, dann ist der Herr Minister nicht mehr in dem Fall, Märtyrer der Pflicht zu seyn. Eben diese Selbstüberwindung verlangt er aber von uns; und wenn er nun Hoffnung hatte, das Haus zu überzeugen, so gehörte zu dem Entschluß, das Portefeuille zu übernehmen, weniger Opfermuth, als praktischer Blick und politischer Verstand!"

„Die hohe Versammlung halte mir's zu Gute, wenn ich pathetische Aussprüche auf das Maß der Wirklichkeit zurückzuführen suche!"

„Wir dürfen dem Herrn Minister jenen Dienst nicht erweisen. Ihm die Last leicht zu machen, das ist nicht unsres Amtes. Uns kommt zu, ihm noch einen größern Gefallen zu thun und sie ihm ganz und gar abzunehmen!"

„Ja, meine Herren, das ist die höchste und nächste Pflicht, die wir nicht schnell genug erfüllen können. Auch wir sehnen uns nach dem festen Boden eines Staatsgrundgesetzes — das ganze Land sehnt sich darnach! Mit einem Ministerium der Minorität bringen wir es aber niemals zu Stande: wir müssen daher Alles aufbieten, um vor Allem ein constitutionelles Ministerium zu bekommen! Wir müssen den jetzigen Räthen

der Krone erklären, daß sie das Vertrauen des Hauses nicht besitzen; wir müssen mit den unumwundensten Erklärungen, mit den dringendsten Bitten und Mahnungen an das Herz des Fürsten appelliren. Entschließen wir uns dazu! Wie die Sache steht, sieht Jeder! Bleiben wir uns treu und versuchen wir zum Gelingen unsres Werks das letzte Mittel! Mißräth es, und erklärt man uns den Krieg, so kämpfen wir. Muth, Muth, meine Herren, und unerschütterliche Ausdauer! — Wir haben einen Beistand, der uns nicht verlassen wird!" —

Die Versammlung war auch dieser Rede mit schweigender Theilnahme gefolgt, und die Parteigenossen hatten sie nur ein paarmal durch Beistimmung und Zeichen von Heiterkeit unterbrochen. Nun, als der Redner die Tribüne verließ, erscholl aber auf der Linken und der Gallerie plötzlich ein Beifall, wie er bis dahin noch nicht vernommen war. Die Rufe, die zuerst einen zustimmenden Charakter hatten, gewannen alsbald einen kriegerischen, und die Gallerie gab damit auf die Schlußworte geradezu Verheißungen. Das Haus gerieth in eine fieberhafte Erregung, der Präsident wartete länger als gewöhnlich, die Ruhe wiederherzustellen, und es gelang ihm doch erst nach wiederholten Anstrengungen.

Die Minister mußten ihre Sache verloren geben; und sie resignirten auch sofort. Derjenige, der den Versuch gewagt, hatte aber bei dem Erfolg der gegne-

rischen Rede nicht das Gefühl einer Niederlage, sondern in Wahrheit das einer abgeworfenen Last.

Die Sophistik des Parteigeistes, der auch hier nicht aus der Einsicht in das, was geboten war, sondern nur aus der einseitig vorgekehrten, gemeinen Sachlage heraus argumentirte, hatte ihn mit Ekel erfüllt, und er war nicht bemüht gewesen, den Ausdruck davon in seiner Miene zurückzuhalten. Als er die Zustimmung vernahm und gewisse Gesichter im Centrum beobachtete, kannte er den Ausgang. Was er dem Fürsten zuvor gesagt, traf ein! Er war frei, und die Ereignisse gingen einen Gang, bei dem es für ihn keine Arbeit mehr gab! —

Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, beantragte ein Mitglied des linken Centrums den Schluß; und da, mit eignen Gedanken, auch Männer der Rechten dafür stimmten, so wurde er mit entschiedener Mehrheit angenommen. Die hierauf beschlossene namentliche Abstimmung ergab für den dringlichen Antrag eine Mehrheit von drei Stimmen.

Die gegnerische Partei, wenn auch mit sehr schwacher Majorität — hatte gesiegt! Wer aber der Meinung gewesen wäre, daß sie dieses Resultat hauptsächlich der Rede des Antragstellers verdankte, würde sich geirrt haben. Das Centrum war Tags zuvor durch Männer des rechten Centrums, mit denen der neue Justizminister

sich benommen hatte, — auf der andern Seite durch die Führer des linken bearbeitet worden. Das Verhältniß der Stimmen pro und contra war so ziemlich die Folge der beiderseitigen Bemühungen.

Als das Ergebniß der Versammlung mitgetheilt war, verließen die Minister den Saal, und die Versammlung schritt zur Wahl der Deputation an den Fürsten.

IX.

Fürstliche Zumuthungen. Krisis. Das Festmahl auf dem Lindhof und der politische Prophet.

Der Minister des Innern führte die Collegen in sein Büreau, um mit ihnen eine Besprechung abzuhalten. Er mußte dem Fürsten referiren, rathen, und dazu war nöthig, daß er ihm über die Lage der Dinge auch ihre Ansichten mittheilen konnte.

Das Gespräch währte nicht lange. Die beiden Mitglieder des frühern Ministeriums waren in Folge der wiederholten Niederlage ihrer Posten satt und meinten, der Fürst könne nichts Besseres thun als nachgeben und ein Ministerium aus den konservativsten Elementen der Mehrheit ernennen. Der Chef der Justiz, ein entschiedner Charakter und von dem Unrecht der Versammlung überzeugt, wäre eher für energisches Vorgehen gewesen, erklärte sich aber zur Abgabe seines Porte-

feuilles ebenfalls bereit. Otto dankte den Herren, und rühmte die Neigung zur völligen Resignation: da sie vielleicht bald in der Lage wären, sich dafür entscheiden zu müssen!

Die Zeit, die der Fürst zur Unterredung anberaumt hatte, war noch nicht gekommen, und Otto hatte seine Gründe, vorher die Deputation ihr Glück versuchen zu lassen. Er ging zuerst nach Hause.

Die Seinigen, durch Albert von dem Ausgang schon unterrichtet, empfingen ihn mit achtungsvollem Bedauern, durch das aber namentlich bei der Mutter und Klara Bewunderung und Liebe siegreich hindurchschienen. Beide betrachteten ihn mit gerührtem Stolz, wie einen der in Wahrheit als Sieger aus dem Kampf heimgekehrt.

Albert sagte zu ihm: „Deine Rede war so klar und stellte die wirkliche Sachlage in so helles Licht; jedes Wort bekundete so sehr den Willen und das tiefe Gefühl der Gerechtigkeit; das Ganze hatte einen solchen Wohlgeruch edlen Sinnes, daß man hätte glauben sollen, die Wirkung müßte unwiderstehlich seyn. Aber hoffe man nur auf ein Insichgehen des Parteigeistes! Der, in seiner brutalen Rechthaberei, ist schußfest, und auch die Geschosse Apollo's prallen an seinen zehnfach übereinandergelegten Stierhäuten ab. Wahrlich, der Philosoph der Offenbarung hat Recht, wenn er sagt:

der Teufel, nachdem er aus der Religion hat weichen müssen, waltet um so mächtiger in der Politik! Denn es ist geradezu diabolisch, daß man die Ablehnung der Wahrheit und Gerechtigkeit für heilige Pflicht halten kann! — In Gottes Namen; wenn der Pfeil des Sonnengottes versagt, dann ist nur noch Eines übrig, was helfen kann!"

„Der Donnerkeil Jupiters!" versetzte Otto, indem er ernsthaft nickte. „Allerdings. Und ich glaube, er wird jetzt daran kommen!"

Die Majorin schaute ihn an. „Sie wollen sagen, der Ministerpräsident selber wird ihn in die Hand nehmen und auf die Unverbesserlichen werfen?"

Otto schüttelte das Haupt und erwiderte mit einem Lächeln, das nicht ohne Wehmuth war: „Den Donnerkeil vermag nur Jupiter selber zu schwingen! — Jedenfalls kann er allein darüber verfügen, und wir sind noch nicht versichert, was er zu thun gesonnen ist. Vielleicht daß die Deputation ihn weicher findet, als wir meinen —."

„Beleidigen Sie den Fürsten nicht," entgegnete die Majorin, welche gegen die Linke der Versammlung entschieden Partei genommen hatte, mit Nachdruck. „Er wird ihnen das Angesicht des Herrn zeigen und gegen die Demokraten die Soldaten kommen lassen, die er glücklicherweise noch in der Hand hat!"

„Sind Sie dessen so sicher?"

„Ich weiß es," versetzte die Frau. „Damit's dann aber nicht wieder allzusehr auf die andere Seite hinüber geht, müssen Sie das Unternehmen dirigiren!"

Otto schaute der Eifrigen mit einem herzlichen Blick ins Auge. „Sie trauen mir also zu," erwiderte er, „daß ich in den Gang der Geschicke eingreifen und den Wagen aufhalten kann, auch wenn er auf der schiefen Ebene ins Rollen gekommen ist? Meine liebe Tante, es gibt eine Macht der Dinge, die stärker ist als der Mensch, wer er auch sey; und jeder hat Ursache, sich zu fragen, ob er sie für oder gegen sich haben wird! — Indessen — wir wollen sehen!" —

Er machte sich endlich auf den Weg zum Schloß.

Dort angekommen, traf er den Herrn voller Verlangen, ihn zu sprechen. „Endlich!" rief derselbe, mit einem Gesicht, das von Genugthuung und Unternehmungslust glänzte. „So eben hat mich die Deputation verlassen, nachdem sie mir grausame Phrasen zu schlucken gegeben! Das Vaterland in Gefahr, Alles unrettbar verloren, wenn ich mich nicht ohne Säumen der Partei füge und andre Minister ernenne! Das sagte mir Einer mit der ernsthaftesten Miene, der schon lange, wie ich genau weiß, nach Ihrem Portefeuille schmachtet! Er malte die Situation mit den düstersten Farben und flehte, drängte, beschwor mich, indem er die gefühltesten

Ergebenheitslügen einflocht: es war kaum zu ertragen, und ich mußte mir die größte Mühe geben, meine Fassung zu behalten und ihm nicht meinen Ekel ins Gesicht zu erklären. Ich versprach ihnen, ihre Ansichten ernstlichst erwägen und strengstens im Interesse des Staates handeln zu wollen. — Ein eigenes Gefühl, mein lieber Ehrenfels: Menschen, die einem in Wahrheit die Pistole auf die Brust setzen, bei dieser Räuber-Manipulation fortwährend ihre tiefste Ehrfurcht betheuern zu hören! — Doch — um so besser nun! Der erste Versuch ist mißlungen: wir haben das Recht zum andern!"

Otto, durch diese Erklärung natürlich in keiner Art überrascht, erwiderte, auf das Nähere begierig: „Ew. Hoheit wollen —?"

„Den Herren Demokraten den Krieg erklären — eine Botschaft an die Versammlung gelangen lassen, wodurch ich sie vertage; zu gleicher Zeit die Regimenter einrücken lassen, der Bürgerwehr (die sehr froh darüber seyn wird!) den Dienst abnehmen und den Pöbel von den Straßen in seine Höhlen zurücktreiben; — dann, unter etwas günstigern Verhältnissen, mit den Herren Abgeordneten wieder unterhandeln! Weisen sie die Vereinbarung nochmals zurück, so ist ihr Urtheil gesprochen. Ich löse den Konvent auf und octroyire eine Verfassung."

Ueber seinen Plan mit sich im Reinen und von seinem Recht durchdrungen, hatte der Fürst diese Worte mit stolzer Sicherheit hingeworfen. Der Minister schwieg. Der Herr, nicht ohne einen Zug von Mißvergnügen darüber, fragte ihn, was er denke!

„Hoheit,“ erwiderte Otto, „das Unternehmen ist so ernst, so gewagt —“

„Nicht im Mindesten,“ fiel jener ein. „Es ist Alles vorgesehen, ein Mißlingen ist unmöglich. Auf das Militair kann ich rechnen — das haben sie mir nicht zu verführen vermocht! Die Offiziere, vom Lieutenant bis zum General, brennen vor Verlangen, etwas für mich zu thun und in ihre alte Ehrenstellung wieder einzutreten. Die Bürger meiner Hauptstadt wollen Ordnung, ich weiß es, — Ordnung um jeden Preis. Sie werden Gott danken, wenn Die wieder kommen, mit denen man sie allein schaffen kann.“

„Aber das Land?“ bemerkte Otto. „Die Kreise namentlich —“

„Denken wie die Hauptstadt, auch die früher aufgeregtesten. Ich habe darüber die zuverlässigsten Berichte. Die Wühler haben nur einen scheinbaren Anhang, und auch den nur, weil man sich auf der andern Seite bis jetzt gar nicht gerührt hat. Sieht das Volk die Regierung entschlossen, ist die erste That gethan, dann wird ihr Alles zufallen!“

„Ich habe auch Erkundigungen eingezogen," erwiderte Otto zögernd, „aber so günstig lauten sie nicht —"

„Dann sind Sie nicht gut bedient worden," unterbrach ihn der Herr. Er sah mit Ernst vor sich hin, erhob das Haupt und fuhr fort: „Wir werden nicht allein bleiben bei dem Unternehmen! Fürst Windischgrätz zieht gegen das rebellische Wien — in Kurzem wird das Regiment des Kaisers wieder aufgerichtet seyn. In Preußen ist Alles vorbereitet, die Macht der dortigen „Nationalversammlung" zu brechen — der Schlag ist unausbleiblich! — Zweifeln Sie, daß wir in dieser Gesellschaft siegen werden?"

„Nein," erwiderte Otto nach kurzem Bedenken. „Unter solchen Umständen muß die Versammlung weichen, und die Regierung kann handeln ohne sie, gegen sie."

„Nun," versetzte der Fürst mit zufriedenem Blick, „so lassen Sie uns ungesäumt an's Werk gehen! — — Sie schweigen? Bedenken sich —"

„Nein, Hoheit, ich bin entschlossen."

„Ah, brav!"

„Entschlossen," fuhr Otto fort, „Ew. Hoheit ehrerbietigst zu erklären, daß ich meine Mission für beendigt halte!"

Der Fürst sah ihn erstaunt an; ein Schatten von Unmuth, der über sein Gesicht ging, wandelte sich aber

sofort in den Ausdruck des Unglaubens. „Was fällt Ihnen ein," rief er. „Wollen Sie Umstände machen, sich bitten lassen?"

„Keineswegs, Hoheit. Ich würde es nicht wagen, so zu reden, wenn es nicht mein völliger Ernst wäre."

Die Züge des Herrn verdunkelten sich; aber schnell, und zwar noch bestimmter als vorher, drückten sie wieder Unglauben aus. „Es sind doch Redensarten," entgegnete er gelassen; „vorläufige Einwendungen, die auf Widerlegung warten —"

Otto machte eine entschiedene Bewegung des Bedauerns.

„Wie!" fuhr der Herr irre werdend fort, „sollten Sie keinen Muth haben? — Unmöglich! — Oder fürchten Sie sich, Ihre Popularität zu verlieren? — Sie wissen" (setzte er spöttisch hinzu), „es ist nicht mehr viel zu verlieren! — Und im Gegentheil, eine rettende That wäre eben das Mittel, sie ganz wieder zu gewinnen!"

Er trat näher zu ihm und sagte: „Besinnen Sie sich, lieber Ehrenfels! Nachdem ich Ihnen mit solchem Vertrauen entgegengekommen bin, können Sie mich nicht im Stich lassen und sich zurückziehen — in einem Moment, wo die Arbeit erst recht angeht und — ernsthaft wird!"

„Durchlauchtigster Herr," versetzte Otto, „wollen

Sie mir gestatten, daß ich mich ganz aufrichtig gegen Sie ausspreche?"

„Nun ja," rief der Fürst ungeduldig.

Otto fuhr fort: „Hoheit kennen mich, wie ich wohl annehmen darf: meine Fähigkeiten, mein Streben und mein Ziel. Gerecht zu seyn nach bestem Vermögen, jedem das Seine zu geben, auszugleichen, das ist mein Talent und meine Lust; das kann ich, und sonst eigentlich nichts. Wäre mir der Versuch mit der Versammlung gelungen, es wäre gewiß — vorausgesetzt, daß wir von außen keine Störung erlitten hätten! — ein Verfassungsleben erstanden, an dem das ganze Land seine Freude gehabt hätte. Er ist mißglückt; die Partei hat der Regierung den Fehdehandschuh hingeworfen, und nun gibt's Krieg, einen Kampf, in welchem zu führen und zu streiten ich kein Talent besitze."

„Sehr bescheiden," entgegnete der Fürst; „bescheiden bis zum Kleinmuth! — Warum sollten Sie nicht streiten können, da Sie doch Energie besitzen — Blick, Schärfe, Leidenschaft?"

„Wenn ich das habe, Hoheit, dann hab' ich's nur für die Zwecke der Gerechtigkeit, nicht für die der Rache; nicht für das Niederschlagen und feindliche Niederhalten der Gegner!"

Der Fürst richtete sich auf wie verletzt. „Sie scheinen mich," versetzte er mit umwölkter Stirn, „einer

Restauration fähig zu halten im trivialsten und schlechtesten Sinne des Worts?"

„Nein, Hoheit," betheuerte Otto mit Eifer. „Ich bin fest überzeugt, Ew. Hoheit wollen nichts als die ächte constitutionelle Monarchie — haben, wenn es erlaubt ist, das bekannte Wort anzuwenden, sowohl gelernt als vergessen, und sehen ganz genau, wo höchster Ruhm und höchstes Glück auch des Monarchen liegen —"

„Jedennoch —"

„Der Gang der Geschichte, die Entwicklung irdischer Dinge wird gleichwohl zu einem Rückschritt hindrängen, den ich, nach meinem ganzen Wesen, nicht mitmachen kann. Nicht kann, Hoheit. Geistig und physisch nicht. Die Waffen, die ich dabei führte, würden mir kläglich aus der Hand sinken!"

Mißmuth über den Widerspruch, der trotz alledem verletzend auf ihn wirkte, lagerte sich auf dem Gesicht des Fürsten. „Nun," erwiderte er mit unwillkürlichem Spott, „eben dieses zu fürchtenden Rückschrittes halber sollten Sie bleiben! Bleiben, um ihn, wenn nicht ganz aufzuhalten, so doch nur zu einem Minimum kommen zu lassen! — Trauen Sie sich das nicht zu?"

„Nein, Hoheit," war die Antwort; „mindestens nicht so weit, daß es der Rede werth seyn könnte. Das Geschick, das in der Natur der Dinge wurzelt,

ist von unwiderstehlicher Macht; es wirkt durch die Masse, gegen welche der Einzelne nichts vermag. Die Menschheit, wenn sie die Wahl hat, zwischen dem kurzen und dem langen Weg, entscheidet sich immer für den letztern, — für den Weg der Leidenschaft und des Unrechts, das ihr, in Leidenschaft verübt, eben als das rechteste Recht erscheint! Die Verhältnisse ändern sich, und die geänderten Verhältnisse ändern mit unausweichlichem Zauber auch die Ansichten und die Gesinnung der Menschen."

„Vorstellungen und Einbildungen," entgegnete der Fürst halb mit Unmuth, halb mit Ueberlegenheit. „Geheime Furcht vor entschlossenem Handeln, die sich die Gefahren im Handeln übertrieben ausmalt!"

Otto zuckte leicht die Achsel und erwiderte nicht ohne das Gefühl der Ueberlegenheit seinerseits: „Ew. Hoheit haben mir zu eröffnen geruht, daß wir im resoluten Einschreiten gegen die Versammlung nicht allein blieben! Dürfen wir annehmen, daß man in den beiden Großstaaten zum Ausführen der erdachten Pläne und zur Befestigung der neuen Institutionen Männer der Freiheit berufen werde? — Und was dort geschieht, würde für uns maßgebend seyn; wir könnten gar nicht anders und müßten in allen wesentlichen Acten den Gang der Reaction mitgehen; ganz abgesehen davon, daß auch hier der Kampf, der nicht zu vermeiden ist, in den Seelen

der Besiegten Gehässigkeit hinterlassen und die Sieger zur fortgesetzten Unterdrückung zwingen wird. — — Es geht nicht anders" (fügte er nach kurzem Innehalten mit einem Lächeln des Bedauerns hinzu) — „der gelungene Coup d'état bringt die Reaction, und der beste Wille kann sie nur mäßigen in Nebensachen — in der Hauptsache geht sie unaufhaltsam ihren Gang."

Der Fürst war verstummt. Sein klarer Verstand konnte die Gründe des Ministers nicht in Abrede stellen, und zugeben wollte er nicht. Er sah düster für sich hin. Dann, indem ein sarkastisches Lächeln um seine Lippen spielte, sagte er: „Sie wollen sich also ganz einfach aus der Affaire ziehen und mir den übeln Leumund der Reaction allein überlassen? Sie halten sich zu gut dazu — Ihren Fürsten aber nicht?"

„Hoheit," erwiderte Otto, „das Verhältniß ist sehr verschieden. Der Fürst kann ein „Ministerium der Reaction" — denn hier" (setzte er lächelnd hinzu), „ist das Wort am Platze! — regieren und schalten lassen; was dem Volke Widerstrebendes geschieht, das wird doch nur den Ministern angerechnet, und zumal wenn, nach einer Ueberhebung der revolutionären Partei, die Reaction begriffen wird, steht der Monarch ungetrübt über dem Streit der Parteien! Anders wäre es aber mit dem Minister, der sich gegen seine Ueberzeugung die Reaction zu dirigiren bewegen ließe. Er würde vielmehr ge-

steigerten Haß auf sich laden, und nothwendig zu Grunde gehen. Drängte die Zeit wieder zum Liberalismus, dann wäre er unmöglich, wenn er auf den bisher befolgten Grundsätzen beharrte, noch unmöglicher aber, wenn er erklärte, nach den neuen, freisinnigen regieren zu wollen! Man würde ihn als einen Charakterlosen, dem es nur um sein Portefeuille zu thun wäre, mit Ekel und Verachtung wegstoßen. Der constitutionelle Fürst ernennt in diesem Fall ein freisinniges Ministerium — und er wird gepriesen, vergöttert. — Solch ein Unterschied ist zwischen dem Herrn und dem Diener — dem Prinzip und dem Werkzeug!"

Der Fürst, der aufmerksam zugehört hatte, nickte gemessen wie einer, der mit Würde zuzugeben sich entschließt, was er nicht läugnen kann. Dann, indem eine eigne Helle in seinem Gesicht aufging, sagte er: „Nun, mein lieber Ehrenfels, glaube ich Sie zu verstehen. Sie halten die Reaction für unvermeidlich, glauben aber, daß sie ihr Ende finden und der constitutionelle Fürst sich bemüßigt sehen werde, neuerdings auf die Bahn der Volksfreiheit einzulenken?"

„So ist es, Hoheit. Beides — die Unvermeidlichkeit der Reaction und die Unvermeidlichkeit ihres nicht allzulang ausbleibenden Endes — lehrt mich die Geschichte."

„Und auf diese Erkenntniß," fuhr der Herr fort, „als ein wahrhaft staatskluger Kopf, gründen Sie Ihre

Entschließung. Sie wollen, anstatt als Minister der Gegenwart sich abnutzen zu lassen, sich lieber zum Minister der Zukunft aufsparen?"

Bei den letzten Worten sah er Otto mit so überlegenem Lächeln an, daß dieser nicht umhin konnte, sich durch die fürstliche Naivität ebenfalls erheitert zu fühlen. Aber er faßte sich und erwiderte mit Ernst: „Daran denk' ich nicht, Hoheit — und kann nicht daran denken. Die Reaction, wenn sie sich im Großen, in den revolutionirten europäischen Staaten überhaupt durchsetzt, — und ich möchte dieß beinahe jetzt schon für eine ausgemachte Sache halten! — die siegreiche, sich etablirende Reaction wird trotz alledem eine Reihe von Jahren dauern, die zu bestimmen ich mir nicht herausnehmen kann. Und in dieser Zeit wird Vieles anders werden; andre Ziele werden sich darstellen auf allen Gebieten, andre Männer werden sich hervorthun, sich festsetzen — und der Einzelne, der wieder aufgesucht zu werden hoffte, würde die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben! — Nein, gnädigster Herr, meine Resignation ist ehrlich und vollständig und darf schon auch dafür gehalten werden!"

Der Fürst betrachtete ihn mit Verwunderung. „Aber was," fuhr er mit dem Accent wirklicher Theilnahme fort, „wollen Sie dann beginnen? Sich wieder zurückziehen — Bücher schreiben? Schmollen, den Frondeur

spielen gegen die reactionäre Regierung? Denn daß Sie unter dieser auch keine andre Stelle annehmen würden, muß ich wohl glauben!"

„Gewiß, Hoheit," entgegnete Otto, „auch dieß wäre mir unmöglich! — Ich thäte auch" (fügte er mit ernstem Lächeln bei) „sehr unrecht, ein Ministerium der That mit einem so unbrauchbaren Organ zu behelligen!"

Der Fürst nickte für sich, als ob er sagen wollte: begreiflich! Dann sah er ihn mit einem Blick des Bedauerns und des Vorwurfs an. „Also abtreten vom Schauplatz ganz und gar — sich selber quiesciren! — Eine solche Kraft, in solchen Jahren! Ein Mann von Wissen, von Ehre und Charakter! — der an jeder Stelle, wo er praktisch thätig seyn würde, unendlich viel Nutzen stiften könnte!"

Er trat einen Schritt näher und sagte mit Herzlichkeit, mit dem Ton wahrer Freundschaft: „Mein lieber Ehrenfels, daß Sie auf meinen Antrag mit Einwendungen geantwortet haben, ist gut; dergleichen muß heraus aus einem und zur Sprache kommen. Aber Alles, was sie vorgebracht haben, ist Nichts und beweist ganz und gar nichts! Bilder, mein lieber Doctor — Phantome des Theoretikers, der vom Leben immer nur die Seite vorkehrt, die ihm für sein Präjudiz Gründe liefert! Die Wirklichkeit ist anders, als Sie denken, wird jeden Tag anders, und wir selber machen sie an=

ders, wenn wir nur wollen! In jeder Lage kann Gutes thun unberechenbar, wer die Macht hat. Nur wer sie von sich wirft, kann nichts mehr, als in ödem Unmuth sich verzehren. — Fort mit diesen Grillen, diesen grundlosen Befürchtungen! Sehen Sie dem Leben frisch ins Auge, greifen Sie's herzhaft an — wagen Sie etwas! — Ich habe mich von ihren sophistischen Einwürfen überraschen, um nicht zu sagen übertölpeln lassen! Es ist gar nicht wahr, daß die Reaction so weit gehen kann, wie Sie mir's vorphantasirten! Haben wir nicht die Versammlung in Frankfurt? Rechnen Sie die für nichts? Trauen Sie der auf einmal gar nichts mehr zu?"

„Das Parlament in Frankfurt," erwiderte Otto „hat eine große Macht auch jetzt noch; es wird sich der Reaction, wenn diese seine Festsetzungen anzutasten wagt, entgegenstemmen mit dem Beifall — unter dem Beistand eines großen Theils der Nation; aber —"

„Aber?" unterbrach ihn der Herr mit freundschaftlichem Unmuth; — „immer dieses zaghaft unmännliche Aber! — Lassen Sie mich's nicht wieder hören!"

Er trat einen Schritt zurück, erhob sein Haupt und fuhr mit wahrhaft fürstlicher Würde, aber innerlich mit um so tieferer Empfindung fort: „Ehrenfels, ich habe Sie zu mir gerufen und zur Bildung eines Ministeriums aufgefordert, weil Ihr Verhalten als Abgeordneter mir Achtung, Vertrauen eingeflößt hat. In den

wenigen Tagen unsres nähern Verkehrs hab' ich Sie liebgewonnen — ja, liebgewonnen, das ist das Wort! Ich habe gesehen, welch ein fähiger, rechtlicher, durchaus ehrenwerther Mann Sie sind, an dem nichts auszusetzen ist, als eine fast mädchenhafte Sprödigkeit — eine unbegreifliche Scheu, von dem Buchstaben seiner Maximen abzugehen! — Hören Sie's nun, Sie drollig ehrlicher Mann: Ich würde Sie höchst ungern verlieren! Ich hab' mich an Sie gewöhnt, Ihr Charakter, Ihr Benehmen, Ihre ganze Persönlichkeit sagt mir zu; ich glaube an Sie und habe mich schon daran geweidet, wie wir mit einander den Staat wieder aufrichten würden! — Rührt Sie das nicht? Hat für euch Herren der Gegenwart das Vertrauen und die Liebe eines Fürsten gar kein Gewicht? Gibt es keinen mehr, der ihm dafür durch Treue zu danken weiß — durch Treue, die auch ein Opfer zu bringen vermag?"

Otto stand ergriffen — erschüttert. „Hoheit," rief er, „könnte ich nur irgend hoffen —"

„Still," unterbrach ihn der Fürst beinahe heftig rasch — „kein Wort mehr!" Und mit einem Blick, der von Wohlwollen, ja von Rührung glänzte, mit herzlichem, sanftem Ton fügte er hinzu: „Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit. Gehen Sie mit sich zu Rathe. Erwägen Sie, ob ich ein Mann bin, dem man vertrauen, für den man etwas thun kann. Reden Sie

mit den Ihrigen, mit Ihren Freunden, — und dann, mit aller Freiheit des Geistes, entscheiden Sie sich. — Bis dahin — Gott befohlen!"

Nach einer Handbewegung und einem Blick, womit der Minister wie ein Freund verabschiedet war, ging der Fürst in sein Kabinet zurück. Otto verließ das Schloß mit glühend erregter Seele.

Die politische Revolution des denkwürdigen Jahres hatte, wie man aus unsrer Erzählung schon mehrfach gesehen, eine Reihe socialer Umkehrungen zur Folge. Wer früher auf Unterordnung und Höflichkeit angewiesen war, der konnte jetzt, von dem Bewußtseyn der Macht erfüllt, in stolzer Haltung sich geben und es dem ehemals Vornehmen überlassen, sich zur Abwechslung der Höflichkeit zu befleißigen. Wer in verkannter Tugend, in Verborgenheit dahin gelebt, der konnte sein Licht auf den umgewandten Scheffel stellen und leuchten lassen vor den Leuten, während die vorher Strahlenden ihren Glanz dermaßen zu verinnerlichen sich bewogen fanden, daß sie der Welt finster erschienen und gar nicht mehr von ihr gesehen wurden. Auch die geselligen Freuden wandelten sich, indem die Menschen der Nöthigung wichen, ihren Horizont auszudehnen, oder gar in eine entgegengesetzte Sphäre sich zu begeben. Wer

ehemals die Unterhaltungen der Provinz genoß und durch die Poesie der Einsamkeit beglückt war, der sah sich in die politischen Wogen der Hauptstadt getaucht und fortgerissen von ihnen; wogegen mancher, der vom Centralpunkt aus, umgeben von allen Genüssen der Cultur, das Land regierte, jetzt in dem Fall war, die Reize des Landlebens und idyllische Vergnügungen bis zu Ende zu kosten.

Am ersten Tag der letzten Octoberwoche fand auf dem heimlich gelegenen Gute Eduards ein geschäftiges Treiben statt. Alles deutete darauf, daß man ein Fest bereitete, und zwar für Personen, die man zu ehren gedachte. Der Hofraum war auf's reinlichste gekehrt; Gegenstände, die bei aller ökonomischen Ersprießlichkeit verwöhnten Augen widerstreben konnten, waren verdeckt oder ganz entfernt, unanstößige ländliche Geräthe sorgfältig gewaschen und zierlich aufgestellt. Das Gesinde, dem eine Art Feiertag bewilligt war, lief in schmuckerm Gewand umher, theils noch helfend, theils nach verbrachter Arbeit schon müssig und gemüthlich zuschauend. Im Pferdestall wurde eben dem letzten Inwohner die schwarze Mähne gekämmt, und in der Schweizerei noch einem fahlröthlichen Kalb der Schenkel abgewischt.

Am rührigsten ging es im Hause selbst — in der geräumigen und hellen Küche her. Der Köchin des Hauses stand der Koch des Exministers zur Seite, ein

bewährter Meister seines Fachs, dessen Autorität und achtunggebietender Miene sich Alles fügte, auch die sonst regierende Köchin nicht ausgenommen. Unsre Freundin Julie allein sprach kommend und gehend Wünsche und Befehle gegen ihn aus, die er mit ergebenem Nicken hinnahm, obschon er ein unwillkürliches Mundrümpfen nicht ganz unterdrücken wollte. Die Befehle nämlich waren, aus guten Gründen, sehr allgemein gehalten und verlangten eigentlich nichts, als was der Koch bereits entschlossen war, mit künstlerischer Bestimmtheit zu thun, oder gar schon gethan hatte: man denkt sich also, was der seiner Meisterschaft sich Bewußte in seinem Innern über diese Art Mitwirkung für Urtheile formte! Die Herrin machte sich damit aber soviel zu schaffen, daß sie, wenn das Mahl nun köstlich befunden wurde, das Lob der Gäste als den gebührenden Dank für ihre entscheidende Oberleitung doch gar wohl entgegennehmen konnte.

Als der Zeiger der Uhr gegen halb Eins vorrückte, verließ auch der Herr des Hauses die Arbeitsstube, ging im Hof umher, lugte in die Ställe und nickte dem betreffenden Dienstpersonal seine Zufriedenheit. Dann trat er vor das Thor, in die Lindenallee hinaus, durchschritt sie, wandelte gegen das Gehölz und weidete sich an der Schönheit des Wetters, die er mit Genugthuung als gute Vorbedeutung empfand.

Der Tag war in der That schön — einer jener Herbsttage, die für das Auge fast mit denen des Frühlings wetteifern können und mit um so mehr Lust genossen werden, als man sie von der Natur kaum mehr erwarten zu dürfen meint, und dieser für ein Uebriges zu danken hat.

Vom wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne mit einem Licht, welches glänzender zu seyn schien, als an sommerlichen Tagen, und doch nur eine mildkräftige Wärme herabsandte, die den Spaziergänger mit innigem Behagen durchgoß. Felder und Wiesen in nicht allzugroßer Entfernung, Quellvertiefungen, Wälder und Anhöhen, die den Horizont abschlossen, waren in einen feinen Duft, in Schattirungen von Duft gehüllt, die der Landschaft einen eignen pittoresken Zauber gaben. So einheitlich und doch so reich war das Colorit, so völlig überwunden irdische Unzier und Schwere durch die magische Beleuchtung der großen Künstlerin Natur! Die nähern Gegenstände wirkten in ihren eigenthümlichen Farben mit, obwohl diese eine zarte Dämpfung erfahren hatten, die fernen Hügel glänzten im Schein der Sonne lichtbläulich und beschattete Partien standen getaucht in dunkles Blau, das um so kräftiger erschien, wenn sich die hellen Giebel dörflicher Häuser darauf malten. Wohin der Blick sich richtete, trat ihm ein Bild entgegen; ein Bild, das, wenn die Composition

einfach war, durch die ätherische Färbung das Auge magisch ansprach.

Und Alles war so still, so herbstlich still! Die Seele wurde nicht abgezogen durch fröhliche Töne, die aus der Luft, aus den Bäumen des Waldes herdrangen; das Reich der Sichtbarkeit nahm den Sinn allein gefangen und ein leises Wehen und Säuseln klang ungehört in das Ohr des Betrachters.

So recht ein Tag zum Sinnen und Denken, zum stillen Erwägen eines Planes, an dem die Seele hing! — Eduard, nachdem er die nähern Waldpartien und die weite Ferne mit dem Auge genossen, gab sich con amore der besänftigenden Einwirkung hin. Er überlegte Vergangnes und Künftiges, wog die Möglichkeiten der nächsten Zeit; und wenn sonst vielleicht Zweifel und Furcht in ihm gesiegt hätten, so behielt jetzt die Hoffnung die Oberhand. Dem erfrischten Geist traten die Motive einer Wendung zum Bessern mächtig entgegen, und er wiegte sich in Träumen, die sein Gesicht nach und nach völlig erheiterten.

Endlich erhob er das Haupt, schaute auf das Sträßchen, das durch den Wald zu seiner Besitzung führte, und machte eine Bewegung der Ungeduld. „Sie nehmen sich Zeit," rief er, und seine Züge drückten einen Vorwurf aus. Er sah auf die Uhr, überzeugte

sich, daß die bestimmte Zeit noch nicht abgelaufen war, und lächelte über sich selber.

Bald hörte man ein Rollen aus dem Wald, und eine Chaise kam herausgefahren, welche den Schwiegervater mit der Geheimeräthin brachte. Freudig hieß Eduard sie willkommen; die Beiden stiegen aus, und man ging, unter wechselseitigen Fragen und Antworten, langsam dem Hause zu. —

Eine halbe Stunde später, und die Gäste waren nicht nur alle eingetroffen, sondern das Mahl im Salon hatte seinen Anfang genommen und die Unterhaltung begann in Fluß zu gerathen.

Es waren außer den zuerst Angelangten, sechs Personen: der höchste Civilbeamte des Kreises, der seit einigen Tagen auf einem nahegelegenen Gut verweilte, nebst Gemahlin; ein General mit seiner Schwester; endlich ein bejahrter, zähgesunder Herr mit seiner nicht mehr ganz jungen Tochter.

Der Civilbeamte war etwa fünfzig Jahre alt. Sein Gesicht, wenn es nicht eben galant lächelte, zeigte eine ernste Entschlossenheit, drückte aber keinen sonderlichen Adel aus. Es lag etwas Engherziges in den markirten Zügen; aber allerdings auch eine Kraft der Beharrlichkeit, die den Kenner belehrte, daß der Mann eine Sache, die er einmal angegriffen hatte, nicht mehr loslassen würde, bevor er in seiner Art damit fertig geworden.

Der General mochte noch ein paar Jahre mehr zählen. Aus seinem runden Gesicht sprach eine gewisse martialische Gutmüthigkeit, und man sah ihm an, daß sein erprobter Muth mehr aus dem Herzen kam und einen ungleich natürlichern Charakter hatte, als der absichtsvolle des Beamten.

Der alte Herr war kein Andrer, als jene Excellenz, deren zuletzt eingeholter Rath den Fürsten in den Märztagen zum Nachgeben bestimmt hatte. Der hagre Kopf und zumal die grauen Augen drückten eine nüchterne, aber in ihrer Art doch innige Heiterkeit aus, die auf das Bewußtseyn vollendeter diplomatischer Ueberlegenheit gegründet war. Der Vielerfahrene sah das gesammte Treiben der Welt von oben her und erblickte darin nur das Object eines Spiels für die Klugen, denen, trotz alles Sträubens von Seiten der Dummen, zuletzt doch Alles zufallen müsse! Er konnte darum auch gegenwärtig die eben Herrschenden, durch die Zeitverhältnisse noch oben Gehaltenen, mit allem Behagen verspotten.

Von den Frauen ist weniger Charakteristisches zu melden. Die Gattin des Beamten erfreute sich eines Embonpoints, der auf ein ruhiges, lebensfrohes Herz rathen ließ. Die Schwester des Generals zeichnete sich durch eine rüstige Gestalt und ihre Wangen durch eine fast männliche Röthe aus. Die hagerschlanke Tochter der Excellenz war lebhaft in ihren Bewegungen und

geistreich abspringend in ihren Reden; eine unruhige Seele, die sich nicht ohne Erfolg liebenswürdig zu machen strebte.

Die Speisen waren alle gelungen, also köstlich — die Weine von den besten Jahrgängen und Lagen: eine nähere Beschreibung erläßt man uns. Champagner aus der Champagne, vom Keller des alten Ministers hieher gewandert, schloß die Reihenfolge der Getränke, und zwei große Kuchen, mit den schönsten Verzierungen belegt, die wohlgegliederte Kette der Speisen. Die Unterhaltung war auf allen möglichen Gegenständen umhergeschweift, indem die sämmtlich dem Adel, meist dem Freiherrnstand angehörigen Gäste mit feinem Takt alles Unangenehme vermieden und sich nur ein paarmal durch hingeworfene satirische Bemerkungen an den herrschenden Gewalten des Tages rächten. Allein wie pikant, ja wie fröhlich das Gespräch in den besten Momenten war — auch von ihm können wir keine Proben geben und müssen die Leser schon ersuchen, sich alles so unterhaltend als möglich vorzustellen.

Schien doch die Sonne des Nachmittags in den Salon und stärkte die Seelen durch die Zaubermacht des Lichtes, so daß sie den verhängnißvollen Ernst des Lebens, falls er, die Freude zu trüben, sich in ihnen erheben wollte, immer wieder in den Grund zurückzudrängen vermochten!

Als der Kaffee servirt und eine Tasse getrunken war, schlug die Hausfrau, die wegen des, unter nicht gewöhnlichen Umständen hergestellten, exquisiten Mahls in der That wiederholtes Lob zu vernehmen hatte, den Damen vor, mit ihr ins Freie zu gehen und die Herren der Cigarre zu überlassen. Die Geladenen ergriffen den Vorschlag dankbar, mit Ausnahme der Geheimeräthin, die ihn mit einem fast spöttischen Lächeln ablehnte. Der jungen Frau war das nicht unangenehm, und sie ergab sich auch darein, als die Schwiegermutter ihr bemerkte: sie hätte Verschiedenes im Hause zu thun und müßte ihr die Damen für jetzt allein überlassen!

Was sie im Sinn trug, war kein gewöhnlicher Spaziergang, — sie verband damit einen Zweck, der ihr auf's anziehendste vorschwebte. Unsre scharmante Freundin hatte sich nämlich mit ihrer genialen Penetration rasch in die Landwirthschaft eingeschossen, indem sie durch genaueres Zuschauen, durch Ausfragen der Dienstboten und des Verwalters, so zu sagen die Crême des ökonomischen Wissens sich aneignete. Sie sprach über die verschiedenen Arbeiten und Producte, als ob sie seit Jahren dirigirende Gutsherrin gewesen, und freute sich jetzt, die Damen, bei denen sie gründliche Kenntnisse in diesem Fach kaum voraussetzen durfte, nicht nur den Segen in Scheune und Stall sehen zu lassen, der an sich schon imponiren mußte, sondern in

einer Rundschau der ganzen Besitzung als Erklärerin aufzutreten und ihre neuen Kenntnisse rühmlichst an den Tag zu legen.

Demgemäß führte sie die Gäste zuerst in die Schweizerei, in der sie sich am meisten heimisch wußte, ging mit sichern Schritten voran, ermuthigte lächelnd die Begleiterinnen, die einen Fehltritt zu thun fürchteten, zeigte die ausgezeichnetsten Thiere, gab in kurzen Strichen eine Charakteristik der Rassen und ihres Werthes, theilte ein paar Züge von interessanten Individuen mit und verschmähte nicht, den jährlichen Ertrag von Milch, Butter und verkäuflichen Stücken bis auf den Gulden vorzurechnen. Ein besonders schönes Kalb streichelte sie mit solcher Traulichkeit, daß alle Damen sich gereizt fühlten, ihre Zärtlichkeit ebenfalls an ihm auszulassen; und so verließ man zuletzt den hellen und reinlichen Aufenthalt der nützlichen Vierfüßer mit wahrer Genugthuung und von Seiten der Gäste mit den gefühltesten Lobeserhebungen.

Der gute Anfang munterte die Kennerin auf, gewissenhaft fortzufahren. Sie zeigte mit ähnlichen Erläuterungen die Rosse — kräftige für die Landwirthschaft, zierliche für den eigenen Gebrauch —, das Geflügel, den Heu- und den Getreidestock; ja sie erließ ihnen sogar nicht die Anschauung des verhältnißmäßig gefüllten Kornbodens. Als sie diesen wieder herabgekommen

waren, stand die Sonne ziemlich tief; gleichwohl proponirte die Wirthin mit empfehlender Miene noch einen Gang in Garten und Feld, indem sie die Schwiegermutter, die man im Hausflur entdeckt hatte, zur Begleitung herbeirief. —

Die Männer hatten während dieser Beschäftigung der Frauen die Cigarren angesteckt, die Tassen sich nochmals füllen lassen, und ein Gespräch war in Gang gekommen, das bald einen eigenthümlich ernsthaften Charakter annahm.

Die Geheimeräthin bemerkte nämlich bald nach der Entfernung Julie's mit Zufriedenheit: „Unsre holde Wirthin hat einen guten Einfall gehabt, die Damen wegzuführen, die sich bei der Unterredung, die wir beabsichtigen, doch vielleicht gelangweilt hätten!"

„Das schwerlich," erwiderte der General heiter. „Aber um so besser ist's, daß sie uns allein lassen!"

„Ich würde mir," bemerkte der Herr des Hauses, „erlaubt haben, meiner Frau den Gang vorzuschlagen, wenn sie nicht selber darauf gekommen wäre. Denn" (setzte er mit einem achtungsvollen Blick auf die Gäste hinzu) „ich war dazu autorisirt! — — Nun, meine ich, werden wir eine gute Stunde frei haben!"

Eine Pause trat ein, in welcher die Anwesenden vor sich hinsahen, da jeder zögerte, das Thema sofort anzugreifen. Die Geheimeräthin, zu dem Präsidenten

und dem General gewendet, begann endlich: „Sie haben, wie es scheint, keine weitern Nachrichten erhalten?“

„Nichts, was Sie nicht schon wüßten,“ versetzte der Beamte.

Die Frau schwieg; dann sagte sie: „Ich will nicht annehmen, daß dieß von schlimmer Bedeutung ist! — Der Hofrath hat uns so gute Hoffnung gemacht! — Er ist bedächtig und sagt nichts ohne Grund —“

„Er wird auch Recht behalten,“ fiel die alte Excellenz ein. „Dieser Herr von Ehrenfels nimmt nicht an, verlassen Sie sich drauf!“

Die Geheimeräthin sah bedenklich. „Ich beuge mich,“ erwiderte sie, „vor Ihrer Welt- und Menschenkenntniß in aller Demuth; aber dießmal können Sie mir Ihre ganze Sicherheit nicht einflößen. Nach einem Brief, den ich bekommen, hat der Herr eine lächerliche Neigung zu dem Menschen gefaßt. Er hält ihn für den Ehrlichsten der Epoche und neigt sich jeden Tag mehr zu seinen Theorien.“ Indem sie mit sehr merklicher Geringschätzung die Achsel zuckte, fuhr sie fort: „Ich muß gestehen, ich hätte dem Herrn mehr Festigkeit, mehr fürstlichen Stolz zugetraut! Er hat der Seuche dieses Jahres auch nicht widerstehen können; im Grund ist er schon verdorben, und selbst in dem Fall, daß wir ihn in die Hand bekommen, werden wir alle Mühe haben, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen. — Wenn

aber dieser Ehrenfels klüger wäre, als die Klugen ihn sich denken! — wenn er sich nur sträubte, um unter den besten Bedingungen anzunehmen —"

Eine düstre Röthe des Unmuths färbte bei diesem Gedanken die blaßgelblichen Wangen der Frau, und die Excellenz — einer ihrer ehemaligen Verehrer! — beeilte sich mit vollkommener Selbstgewißheit auszurufen: „Beruhigen Sie sich, meine Theure! Ich kenne den Mann und sage gut für ihn! Wenn uns keine andre Gefahr droht, so haben wir die Macht in der Hand, und — folgen bei allen wichtigen Fragen den Inspirationen unsrer Meisterin!"

Die letzten Worte, von einem galanten Kopfneigen begleitet, riefen eine Art von Lächeln auf das Gesicht der Geschmeichelten.

Der alte Diplomat fuhr fort: „Sie wissen, daß der Rath, den ich dem Fürsten in den Tagen des Aufstands gegeben, mich gewissermaßen populär gemacht hat; und ich hütete mich natürlich wohl, den guten Leuten ihren lächerlichen Glauben zu nehmen! Das Thier hatte sich losgerissen, und ich rieth, ihm sacht entgegenzukommen, bis man's wieder an der Kette hätte: selbstverständlich war ich ein Freund des Volks und wurde nun auch bei verschiedenen Gelegenheiten mit gnädiger Aufmerksamkeit belohnt. Eh bien — ich benutzte die Dummheit der Leute, um ihr Treiben anzu-

sehen und an Ort und Stelle die neuen Menschen zu beobachten. Bald fiel mir dieser Ehrenfels auf, den ich früher kaum bemerkt hatte. Ich las seine Klubreden, verfolgte seine Thätigkeit in der Versammlung, und faßte, wie ich nicht läugnen will, eine förmliche Neigung zu ihm. — Keinen strafenden Blick, meine Gnädige! — Ich gewann ihn lieb, weil ich ihn vollkommen ehrlich — und darum vollkommen unschädlich erfand!"

Die Züge der Geheimeräthin klärten sich in etwas auf, und die ganze Gesellschaft fühlte sich durch die Conclusion erheitert.

„Der gute Mann," fuhr der alte Diplomat fort, „hat Grundsätze der strengsten Art, und darnach zu handeln auf's Penibelste, um wo möglich alle Welt vor den Kopf zu stoßen, das ist das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Er hat sich dadurch die Demokraten zu Feinden und die Unsern keineswegs zu Freunden gemacht; aber in Folge der sonderbaren Conjunctionen heutiger Zeit war unser Herr in der Lage, ihn vor allen zur Inscenirung des beabsichtigten Coup d'état aufzufordern!"

Er hielt ein wenig inne, zuckte mit ironischem Bedauern die Achsel und fuhr fort: „Er wird einen Korb erhalten, der liberale fürstliche Herr — dieser Ausgang ist unvermeidlich! — Eine Contrerevolution ist kein

Kinderspiel! Sie verlangt eine schwere Hand und ein hartes Herz! Nur der Haß — der solide Haß gegen den Pöbel und seine Größen kann sie machen; und davon hat unser edler Volks- und Rechtsfreund nicht die Spur in sich! Er weiß dieß auch selber, fühlt es, — und wird sich entschuldigen. Wenn er dumm ist aus Grundsätzen — dumm aus Mangel an Kopf ist er nicht! Drei Tage zum Ueberlegen, ein Philosoph, ein Ideologe: welche Zeit, um sich das Unternehmen in seiner ganzen Mißlichkeit vorzustellen und davor zurückzubeben wie vor der Umarmung der eisernen Jungfrau!"

Der Societät schien das einzuleuchten, sogar der staatsmännischen Dame. „Würde mir lieb seyn," erwiderte diese mit Ernst, „auch wenn Andre ihn beerben sollten! — Ich hasse diesen Menschen, ich sag' es hautement. Seine doctrinäre Vornehmheit stieß mich ab von Anfang an; aber seit dem Tag, wo er sich so schmählich beleidigend gegen seinen Freund benahm, gegen meinen Neffen, der die gute Absicht hatte, ihn aus seinem Elend zu reißen, da haß' ich ihn von Grund meines Herzens! Es verdroß mich über die Maßen, daß die geizige Hufnagel ihre Natur ändern mußte, um den Thoren, den wir über Bord geworfen, einigermaßen über Wasser zu halten; ich behielt ihn aber im Auge, und als ich in unsrer Staatszeitung einmal einen Artikel über sein Buch fand, der den Hoffärtigen an der

empfindlichsten Stelle treffen mußte, da machte ich mir das Vergnügen, ihm ein Exemplar zusenden zu lassen!“

Das Letzte hatte sie zu Eduard gesagt. Dieser wurde durch die Erinnerung an jene Großthat etwas beschämt, und ein melancholisches Lächeln umflog seine Lippen.

Die Excellenz nickte mit gemüthlicher Ironie und rief: „So sind die Frauen! — Musterbilder für uns in der Beständigkeit auch ihrer Antipathien!“

„Dieser Ehrenfels,“ entgegnete die Geheimeräthin mit aller ihr möglichen Würde, „verdient unsern Haß auch aus Gründen der Politik! Er, mit Seinesgleichen, ist unser wahrer, unser einziger Feind! Die Demokraten arbeiten für uns; je toller sie wirthschaften, desto gewisser ist unsre Rückkehr, und ich habe sie darum fast lieb, diese drolligen Bursche —“

„Sie nehmen ihnen,“ fiel die Excellenz mit behaglicher Bosheit ein, „am Ende sogar die Justiz nicht übel, die sie vor etlicher Zeit an dem Abgeordneten der Hauptstadt vollzogen haben!“

Die Frau machte eine den Scherz ablehnende Miene, konnte sich aber doch nicht enthalten, mit einem Schimmer von Genugthuung zu erwidern: „Die Lection war verdient; wer dem Pöbel hofirt, um ihn dann in's Gesicht zu schlagen, der muß seine Fäuste kosten! — Aber gerade dieses Abenteuer,“ setzte sie ernster hinzu, „hat

ihn zuerst dem Herrn empfohlen; die Rede über das Veto und die Schläge, die er dafür bekommen, haben ihn zum Minister gemacht. Nun hängt der Fürst an ihm; er hat ihn gedrängt, gebeten, beschworen — und wenn er einschlägt, sind wir verloren für alle Zeit!"

Der alte Herr war selber ernsthaft geworden; nach einem Moment des Besinnens versetzte er indeß: „Auch in diesem Fall nicht, meine Freundin! Wenn er sich entschlösse, die Reaction in's Werk zu setzen, er würde sehr bald mit seinem Geschäft in Widerspruch gerathen, würde sich entscheiden müssen zwischen seinen Amtspflichten und seinen Ueberzeugungen und — sich zurückziehen!"

„O," rief die Geheimeräthin mit dem Accent der tiefsten Empfindung, — „um ein Portefeuille zu behalten — um zu regieren —"

„Das, meine liebe Tante," bemerkte Eduard lächelnd, „ist am Ende nicht für Jeden solche Götterlust, wie für Sie —"

„Und für Sie, mein guter Neffe! — Denn Sie schmachten darnach —"

„Mitzuwirken," fiel Eduard mit Ernst und Nachdruck ein, „in der Stellung, die mir zukommt! — Das Regieren" (fuhr er mit rücksichtsvollem Blick auf den General und den Beamten fort) „wird die Sache

der beiden Herren seyn, welchen als Gehülfe zu dienen mein Stolz, mein Glück seyn wird!"

Der Kriegsmann lächelte zu diesem pathetischen Spruch, hinter dem er mit Recht noch einen andern Gedanken vermuthete, und sagte: „Herr von Horst, Sie kennen die See, und die Hülfe eines solchen Piloten wird uns von größtem Werthe seyn. Uebrigens war Ihnen der Fürst immer mit besonderer Neigung zugethan, — und Sie allein werden Herrn von Ehrenfels aus seinem Herzen verdrängen können!"

„Allerdings," versetzte die Geheimeräthin mit der Genugthuung einer Nahverwandten. „Er wird dafür sorgen, daß die Hoheit von der Fantasie zu diesem Menschen völlig geheilt wird."

Der Präsident hatte schon bei den letzten Reden Zeichen von Ungeduld merken lassen, und nun rief er: „Zur Sache, meine Freunde — die Zeit entflieht! — Angenommen also, Herr von Ehrenfels lehnte ab und ich oder mein Freund (was vollkommen gleich ist!) würde berufen: was ist unser Plan? Was schlagen wir dem Herrn vor?"

„Das Nächste," fiel die Excellenz ein, „schlägt sich selber vor. Ein Ministerium, das den Namen eines der beiden Herren an der Spitze trägt, wird in der demokratischen Versammlung einen Höllenlärm hervorrufen — und aufrichtig gestanden, ich freu' mich schon

auf die Phrasen, die sie bei diesem Anlaß vergießen werden! In gewaltiger Aufregung wird eine Deputation ernannt, es wird an das Herz des Landesherrn appellirt und Widerstand geleistet werden in Deklamationen und Beschlüssen, von denen einer großartiger seyn wird als der andere. — Nun, die Herren werden sich so betragen, daß man sie nach Hause schicken und die Arbeit selbst wird in die Hand nehmen müssen!"

„Also eine Constitution octroyiren," versetzte der Präsident, indem er seine Augen auf den Tisch heftete. — „Und von welcher Gattung?"

„So freisinnig als möglich!"

Der Beamte sah ihn an. Der Exminister und die Geheimeräthin lächelten.

„Ganz natürlich," fuhr der alte Diplomat fort. „Eine solche ist allein zeitgemäß — daher allein praktikabel!"

„Wie soll man aber mit ihr und ihren Consequenzen regieren?" fragte der Beamte.

„O," erwiderte die Excellenz mit Gemüthlichkeit, „das geht schon! — Zur Vorsorge bringt man einen Paragraph darin an, der unverdächtig aussieht, aber die Regierung gleichwohl in den Stand setzt, im loyalen Sinne das Land zu beackern. — Zeit gewonnen, Macht gewonnen; Macht gewonnen, Alles gewonnen!"

„Meinen Sie," bemerkte hier der General, „die

radikale Verfassung könnte später mit Hülfe der Kammern selber conservativ gemacht werden?"

„Es ist nicht unmöglich," versetzte die Excellenz. „Wenn der höchsten Ueberspannung nothwendig Abspannung folgt, so ändern sich mit dieser auch die politischen Begriffe; und eine kräftige und kluge Regierung, welche namentlich die Wahlen recht zu leiten verstünde, könnte in Zeiten der Apathie die Kammern wohl dazu bringen, zum Vortheil der Krone sich selber zu beschneiden. Indessen wenn sie sich sträuben, ist ja das Gegenmittel schon gefunden: man octroyirt auf's Neue!"

Der Präsident stand nachdenklich. „Dann," entgegnete er, „würde sich Alles erheben, was radikal und liberal denkt; das ganze Land würde schreien —"

„In Zeiten der Apathie?" fragte die Excellenz lächelnd. „Da kennen Sie die Menschen wenig, mein lieber Baron! — Man wird's hinnehmen in aller Gemüthsruhe, und die Leute werden ihren Geschäften, ihrem Vergnügen nachgehen!"

„Ja, ja," bemerkte die Geheimeräthin, „so wird's kommen! — und so ist's auch allein in der Ordnung!"

„Und dann," fuhr der Diplomat zum Präsidenten fort, — „kann man für solche Staatsacte keine Gründe angeben, deren Gewicht alle Einreden aus dem Felde schlägt? — Eigentlich genügt ein einziger: „Man kann mit der bisherigen Verfassung nicht regieren! — Der

Staat und die Gesellschaft würden aus den Fugen gehen! Die Regierung ist gezwungen — sie hat die heilige Pflicht, durch eine neue Octroyirung den festen Grund und den rettenden Halt wieder zu gewinnen!" — Man läßt die Aenderung durch die loyalen Kammern, die man sich durch ein neues Wahlgesetz beschafft hat, sanctioniren — und Alles ist gut. Auf dem endlich solid gewordenen Boden gedeiht und blüht das constitutionelle Leben; die Minister gouverniren, die Kammern debattiren, das Land ist zufrieden."

Das Zukunftsbild, das der alte Herr mit einem fast jugendlichen Uebermuth gemalt, erhellte für den Moment alle Gesichter. Der Präsident, der die Besprechung überhaupt am ernsthaftesten nahm, verzog indessen gleich darauf den Mund und bemerkte: „Excellenz, wenn ich Sie nicht besser kennte, würde ich glauben, Sie haben Ihren Scherz mit uns: so leicht nehmen Sie Alles! Doch — gehen wir für jetzt weiter. — In Frankfurt, wie Sie wissen, sitzt die Nationalversammlung — auch jetzt noch mit großer Autorität, und mit dem Anspruch auf Entscheidungen, denen man in den Einzelstaaten lediglich zu gehorchen habe. Sie ist mit den Grundrechten fertig und arbeitet an der Reichsverfassung. Wenn diese nun in's Leben tritt — irgendwie und noch so modificirt —: wie sollen wir dann nach Ihren Propositionen vorgehen können?"

Als die Excellenz hierauf schwieg, setzte der Beamte einigermaßen triumphirend hinzu: „Diesen Factor scheinen Sie ganz außer Acht gelassen zu haben!“

Allein der alte Herr erwiderte ruhig: „Durchaus nicht, mein lieber Freund! Zunächst: die höchst freisinnige Verfassung, die wir octroyiren, hat eben auch den Zweck, die deutsche Nationalversammlung zu contentiren und sie für uns zu gewinnen!“

„Das läßt sich hören. — Aber die minder freisinnige, die schon in Aussicht genommen ist? — Was wird das Reichsoberhaupt, was werden Staaten- und Volkshaus dazu sagen?“

Der alte Herr schwieg und sah ihn lächelnd an. „Mein lieber Baron,“ erwiderte er dann, — „wenn wir zur andern Octroyirung schreiten, werden Staaten- und Volkshaus mitsammt dem Reiche selber — Träume vergangener Zeiten gewesen seyn! Man wird an sie zurückdenken wie an ein Mährchen, und nicht begreifen, wie man je daran glauben konnte!“

Dieses Wort, mit einer Sicherheit gesprochen, die ordentlich etwas Herablassendes hatte, machte auf die Hörer eine mächtige Wirkung. Es trat eine tiefe Stille ein; und die Gemüther erwogen die in jenen Tagen allerdings nicht bloß von unsrer Excellenz gewagte, aber doch immer kühn klingende frappirende Prophezeihung.

Der General ergriff zuerst das Wort und sagte: „Ihre Meinung ist also, daß die Verfassung, die man in Frankfurt machen will, gar nicht zur Ausführung kommen wird? — Aber was soll dann geschehen? Die deutschen Staaten können doch unmöglich ohne ein Band der Einheit bleiben?"

„Gewiß nicht," versetzte die Excellenz. „Wir haben aber das richtige schon gehabt — und werden es wieder bekommen."

„Sie meinen —?" rief hier der Präsident mit einem Gesicht, das eine eigne Mischung von Schadenfreude und Hoffnung ausdrückte.

„Den Bundestag!" erwiderte die Excellenz mit Nachdruck.

Alle Gesichter erheiterten sich. Wenn jene erste Prophezeihung auch in diesem Kreis ernste Gedanken wecken mußte, so konnte die zweite für jetzt nur einen Eindruck machen, der etwas Komisches hatte.

„Wie!" rief der General, — „der als constatirte Leiche feierlich bestattete Bundestag sollte wiedererstehen — und Liebhaber finden —?"

„Man wird ihn wieder erwecken," erklärte die Excellenz bestimmt, „und sehr froh seyn, wenn man ihn wieder hat!"

Laute Heiterkeit antwortete auf diesen Spruch, und die in Hoffnung Glaubenden sahen sich wechselseits mit

innigem Vergnügen an. — Welche Strafe für die Parteien, die so roh gegen sie vorgegangen waren, so anmaßend, so beleidigend —, wenn sie das verhaßte Institut wieder über sich erkennen mußten! — Rache ist süß; und das war eine Rache, wie sie vollständiger und pikanter nicht wohl zu denken war!

Der alte Herr betrachtete die Gesichter prüfend und sagte: „Sie freuen sich über die Aussicht, die ich Ihnen gebe? Sie können es in allem Ernst! Welche Kreuz- und Quergänge man machen wird, bis man an diesem Ziel anlangt, kann ich freilich nicht sagen; aber anlangen wird man daran, denn es ist unvermeidlich! — Alle Gründe sprechen dafür; alle Gründe sprechen gegen die andern Formen, womit man das Institut ersetzen zu können meint.“

Indem er Miene machte, diese seine Gründe zu entwickeln, rückten die Anwesenden ihm näher und sahen mit Spannung auf den Mann, über dessen politische Geheimweisheit für sie kein Zweifel seyn konnte. Zeuge der Weltbegebenheiten über ein halbes Jahrhundert, als Gesandter in den ersten Städten Europa's verweilend und die nützlichsten Verbindungen cultivirend, den ehemaligen und den jetzigen Landesherrn durch seinen Rath erleuchtend, war er in Fragen jener Politik, die dem Volk ein Mysterium bleiben muß, die höchste Autorität. Es erquickte sein Alter, sich als solche geehrt zu sehen,

und er ertheilte, darum ersucht, seinen Rath mit Vergnügen. Daß er aber jetzt in einen Bund getreten war, der sich dem Fürsten zur Durchführung der Restauration anbot, hatte doch nicht bloß diese Gründe, sondern geschah mit der begreiflichen Rücksicht eines Vaters auf zwei Söhne und einen Schwiegersohn, deren entsprechende Erhöhung den Ersatz für seine Mitwirkung bilden sollte. Er war es, der mit der Geheimeräthin, dem Exminister und Eduard den Gedanken der bewaffneten Reaction zuerst gedacht, ihn dem Fürsten soufflirt (dem er, in allgemeinen Umrissen, auch schon vorgeschwebt!) und seine Augen dann auf den General und den Präsidenten gerichtet hatte, die er von allen nähern Bekannten als die besten Werkzeuge zur ersten Action ansehen mußte. Der kleine Kreis (um dieß gelegentlich zu bemerken) theilte sich selbst wieder in einen esoterischen und einen exoterischen. In jenem war man übereingekommen, dem Fürsten zum Minister nicht sogleich Herrn von Horst anzubieten, sondern die beiden Herren vorzuschieben und alles Fatale, was bei dem zu erwartenden Conflict geschehen mochte, sich an ihre Namen hängen zu lassen, damit die Hoffnung des engern Kreises gelegentlich um so reiner, schöner und nachhaltiger ihre Stelle einnehmen könnte. Der Präsident, der überhaupt mehr dachte, als aus seinen Reden und Fragen ersichtlich war, hatte davon eine gute Ahnung und sich

schon vorgenommen, diese freundliche Erwartung nach Möglichkeit zu täuschen.

Die Excellenz fuhr fort: „Wir haben — Dank sey es unsern guten Nachbarn, den Franzosen! — in Deutschland auch einmal eine Revolution gelingen sehen! Sie war nicht unvermeidlich: wenn die Herren nicht die Köpfe verloren und sich schnell zusammengethan hätten, würde man die ersten Flammen erstickt haben im Blute der Aufrührer. Es ist nicht geschehen, — der Dämon der Umwälzung hatte mit förmlichem Raffinement dafür gesorgt, dieser überall charakteristisch die Wege zu bahnen, in München vordenkend Einleitungen getroffen, die zum Reüssiren unerläßlich waren, und in Wien neben dem Kaiser Ferdinand sogar unsern Metternich schwach werden lassen, damit ja die Lorbern der siegreichen Wiener die eifersüchtigen Berliner nicht schlafen ließen, bevor sie noch pompöser gearbeitet und gleichsam Ende gut Alles gut gemacht — — kurz, die Revolution griff durch, und wir hatten die verkehrte Welt: Urwahlen, Demagogen- und Pöbelherrschaft. Die Versammlungen, berufen, mit den Regierungen die schöne neue Freiheit zu consolidiren, fühlten sich, glaubten diesem Geschäft allein besser vorstehen zu können, und wollten für die Staaten wie für das ganze Deutschland Gesetze abfassen, welche die Fürsten pure anzunehmen hätten.

Diese schienen in der That beseitigt und konnten höchstens noch hoffen, von dem großmüthigen Volk unter den einschränkendsten Cautelen als Oberhäupter verwendet zu werden.

Aber die Rettung war vorgesehen.

Die Versammlungen, die man schalten und walten ließ, träumten den Traum der Macht, waren beseligt durch die herrlichen Visionen — und versäumten, die wirkliche Macht in die Hand zu nehmen. Es ist wahr, bei der Sachlage hatte das auch seine Schwierigkeit, und die politischen Köpfe darunter konnten denken, später ging's auch noch und leichter; — um so besser für uns! Die Waffen, die man liegen ließ, blieben den alten Inhabern; die Soldaten fühlten, man kann fast sagen, Mitleid mit den verlassenen, in Mißachtung lebenden Herren, und eine Mahnung zur Treue pochte an ihre Brust. Die Bacchanalien des demokratischen Pöbels hatten den ehrsamen Bürger stutzen gemacht, die Wohlhabenden sehnten sich überall nach einer kräftigen Hand — wir hatten gewonnen.

Schon gegenwärtig steht es so, daß Alles wieder von den Fürsten abhängt!" —

In dem Gefühl, daß seine Explication etwas länger gerathen würde, als er erst gedacht, machte der Altmeister hier eine Pause, zog eine goldne mit Brillanten besetzte Dose aus der Tasche und nahm bedächtig eine

Prise Tabak. Er konnte wohl innehalten. Der letzte Satz hatte die Hörer mit dem tiefsten Genügen erfüllt; sie weideten sich an dem Gedanken, und die Gesichter glänzten, als ob sie von dem Schein der Morgenröthe beleuchtet wären.

„Unser einer," begann die Excellenz wieder, „sieht die Dinge, wie sie sind, und kann sich darum wohl erlauben, gewisse Projecte schon als gelungen zu betrachten. Ich nehme an, daß Wien eingenommen und unter soldatische Zucht gestellt ist, daß man in Berlin nachfolgen und tabula rasa machen wird für ein neues Regiment. Dieses wird so klug seyn wie wir, und wenn es octroyirt, zeitgemäß octroyiren — begreiflich! Unter allen Umständen wird nun in Preußen der König wieder Herr seyn, wie in Oesterreich der Kaiser; — und ich meine" (setzte er lächelnd hinzu) „die Häupter der übrigen Staaten werden sich dem Ton, den man von dorther angeben wird, nicht widersetzen wollen! — Die Fürsten werden thatsächlich wieder gebieten; und die Arbeiten der Versammlungen werden für sie — Materialien seyn, aus denen sie nehmen, was sie brauchen können.

Ich weiß nun freilich, womit die Politiker in Frankfurt, die das auch schon capiren, sich zu helfen gedenken. Aber den Herrn, auf den sie speculiren, kenn' ich besser. Der wird auf's gewissenhafteste nur thun, was er für

gerecht hält; die Krone nämlich, die sie ihm bieten, nur annehmen: wenn die deutschen Fürsten zustimmen!"

Die Excellenz zuckte hier die Achsel und lächelte mit einer Heiterkeit und Feinheit, die dem alten Gesicht ordentlich etwas Liebenswürdiges gab. „Sie begreifen," setzte er zum Ueberfluß hinzu, „daß aus der Sache nichts wird!"

Vergnügte Zustimmungen folgten, und die Geheimeräthin schickte sich eben an, eine Rechtfertigung der Herren beizufügen, als die Excellenz, zum Schlusse trachtend, fortfuhr: „Wenn in den größten deutschen Staaten die Fürsten wieder Fürsten sind, dann ist das, was man in Frankfurt beabsichtigt, unmöglich. Niemand gibt aus freien Stücken reale, auch nicht eingebildete Vortheile auf; am wenigsten regierende Herren! — Aber man glaubt vielleicht, das Volk, um die Früchte seiner glorreichen Umwälzung betrogen, werde sich dann grimmig erheben und Alles niederwerfen?

Das Volk, meine Freunde, wird sich nicht erheben. Die Demokraten, wo sie sich in Mehrheit wissen, können wohl aufstehen — hier eine Parthie, dort eine; damit wird aber die Frage nur um so rascher und völliger zur Lösung gebracht. Die Fürsten werden sich eng zusammenschließen, in den Siegern werden alle fürstlichen Begierden erwachen und die Restauration um so kühner zum Ziele schreiten. Nicht unmöglich, daß

trotzdem in einem und dem andern fürstlichen Kopf der Gedanke aufsteigt, der Zeit auch Rechnung tragen und wenigstens für das Ganze irgend etwas Neues erfinden zu wollen. — Alle Versuche werden scheitern — glauben Sie mir's! Was die Kleinen wollen, mögen die Großen nicht; was der eine Große will, mag der andre nicht —, es wird, falls man sich steift, Streit geben, Gefahren können drohen und die Guten schier verzweifeln über das ewige Scheitern der Projecte — bis zuletzt Alle mit wahrem Vergnügen erkennen werden, daß doch Eine Form noch übrig und möglich ist, weil sie sich schon probat gezeigt, und daß eben sie, die vielverkannte, die Rettung deutscher Einheit werden kann — der Bundestag. Und diese jetzt noch gehaßte oder verlachte Institution wird glorreich wieder erstehen, die Mächte vereinen und als Port des Heiles von allen Seiten gepriesen werden!"

Der alte Herr, der die letzten Worte mit frohster Sicherheit gesprochen, betrachtete die Gesellschaft. Und das Vergnügen derselben kam nun zum Durchbruch; die heiterste Anerkennung, die herzlichsten Lobsprüche belohnten sein Evangelium.

„Ihre Beweisführung," rief die Geheimeräthin mit einem Dankgefühl, das dem Accent etwas Zärtliches gab, „ist so klar, so überzeugend, daß man ihr nicht

widerstehen kann. Aber wie machen Sie's nur, Alles so klar zu sehen —"

„Erfahrung, meine Liebe," fiel die Excellenz wohlwollend ein; — „Erfahrung und einiger Verstand, den man von der Natur erhalten hat! — Wer zu wiederholtenmalen die Wasser hat anschwellen, Alles überfluten und dann Schritt für Schritt wieder zurücktreten sehen, bis endlich Gegend und Fluß ganz die alte Physiognomie wieder zeigten, ja der letztere noch tiefer gesunken war als vorher, der hat bei einer neuen Ueberschwemmung leicht prophezeihen! — Die Begeisterten meinen immer, jetzt müßt's bleiben; wir alte Herren wissen's aber besser und können uns von dem wüsten Gewog ruhig umbrausen lassen." Indem er sich zu dem Präsidenten wandte, sagte er gemüthlich: „Also mein lieber Baron, Sie sind auch überzeugt?"

„Vollkommen," erwiderte dieser mit freudigem Ernst; „und sehr dankbar für Ihre Klarlegung der Situation. — Ich denke, man kann's wagen!"

„In aller Ruhe," versetzte die Excellenz. „Sogar der Anfang wird hier nicht schwer seyn. — Höflichkeiten werden Sie freilich nicht zu hören bekommen, wenn Sie den Herren Abgeordneten sich vorstellen und ihnen zunächst die Vertagung ankündigen! Aber unterdessen sind, um inskünftige die Freiheit der Berathungen zu sichern" (der alte Herr konnte hier nicht umhin, boshaft

zu lächeln!), „die Truppen eingerückt, und die Regierung findet Gehorsam. Wenn ich mich in den Menschen nicht ganz irre, wird es bei der Vertagung nicht bleiben. Die Erwählten des Volks werden sich trotzend versammeln: man wird die Auflösung dekretiren müssen. Dann frisch an die Constitution. Man nimmt das Elaborat der Versammlung, verbessert es zweckmäßig, überrascht alle Welt durch die ungemeine Freisinnigkeit der Paragraphen — und entwaffnet die Demokraten ganz und gar. Dann ist Alles gemacht. Die Linken der neuen Versammlungen werden bellen, aber nicht mehr beißen. Sie, meine Herren, regieren im Einklang mit der Mehrheit der Kammern, des Volks und der Frankfurter Nationalversammlung, so lang diese noch besteht; — bis Sie endlich das Ziel all Ihrer Wünsche erreichen — im Einklang mit dem Bundestag!"

Die letzten Worte des Altmeisters vollendeten die Sicherung der Gemüther. Aber es waren Sirenentöne, die er vernehmen ließ — die Aussichten, die er eröffnete, glänzten in zauberischem Licht — tiefes, süßes, glühendes Verlangen erstand in den Gemüthern. Ob die Begierde nach dem Besitz der Macht in dem Präsidenten, in Eduard oder der Geheimeräthin stärker pochte, wäre schwer zu sagen gewesen. Auch der General, der sich mehr überredet und pflichtmäßig zur Mitwirkung bestimmt hatte, sah die Früchte des Unternehmens locken-

der, appetiterregender vom Baume schimmern; und wenn der Exminister, der für sich resignirt hatte, am ruhigsten blieb, so erfüllte doch auch ihn der Gedanke, daß zuletzt Alles an den Schwiegersohn gelangen werde, mit innigem Behagen.

Die allgemeine Befriedigung stimmte die Gemüther wohlwollend, liebevoll. Man gelobte sich Freundschaft in allen Verhältnissen und Lebenslagen; vor Allen wurde aber der Nestor der Diplomatie Gegenstand wärmster Anerkennung und ehrendster Huldigung. Der Präsident, der ihn bei Seite genommen, sagte mit gedämpftem Ton, der aber der Wärme seiner Empfindung keinen Eintrag that: „Wenn das Unternehmen gelingt, dann sollen Excellenz erfahren, ob wir zu danken wissen! Ich werde mehr thun, als Sie gewünscht haben; verlassen Sie sich ganz auf mich!“ Der alte Herr nickte freundlich und der Beamte preßte ihm zärtlich die Hand. Die Geheimeräthin bemerkte derweil zu dem General und Eduard: „Meine Herren, wenn Sie oben stehen, vergessen Sie nie, wem sie es vor Allen zu danken haben! Er hat den Plan ersonnen und der Ausführung den Weg gebahnt — für seine Familie (die gute Emmeline nicht zu vergessen!) kann nie genug geschehen!“ —

In den Kreis von Glücklichen trat des Exministers Diener ein, der heute bei Eduard fungirte, legte zwei eben angekommene Journale auf den Tisch und ent=

fernte sich wieder. Begieriger als sonst ergriff die Geheimeräthin das eine, Eduard das andre, um es rasch durchzugehen. Jene, nachdem sie die „neuesten Nachrichten“ des ihrigen überflogen, zuckte gleichgültig die Achsel; Eduard, die Augen auf einen Passus geheftet, wurde blaß und rief plötzlich mit bebender Stimme: „Alles ist verloren — Ehrenfels nimmt an!“

Mit erschreckten Mienen wandte man sich ihm zu und bestürmte ihn mit Fragen. Er faßte sich nach Möglichkeit und las:

„Aus der zuverlässigsten Quelle erfahren wir, daß der Minister des Innern bleiben, die Portefeuilles der Finanzen und des Kriegs an zwei Koryphäen der Rechten — den Rechnungsrath B. und den Oberst v. Z. — übergeben und somit ein offnes Ministerium der Contrerevolution bilden wird. Trotz aller Gerüchte von seiner Abdankung haben wir an diesem Ausgang nie gezweifelt. Wie konnte man glauben, daß ein Mißtrauensvotum im Stande seyn werde, einen Ehrenfels zur Abgabe des so lang und heiß erstrebten Portefeuilles zu bewegen? — Machen wir uns auf das Schlimmste gefaßt, und sorgen wir dafür, daß der Angriff uns gerüstet findet!“

Die Wirkung dieser Zeilen auf die Versammelten war ungeheuer. Sogar der alte Diplomat vermochte nicht zu widerstehen und mußte sein Gesicht gewaltig

spannen, um äußerlich seine Fassung zu behaupten. Der Exminister war erröthet und stand mit dem ganzen Gefühl einer verlornen Sache da. Eduard, noch mehr aber der Präsident und die Geheimeräthin, sahen sich gar nicht mehr ähnlich, so völlig hatten Schreck und peinlicher Unmuth die vom Glück verschönten Züge ins Gegentheil umgewandelt. Der Beamte regte sich nicht; er glich einer Bildsäule der Trostlosigkeit und die erbleichten Lippen drückten schmerzliche Scham und Bitterkeit aus. Das Gesicht der Geheimeräthin hatte seinen fahlsten Ton erhalten, und die im Innern aufkochende Wuth verzerrte es endlich bis zur Häßlichkeit. — Der General, der es am leichtesten genommen, sah von Einem auf's Andere, schüttelte den Kopf und fühlte sich im Verein mit Geschlagenen und durch die Niederlage Vernichteten ebenfalls tief unbehaglich.

Das erste Herz, welches sich Luft machen mußte, war das der Geheimeräthin. „Da haben wir's," rief sie mit einem Hohn, durch den sie sich über den stechenden Verdruß erheben wollte; „da habt ihr euren gutmüthigen Ehrlichen, euren moralischen Pedanten, euren Thoren! Ein Thor, der zugreift und uns Alle auslacht! — Nun" (fuhr sie zu dem Diplomaten gewendet fort), „ist das nicht ganz die Geschichte von der Milchfrau? Was meinen Excellenz dazu? Was spricht die Weisheit?"

Der Diplomat hatte sich gefaßt und entgegnete mit

Würde: „Vorderhand ist's die Notiz einer Zeitung, und noch dazu, wie ich sehe, der demokratischen! Man weiß, was bei diesen Herren „zuverlässige Quelle“ bedeutet! — Erholen wir uns von dem Schreck, und warten wir!“

Für die Tante, die geringschätzig die Achsel zuckte, erwiderte Eduard: „Hoffen können wir allerdings noch; aber die Nachricht ist so bestimmt, und die Annahme so naheliegend, so natürlich —“

„Fühlen Sie das auch?“ unterbrach ihn die Geheimeräthin mit bitterm Verziehen der dünnen Lippen. Die Zeitung meldet eine geschehene Thatsache! So dumm ist Niemand, daß er die Herrschaft, die man ihm anbietet, Andern überläßt und, während er Alles seyn kann, freiwillig Nichts wird! — Daß man es uns nicht geschrieben hat, ist ganz natürlich! Man beeilt sich nicht, Leute zu bedienen, die verspielt haben; und die Freunde schonen uns!“ — Sie preßte die Lippen zusammen, machte in schmerzlicher Aufregung unwillkürlich ein paar Schritte und brach endlich in die Worte aus: „Dieser Ehrenfels! — Dieser Hochmüthige! Dieser scheinbare Narr, der klüger ist, als wir Alle — — jetzt ein Quell der Gnaden und der Beförderung! Die neue Sonne, der Alle huldigen, und der wir uns ebenfalls demüthig nahen müssen, wenn einige Strahlen auf uns fallen sollen! — Nein, das ertrag ich nicht, das geht über meine Kraft! Ich kann's nicht mit ansehen,

daß Er über uns triumphirt, und werde das Land verlassen —"

Der alte Diplomat hatte seinem Gesicht einen Ausdruck männlicher Strenge gegeben und rief nun mahnend: „Ruhig, meine Freundin! Wenn wir geschlagen sind — was wir erst noch erfahren müssen! — ziehen wir uns mit Anstand zurück, und — geben wir das Spiel auch dann nicht verloren! Herr von Ehrenfels, wenn er schwach genug war, die ihm nicht zu Gesicht stehende Rolle zu übernehmen, wird sie nicht durchführen können: man wird sich endlich doch an uns wenden müssen!"

Das Lächeln, das jetzt über das Antlitz der Frau ging, war das des Mitleids. „Gehen Sie," entgegnete die Unversöhnliche; „dieser Mann wird Ihre zweite Prophezeihung ebenso zu Schanden machen wie die erste! Hat er den Becher der Herrschaft erst gekostet, dann wird er ihn behalten, wie Alle, die ihn in Händen haben —"

„Nun," rief hier der General, ohne seinen Unwillen über die Leidenschaft der Ehrgeizigen länger verbergen zu wollen, — „in Gottes Namen dann! Mag er ihn behalten diesen Becher, aus dem bekanntlich nicht bloß Honig fließt! Wir bleiben, was wir sind, und thun unsre Pflicht, wie vorher!"

Der Präsident, der sich endlich auch gefaßt hatte, stimmte mit gemessenem Nicken zu und gab dem General

die Hand; die Geheimeräthin versetzte indeß mit scharfem Ton: „Damit können Sie zufrieden seyn, nicht wir, die wir gar nichts mehr sind! — Wer weiß aber, vielleicht gewinnt der regierende Minister die Ueberzeugung, daß es zum Vortheil des Landes gereicht, wenn auch Sie nicht mehr bleiben, was Sie sind, und macht sie uns gleich —“

Ehe sie weiterreden konnte, ging die Thüre auf, und herein trat die junge Frau, etwas ermüdet, aber grundvergnügt, mit rosigem Glanze des Angesichts. Der Umgang war vollendet — der Abend wunderschön, die An- und Aussichten entzückend gewesen, und die von allem auf's tiefste befriedigten Damen hatten des Lobens kein Ende gefunden. Die von diesem „Erfolg“ Beglückte rief nun lächelnd: „Also doch noch hier?“ — Und zu dem alten Minister eilend sagte sie: „Ein reitender Postknecht, lieber Papa, hat diesen Brief gebracht; er scheint pressant —“

Der Alte nahm ihn rasch aus ihrer Hand, öffnete, durchlief ihn, — seine Wangen färbten sich und er rief mit freudig-lauter Stimme: „Gewonnen! — Ehrenfels hat abgelehnt! — Wir sind berufen!“

Ein allgemeines „Ah“ der Ueberraschung, der Befriedigung und des Triumphes war die Antwort. Die Anwesenden umdrängten ihn in höchster Aufregung fragend — und er erwiderte: „Der Brief ist vom Hof-

rath. — Herr von Ehrenfels — meldet er — hat seine Entlassung eingereicht und erhalten. Die Hoheit ist förmlich böse auf ihn, und wenn Sie diese Zeilen lesen, wird das Schreiben, das unsre Freunde beruft, schon auf dem Wege seyn. — Empfangen Sie meine herzlichsten Glückwünsche! Ich kann gar nicht sagen, wie ich mich dieser Wendung freue! Aber ich muß schließen! Auf Wiedersehen!" —

Mitten in dem Tumult der Freude, der hierauf in dem Cirkel ausbrach, wendete sich der alte Diplomat zur Geheimeräthin und sagte mit ruhig überlegenem Lächeln:

„Nun, meine Freundin?" —

Die Widerlegte trat mit demüthiger Miene zu ihm, ergriff seine Hand und erwiderte reuevoll, schmeichelnd: „Verzeihen Sie, theuerster Freund! Die Verzweiflung hat aus mir gesprochen, ich war meiner nicht mehr mächtig! — Sie haben Recht gehabt, wie immer, und ich, Gott sey Dank, bin beschämt!"

Die Excellenz klopfte das welke Gesicht, das im Entzücken des Herzens wieder zu einer Art Jugend erblüht war, mit zierlich sanftem Finger und sagte mit dem Ton halb eines Vaters und halb eines alten Liebhabers: „Contenance behalten, meine Beste! — Wir sind unvermeidlich und unwiderstehlich; wie oft man uns auch

für beseitigt erklären mag, wir kommen immer wieder und nehmen, was uns gehört!" —

Die schöne Julie, die erst verwunderte Augen gemacht, dann aber begreifend genickt hatte und durch die Gewißheit, daß ihre Familie, ihr Gatte die alte Herrlichkeit wieder erlangen sollten, von glühendem Roth überströmt war, eilte hinweg, kehrte mit den Frauen, die unten noch geplaudert hatten, zurück — und der Sieg des aristokratischen Bundes wurde nochmal feierlich verkündet. Man umarmte sich jubelnd; man rühmte sich und erging sich in Betheuerungen des Dankes, der Liebe, — und Thränen der Freude standen in den Augen der Frauen.

———— ——

X.

Bestandene Prüfung. Die Familie und die Freunde. Loslösung. Der Staatsstreich. Ein Tag aus der Zeit der Restauration. Wiedersehen und Lebewohl.

Otto hatte doch einen ernstlichen Kampf mit sich selber zu bestehen, bevor er den Entschluß fassen konnte, der die Gesellschaft auf dem Lindhof so glücklich machte!

Der Fürst hatte sein innerstes Wesen aufgerührt. Sein Herz, an das jener sich gewandt, antwortete mit einer hingebenden Wallung. Das Blut des alten Vasallengeschlechts rührte sich, ein ritterlicher Heroismus erstand in ihm, und es war dem Heimkehrenden, als ob man für einen Herrscher, der so freundlich dringend an Liebe und Treue appellirt hatte, sich nicht versagen könnte, im Nothfall sich opfern müßte!

Auch war es richtig: Viel sprach dafür, daß er, der Gerechte und Liberale, das Unvermeidliche that! Und viel konnte er sich zutrauen in Begründung der Freiheit,

im Kampf gegen den Rückgang und das Drängen der wieder obenaufkommenden Selbstsucht! —

Er ging nicht gleich nach Hause, um — sich abzukühlen; und doch hatte ihn, als er endlich in sein Thor eintrat, der Zauber, den der Fürst auf ihn geübt, noch nicht verlassen.

Den Seinen, die sich lebhaft erkundigten, antwortete er, es sey noch nichts entschieden, — und zeigte darauf eine Zurückhaltung, daß sie weitere Fragen nicht an ihn stellen wollten.

Allein es bedurfte nur eines Tags, nur eines neuen Morgens, um ihn erkennen zu lassen, was für ihn das Bessere, das Unumgängliche war! — Sobald er sich nüchtern vorstellte, was er im Fall der Annahme zu thun hatte, und die Macht einer allgemeinen Strömung wieder vor seine Seele trat, da fühlte er, daß er sich auf ein Unternehmen einließe, für das er nicht gemacht wäre und dem er erliegen müßte! —

Zwar der Partei, deren sinnloser Uebermuth den Kampf herausgefordert hatte, gönnte er den Schlag. Je heißer er die Freiheit liebte, desto tiefer verdroß es ihn, in ihrem Namen mit förmlicher Dummdreistigkeit nach despotischer Gewalt greifen zu sehen. Der blinde, trunkene Mißbrauch einer zufällig erhaltenen Macht, den er mit Augen sah, widerte ihn an; und wenn er sich dachte, wie die Koryphäen, zumal die linksten, in

einer „demokratischen Republik", als herrschende Potenzen die Culturgüter deutscher Nation bewirthschafteten, da erfaßte ihn ein Grauen. Nothwendig und nützlich als Gegengewicht gegen den Ballast auf der andern Seite, war die Bornirtheit und Seichtheit als herrschende Macht schrecklich zu denken.

Der Streich der in der Geschichte waltenden, rächenden Gottheit war nöthig; aber er wollte nicht die Geißel seyn. Das Amt des Büttels, der an dem Delinquenten den Spruch des Gerichts zu vollziehen hat, sollten Andre übernehmen, die mehr Trieb und Eifer und mehr Geschick dazu hatten. Solche gab es und sie lauerten, sich zur Verfügung zu stellen, das wußte er. „Mögen Sie's thun," rief es in ihm. „Mögen Sie das Vergnügen haben und ausführen, was ich ihnen zuweise. — Entweder nie mehr oder erst nach ihnen kommt meine Zeit!"

Der Glaube des Philosophen kam dem natürlichen Widerwillen, sogar im Interesse der Freiheit brutale Gewalt anzuwenden, zu Hülfe. „Auch hier," sagte er sich, „muß eine Arbeitstheilung stattfinden; und Niemand soll in ein Handwerk pfuschen, das Andre besser können. Hab' ich eine Aufgabe in der Welt, die ich, nur ich am besten löse, dann wird zu rechter Zeit auch der Ruf nicht fehlen. Es gibt eine Vernunft in der Welt — eine Vorsehung. Im unbedingten Vertrauen

auf sie zu warten, bis sie das Tagewerk zeigt, welchem jede Faser des Herzens zustrebt, ist Pflicht des Mannes; und diese Pflicht zu erfüllen, bringt allein wahre Ehre!“

Was aber ihm, dem Aufgeforderten, zu thun Pflicht war, das allein konnte auch dem Fürsten ersprießlich seyn. Wollte er in der That loyal und ritterlich handeln, so mußte er dem unmittelbaren Unmuth des Herrn Trotz bieten und ablehnen. —

Er entschied sich, unwiderruflich, und verkehrte nun um so unbefangener mit Untergebenen und mit Bekannten, die ihm zufällig in den Weg kamen. Jene zwei Koryphäen der Rechten — Rechnungsrath B. und Oberst von Z. — trafen ihn auf einem Spaziergang; sie benutzten die Gelegenheit, über das Verhalten der Majorität ihr tiefes Bedauern auszudrücken, ermahnten ihn zu energischen Maßregeln und erboten sich unter allen Umständen zur eifrigsten Beihülfe. Ein Mitglied der Linken, das eben vorüberging, erlauschte einige Worte, sah die zusammenstimmenden Gesichter, componirte sich daraus eine Thatsache — und unser Bernhard, dem er seine Notiz mittheilte, konnte sie unstreitig mit bestem Gewissen als aus „der zuverlässigsten Quelle“ herrührend in seinem Journal abdrucken! —

Eine Aufgabe war es für unsern Freund, seinen Entschluß der Familie mitzutheilen. Immer gab er einen scheinbar großen Vortheil auf und stieg her-

unter von dem Gipfel der Macht zu neuerdings ungewisser Zukunft: ein nach außen bedenklicher Schritt, den er zu motiviren hatte. Aber es mußte geschehen — er mußte es am Abend des zweiten Tages abmachen; und damit es nun in Einem hinging, lud er auch seinen lieben Getreuen, den Tischlermeister, dazu ein.

Man saß ernsthaft um den Tisch. Alle hatten eine Ahnung, daß Otto sich zu erklären gedenke; und wohin die Wünsche sich neigen mochten, in jedem Fall wagte der Chef der Familie etwas, das in liebenden Herzen Sorgen erregen konnte. Eben wollte er beginnen, als die Klingel scharf und nachhaltig ertönte, wie von einer entschlossenen Hand gezogen. Die Magd öffnete; es klopfte eben so lebhaft an die Salonthüre, und auf das „Herein“ erschien — der Poet, mit lauter Stimme grüßend!

Man hieß ihn allseitig willkommen, schüttelte ihm die Hände, freute sich der Ueberraschung (denn er hatte in seinem letzten Schreiben keine Andeutung von seiner Rückkehr gegeben!) — und Otto lobte ihn, daß er den großen Centralpunkt deutscher Politik verlasse, um hier untergeordneten Bestrebungen seine Theilnahme zuzuwenden!

Der Poet erwiderte: „Diesen Centralpunkt mit seiner politischen Weisheit kenn' ich nun zur Genüge; ich hätte aber doch noch eine Weile meine Augen darauf gehabt,

wie sie dort das deutsche Reich zu construiren gedenken, wär' ich nicht durch ungleich wichtigere Dinge hieher gerufen worden." Und mit einem Blick freundschaftlicher Anklage fuhr er fort: „Glaubst du, ein Mann, der nun seit Jahren einen so vorzüglichen Gegenstand meiner Studien bildet, könnte hier gouverniren, ohne daß ich mir zum wenigsten das Vergnügen machte, ihm zuzusehen? Namentlich in dem Moment einer Verwicklung, deren Lösung ein Problem ist? Ich las, was du mir nicht schriebst (natürlich, du hattest was Besseres zu thun!) in den Zeitungen; dachte:

Da geht's ja hoch her, bin auch dabei! —

setzte mich auf den Eilwagen, und — hier bin ich!"

Otto sah ihn mit einer Miene gemüthlichen Spottes an, die doch zugleich ein gewisses Bedauern ausdrückte, und sagte: „Es thut mir leid um dich! — Du bist zu spät gekommen!"

„Zu spät?" rief die Majorin statt des Poeten. Und mit dem Ausdruck eines unwillkürlichen Vorwurfs, aber mit dem Accent der Bitte setzte sie hinzu: „Scherzen Sie nicht!"

„Ich sage die lautere Wahrheit," versetzte Otto entschlossen. „Meine Ministerrolle ist zu Ende gespielt! — Ich habe mich entschieden, unwiderruflich, die mir zugedachte Fortsetzung abzulehnen!"

Diese Erklärung, mit einem Tone gesprochen, der einen unerschütterlichen Entschluß verrieth, machte auf die Versammelten eine schlagende Wirkung. Sie schwiegen; — eine Todtenstille herrschte im Zimmer.

Die Eindrücke, die Otto auf die verschiedenen Seelen hervorgebracht, offenbarten die Gesichter. Unmuth und Verlegenheit zeigte aber nur das der Majorin. Die übrigen drückten eine Resignation aus, die sich bei Klara und, auffallenderweise, beim Tischlermeister zusehends in wahre Zufriedenheit wandelte.

Zuerst ergriff der Poet das Wort, indem er nach bedenklichem Kopfschütteln sagte: „Wir haben in diesem raschlebenden Jahr deutsche Ministerien von sehr kurzer Dauer gehabt; aber das Ministerium Ehrenfels scheint in dieser Beziehung alle übertreffen zu wollen! Also bloße Krisis? Kritisch entstanden, um nach dem ersten mißlungenen Versuch kritisch wieder zu vergehen?"

„Zu vergehen," erwiderte Otto, „nach kritischer Prüfung der Situation — ja, mein Poet! Das Ergebniß verpflichtet mich zum Rücktritt!"

Nachdem er hierauf Allen das Versprechen der Geheimhaltung abgenommen hatte, theilte er mit, was der Fürst ihm zugemuthet, entwickelte die Gründe, die ihn zur Weigerung zwangen, und schloß mit einer Hindeutung auf die bessere Zukunft, der er mit vollstem Vertrauen entgegensehe.

Während dieses motivirten Berichts wandelte sich der Unmuth, der sich auf dem einen Antlitz gelagert hatte, in melancholischen Ernst. Die resignirten drückten Zustimmung aus, und die zustimmenden glänzten Beifall.

Der Poet, nach einem flüchtigen Blick auf die Majorin, erwiderte mit dem halben Lächeln eines Versuchenden: „Wenn man dich so hört, meint man freilich, du könntest nicht wohl anders handeln. Indessen — — ein entschlossener Griff — ein Engagement — hic Rhodus, hic salta — — es ginge vielleicht doch!"

„Das hätt' ich eben auch geglaubt!" rief die Majorin.

„Im Grunde," fuhr der Poet fort, „gibt es in der Welt nicht nur eine Vorsehung, sondern auch einen Zufall; die Gelegenheit ist eine Göttin, die es manchmal übel nimmt, wenn einer sie nicht bei ihren drei goldnen Stirnhaaren faßt, und selbigem nicht wieder erscheint! Und dann: etwas nicht recht Eingängliches, ja Widerwärtiges, das man eben heroisch verschlucken muß, hängt jedem kühnern Unternehmen an —"

Otto hatte zu diesen Reden anfänglich die Achsel gezuckt; jetzt, wo sie Methode annahmen, rief er mit Ernst: „Laß das, mein Freund! — Gehörst du auch zu denen, die Andern da gemeinen Ehrgeiz und egoistische Klugheit zumuthen, wo sie selber sich zu gut dafür hielten? Geh! Wärst du an meiner Stelle ge-

wesen, du hättest ebenso gehandelt, wie ich; und damit genug!"

Der Poet sah ihn an — und sagte zur Majorin: „Meine Freundin — wir müssen uns schon ergeben! — Die besten Gründe wirken nicht mehr auf diesen Starrkopf!"

Otto, diese Bemerkung nicht beachtend, fuhr fort: „Ich habe bisher gehandelt, wie ein constitutioneller Minister handeln muß, wie ich es selbst als Theoretiker gefordert — und das macht mich zufrieden mit mir und wahrhaft vergnügt! — Wer gerufen wird im Augenblick der Noth, soll folgen und versuchen, was er vermag. Sind die Dinge von seinem Standpunkt aus nicht zu ändern, so muß er sich zurückziehen und warten, bis er wieder nöthig wird. Gerne kommen und gerne gehen, das allein ist manneswürdig. Nichts Kläglicheres — nichts Abscheulicheres, als wenn Einer, nachdem seine Zeit vorüber ist, am Portefeuille hängt und sich an dasselbe anklammert, wie der Ertrinkende an einen Balken! So einer zeigt, daß er sich Nichts fühlt ohne das Portefeuille, Nichts in sich selber; und er beweist damit, daß er zu nichts weniger tauglich ist, als eben zur Regierung eines Landes!"

Klara, die schon länger des Gatten Hand ergriffen und ihren Beifall durch zärtliches Drücken ausgesprochen hatte, rief hier mit einem Gesicht, das in Liebe und

Stolz erglänzte: „Du hast Recht, Otto, und du hast recht gethan! Was daraus folgt, ist gleichgültig. — Du hast aber schon öfter nach deinem Gewissen gehandelt, und es hat ausgesehen, als ob Alles verloren wäre, und ist doch Alles wieder gut geworden! Es wird auch dießmal so kommen!"

Otto sah ihr freudig dankend in die Augen.

„Und wenn man dich warten läßt," fuhr sie fort, „lange warten: dir bleibt dein Geist, ein reines Bewußtseyn —"

„Und ein gutes Weib," fiel Otto ein, indem er sie umarmte und mit froher Bewegung auf die Stirne küßte. „Und Freunde ringsum," setzte er dann hinzu, indem er seine Augen über die Versammelten schweifen ließ.

Alle traten zu ihm und gaben ihm die Hand. Die Tante machte einen Schritt gegen ihn; Otto kam ihr entgegen, und beide drückten sich die Rechte — die wackre Frau mit einem Blick des Bedauerns und der Hochachtung, der Otto wahrhaft rührte. Er streichelte ihr die Wange und sagte mit der Zärtlichkeit eines Sohnes: „Lassen Sie's gut seyn, liebe Tante! Wenn ich Sie heute nicht zufriedenstellen konnte, es kommt die Zeit, wo ich Alles hereinbringen werde. — Das Gesicht da soll mir wieder einmal lachen — und grundvergnügt in die Welt sehen!"

„Es ist schon auf gutem Wege," rief hier die Pro-

fessorin, da die Majorin ein unwillkürliches Lächeln vergebens zurückzuhalten suchte. „Nur zu, liebe Freundin; Otto hat gethan, was ihm die Pflicht und nicht minder die Klugheit gebot!"

„Das glaub' ich eben auch," rief der Tischlermeister, vergnügt, endlich seinerseits das Wort ergreifen zu können. „Ich mein', ich seh' schon, was kommen wird! Die neuen Minister werden den Wust, den die Demokraten gemacht haben, wegputzen, um ihren eigenen hinzusetzen, und wir werden eben wieder zusehen müssen! Nun, mir thut's nichts; ich versteh' mein Handwerk und kann mir dabei denken: Hol euch der Teufel!" Schmunzelnd setzte er hinzu: „Zuletzt wird er sie auch wirklich holen! Denn Alles hat ein Ende in der Welt; und Gott verläßt die Deutschen nicht!" —

Am nächsten Morgen verständigte sich Otto, seinen Entschluß erklärend, mit seinen Collegen und man einigte sich zu einem gemeinsamen Entlassungsgesuch. Otto faßte überdieß ein persönliches Schreiben ab, worin er dem Fürsten die Gründe, die ihn zwangen, um Enthebung der ihm zugedachten Aufgabe zu bitten, mit größtmöglicher Klarheit wiederholte, und seine ganze Sorge darauf richtete, dem Entschluß für den Herrn alles Kränkende zu nehmen. Er schilderte, wie er mit der Scheu, die stärker und geradezu unbesieglich wieder in ihm hervorgetreten wäre, ein Organ seyn würde, das

bessern, durchgreifendern, unverantwortlich den Platz verstellte. Er erklärte, die Feder wieder in die Hand nehmen und nach seiner Ueberzeugung unermüdlich der Sache dienen zu wollen, die im Grunde die des Fürsten sey, und sie auch bleiben werde. Was ihm als Minister dermalen nicht zustände, das wolle er als Schriftsteller thun; und nachdem er dem Leben tiefer in's Herz gesehen, werde er's besser, wirksamer vermögen. „Die Güte Ew. Hoheit gegen mich," hieß es zum Schluß, „ist so groß gewesen, daß es mich mit dem tiefsten Bedauern erfüllt, dem huldvoll ausgedrückten Wunsche nicht entsprechen zu können. Nur Eins ist mein Trost: daß ich, indem ich meine Ueberzeugungen darlege und literarisch aufklärend und ausgleichend wirke, mehr und ersprießlicher, als ich es außerdem vermöchte, für Ew. Hoheit arbeite."

Das gemeinsame Entlassungsgesuch und das Privatschreiben wurden dem Fürsten zu gleicher Zeit vorgelegt. Daß es dem letztern nicht gelang, den übeln Eindruck des erstern auszulöschen, wissen wir aus dem Brief des Hofraths. Der Fürst hörte „von Allem nur das Nein." Er war sehr aufgebracht und wiederholte die Spottnamen „Pedant, Phantast und eingebildeter Thor" mit aller Leidenschaft eines Verletzten.

Eine Umstimmung zu Gunsten des Widerstrebenden erfolgte indeß nach der ersten Unterredung mit dem

Präsidenten und dem General, die sich auf den erhaltenen Ruf mit großer Eile zu ihm verfügt hatten. In ihnen erblickte er einen Eifer, ihm zu dienen und seinen Willen zu thun, — eine Freude und ein Dankgefühl, die Erwählten zu seyn — eine unbedingte Entschlossenheit zu allen Maßregeln, die er nöthig finden möchte, daß er sich sagte: „Das sind doch in der That bessere Männer für mich — und der Philosoph hat am Ende recht gehabt!"

Ihm that namentlich die Ehrfurcht wohl, die zumal der Präsident vor ihm an den Tag legte: jene äußere Ehrfurcht, die sich um so stärker zu markiren pflegt, je weniger sie aus dem Herzen kommt, je mehr sie nur ein unwillkürliches und doch zweckvoll geleitetes Spiel ist! Diese Haltung und diesen Gesichtsausdruck hatte er an Männern von Bedeutung lange nicht mehr gesehen; — um so empfänglicher und erkenntlicher war er nun für sie, die ihm wieder das ganze Gefühl gaben, daß er der Herr sey!

Nach der Ernennung der Beiden fand er sich bewogen, auf das persönliche Schreiben Otto's durch seinen Geheimsekretär eine Antwort ertheilen zu lassen, deren Inhalt im Wesentlichen folgender war:

Seine Hoheit sehen sich der Dienste eines so begabten Mannes ungern beraubt, können aber den Gründen, welche derselbe für seinen Entschluß geltend gemacht

habe, nunmehr seine Anerkennung nicht versagen. Mit Vergnügen hätten Höchst Sie vernommen, daß Herr von Ehrenfels auch fernerhin, wenn auch nach eigenem Ermessen, die landesväterlichen Zwecke fördern und im Interesse der Ordnung und wahren Freiheit als Schriftsteller thätig seyn wolle. Seine Hoheit wünschen dazu alles Glück und freuen sich, daß er in Folge des Eingehens auf Höchst Ihren ersten Wunsch dieses Geschäft um so freier und unabhängiger pflegen möge. Da er in eine anderweite active Stellung nicht eingetreten sey, so werde er vom Tage der Entlassung an den festgesetzten Ruhegehalt beziehen und könne sich nun wissenschaftlicher Untersuchung und Darstellung mit völliger Muße widmen. Die Früchte dieser Thätigkeit gelegentlich zur Ansicht zu bekommen, werde Seiner Hoheit besonders angenehm seyn, wie Sie sich denn auch vorbehielten, in den Fällen, wo Ihnen dieß nützlich erscheine, sein Gutachten und seinen Rath einholen zu lassen.

Der formellen Rückäußerung war ein Billet beigelegt, das der Geheimsekretär in seinem eigenen Namen geschrieben. Dieser, ein talentvoller Mann und feiner Kopf, hatte unsern Freund liebgewonnen, und mochte sich am Ende auch denken, daß bei der ernstlichen Neigung, die der Herr zu ihm gefaßt hatte, die Rolle desselben noch nicht ganz ausgespielt seyn könnte, — kurz, er schrieb: „In diesem Jahr der Neuerungen,

verehrtester Herr Baron, wo schon mit so mancher Ueberlieferung gebrochen worden ist, weiß man nie mit Sicherheit, wessen man sich von einem ungewöhnlich denkenden Manne zu versehen hat. Verzichtleistungen und Weigerungen können vorkommen, die sonst undenkbar waren, — und ich gestehe Ihnen, daß bei der Annahme Ihrer Entlassung der Fürst sich auch die Möglichkeit vorgehalten hat, daß Sie die Ihnen zukommende Pension verschmähen könnten! Er sagte dann aber zuversichtlich: das wird er mir nicht thun! Das letzte Band mit mir und dem Staat wird er nicht zerreißen wollen! — Und nun hören Sie meinen Rath! Nehmen Sie an, was Ihnen gebührt, was Sie um den Fürsten und das Land verdient haben! Aus den angeführten Worten erkennen Sie, wie sehr der Herr Sie liebt und werthschätzt, und wie tief Sie ihn kränkten, wenn Sie — aus welchen Gründen immer! — den Quiescenzgehalt anzunehmen sich weigerten und dadurch gleichsam erklärten, daß Sie mit dem Fürsten und seiner Regierung überhaupt nichts mehr gemein haben wollten! Ueberlegen Sie es wohl, Herr Baron, und vergessen Sie nicht, daß die Zeiten sich ändern und gar Manches wieder möglich machen können, was zunächst unthunlich erscheint! — Indem ich mich Ihrem gütigen Andenken empfehle, zeichne ich mit unabänderlicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster Diener **.

Otto, nachdem er die beiden Schreiben gelesen und einen Moment erwägend gestanden hatte, sah erheitert auf und sagte: „Da ich meiner Gedanken und Entschließungen sicher bin, so kann ich dem Herrn den Verdruß, den ihm die Ablehnung der Pension zu machen scheint, recht wohl ersparen! Ich nehme, was Rechtens ist, und behalte mir vor, davon den rechten Gebrauch zu machen. —

Glücksgüter sind als Gemeingut anzusehn,
Wofern sie der Edle besitzt,

lehrt unser Platen. Und zu den Schlechten brauch' ich mich nicht zu rechnen!"

Als er mit diesem Ausgang die Seinen bekannt machte, konnten sie nicht umhin, von Herzen erfreut und befriedigt auszusehen. Nicht allein den beiden Müttern, auch der Frau hatte die Ungewißheit in Bezug auf die künftige Existenz Sorge gemacht; und die Sicherung verfehlte nicht, sie Alle wohlthuend zu beruhigen. Man konnte nun auf den Beitrag der guten Tante verzichten, da die Bedingung, unter welcher er ausgesetzt war, nicht mehr bestand! Und wie gern und dankbar sie ihn angenommen hatten, es war doch für Alle ein angenehmes Gefühl, seiner jetzt nicht mehr zu bedürfen.

Noch an demselben Tag wurde der Majorin die Neuigkeit mitgetheilt und, unter den herzlichsten Dank-

sagungen, der bisher gewährte jährliche Zuschuß wieder zur Verfügung gestellt. Die Frau schien aber darauf ein ähnliches Gefühl zu haben, wie der Fürst. Die gute Nachricht hatte sie froh gestimmt, aber die angefügte Bitte machte sie ernst. Nach einigem Bedenken, zu Otto gewendet, sagte sie: „Daß Sie einen anständigen, lebenslänglichen Gehalt haben, ist gut. Wenn der Chef einer Familie die Hauptsumme des nöthigen Einkommens herbeischafft, hat man um so größern Respect vor ihm; — und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, daß Ihnen dieß endlich gelungen ist. Was aber meinen Beitrag betrifft, so ist's eigentlich ein Geschenk an meine Nichte —"

„Aber doch mit dem Zusatz ertheilt: bis zur Erlangung eines zureichenden Gehalts," rief Otto dazwischen.

„Mein lieber Exminister," versetzte die Frau nach kurzem Schweigen lächelnd, „man kann nie zu viel Einkünfte haben! — Ich meine, Sie werden den kleinen Zuschuß, an den ich nun einmal gewohnt bin, schon auch ferner zu gebrauchen wissen!"

„Das wohl," versetzte Otto. „Aber es scheint mir doch unrecht, Ihre Einkünfte zu schmälern —"

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen," entgegnete die Majorin. — „Indessen" (fuhr sie durch einen plötzlichen Gedanken erheitert fort) — „wissen Sie was?

Um Ihr Gewissen zu beruhigen, will ich Ihnen doch eine Concession machen! — Mein Beitrag soll aufhören von dem Tag an, wo Sie wieder Minister sind!"

Heitere Ausrufungen antworteten auf diese Erklärung und Otto erwiderte: „Ich sehe schon, liebe Tante, ich soll Ihnen zeitlebens verpflichtet seyn! — Nun, fügen wir uns in das Unvermeidliche und preisen wir die Güte der Guten!" — —

Die Ereignisse, die jeder Denkende vorausgesehen, — unterdessen in jeder Hinsicht vorbereitet — folgten sich nun Schlag auf Schlag. Das neue Ministerium erschien in der constituirenden Versammlung, las eine Botschaft des Landesherrn, wodurch sie vertagt wurde, und entfernte sich, nachdem es jede weitere Discussion als gesetzwidrig untersagt hatte. Die Versammlung erklärte sich in ihrer Mehrzahl für permanent und faßte Beschlüsse, durch welche sie dem Ministerium einen Krieg auf Tod und Leben ankündigte. Allein noch an demselben Tag rückten die Truppen ein — und stießen, trotz aller prahlerischen Prophezeihungen, auf keinen Widerstand! Gegen Abend gab es in einer Vorstadt allerdings einen Zusammenlauf und gewaltigen Lärm; der Haufe wurde indeß mit leichter Mühe zerstreut, und der Versuch hatte keine weitere Folge, als daß die Stadt in Belagerungszustand erklärt wurde! Das Ministerium war nun Herr und Meister, und es traf

buchstäblich ein, was unsre Excellenz vorhergesagt hatte. Die Abgeordneten der Linken und des Centrums, aus dem Ständehaus entfernt, tagten in einem Privatlokal und wurden auch aus ihm gewaltsam vertrieben. Nachdem sich das noch ein paarmal wiederholt hatte, kam endlich das Auflösungsdekret, und dieselben Männer, die sich bisher für allmächtig gehalten hatten, mußten jetzt hülflos aus der Stadt schleichen. Bald darauf erschien die octroyirte Verfassung und befriedigte über alles Erwarten — der Fürst mit seinen Räthen hatte gewonnen!

Alles ohne Ausnahme war zu Gunsten der monarchischen Gewalt entschieden. Und zunächst unwiderruflich; denn in der Zwischenzeit waren auch die Entscheidungen in Wien und Berlin gefallen — die Demokraten konnten nicht daran denken, eine neue Revolution zu machen!

Obwohl Otto eine Reaction als unvermeidlich angesehen hatte und, von der Linken in der Kammer, von ihren Anhängern auf der Straße mißhandelt, beiden eine Strafe gönnen durfte, so erfüllten ihn die Gewaltacte, da sie nun in roher Wirklichkeit an ihm vorübergingen, doch mit düsterem Ernst. Er konnte der Consequenz und Ausdauer der Majorität nicht seine Achtung, ihrem endlichen Erliegen nicht seine Theilnahme versagen; und wiederholt pries er sich glücklich,

daß er sich nicht zu dem Arm gemacht hatte, durch welchen die Schläge geführt wurden!

Kläglich erschien ihm in den ersten Tagen das Verhalten der Menge, die auf einmal eine andere war: nicht nur in andern Menschen, die sich jetzt wieder hervorwagten und mit ihrer Meinung herausgingen, sondern auch in denselben. Kalte Neugierde, was geschehen möchte; romanhaftes Interesse an dem Konflict, der an die Zeiten von Kaiser und Gegenkaiser, Pabst und Gegenpabst mahnte; vergnügtes Lachen über komische Einzelheiten, die dabei vorfielen, ja, offene Schadenfreude über den Untergang der Versammlung: — das waren die Züge, die sich ihm auf seinen Gängen durch die Stadt bemerklich machten. Die Abgeordneten erfuhren einen doppelten Sturz — und konnten sich nun überzeugen, wie ungeheuer sie sich verrechnet hatten! Ihren Personen kam nur zu Gute, daß der Mensch sich endlich an Alles gewöhnt, auch an die Niederlage, und daß derjenige, der vom Traum der Allmacht zur Wahrheit der Bedeutungslosigkeit erwacht, doch immer noch fortzuleben vermag.

Theilnehmende — trübe, indignirte Gesichter erblickte unser Freund wohl auch; aber in großer Minderheit. Aus ihnen sprach das Bewußtseyn, für jetzt nichts mehr zu können, und höchstens der Trost, der in dem Vorsatz und der Hoffnung künftiger Rache liegt. Ein Haufe

von Demokraten erlabte sich einmal an der Nachricht: auf dem Lande wären Tausende der Ihrigen aufgestanden und zögen gegen die Hauptstadt! Es zeigte sich bald, daß es ein Mährchen und für die Partei so wenig in den Kreisen zu hoffen war, als in der Residenz.

Bald nach der Octroyirung ging Alles wieder einen Gang, der mit dem vormärzlichen große Aehnlichkeit hatte; — die Selbsttäuschung, welcher die Demokratenführer sich hingegeben, trat immer erstaunlicher hervor. Einstehen mit Gut und Blut für das, was sie Freiheit nannten, in Masse sich erheben und die brutale Gewalt der Soldateska zurückschlagen? Vielmehr sehr froh war man in überwiegender Mehrheit, daß diese Soldateska wieder im Ort und den unsichern, aufregenden und lästig gewordenen Zuständen ein Ende gemacht war! Die höhern Klassen und die Besitzenden bis herunter zum kleinen Handwerker gingen mit wahrem Behagen ihren Geschäften, ihren Unterhaltungen nach; und wenn einer von der jetzt entwaffneten Bürgerwehr an einem Posten vorbeischlenderte, sah man ihm ordentlich an, wie glücklich ihn der Gedanke machte, nicht mehr beim Schilderhaus stehen zu müssen! — Die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung als regulären Instituts erschien in ihrer ganzen Unausführbarkeit und — Lächerlichkeit.

Diejenigen, welche von den überwundenen Zuständen

zu leiden gehabt hatten, rächten sich nun durch Satire. Die Vorfälle, welche die verkehrte Welt des vergangenen Halbjahres besonders charakterisirten, erschienen jetzt nicht nur in historischem, sondern schon in sagenhaftem, mythischem Licht; man gefiel sich darin, sie als reine Unbegreiflichkeiten anzustaunen oder ihrer achselzuckend als „antediluvianischer Dinge“ Erwähnung zu thun.

Das so ganz andere Bild, welches dem Betrachter sich nun darbot, wurde namentlich eine Weide für unsern Poeten; und man gönnt ihm wohl die Studien, die er machte, und die gute Laune, die sie trotz alledem in ihm hervorriefen. Wenn er mit Otto zusammen die Straßen durchwanderte oder allein auf Beute ausging und schließlich in der Kneipe, die er zur Erholung aufsuchte, noch den besten Fang machte, wurde er gewissermaßen eine Ergänzung des ernsten Freundes, indem er in das Gemälde, das sie Abends manchmal vor den Frauen ausführten, die ergötzlichen Lichter eintrug.

Die Familie war selbst in vormärzliche, wenigstens vorparlamentarische Zustände zurück versetzt. Da das Haupt nicht mehr activ war und die Glieder nicht mehr sympathetisch mitagirten, so hatten sie wieder alle Ruhe und alles Interesse für theilnehmendes Zuschauen. Was die Männer sahen und erfuhren, ließen sich die Frauen gern erzählen und lebten so auf ihre Weise die neue Zeit mit.

Von der Beziehung der Reactionsminister zu Eduard und seiner Familie hatte bald nach ihrer Ernennung etwas verlautet, was dem wirklichen Sachverhalt nahekam. Die Zusammenkünfte bei dem alten Exminister waren nicht unbeobachtet geblieben, und man sagte sich nun, daß der Gedanke der Contrerevolution dort zuerst gedacht worden sey. Auch Otto hatte davon gehört, dadurch eine alte Meinung bestätigt gesehen und es den Seinen mit dem Zusatz berichtet, daß man die Ankunft der Familie nun wohl jeden Tag zu gewärtigen habe. Um so mehr fiel es jetzt auf, daß sie gleichwohl nicht eintraf, und sogar die Fenster der in den Märztagen zerstörten Wohnung Eduards immer noch den alten Bretterverschlag zeigten!

„Sollte der Waizen dieses Herrn auch jetzt nicht blühen?" fragte die Majorin, als man eines Abends in ihrem Salon auf dieses Thema gekommen war. „Hätten am Ende die regierenden Minister die Zusage, die sie ohne Zweifel gemacht, im Drang der Geschäfte gar wieder vergessen?"

Otto, die Pointe mit Lächeln würdigend, entgegnete: „Ich glaube doch nicht. Die verzögerte Reactivirung wird wohl einen Grund haben, womit die Familie einverstanden ist!"

„Ohne Zweifel," bemerkte die Räthin mit wohlwollend feinem Ausdruck. „Wir werden Sie schon zu

rechter Zeit begrüßen und ihnen Glück wünschen können!"

Während dieser Rede trat der Poet ein, setzte sich, etwas röther als gewöhnlich, mit den Zeichen einiger Müdigkeit auf einen Sessel und fragte, wovon die Rede sey. In Kenntniß gesetzt rief er aus: „Wer kann an der Restauration unsres Geheimraths zweifeln! Wenn nicht alle realen Gründe dafür sprächen — schon nach der Methode, die ich unsern Geschicken abgelauscht habe, müßte er jetzt wieder auf die Scene kommen! Nun, er soll seinen Part nur spielen! 'S ist gute Zeit jetzt — und jede Zeit muß benutzt werden; denn jede geht am Ende vorüber!"

Er sah mit einem gewissen Blick umher, und Otto, der die Bedeutung desselben kannte, fragte ihn, wo er sich den Tag über umhergetrieben habe!

„Da der Morgen hübsch und frisch war," erwiderte der Gefragte, „machte ich mich früh auf die Beine und hab' heute einen großen Umgang gehalten. Du weißt, es gehört zu meinen Pflichten, die Wirklichkeit zu studiren in allen memorabeln Entfaltungen; und ich will zum mindesten in meinem Metier zugreifen und nicht post festum kommen! Nun, das Glück begünstigte mich; an meinen Augen zog eine Reihe von Erscheinungen vorüber, die sich gewissermaßen selber zu einem die Situation charakterisirenden Gemälde zusammenstellten, — oder

die wenigstens ohne viel Mühe durch mich zu einem solchen componirt werden konnten."

„Dieß," bemerkte Klara, „wird wohl das Richtigere seyn! — Dichtung und Wahrheit!"

„Wenn Sie," entgegnete der Poet, „unter Dichtung nur die Auffassung und Zusammenbeziehung des wirklich Erlebten verstehen, so kann ich das Wort gelten lassen."

„Sie wissen," fuhr er nach kurzer Pause fort, „der Mensch bemerkt eigentlich nur, was er sich aneignet; er kann sehen, ohne zu sehen, und darum schon öfter Gesehenes später erst wirklich bemerken! — Als ich heute morgen durch die Hauptstraßen wanderte, fiel mir zuerst die Reinlichkeit derselben auf; die Reinlichkeit, der aber doch auch eine verhältnißmäßige Kahlheit anklebte! Wie malerisch waren sie früher belebt, wie bunt ging's auf ihnen durcheinander! Jetzt hatte die ganze Scenerie etwas eigenthümlich Gekehrtes, Gewaschenes, das ich mir aus der ordnungsmäßigern Haltung der Straßen, aus der geringern Zahl und dem sittsamern Gebahren der Spaziergänger allein nicht erklären konnte. Ich sann — und auf einmal ging mir ein Licht auf. Es war die Plakatlosigkeit der Häuserecken und Wände, die das Gepräge vollendete! Nicht nur nichts Neues angeklebt, was sich begreift, sondern überall in der ganzen Stadt die letzten Reste der alten weggeputzt

und die Stellen neu übertüncht! Verschwunden bis auf die letzte Spur die Erfindung der Revolution: dieses einfachste geistige Verkehrsmittel zwischen dem Volk und seinen Räthen; diese gemüthliche Auftischung pikanter kleiner Gerichte, die man en passant wegzunaschen das Vergnügen hatte! — Restauration auch der Mauern! — Die neuen Farben glänzten fleckenlos; aber sie konnten auf ein empfindendes Herz, das vergangener Zeiten gedachte, doch nur einen betrübenden Eindruck machen.

Indessen, der Umschwung der Zeiten hat allerdings nicht nur geraubt, sondern auch beschenkt. Schmucke Lieutenants, die man ehedem in Uniform gar nicht mehr zu sehen bekam, ziehen über die Straße; die Gesichter frisch blickend, wie aus dem Ei geschält, und die einander Begegnenden sich grüßend wie Sieger, die der Herrschaft bereits gewohnt worden. Gemeine Soldaten und Unteroffiziere schreiten einher mit der Würde von Offizieren, betrachten sich die Stadt, die sie dem Fürsten wieder zurückgegeben und die nun, mit ihren Appertinenzien, gewissermaßen auch ihnen gehört, und werfen freundliche Blicke auf die rothbackige Magd, die am Brunnen Wasser holt. Diese, den Vorübergehenden nachblickend, scheint die stattlichen Figuren vorurtheilslos zu prüfen, während ihr Fräulein durch das Fenster des ersten Stocks einem nachgekommenen Oberlieutenant freundlich nickt, den zierlich militärischen Gruß erwidernd.

Unser einer, der mit allen Wesen zu fühlen berufen und durch die Zwecke seines Metiers auf Wohlwollen angewiesen ist, kann das Interesse weder des Fräuleins noch der Magd so gradehin verdammlich finden. Wenn das Fräulein auch ehemals dem jungen Deputirten ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und die Magd am Brunnen mit dem Straßendemokraten freundliche Reden gewechselt hätte, so wäre das kein Grund, daß sie jetzt nicht auch die endlich wiedergekehrten Militärsmänner von der schönern Seite betrachten und ihre Augen daran erquicken sollten. Es ist in der Welt nun einmal so, daß einer nach dem andern sich in den Vordergrund stellt! —

Gute Zeit spazierte ich herum, ohne daß ich etwas Absonderliches erblickt hätte. Endlich, auf der Promenadenstraße, wo sie in den Schloßplatz einmündet, sah ich etwas Auffälliges: eine kleine, belagerungszuständlich just noch erlaubte Gruppe von Demokraten, als solche durch ihre unbeschnittenen Bärte kenntlich. Ich näherte mich ihnen, denn ich war neugierig, ihr Verhalten zu beobachten, — und erkannte unter ihnen zu meinem großen Vergnügen jenen Schustergesellen, den ich früher im Gespräch mit Herrn von ** belauscht hatte! — Sie erinnern sich noch?"

Man bejahte die Frage und er fuhr fort:

„Die Anwesenheit dieser Herren auf der Straße erklärte sich mir sofort. Es war Montag; und da

gegenwärtig um zehn Uhr Abends Polizeistunde ist, so hat der Arbeiter um so mehr Ursache, denselben blau zu machen und gleich den Vormittag auf Recreation zu verwenden. Die etwas röthlichen Gesichter deuteten darauf, daß sie vor Kurzem aus dem nahe gelegenen Wirthshaus gekommen waren; und der Schuster hatte überdieß eine Cigarre im Mund, aus der er, einer der wenigen noch übrig gebliebenen Errungenschaften sich erfreuend, auf offner Straße gewaltige Rauchwolken zog. Diesen Umstand benutzte ich, zog meinerseits eine Cigarre aus der Tasche, steckte sie mit der erbetenen und freundlich gewährten in Brand und begann ein Gespräch mit ihm.

Ich bekannte ihm, daß ich längere Zeit fort gewesen, erst vor Kurzem wiedergekehrt sey und die Stadt sehr verändert gefunden hätte!

Er sah mich an; und da ich bekanntlich für honette Menschen etwas Zutrauenerweckendes habe, so erwiderte er nicht ohne Stolz: „Wenn Alle meinen Sinn gehabt hätten, so wär's vielleicht noch, wie's gewesen ist!"

Ich nickte verstehend.

„Das Volk ist noch nicht reif," setzte er hinzu; „es gibt noch zu viel charakterlose Menschen darunter! — Nun, wenn sie Sklaven seyn wollen, sollen sie's seyn!"

„Geschmackssache!" bemerkte ich mit einer Miene, die ihm einiges Lächeln entlockte.

Während der Pause, die hierauf eintrat, kamen wenige Schritte von uns zwei Beamte in Uniform sich entgegen, der ältere mit einem Orden um den Hals, den er mit einer so vergnügten Würde trug, als ob die Vernünftigkeit derartiger Zierden noch von Niemand beanstandet wäre! „Ah, gehorsamster Diener, Herr Geheimrath!“ rief der jüngere mit lauter Stimme. „Guten Tag, Herr Hofrath,“ erwiderte der ältere mit nicht minder kräftigem Accent. Beide schüttelten sich die Hände und lobten das schöne Wetter. Der Hofrath fragte den Geheimerath, ob er gestern im Theater gewesen sey. Der Geheimerath verneinte es. Darauf theilte jener mit, daß der ganze Hof dort gewesen sey und die Oper sehr gefallen habe; und der Geheimerath bemerkte: „Jetzt kann man doch wieder etwas Schönes sehen! Ah — Gott sey Lob und Dank!“ — Nachdem sie sich behaglich angelächelt hatten, schüttelten sie sich wieder die Hände. „Adieu, Herr Hofrath! — Ich empfehle mich, Herr Geheimerath!“ Und jeder der Glücklichen ging seines Weges.

Nach einer Weile begann ich: „Mich gedenkt der Zeit, wo der eine dieser Herren bei dem lauten Zuruf seines Titels vielleicht erschrocken wäre und dem andern nachher seine Indiscretion mit großer Strenge verwiesen hätte!“

Der Schuster lachte. „Ja,“ versetzte er, „damals

hat mancher seinen Stand verläugnet aus Furcht vor uns! — Es war aber ganz unnöthig. Beamte muß es immer geben, und nur den Verräthern sind wir auf den Leib gerückt."

Ich nickte bedeutsam, und es folgte eine neue Pause. Meine Augen richteteten sich auf den Schloßplatz — und wen erblickten sie? Wer kam daher — auf die Straße hergegangen? — Unser alter Bekannter, Herr von **."

„Ah!" rief hier die junge Frau. Und lächelnd setzte sie hinzu: „In der That?"

„In der That," erwiderte der Poet ernsthaft; „er selbst. — Nun, Sie begreifen, daß ich den glücklichen Zufall segnete, indem ich sofort die angenehmste Neugierde empfand, wie sich der Ehrenmann gegen seinen Freund, den Schustergesellen, in der neuen Geschichtsphase benehmen würde! Denn am Ende, Verschiedenes war möglich."

„Nun?" fragte Klara.

„Leider," versetzte der Poet, „muß ich dem Edeln allen Geist und allen Humor absprechen; denn er zog sich auf die spottbilligste Manier aus der Affaire. Als er nämlich auf dem Trottoir, von dem wir nur ein paar Schritte entfernt standen, herankommend den Proletarier erblickte und erkannte, affectirte er ihn nicht zu

sehen, und ging mit „eingespannter Nase“, wie in tiefsinnige Gedanken verloren, an uns vorüber!

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf, und die bebarteten Lippen des Schusters verzogen sich äußerst geringschätzig.

„Irre ich mich nicht,“ bemerkte ich, „so hab' ich diesen Herrn früher einmal ganz vertraut mit Ihnen reden sehen!“

„Kann wohl seyn,“ versetzte der Proletarier; „erst vor drei Wochen hat er mir noch die Hand gedrückt! — Jetzt kennt er mich nicht mehr“ (setzte er verächtlich hinzu) — „natürlich; jetzt ist er wieder ein Tropf auf die alte Manier!“

„Vielleicht hat er Sie nicht gesehen!“ warf ich ein.

„Er hat mich recht gut gesehen,“ war die Antwort. „Seine Meinung ist wohl gewesen, ich machte jetzt vor ihm einen Kratzfuß; aber da kann er lang warten!“ — Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Herren sind jetzt sehr sicher, und meinen, sie wären oben für alle Zeiten. Aber der Letzte hat noch nicht geschossen, und das Blatt kann sich schnell wieder drehen!“

„Alles ist möglich,“ versetzte ich ernsthaft. „Darum soll man im Unglück nicht verzagen und im Glück bescheiden seyn.“

Nach dieser wackern Bemerkung reichte ich ihm die Hand, ersetzte ihm den vorenthaltenen Händedruck durch

einen, wenn nicht ebenso feurigen, doch gewiß um so aufrichtigern, und verabschiedete mich, indem ich die politische Drohung für das nahm, was sie war — eine Herzenserleichterung.

Ich war nun aber müde, und theils dieses Gefühl, theils eine gewisse Ideenassociation bestimmte mich, unsern Freund, den Tischlermeister aufzusuchen, und in seiner gemüthlichen Stube mich auszuruhen. — Nachdem ich das Ideal behaglicher Ehefrauen — die Gattin begrüßt, wurde der Meister von seinem Jungen aus der Werkstatt geholt. Er hieß mich vergnügt willkommen, und wir setzten uns zusammen.

„Sie arbeiten heut?" begann ich; „und sogar scharf, wie ich sehe?"

„Was kann man jetzt anders thun?" erwiderte er halb lachend. „Das ist am Ende das Gute an der jetzigen Zeit, daß sie wieder Arbeit gebracht hat; denn in den letzten Monaten ist's damit sehr knapp hergegangen!"

„Sie nehmen die Sache auch von der tröstlichen Seite?"

„Was bleibt uns sonst übrig?" entgegnete er. „Die Demokraten haben's bis zur Tollheit übertrieben, und die Andern haben sie wieder untergekriegt. Das ist nicht zu ändern. Aber umsonst ist die Revolution doch nicht gewesen! Wir werden gar manches Gute da-

von behalten, und was noch fehlt und uns nöthig ist, das werden wir seiner Zeit schon auch dazu kriegen! Treiben wir also jetzt unser Handwerk — und vertrauen wir auf den alten Herrgott!"

„Bravo," rief ich, indem ich ihm die Hand drückte. „Das ist die rechte Gesinnung!" —

Aufrichtig, die gesunden Worte gefielen mir so sehr, daß ich unserm Freund eine kleine Vorlesung hielt über Gegenwart und Zukunft; — über die nothwendige Entwicklung der Geistescultur und die unausbleibliche Nachfolge des wirklichen socialen und politischen Lebens. Ich macht' es klar und kurz, und Mann und Frau schienen davon erbaut zu seyn; zum wenigsten antwortete er, unter beifälligem Nicken ihrerseits, mit Lob, und wir schieden unter wiederholten Freundschaftsversicherungen."

„Es ist ein braver Mann," bemerkte Otto, „den ich dieser Tage wieder besuchen werde. — Sich an der Arbeit erholen, und in politischen Dingen weder verzweifeln noch gleichgültig werden, das ist das Rechte. — — Aber nun weiter?" setzte er mit einem heitern Blick auf den Freund hinzu.

„Zunächst," fuhr dieser fort, „nicht viel Charakteristisches! — Ich aß in einer besuchten Restauration zu Mittag, schlürfte in einem noch besuchtern Kaffeehaus mit obligater Cigarre meine Tasse, und fand nichts auf-

fällig, als die ungemeine Ruhe und Zufriedenheit, womit alle Welt aß und trank! — Es läßt sich nicht läugnen, Freund, — der Mensch hat eine außerordentliche Fähigkeit, sich ins Unabänderliche zu fügen! Das Unerträglichste, d. h. was er, so oft man's hören wollte, für das Unerträglichste erklärt hat — sieh da, er erträgt's! Und nach einiger Zeit sogar mit Vergnügen, als ob es just das Rechte wäre!"

„Ein sehr nothwendiges Talent — hier unter dem wechselnden Mond!" bemerkte Otto mit Laune. „Auch schadet's nicht! Kommt Zeit, kommt Rath; und möglicherweise auch wieder die That!"

„So ungefähr," erwiderte der Poet, „legte ich mir die Beobachtung auch zurecht. — Dann erging ich mich im Freien, gab, die Außenwelt ignorirend, meinen Gedanken Audienz, und verfügte mich endlich nach Hause, um die interessantesten Notizen in mein Tagebuch einzutragen."

„Materialien zu künftigen Denkwürdigkeiten?" bemerkte Klara.

„Oder zu sonst einem Spiel der Feder," erwiderte der Poet. „Vorläufig samml' ich's in die Scheune, damit nichts umkomme!" — — Nun, gegen Abend ging ich wieder aus — und da hatte ich zum Glück wieder charakteristische, man kann sagen, die bisherigen krönende Anschauungen. — Ich besuchte aber auch die famose

Bierkneipe am Obstmarkt, wo sich mit Vorliebe die Liberalen und die Radikalen zu versammeln pflegten!"

Die Stuben waren voll, die Gäste an der Arbeit. Wenn das Trinken eine Erquickung ist in den Zeiten der Freiheit — eine illustrirende Beigabe zu den edeln Gedanken und Vorsätzen, die das Gehirn beschäftigen —, so ist es in der Zeit der Unterdrückung eine Nothwendigkeit. Es dämpft, es beschwichtigt die empörten Gefühle und bringt in eine Stimmung, welche dem Zecher gegen die Unbilden des Lebens gleichsam die Freiheit des Poeten gegen seinen Stoff gibt!

Als ich die verschiedenen Tische überblickte, sah ich in der That über alle Gesichter jenen Glanz der Poesie gebreitet, der alle verschönt und sogar den tiefernsten, ja den unmuthsvollen, einen im Grunde wohlthuenden Charakter gibt. Denn darin liegt die Magie des narkotischen Getränks, daß es nicht nur die Resignation, sondern nach und nach sogar die Indignation zum Gegenstand des Behagens, des Genusses machen kann! — Wie viel Dank ist ihm die Menschheit schuldig! Wie viele Millionen hat es schon getröstet!

Um einen Tisch in der Ecke waren Handwerksgesellen oder, wie sie's lieber hören, Arbeiter versammelt. Offenbare Demokraten! Sie saßen ernst und stolz da, sprachen wenig, und sahen wiederholt mit großer Geringschätzung auf ihre Nachbarn, ein halbes Dutzend

kleine Meister mit restaurirt spießbürgerlichen Gesichtern, die sich im Geheimen schon der besser gehenden Geschäfte freuen mochten und jetzt mit Interesse über die neuen Minister und namentlich über den alten Haudegen sich unterhielten, der an der Spitze der Truppen in die Stadt gezogen ist.

Dieser, dem in der That etwas Gemüthliches innewohnt und der, wie Sie wissen, mit Glück den Volksfreund spielt, ist bereits eine populäre Persönlichkeit; — ein Erfolg, welcher der Bonhommie, die den Säbel führt, natürlich nicht entgehen konnte! — Der eleganteste unsrer Philister, ein Handschuhmacher aus der Nachbarschaft, erzählte Anecdoten von ihm, theilte zum Beweis seiner Beliebtheit mit, daß ihn gestern sogar ein Haufen Fabrikarbeiter mit einem Hoch begrüßt hätten (die Demokraten, welche die Thatsache nicht in Abrede stellen konnten, sendeten hier grimmige Blicke herüber!) — rühmte, wie gut er's mit der Stadt meine, wie er versprochen habe, nur die Unordnung abzustellen und die Geschäfte wieder emporzubringen, die Freiheit aber durchaus nicht zu beschränken — und schloß mit der Versicherung, daß dieser Mann sein Wort halten werde!

Die Andern wollten das nicht bezweifeln, und man stieß an mit einem stillschweigenden Hoch auf den Gefeierten.

Ich hatte meinen Platz an einem Tisch zwischen diesen

Wackern und zwischen einer Gesellschaft jüngerer Männer, die sich mir zur Rechten lustig machten. Zum Theil waren's Metier-Verwandte; obenan saßen ein Correspondenzartikelschreiber und ein bekannter Plakatverfasser. Diese Leute, schon etwas angetrunken, machten sich in der That lustig; und wie? Indem sie von ihren Heldenthaten in der Zeit der Freiheit sprachen, wie man von Jugendstreichen spricht, die man sich halb renommistisch, halb spottend ins Gedächtniß zurückruft. Der Plakatverfasser hatte den Sommer über gewaltig seine Hand im Spiele, viel mehr noch als man wußte, — das erfuhr man jetzt. Er erzählte, wie er das Volk theils auf-, theils abgewiegelt, an seiner Spitze Minister erschreckt und als Mitglied von Deputationen ihnen großartig imponirt habe. Mit einem instinktmäßigen Gefühl der unsoliden Basis, worauf ihm dieß Alles gelungen, setzte er dann satirisch und selbstgefällig lächelnd hinzu: „Eine tolle, eine verrückte Zeit! Später wird man die Geschichten, die wir in diesem Jahr geliefert haben, gar nicht mehr glauben wollen und sie für Mährchen erklären!“ —

Ich blieb eine Stunde, hatte Augen und Ohren für die ganze Gesellschaft, und mußte mir zuletzt sagen: ihnen ist wohl!

Namentlich fand ich den Humor der Herren zu meiner Rechten beneidenswerth.

Menschen, die, nachdem ihnen alle Macht entrissen, ihrer frühern Leistungen sich mit Glückseligkeit erinnern und noch innigere Genugthuung darüber empfinden, daß sie jetzt auf einmal so sehr gescheidt geworden, indem sie auf's Tiefste begreifen, daß sie früher Narren gewesen sind, — Menschen dieser Art gehören offenbar zu den Begünstigten der Erde! Die Quelle des Trostes fließt bei allen Fatalitäten unerschöpflich in ihnen selber! Sie gleichen mit ihrem verhältnißmäßig leichten, weil verhältnißmäßig leeren Kopf dem Stehaufmann, der sich immer wieder erhebt, so oft man ihn umwirft!" —

Mit dieser Bemerkung schloß der Poet seinen Bericht. Man dankte ihm erheitert, tauschte über einzelne Punkte seine Meinungen aus und kam endlich überein, daß, von dem Unwerth einer politischen Wetterfahne abgesehen, die Gabe, sich immer wieder über sich selber zu stellen und dem Moment überlegen zu seyn, doch zu den schätzenswerthesten des Menschen gehöre, und daß Jeder sie zu cultiviren Ursache habe! — — —

Die Unterhaltung dieses Abends war die letzte des bisherigen Kreises. Am andern Tag kehrte Albert mit der Mutter in die Universität zurück, um unter den auch dort wieder völlig beruhigten Verhältnissen die wohlpräparirten Vorlesungen zu beginnen.

Beim Abschiednehmen sagte der Poet zu Otto: „Gegen unsern Extraordinarius hast du eigentlich nicht

correct gehandelt. Du hättest ihn in der Zeit deiner Regierung zum Ordinarius machen sollen! Er verdient es in jeder Hinsicht, und ein gesunder Nepotismus hat von jeher erleuchtete Staatsmänner charakterisirt."

Otto, auf den Scherz eingehend, erwiderte: „Es ist wahr; — das hab' ich verpaßt!" Aber Albert versetzte: „Ich bin froh, daß ich jetzt nur wieder lesen kann! Ich dürste darnach, und kann es kaum erwarten, von der Welt, die nichts nach mir fragt, zum Katheder heimzukehren, um den sich doch einige Menschen versammeln möchten, die etwas von mir wissen wollen!" —

Zwei Tage später gingen die zurückgebliebenen Freunde über den Hauptplatz der Stadt, und fast zu gleicher Zeit entfuhr ihren Kehlen ein bedeutsames „Ah".

Der Bretterverschlag an den Fenstern eines gewissen Stocks war entfernt und die Wohnung in voller Wiederherstellung begriffen.

„Nun werden wir die Reactivirung bald im Staatsanzeiger lesen!" sagte Otto. Und der Poet versetzte: „Ich bin recht neugierig auf ihn, namentlich auch darauf, wie er sich im wiedergekehrten Glück gegen uns benimmt. Nicht minder freu' ich mich aber, wie ich nicht läugnen will, seine reizende Frau wieder zu sehen!" —

Einen Tag später, und die Einsetzung Eduards in seine frühere Stelle war veröffentlicht. Zwei fernere

Tage, und die ganze Familie war in der Stadt. — Den Abend vorher war der Belagerungszustand aufgehoben worden!

Unser Kreis (der Poet mit eingeschlossen) trank eben bei der Majorin den Nachmittagskaffee, als Julie von Horst angemeldet wurde und hereintrat mit freudeglänzendem Angesicht. Sie flog auf die rasch erhobene Gesellschaft zu und grüßte mit allen Ausdrücken der Zärtlichkeit und Freundschaft. Nachdem sie die Jugendgespielin umarmt und geküßt hatte, herzte sie ebenso die betagte Retterin ihrer Familie, und schüttelte den übrigen der Reihe nach die Hand. Vergnügen und Antheil waren an ihr so ächt, daß sie das Herz der Räthin sofort gänzlich gewann. Sie entschuldigte den Gatten, daß er sie nicht herbegleitet habe, mit unaufschieblichen Gängen und Geschäften und verhieß seinen Besuch für den nächsten Tag. Für Jedes hatte sie ein angenehmes Wort, der Majorin und der Räthin sagte sie es mit einer nahezu töchterlichen Ehrerbietung.

Otto, mit dem Ausdruck heiterer Herzlichkeit, gratulirte zur Wiederkehr.

Leichterröthend, mit einer Bescheidenheit, die zugleich etwas Scheinheiliges hatte, versetzte sie: „Wir nehmen an, was Sie nicht gewollt und uns überlassen haben! Sie werden mir zugeben, daß meine Prophezeihung ganz richtig war. Aber Sie mögen nicht Minister seyn, das

ist freilich etwas Anderes! — Nun" (setzte sie halb demüthig, halb listig lächelnd hinzu) „wir sind nicht so stolz, und mein Mann freut sich von Herzen, auch nur seinen alten Platz wieder zu haben."

„Ich wünsche ihm und Ihnen alles Glück dazu," erwiderte Otto mit Ernst.

Julie, von dem warmen Accent getroffen, sagte: „Das ist das Bedauernswerthe bei unsrer Wiederkehr, daß Sie gehen mußten, wenn wir kommen sollten! — Aber wer weiß? Vielleicht hätten Sie, wenn Sie Minister geblieben wären, meinen Mann selber zurückgerufen —"

„Wenn er's gewünscht hätte," entgegnete Otto, „mit Vergnügen!"

„Dann," erwiderte sie, „haben wir Ihren Entschluß doppelt zu beklagen. Ich möchte Sie eigentlich recht ausschelten, Herr von Ehrenfels! Allein ich darf mich nicht vermessen wollen, einen Mann, wie Sie, zu beurtheilen! — Was Sie gethan haben, ist das Beste — gewiß das Edelste gewesen von allem, was geschehen konnte!" —

Am andern Tag erschien Eduard in Begleitung seiner Frau. Er besuchte zuerst die Majorin, und dann mit ihr die Freundesfamilie, bei der sich der Poet schon befand. Die Begrüßung hatte einen gemäßigtern Charakter, als die gestrige, war aber doch so herzlich

als würdig. Eduards Haltung war ernst, verbindlich, und sein Ausdruck, in Erinnerung an den großmüthigen Dienst während der Märzrevolution, dankbar. Von dem Triumph in seinem Innern ließ er keine Andeutung auf seine Züge gelangen. Nur einmal, als Otto mit den jungen Frauen sich unterhielt und er sich unbeachtet glaubte, warf er einen Blick auf ihn, aus dem das ganze Glücksgefühl heraussah: den gefährlichen Rival, durch dessen Ernennung zum Minister er einen Stich ins Herz erhalten, noch einmal, und nun hoffentlich für immer überflogen zu haben! Der Poet, der ihn aus einer Ecke „studirte", fing diesen Blick auf und nickte mit dem Ausdruck eines Kenners, der begreift; warf ihm aber dann seinerseits einen Blick zu, der ungefähr sagte: du könntest dich doch täuschen, o Ausgezeichneter! — Im Uebrigen sprach man über das politische Fait accompli mit ruhiger Würdigung, erwartete von der Einsicht der Minister ein Streben nach Ausgleichung, und der wiederhergestellte Geheimerath betheuerte: so viel an ihm liege, die freien Institutionen nach Möglichkeit aufrecht erhalten zu wollen!

Nachdem die Familien ihren Gegenbesuch gemacht und die Frauen sich noch ein paarmal gesehen hatten, zeigte sich, daß, trotz aller Freundschaftsversicherungen, auf dem Verhältniß doch kein Segen lag. Eduard hatte zu weiterem Verkehr mit Otto weder Zeit noch Lust,

und die schöne Frau wurde in den Strudel der Vergnügungen hineingezogen, die man in den höheren Regionen jetzt mit erneutem Eifer arrangirte. Da sich die Wiedergekehrten überdieß neu zu befestigen hatten, also nicht Verbindungen genug cultiviren konnten, so begreift man, daß die Gefeierte bei gelegentlicher Begegnung für Klara nichts übrig hatte, als zärtliches Grüßen und wiederholtes inniges Bedauern, so übermäßig in Anspruch genommen zu seyn! —

Als die Freundin eines Abends lächelnd sich darüber ausließ, bemerkte der Poet: „Die Fähigkeit verpflichtet! — Wir müssen eben mit dem zufrieden seyn, was wir bis jetzt von ihr erhascht haben, und resignirend denken: Farewell!“ —

Unsre Leute zogen sich fast ganz auf sich selbst zurück, und die Männer vertieften sich bald in schriftstellerische Arbeiten. Der Poet hatte eine Tragödie begonnen, deren Entwurf er in seinen Papieren gefunden, indem er sich nach den Erfahrungen des bewegten Jahres zu dieser Gattung der Dichtkunst besonders hingezogen fühlte, und auf Grund ihrer, bei regulärem Besuch des Hoftheaters, auch mehr dazu befähigt glaubte. Otto beschäftigte sich mit der Darstellung seines Antheils an der Politik, seiner Ideen und Wünsche für die Zukunft; und auch er hatte das Gefühl, in Folge der praktischen Mitwirkung alle Fragen bestimm-

ter — überzeugender erörtern, das ganze Werk frischer, markiger, anziehender schreiben zu können.

Den Gang der Dinge „im engern und weitern Vaterlande" verloren sie dabei nicht aus den Augen. Aber die Ereignisse kamen stiller, nur durch das Medium der Presse an sie. Auf der einen Seite Restauration — auf der andern immer noch das Streben nach einem dauernden Ausdruck der Revolution: es wirkte sonderbar ergreifend auf die ruhig Betrachtenden, und zumal die Nachrichten aus Frankfurt regten abwechselnd antheilvolle Hoffnung und melancholische Zweifel an. Die Rettung aus oft betrübenden Gedanken war die Ueberzeugung von der Unzerstörlichkeit deutscher Nation und die vollkommene Zuversicht: daß ihr, wie dem Gottseligen, zuletzt alle Dinge zum Besten dienen müssen!

Bei dem instinktmäßigen Interesse, das man für Jugendfreunde, ja für bloße Jugendbekannte, wenn sie sich nur irgend bemerklich machen, immer wieder empfindet, war ihnen eine Nachricht aus nächster Nähe nicht nur pikant, sondern entlockte ihnen ernstlichen Beifall. Sie hörten nämlich, der wieder in voller Thätigkeit begriffene Geheimerath habe seinen ehemaligen Clienten Bernhard zu sich entboten und ihn sans gêne aufgefordert, seine Feder gegen einen entsprechenden Jahrgehalt der Regierung zu widmen; von dem Journalisten sey dieses Anerbieten aber mit Indignation zurückge-

wiesen worden! Die Quelle war zuverlässig und unser Paar freute sich des Actes aus zwiefachem Grund.

„Die Feder des Parteimenschen,“ äußerte der Poet, „ist zwar sehr frech, namentlich auch gegen dich gewesen; aber diese Abweisung löscht einen Theil der Schuld, die auf ihm gelastet hat! — Es ist also doch noch etwas, wie Charakter, in ihm!“

„Im Grund,“ versetzte Otto, „hat Jeder in sich eine Stelle, die er heilig hält, und eine Kraft, womit er den Angriff darauf abzuschlagen vermag! — Wenn im Herzen einmal die Schwäche gesiegt hat, so ist das keine Folge, daß nicht ein andermal die Stärke sich erheben und das Feld behaupten kann.“

„Und Demjenigen, der nur auf die Schwäche speculirt hat, geschieht Recht, wenn unerwarteter Heroismus ihn schamroth macht! — Kommt mir der neue Cato in den Wurf, so werd' ich ihm mein Compliment machen.“

Seinen Vorsatz auszuführen, hatte der Poet an einem der nächsten Tage Gelegenheit, indem ihm Bernhard auf der Straße begegnete. Als ob ihr Verhältniß niemals eine Störung erlitten gehabt hätte, ging er auf den alten Bekannten zu, grüßte ihn und sagte ohne Weiteres: er habe von ihm etwas gehört, wozu er ihm gratuliren müsse!

Bernhard sah ihn an, errieth, und versetzte: „Du meinst die kurze Verhandlung mit dem Geheimrath?“

„Allerdings."

Der Journalist verzog den Mund geringschätzig und sagte: „Ein wahrhaft cynisches Benehmen! Nachdem ich mit Leib und Leben für meine Partei eingestanden bin, von mir erwarten, daß ich für Geld gegen sie schreiben würde! — Aber so geht's" (fuhr er düster fort) „wenn man sich einmal nachgiebig hat finden lassen! Da glauben solche Menschen, sich Alles gegen einen erlauben zu dürfen, und werden geradezu schamlos!"

Ein Ausdruck ernsten Unmuths gab seinem Gesicht eine förmliche Würde, so daß der Poet sich kaum enthielt, überrascht den Kopf zu schütteln.

Nach kurzem Schweigen erwiderte er indeß: „Die Lehre, die du ihm gegeben, ist ihm gesund gewesen; denn er hat sich doch ohne Zweifel tüchtig geschämt und geärgert! — Aber wenn sein Anerbieten dich beleidigt hat, mein guter Bernhard, so hast du auch Sünden begangen, für welche diese Strafe noch sehr gelind ist. Wie konntest du in deinem Blatt solches Zeug loslassen gegen unsern alten Freund Ehrenfels? Ich weiß, daß ein Parteimensch nicht gerecht seyn kann, und verlang' es gar nicht von ihm. Aber gegen diesen Mann hast du deine Feder in eine Tinte getaucht, die — ich kann es nicht anders sagen — in der Hölle fabricirt worden ist, und baare Schmähungen, baare Verläumdungen auf's Papier gespritzt."

Bernhard sah betroffen und verlegen zu Boden. „Ich hab' ihn verkannt," sagte er dann.

„Das ist keine Entschuldigung," erwiderte der Poet. „Du konntest gar wohl wissen, daß an ihm jeder Zoll ein Ehrenmann ist; — ein einziger Moment ruhiger Ueberlegung mußte dir's klar machen! Bei ihm ist's gar kein Verdienst, daß er rechtlich handelt — er kann nicht anders; aber um so unverantwortlicher ist's, ihm schlechte Projecte anzudichten —"

„Er hat uns auch angegriffen!"

„Nur soweit er mußte! Ihr konntet euch vertheidigen mit Gründen, euch aber nicht rächen mit Lästerungen! — Wie steht's denn nun mit den wiederholten Versicherungen in deinem Blatt? Hat er alles gethan, um seine Stelle zu behalten? Er hat vielmehr alles gethan, um sie wieder loszuwerden, mit einer Zartheit des Ehrgefühls, die ihm gar Viele als Narrheit auslegen werden! Und du hast ihn als einen Portefeuille-Jäger verfolgt, consequent verfolgt!"

Bernhard stand mit einer dunkeln Röthe in seinem Gesicht, welche Scham und Reue verrieth, und schwieg. Dann sagte er: „Nun gut, ich hab' ihm unrecht gethan, ich bekenn' es! Er ist ein Mensch, der seine Ueberzeugung hat und darnach handelt, ich geb' es zu. — Bist du nun zufrieden?"

„Wenn diese Erkenntniß dauert, und wenn du auch

darnach handelst — ja! — Mein alter Geselle, merk auf! — es gibt nicht nur Parteigeist in der Welt, sondern auch ein gewisses Ehepaar, das man in deutscher Sprache Neid und Eifersucht nennt! — Hüte dich vor diesen zweien — und bessre dich!" —

Nach dieser Entladung eines alten Grolles wollte sich der Poet grüßend entfernen; aber ein plötzlich aufsteigender Gedanke ließ ihn die halbe Abschiedswendung wieder zurückmachen, und er sagte: „Wir haben uns nach langer Zeit im letzten Jahr wieder gesehen, aber zu einem ernsthaften Wort sind wir nicht gekommen, darum jetzt noch eine Frage. — Ist es ein Attentat auf die Freiheit gewesen, daß Ehrenfels den Plan gefaßt hat, zwischen dem Fürsten und den Abgeordneten einen Vergleich zu treffen? Und hat nicht vielmehr die demokratisirte Majorität die Freiheit untergraben, indem sie hoffärtig der Vereinbarung sich weigerte? — Wie denkt der Demokrat jetzt über diesen Punkt?"

„Die Partei," erwiderte Bernhard mit Nachdruck, „hat consequent und recht gehandelt! — Es ist noch nicht aller Tage Abend!"

„Ah so!" rief der Poet. Und auf was hofft ihr noch, wenn man fragen darf?"

Bernhard, nach einigem Bedenken, versetzte: „Auf die deutsche Verfassung."

Der Poet konnte nicht umhin, mit einem lachenden

Ausruf zu antworten. „Also die dortige Mehrheit, die ihr so oft des Verraths angeklagt habt, ist euch jetzt wieder gut genug und ihr erwartet eben von ihr ein Werk und eine That, die euch retten sollen? — Nun, mein Freund Bernhard: wenn's ginge, wär's nicht zu eurer Herrschaft! Aber ich geb' es zu, es wäre gegen eure Vernichtung — und ich wünsche von ganzem Herzen, daß ihr fortbesteht! — Indessen hierüber ist nicht zu streiten; warten wir noch etliche Monate, und sprechen wir uns dann wieder! Für jetzt — Adieu!" —

In den ersten Wochen des neuen Jahres wurde das Land aufgeregt durch die Wahlen zur ersten und zweiten Kammer, und durch die Wahlumtriebe der Parteien. Otto erfüllte seine Pflicht als Urwähler und Wahlmann, trat aber nicht als Candidat auf und wurde zu seiner großen Zufriedenheit auch nicht gegen seinen Willen gewählt, indem er einmal gegen einen Demokraten, das andremal gegen einen Regierungsmann in der Minderheit blieb. In der zweiten Kammer fielen bald nach dem Zusammentritt heftige, wüste Scenen vor, da die radicale Linke jede Gelegenheit benutzte, gegen die Minister zu toben. Diese hatten Invectiven der empfindlichsten Art auszuhalten und konnten sich auch sonst überzeugen, daß ihnen ein und der andre Theil ihrer Arbeit von der Excellenz doch zu leicht vorgestellt worden! — Die Macht war süß, aber Noth

und Verdruß groß und die Lust des Regierens mußte schwer gebüßt werden!

Otto überzeugte sich bald, daß die octroyirten Gesetze nichts weniger als gesichert wären: er sah bei der Leidenschaft der Parteien einen Proceß begonnen, der über kurz oder lang unausbleiblich zu einem neuen Gewaltact führen mußte. Wenn er sich nun wiederholt glücklich pries, nicht an der Stelle des Präsidenten zu seyn, und auf die sturmbewegte See mit allem Behagen des am Ufer Stehenden hinaussah, so können wir ihm das nicht verdenken. Zu Klara sagte er einmal: „Ich könnte das Alles auch, und noch mehr ertragen; aber um solcher Zwecke willen, wie die Minister sie haben, nimmermehr!" —

Mit dem Herannahen des Frühjahrs erhob sich in der Familie ein stilles Verlangen, die Stadt mit ihrem Lärm hinter sich zu bekommen und die schönen Monate in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben. Es ward nach und nach zur Sehnsucht, man gestand sich's, und die schöne Uebereinstimmung entlockte der jungen Frau einen fröhlichen Ausruf.

Auf die Frage: wohin? war ihre Antwort: „Das ist ja ganz einfach: in unsre Villa!"

Otto sah sie mit heiterm Lächeln an — denn das war auch sein Gedanke gewesen! — und er sagte: „Dieser Ort hat also für dich einen ganz besondern Reiz?"

„Ist nicht zu verwundern," erwiderte sie. „Wir sind dort sehr glücklich gewesen, und mir ist's, als ob wir's jetzt beinahe noch mehr seyn müßten!" —

Der Poet wurde in Kenntniß gesetzt und gefragt, ob er mitziehen wolle!

Er sah die Freunde bewundernd an und rief: „Ausgezeichneter Gedanke! Meine Tragödie ist so gut wie fertig; aber nur auf klassischem Boden, d. h. nur in jener berühmten Thurmstube, werd' ich ihr die Weihe geben und mit Jovis und der Musen Hülfe die brillantesten Lichter aufsetzen können! — Ja, auf's Land," rief er pathetisch, — „in jenen angulum terrae, der für uns Tusculum und Tibur ist! — Und du, o Welt, geh deinen Weg, nachdem du den von uns dir vorgeschriebenen verschmäht hast! Lebwohl — auf Wiedersehn!"

Noch am selben Tag wurde auch die Majorin eingeweiht und der unliebe Gedanke einer Trennung durch das ihr abgenommene Versprechen eines mehrwöchentlichen Besuches beschwichtigt.

Man wollte nicht zögern, damit das Haus nicht vielleicht anderweitig vermiethet würde; Otto reiste daher am nächsten hübschen Morgen, in der Mitte des März ab. — Schon am dritten Tag kam er wieder.

Sein Angesicht verkündete große Genugthuung.

„Du hast's noch frei gefunden und gemiethet?" rief Klara.

„Besser, meine Liebe, besser!"

„Nun?" fragte die Mutter.

„Ich hab's gekauft — billig und mit bequemer Abzahlung! — Wir ziehen in unser Eigenthum!"

„O herrlich," rief Klara jubelnd, umarmte den Urheber der schönen Ueberraschung und hing liebevoll an seinem Halse.

XI.

Natur und Geschichte. Deutsche Tragödie. Die Hindernisse und ihre Beseitigung. Wissenschaft, Geistescultur und das Ideal deutscher Nation.

Das ist das Wunderbare an der Natur, daß sie, trotz der gesetzlichen Wiederkehr ihrer Erscheinungen, nie veraltet und in erneuter Schönheit gesunde Herzen immer wieder mit Wonne durchdringt. Jeder Frühling bringt neues holdes Leben in Farben, Düften und Tönen und umströmt mit Poesie Seel' und Sinne des Menschen!

In deutschen Landen ist der Winter freilich darnach angethan, die schöne Jahreszeit wie einen Traum zurückzutreten und nach lenzlicher Natur wieder sehnendes Verlangen erstehen zu lassen. Aber das allein erklärt die tiefe Freude an dieser noch nicht. Der Frühling ist das Symbol ewiger Jugend, ewiger Jugendschönheit! Wir fühlen in ihm den Lebensquell, der nie versiegt und in immer neuen Fluten sich ergießt; den Strom

der Erquickung, der, in holden Formen dahinfließend, und wachsend, uns den Zauber kindlicher Schönheit empfinden läßt, die sich zu jungfräulicher erhöht!

Wie reizend benutzt die Natur zu dem an uns vorübergehenden Schauspiel ihre Mittel! Lieblich anzuregen mit Wenigem, nach Mehr begierig zu machen und dieses vorzuführen Schritt für Schritt, so daß wir immer glückselig empfangen, wornach wir Sehnsucht empfunden haben, bis wir zuletzt umwogt sind von Schönheit und trunken werden von ihr — das versteht sie meisterlich!

Lauer Wind, Märzenstaub, Lerchensang! Welch ein Aufthauen der Herzen, welch ein Ahnen des Glücks! Noch stehen die Bäume laublos und die Gründe kahl — das neue Gewand der Landschaft ist in geheimer Werkstätte noch im Werden. Aber die Hoffnung zaubert gaukelnde Bilder vor die Seele und macht das Herz pochen: denn die Erfüllung kann nicht ausbleiben!

Hinter der Hecke, an der die Knospen schwellen, färbt sich der Anger in der Sonne des April grün und grüner; die Buben des Dorfs spielen auf dem trockneren Fahrweg ihr altüberliefertes Spiel und treiben fröhlich und gewinnbegierig die gefärbte Lehmkugel oder die marmorirte Steinkugel in das ausgerundete Grübchen. Wie wohl ist ihnen! — Und sie wissen es nicht, daß die Hauptursache der seligen Leichtigkeit ihres

Blutes die labende, süßanregende, schönheitverheißende Lenzluft ist!

Die Fülle geheimen Lebens offenbart sich in Schönheit — nach und nach! Die Knospen erschließen sich zu kindlich zierlichem Laub; im Gehölz und auf der Wiese stehen die ersten Blumen und schimmern bläulich und schimmern golden aus dem Grün hervor, über das Grün her; die „kleinen Vögel", die Lieblinge der dichterischen Seelen aller Zeiten, rufen, locken und singen feuriger, mannigfaltiger; der Schwarzdorn blüht am Wege, die Gründe färben sich und leuchten in magischer Buntheit; die Bäume blühen in den Gärten und die Blumen auf den Beeten; — und so geht es fort, bis endlich die Rosen sich erschließen und mit wonnigem Duft und himmlischem Farbenlicht auch dem verlangendsten Herzen Genüge thun! — Was wir auch ersehnen und uns vorträumen mochten — es ist Alles, Alles gekommen! —

Ja, die Natur ist unergründlich hold — ein Buch, das wir mit immer neuem Entzücken lesen, in dem wir immer mehr Zauber der Wahrheit und Schönheit entdecken, je reifer und tiefer wir selbst werden — je besser wir lesen lernen!

Und immer wieder — in ihrer göttlichen Ruhe, ihrer erhabenen Stille, welche durch die lieblichen Töne der kleinen Sänger nur fühlbar gemacht wird — beru-

higt sie die allzusehr erregten Geister und träufelt Balsam in die wunden Herzen! Das holde Leben des Frühlings kann zur Wehmuth stimmen; aber diese Wehmuth ist süß, und gern hängen wir den Träumen nach, die sich aus ihr erzeugen. Stärkern Seelen aber ist es heilvoll. Sie vergessen in ihm den Lärm empörter Leidenschaften und wilden Streites und können mit erneuerter Hoffnung wieder tragen, was sie früher zu schwer belastet und niedergedrückt hat! — —

Unsre Familie, nachdem sie sich in ihrem Landhaus wieder eingerichtet hatte, machte von alledem, was wir hier anzudeuten versuchten, in sich die Erfahrung. Die Gefühle gingen durch die Herzen, die Gedanken durch die Geister; und oft, mitten in der stillen Freude, in dem ruhigen Fluß der Empfindungen, sagte man sich's auch, — in jenen abgerissenen Worten, die eben da genügen, wo das Herz voll ist.

Nach einem vollen Jahr, in welchem sie den Arbeiten der Geschichte assistirt hatten, nach der langen Kette politischer Aufregungen, wirkte das jetzige Leben nicht nur deßwegen mit dem Zauber der Neuheit auf sie, weil es, in den Zierden der wiedererwachenden Natur, einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Treiben in der Hauptstadt bildete, sondern auch, weil die Villa nun ihr Eigenthum war! Damit hatte Alles eine frischere Bedeutung, eine größere Heimlichkeit erhalten. Behaglicher

schritt der Fuß des Herrn durch die Besitzung und freier betrachtete er sie. Denn jetzt konnte er auch über sie verfügen — sie vergrößern, verschönern; — sie war ein lebendiger bildsamer Gegenstand geworden!

In der That währte es nicht lange, und durch Ankauf eines Stück Landes war dem Garten für Gemüse- und Blumenpflanzungen ein wünschenswerther Zusatz gegeben. Bei dem Haus hatte man sich auf die Herstellung der frühern Einrichtung und nur theilweises Erneuern der Gelasse beschränkt. Da man nach der Uebersiedelung mit vereinten Kräften arbeitete, so war die Wohnung bald eben so bequem und nur schöner, namentlich auch reicher ausgestattet, als man sie verlassen.

Die Verwandlung des neugekauften Ackers in Gartenland zu dirigiren, überließ Otto den Frauen. Er selber füllte seine Zeit mit wissenschaftlichen Arbeiten und Studien, mit Führung einer ziemlich ausgedehnten Correspondenz und mit anfangender Erziehung des kleinen Albert, der, in das Stadium der ersten Redeversuche eingetreten, ihm nun manche Stunde raubte, aber unendlich viel Freude machte.

Auch das gehörte zu den Vortheilen seines zurückgezogenen Lebens, daß er sich jetzt mehr dem Kleinen widmen und, um den schönen Ausdruck Rückert's zu brauchen, an ihm sich was zu Gute thun konnte. — Wenn er

den Knaben betrachtete und seine anmuthige Ruhe oder eine Aeußerung kindlicher Lust, eine Probe kindlichen Denkens ihn erfreute, hatte er zugleich das tiefbefriedigende Gefühl: durch ihn in eine Zeit hineinzureichen, die er nur mit vorbereiten konnte; — durch ihn Arbeiten, die er begonnen hatte, vollendet zu sehen!

Es lag nahe, daß unser Freund in stillem Sinnen auch an die leidvollen Tage zurückdachte, die er zuletzt in diesen Räumen verlebt hatte. Dermalen begriff er zwar noch den Grund jener verzweifelnden Stimmung, aber es war ihm, als ob ihn Gefühle dieser Art nie mehr bezwingen, ja nicht mehr anwandeln könnten. Die jetzige Einsamkeit war ausgefüllt mit Erinnerungen an öffentliche Thaten und Thatversuche, mit dem Bewußtseyn, in all' den verschiedenen Situationen pflichtmäßig gehandelt zu haben; — mit dem tiefen Glauben an eine weitere nützliche Thätigkeit, welcher Art sie seyn mochte, — an eine sättigende Verwerthung seiner Kräfte zum Wohl der Nation.

Mit gefestetem Selbst arbeitete er gemessener, behaglicher als irgend früher. Er war mit ganzer Seele dabei, ob er ein wissenschaftliches Problem zu lösen suchte, oder in einem Journal seine Stimme über eine Zeitfrage abgab, oder Studien machte, die meist Vorarbeiten zu realer Bewältigung des Lebens waren. Und auf's neue erfuhr er die Lust des Lernens und Wissens

an und für sich — das beglückende Gefühl, etwas zu können, auch wenn keine Gelegenheit gegeben ist, es durch die That zu beweisen!

Sein Verkehr mit dem Poeten erhielt einen constant ernstern, man könnte sagen, geistigern Charakter.

Unser Musensohn hatte sich wieder in der Thurmstube eingenistet und ergötzte sich mit frischen Sinnen an ihrer Gemüthlichkeit, wie an der schönen Aussicht ins blühende Thal. Aber sey es die Beschäftigung mit seiner Tragödie, seyen es die Erfahrungen und die Zeitverhältnisse, die auf ihn einwirkten — er war auch ein anderer und für gewöhnlich namentlich schweigsamer geworden. Seine humoristischen Ergießungen machten lange Pausen: es schien ihm nicht mehr ein so rühmliches Ziel, mit ihnen zu wirken! Eher ließ er sich auf einen positiven Diskurs, auf Durchsprechung eines philosophischen oder politischen Thema's ein. Dabei gerieth er zuweilen in großen Eifer und wurde zu Expectorationen hingerissen, die, um ihrer originellen Schärfe willen, eine absichtslos erheiternde Wirkung übten! —

Leben und Streben, Arbeit und Genuß, Ideen und Pläne befähigten unsre Freunde, in ihrer Zurückgezogenheit lange auszuhalten und die Wogen der Zeitgeschicke an sich vorübergehen zu lassen bis zu ihrem Verrauschen im wiedererreichten alten Niveau.

Und wohl ihnen, daß sie das konnten! Wohl ihnen, daß sie in trauter Einsamkeit — in ernster Beschäftigung und im unerschütterlichen Glauben an den Gott der Geschichte die von draußen eingehenden Nachrichten zu bestehen vermochten!

Der Niedergang war unvermeidlich geworden, nachdem der letzte Boden sich versagt hatte, der die Bewegung, indem er ihre Festsetzung gestattete, oben erhalten konnte. Die Kaiserkrone, deren Herstellung so viele Mühe gekostet hatte, war von dem Erkorenen abgelehnt. Die Deputation, die dem Fürsten seine Erwählung feierlich zu melden gekommen war, hatte eine Antwort erhalten, welche die Annahme — an die freie Zustimmung der deutschen Regierungen knüpfte! —

Die Reichsverfassung und die Kaiserwahl hatten nichts bewirkt als — Ansprüche; Ansprüche hier und Ansprüche dort; Ansprüche widerstrebender Natur, fähig, Conflicte zu erzeugen und einen Streit hervorzurufen, wobei der Dritte sich freuen mochte.

Und diese Ansprüche zögerten nicht hervorzutreten. Es entbrannte der Streit, und eine Verwirrung entstand, die einen deprimirenden, wüsten Charakter hatte, weil sie hoffnungslos war. Die Conflicte in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres waren geadelt durch das Ziel, das den Geistern vorschwebte und das man emporgehend erreichen zu können glaubte; die jetzigen erschienen

unersprießlich, zwecklos, und konnten in tiefern Menschen nur den Schmerzenswunsch erregen: daß sie vergangen seyn möchten!

Ja, patriotische Herzen, wie es unsre Freunde — Männer und Frauen — waren, hatten in der That nöthig, in sich gefestigt zu seyn! — Es war in jedem Betracht eine Tragödie, die vor ihnen ablief, mit einzelnen Scenen, die auf theilnehmende Seelen erschütternd wirken mußten!

Für das ungeschmälerte Werk der Nationalversammlung, das Preußen der Correctur von Seiten der Fürsten unterstellt hatte, erklärten sich Volk und Volksvertreter in fast allen Staaten. Die demokratische Partei, die nochmals ein großes Ziel und eine Möglichkeit des Gelingens vor sich sah, entfaltete überall, wo sie nicht durch Militärgewalt völlig niedergehalten war, eine ungemeine, leidenschaftliche Thätigkeit. Radikale und Liberale reichten sich die Hand und drängten die Regierungen gemeinsam; die kleinen Staaten beeilten sich, die Verfassung anzuerkennen; in größern erklärten sich die Kammern dafür und thaten ihrerseits Alles, die Regierungen zur Annahme zu nöthigen — — der Sturm, der jetzt einen bestimmten, begeisternden Zweck hatte, schien in der That überwiegend um sich zu greifen und sich durchsetzen zu können.

Aber es war doch nur Schein, versprechendes Aus-

sehen, hinter welchem Rathlosigkeit und Schwäche sich barg. Bewegungen ohne Einheit; Führer, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren; der Mangel eines überlegenen Geistes in dem einen gründlich insurgirten Lande, der als Mittelpunkt zu wirken und die isolirten Stellen mit dem Hauptlager in Verbindung zu bringen gewußt hätte; das natürliche Mißtrauen zwischen Parteien, die nur aus Noth geeinigt waren und über die wesentlichsten Dinge verschieden dachten; endlich das entweder gleichgültige, oder gegnerische Verhalten eines großen Theils der Nation — alles das zusammengenommen gab wohl Aussicht auf einen Kampf, der eine Zeit währen mochte, aber nicht auf den Sieg gegenüber von Regierungen, die sich verständigt hatten und von denen die stärkern mit streitbegierigen Truppen den schwächern zu Hülfe ziehen konnten.

Die Aufstände wurden unterdrückt, einer nach dem andern. Preußische Truppen, die man sich gedacht hatte als einstehend für die Schöpfung des neuen Reichs, schlugen diejenigen nieder, die zur Aufrechthaltung desselben die Waffen ergriffen hatten. Aber freilich war diese bei den meisten bloß Aushängeschild, und die Partei wollte vielmehr die Gelegenheit benützen, um ihr Ideal einer demokratischen Republik zu realisiren! — Die geordneten Heerhaufen waren so glücklich, Massen zurückzuwerfen, die ein Ausländer befehligte, und zuletzt

einem revolutionären Regiment den Garaus zu machen, das den widerlichsten Charakter angenommen hatte.

Das deutsche Parlament nahm ein trauriges, für seine Verehrer schmerzlich betrübendes Ende. Die Centralpartei, die hauptsächlich Urheberin der Verfassung war, schmeichelte sich auch nach der zu Berlin erfolgten Zurückweisung noch, die Annahme bewirken zu können. Aber vor einer Erhebung, deren Lenker im Namen eben dieser Verfassung die ihr widerwärtigsten, jedenfalls unberechenbare Zwecke verfolgten, entsank ihnen die letzte Hoffnung. Sie schieden aus, wie schon vor ihnen die Rechte gethan; die Linke, nun Alleinherrin, zog in die Residenz eines Fürsten, der — nach längerem Sträuben freilich — die Reichsverfassung anerkannt hatte, disponirte, bereits ohne allen festen Boden, über deutsche Geldmittel und Streitkräfte, und erfuhr endlich das Schicksal derjenigen, die sich in der Hülle und Fülle der Machtlosigkeit als Herren geberden wollen. —

Das Parlament war aufgelöst, die Revolution im Unterliegen; aber die Ideen und Hoffnungen der Zeit noch nicht aus den Köpfen und Herzen verschwunden.

Das Anerbieten der Kaiserkrone von Seiten der Nationalversammlung hatte man in Preußen als ein „Anrecht“ aufgefaßt, und der erwählte Monarch mit den Oberhäuptern der nächstgelegenen Königreiche über eine Verfassung sich geeinigt, in welcher die Arbeit des

Parlaments fürstlich modificirt war. Die kleinern Staaten, welche der Reichsverfassung sich untergeben hatten, stellten sich auch unter den Schirm des Dreikönigsbundes, und das ehemalige Frankfurter Centrum eilte nach Gotha, um über die ersprießlichste Mitwirkung zum Gelingen wenigstens dieses Werkes Berathungen abzuhalten.

Es war nochmals eine Täuschung, welcher die bei Seite gesetzten patriotischen Männer sich hingaben; — allerdings die meisten schon mit geringem Glauben im Herzen! — Der Versuch Preußens, auch die süddeutschen Königreiche zur Union heranzuziehen, scheiterte, und nun lösten sich, wie billig, auch die beiden andern von dem Bündniß der Maiverfassung ab, das sie nur unter Voraussetzung der Nachfolge sämmtlicher deutscher Regierungen geschlossen zu haben behaupteten! Das mit den kleinen Regierungen alleinstehende Preußen wendete sich dem andern Großstaate zu und unterhandelte mit ihm über eine gemeinschaftliche Leitung der deutschen Angelegenheiten; aber die Frucht der Noth und der Eile war nur ein Centralausschuß, in welchem Oesterreich bereits ein Wiederanknüpfen an den alten Bundestag erblicken konnte!

Der Wunsch, die Union Preußens auch mit den kleinen Staaten zu sprengen und — vielleicht! — eine engere Vereinigung des ganzen Vaterlandes herbeizu-

führen, erzeugte ein Verfassungsproject, das von den vier Königreichen ausging und dessen Hauptvorschlag in einem siebenstimmigen Direktorium mit Volksvertretung bestand. Preußen, wie aus Trotz, rief ein Unionsparlament nach Erfurt. Aber die meist aus Minoritätswahlen hervorgegangenen Abgeordneten hatten die Aufgabe, die Verfassungsvorlage — nicht anzunehmen, bis sie möglichst rücksichtsvoll gebessert sey, weil sie den Urhebern jetzt selber viel zu radikal erschien!

Das Experimentiren begann allgemach der öffentlichen Geringschätzung zu verfallen; niemand glaubte mehr an ein gesundes, dauerfähiges Ergebniß. Die widerstrebenden Tendenzen sollten aber für Deutschland noch große Demüthigungen, und außerdem eine Gefahr bringen, bei welcher die Herzen der Patrioten in der peinlichsten Sorge schlugen.

Da mit dem Project der vier Königreiche gleichfalls nichts auszurichten war, so machte Oesterreich gegen Preußen und seine Unionsbestrebungen kurzen Proceß und lud zu Berathungen über eine neue Centralgewalt nach Frankfurt ein. Preußen verwahrte sich und antwortete mit einer Einladung der Unionsfürsten nach Berlin. Diese kamen und man errichtete eine provisorische Regierung, mit der immer deutlicher werdenden Ahnung, daß ihr eine definitive nicht folgen werde.

Dennoch war es für jetzt noch etwas und konnte

dem andern Großstaat bedenklich erscheinen, wie dem Unionsvorstand umgekehrt das Frankfurter Project. Beide, in ihrem aussichtslosen Ringen, sahen sich daher nach einem Helfer um — und ließen in Warschau durch Vertreter an den Spruch des Czaren appelliren. Dieser, durch die deutschen Zerwürfnisse zum Schiedsrichter erhöht, zeigte begreiflicherweise mehr Gunst für die Absichten des Wiener Kabinets, wenn er auch einen deutschen Bund mit Gesammt-Oesterreich nicht billigen konnte — und so fand man denn, im Herbst 1850, in der Kaiserstadt an der Donau den Muth: den Bundestag für wiederhergestellt zu erklären!

Eine erste Sitzung wurde gehalten von Bevollmächtigten einer guten Anzahl deutscher Staaten.

Also hier ein Bundestag, wenn auch vorerst ein fragmentarischer — dort eine Union! Zwei constituirte feindliche Lager, zwischen denen, wenn die Lenker auf ihrem Kopfe beharrten, ein Conflict unvermeidlich schien!

Und in der That: die größte Gefahr, die man für das Vaterland nur erdenken mochte — die Gefahr eines Bruderkampfes rückte nah und näher! Den besondern Anlaß dazu gab ein Staat, dessen Angehörige unstreitig unter die geprüftesten Erdenbewohner zählen. Mitglied der Union beschickte derselbe gleichwohl auch den neuen Bundestag; denn die Regierung hatte in diesem die rechte Gewalt erkannt, mit deren Hülfe sie

sich einer ihr höchst unliebsam gewordenen Constitution entledigen konnte! Da die Kammer für Preußen war, so schuf man mit dieser einen Conflict, erklärte das ganze Land in Belagerungszustand und rief die Bundesversammlung um Beilegung des Streites an, während man eine Ausgleichung durch Preußen höflich ablehnte.

Peinliche Lage des Unionsvorstandes, der von dem Werke, das er geschaffen, wenigstens etwas erhalten sehen wollte — etwas, das er, bei allem Nutzen für den eignen Staat, den Interessen Deutschlands und Europas nicht zuwider achten konnte! — Noch einmal wendete er sich an den Mächtigen in Warschau. Aber dort wirkte auch der Abgesandte des Gegners und fand guten Boden, nachdem der Autokrat von den Bestrebungen Preußens eine noch schlechtere Meinung gewonnen. Ein Machtzuwachs des Nachbars, welcher doch der Anfang einer weitern Entfaltung seyn konnte, — ein Machtzuwachs als Folge der Revolution erschien dem Selbstherrscher immer fataler, und mit dem alten Zustand war eine Einigung Deutschlands zu gefährlicher Größe am wenigsten zu fürchten: die Propositionen, wie entsagungsvoll man sie in Berlin schon beschnitten hatte, wurden verworfen; — Preußen sollte mit Aufgebung alles Gewinnes zu dem Stande der Dinge vor 1848 zurückkehren!

Die Nationalversammlung hatte Preußen die Kaiserkrone angeboten; der Erwählte glaubte wenigstens ein Protectorat über frei sich anschließende Herren retten zu können; der Autokrat aber sprach zu ihm: du sollst gar nichts haben!

Unterdessen waren die deutschen Unionsgegner schon zur That geschritten: Bayern und Oesterreicher in Hessen eingerückt! Von zwei Seiten gereizt, aufgeregt und aufgebracht, gab man in Berlin den Befehl zum Einmarsch auch der preußischen Truppen. Aber glücklicherweise kam es nur zu dem Tag von Bronzell! Die fortan zum Herrschen bestimmte Partei siegte auch in Berlin, Preußen machte zu Olmütz seinen Frieden mit Oesterreich und erlangte für die Hingabe der Union das große Zugeständniß: vorerst nicht in den deutschen Bund eintreten zu müssen!

Noch einmal wurde der Versuch gemacht, an die Stelle der alten Bundesverfassung eine neue Erfindung zu setzen. Das demüthigende Geständniß, für das gemeinsame Vaterland nichts zu können, und einfach das Alte wiederaufrichten zu müssen, scheute man sich namentlich in Berlin abzulegen; und neue Projecte wurden erdacht und besprochen, um wenigstens mit irgend Etwas die Ehre zu retten und den Verdacht gänzlichen Unvermögens von sich abzuwälzen. — Die erstrebte Vereinbarung gelang aber auch auf den Dresdner Conferenzen

nicht! Auch hier wurden nur die Acten vermehrt, denen keine schöpferische Action folgen sollte, nachdem ein Plan zu Gunsten der Großen auf Kosten der Kleinen und im Grunde doch ohne besondern Vortheil für das Ganze, an dem Widerspruch der Bedrohten gescheitert war.

Nun war aber das Maß der Experimente voll! Die Regierungen hatten dem Volke gegenüber ihren guten Willen gezeigt, und man konnte sich des Spruches erinnern: ultra posse nemo tenetur! Ohnehin waren im Volke selbst mit der Hoffnung auf irgend eine annehmbare Neugestaltung auch die Ansprüche geschwunden; ein Humor der Verzweiflung hatte um sich gegriffen, man wollte von der Sache nichts mehr wissen und ließ die Regierungen machen: so war denn endlich auch für Preußen die Zeit erschienen, wo es schicklicherweise nachgeben und zur Wiederherstellung des vormärzlichen Instituts die Hände bieten konnte. Wie keine Erfindungskraft, so gehörte am Ende auch kein Muth mehr dazu, den letzten Schritt zu thun — und der Bundestag, der ganz und unverkümmert wieder errichtete, thronte zu Frankfurt!

Dem Streit im Innern, dem Zwiespalt — und der Verständigung der Großmächte fiel eine Sache zum Opfer, die, wenn irgend eine, mit Aufbietung aller Kräfte aufrecht erhalten zu werden verdient hätte.

Viele Hoffnungen sind in diesen Jahren getäuscht worden — viel Unrecht ist geschehen; das größte aber gewiß dem Volk, das sich erhoben hatte, um gegen dänisches Attentat sein gutes, von ganz Deutschland anerkanntes Recht zu vertheidigen, — das in diesem Streit von deutschen Regierungen ermuthigt, unterstützt worden war, um endlich, nach heldenmüthigen Kämpfen, der Uebermacht preisgegeben zu werden.

Sie waren aufgestanden unter dem Beifall des ganzen Deutschlands, der Fürsten wie der Völker; sie kämpften um Erhaltung gegen einen revolutionären Angriff — aber sie kämpften gegen einen Fürsten! Und so wandelte sich zuletzt in den wieder fürstlicher gewordenen Köpfen die Anschauung, und die Kämpfer um Recht wurden zu Rebellen. Jedenfalls wie Rebellen wurden sie unterdrückt und ihren Feinden überliefert. — — —

Das Spiel war zu Ende, der große Rückgang vollzogen, und es konnte zunächst, im Allgemeinen wenigstens, nicht mehr weiter gehen, sondern höchstens noch im Einzelnen. Was auch im Einzelnen blieb — der Ausgang war für Alle, die der deutschen Nation politische Bildungskraft zugetraut hatten, doch über alles Erwarten demüthigend! Man hatte sich auch nach dem Beginn der Reaction noch mit schmeichelnden Vorstellungen betrogen, und mußte sich nun schämen. Diejenigen

allein, die, wie unsre Excellenz, auf das unmöglich Scheinende gewettet hatten, konnten triumphiren. —

Wir kehren wieder zu unsern Freunden im Landhause zurück. Sie hatten die für das Vaterland glück- und ruhmlose Zeit — ein paar kleine Reisen ausgenommen — ganz in diesem Asyl verlebt. Das Wohlgefühl im häuslichen Frieden und der unerschütterliche Glaube an die Bestimmung der deutschen Nation zeigten ihre tröstende Macht bis zu Ende. Die Familie war unterdeß größer geworden. Klara hatte dem Gatten eine Tochter geboren, und das allseitig gewünschte kleine Wesen verfehlte nicht, Eltern und Verwandten, die zum Besuche kamen, die größte Befriedigung zu gewähren. Es war ein neues Element im Hause, das allen Herzen wohlthat und die Frauen mit neuen lieben Mühen und Sorgen beglückte.

Die Männer — denn der Poet hielt auf seiner Burg treulich aus! — hatten sich beide tüchtig an die Arbeit gehalten. Vor Otto lag: „Erfahrungen und Betrachtungen aus dem Jahr 1848" fertig da, und ein Werk über Verfassungsrecht war zur Hälfte gediehen. Der Poet hatte nicht nur seine erste Tragödie überarbeitet, sondern, nachdem er sich überzeugt, daß ihr für das Erscheinen auf den Brettern allerlei Bedenkliches anklebte, eine zweite, dem Publikum eingänglichere, zu Papier gebracht. Vor die Oeffentlichkeit war aber noch

keiner getreten. Otto hielt während des Ablaufs deutscher Geschicke die Zeit für Memoiren und eine Aufzeigung neuer positiver Ziele noch nicht für gekommen; und was die neue Tragödie des Freundes betrifft, so weiß man, daß nach der Ausführung einer solchen auf dem Papier die Arbeit und die Noth erst recht angeht und zwischen dem Werk des Dichters und der scenischen Darstellung eine Reihe von practischen Unternehmungen liegt, die bekanntlich nicht immer gelingen müssen. Demnach hatte sich nicht nur der Politiker, sondern auch der Poet genügen lassen, dem lesenden Theile der Nation durch Journalartikel zu dienen, — dieser, indem er in befreundete Blätter Kritiken, Aufsätze und Erzählungen lieferte.

Ihrer Gewohnheit, dem Lauf der Dinge zu folgen, blieben sie treu; und wenn der Poet sich hier und dort ein Versäumniß zu Schulden kommen ließ, so war der Freund immer bereit, die Lücken belehrend auszufüllen. Sie erörterten die Fragen des Tages in der Familie oder auf Besuch mit Bekannten der Umgegend, bei denen, wie sich begreift, der wiedergekehrte Otto eine sehr geehrte Persönlichkeit und in politischen Dingen so ziemlich die größte Autorität geworden war. Er hatte dieß auch von Anfang an mit Vergnügen wahrgenommen, und war immer bereit, seine Ansichten vorzutragen, wo sie mit Glauben gehört wurden.

Den Zoll der Schmerzen entrichteten die beiden Freunde trotzdem reichlich. Die eingehenden Meldungen versetzten sie nicht selten in peinliche Aufregung und versenkten sie in tagelange Trauer. Die Wendung der Dinge in den unglücklichen Herzogthümern empörte sie; die einzelnen Nachrichten über die betrübendsten Verluste gaben ihnen Stiche ins Herz, und mit Verdammungsurtheilen, ja mit Thränen des Zornes und Leides machten sie ihren Herzen bei der Schilderung der letzten Ausgänge Luft — indem sie bekannten, daß deutsche Ehre hier die tiefste Wunde empfangen und die wiedergekräftigte Nation unendlich viel gut zu machen habe!

Doch die Leiden gehen in dem wechselnden Leben vorüber, die Zeit übt ihre heilende Macht, und starke Gemüther, schöpferische Geister gewinnen Trost im Erfüllen ihrer Pflichten. Wie der Mann, dem eine Feuersbrunst das Haus verzehrt hat, über den traurigen Anblick durch den Gedanken sich erhebt, ein neues und schöneres an seine Stelle zu setzen: so nahm unser Freundespaar endlich die öffentlichen Geschicke hin und versuchte mit neuem Muthe, das Bessere — das Rettende zu denken.

Der Abschluß in Wiedererweckung des Bundestags, wenn er ihren Spott herausforderte, konnte doch nicht umhin, in ihren Herzen eine eigenthümliche Beruhigung zu wirken. Nun sahen sie doch wenigstens ein Defini-

tivum und waren der Last überhoben, von immer neuen Projecten und Versuchen zu hören, deren Nutzlosigkeit ihnen sofort in die Augen sprang! — Nach Vernehmung so viel beschämender und betrübender Dinge war es offenbar ein Gewinn, in dieser Richtung fortan gar nichts mehr zu vernehmen; der Geist war frei, und man konnte um so ungestörter die eignen Ziele ins Aug fassen. —

Otto hatte, wie man begreiflich finden wird, seinen Blick mit ganz besonderem Interesse auf die Landesregierung und ihr Verhalten gerichtet. Wie oft gaben ihm die Maßregeln, zu denen man sich in der Residenz consequenterweise genöthigt sah, Gelegenheit, seinen in jener kritischen Zeit gefaßten Entschluß zu segnen. Und doch hatte der Verlauf, welchen die Dinge dort nahmen, eben nichts Extraordinäres und war nicht von schlimmern Einzelheiten begleitet, als anderswo! Die Regierung hatte in den zwei Jahren nur Einmal eine große Anstrengung zu machen! Im Uebrigen verfuhr sie nach Innen und Außen wie ihres Gleichen, und das müdegewordene Volk ließ sie gewähren.

Die Eine große Anstrengung fiel in den Mai 1849. Fürst und Ministerium, im Hinblick auf die Großmächte, zögerten mit Anerkennung der Reichsverfassung. Der Truppen sicher, fühlte man sich gegenüber dem Drängen des Volks und der Abgeordneten in Ueber-

legenheit und gab ausweichende, vertröstende Antworten. Da ergriff der Sturm, der durch einen Theil deutscher Lande ging, auch unsre Residenz. Constitutionelle und Demokraten, gleichmäßig empört, verbrüderten sich, radikale Führer stellten sich an die Spitze, und der tobende Aufruhr, gegen den man nicht rechtzeitig eingeschritten war, gedieh zum Straßenkampf. Barrikaden wurden errichtet, Zuzüge mehrten die Streiter, und diese konnten am ersten Tag in der That an den Sieg glauben. Aber den Truppen, die besser gerüstet und geführt waren und, nachdem feindliche Kugeln einige Kameraden niedergestreckt hatten, mit wüthender Erbitterung kämpften, mußten sie am zweiten Tage weichen. Das Volk unterwarf sich; die Führer, einheimische wie ausländische, flüchteten sich in die Pfalz.

Unter diesen Führern war auch unser Bernhard. Er hatte nicht nur durch leidenschaftliche Reden zur Erhebung aufgerufen, sondern am Kampfe selber theilgenommen und die Stadt erst verlassen, als Alles verloren war.

Die Freunde, von den Meldungen der Journale bei dieser Gelegenheit sehr erregt, konnten insbesondre der Ausdauer des alten Kameraden ihren Respekt nicht versagen. Schon vorher war der Journalist in ihrer Achtung fortgeschritten, weil er in den Tagen der Reaction seinen Artikeln eine zugleich energische und

würdige Haltung zu geben gewußt hatte. Es war ihm gegangen, wie so manchem Andern. In den Tagen der unbedingten Herrschaft seiner Partei war er grob geworden und hatte bei der Freiheit, Alles was er wollte ungestraft zu können, namentlich dem Reiz zur Schmähung und Lästerung einen Zügel anzulegen nicht für gut gefunden. Durch die erste Niederlage zur Besinnung gebracht, durch alle Gründe zur Ueberlegung gemahnt, wurde er nun geradezu ein besserer Schriftsteller, indem er gerechtere Gedanken in eine feinere und ansprechendere Form brachte. Die Freunde lasen seine Artikel mit Vergnügen, glaubten an eine Festigung seines Charakters, eine Ausreifung seines Talents, und freuten sich nun sehr, bald zu hören, daß er sich glücklich in den insurgirten Westen gerettet habe. Mit derselben Theilnahme lasen sie später, wie er von Baden aus die Schweiz erreicht und endlich in London einen erwünschten Zufluchtsort gefunden habe. —

Die übrigen Thaten der Regierung und Geschicke des Landes sind kurz berichtet. Auf den Rath der alten Excellenz (die sich, nebenbei gesagt, im Genuß neuer Herrlichkeit um ein Jahrzehnt verjüngte!) schloß man sich an den verwandteren Großstaat an, ließ die Dinge gehen und machte mit, in der vollsten Zuversicht, daß man endlich doch am Bundestag anlangen werde. Innere Politik betreffend löste man die widerspenstig gewordenen Kammern

auf, octroyirte ein conservativeres Wahlgesetz und stellte den neuen Versammlungen die Aufgabe, die Constitution noch mehr zurückzuverbessern. Als dieß geschehen, hielt es der Fürst mit seinem Gewissen vereinbar, sie zu beschwören; und im Besitz einer Verfassung, mit der „man regieren konnte“, gedeckt durch den Bundestag, fühlte man sich in den höchsten Regionen auf's Tiefste beruhigt. Die Minister wußten sich mit innigstem Behagen in dem Besitz einer Macht, deren Dauer ihnen verbürgt schien, und unser Diplomat, der alles das vorhergesagt, feierte die höchsten Triumphe seines Lebens. — — —

Noch einmal also war die Revolution besiegt, und zwar allenthalben besiegt! Nicht nur Europas Herz, Europa selbst ging wieder im Geleise, nachdem die französische Nation ebenfalls ihren Herrn gefunden und Seinem Willen den ihren untergeben hatte! Er legitimirte sich gewaltig gegenüber den altlegitimen Regenten, der neue Bruder! Und da er an wirklicher Macht über sie hinausging und sich gewissermaßen zu ihrem Ideal erhöhte, so mußten sie sich wohl entschließen, ihn mindestens für ihres Gleichen gelten zu lassen. —

Wenn es in der Wirklichkeit unerwünscht aussieht und eine Aenderung unmöglich erscheint, so erheben sich diejenigen, die es vermögen, um so kräftiger in die Sphäre des Geistes, und finden nun in ihr nicht nur

Ersatz und Trost, sondern auch den höhern Standpunkt, von dem sie die Wirklichkeit selbst wieder freier betrachten, gerechter wägen und Gedanken fassen zu ihrer neuen, ersprießlichern Behandlung.

In der Zeit der Ruhe, die den letzten Acten der Restauration folgte, kamen die Freunde, als sie sich eines Abends im Studierzimmer Otto's allein befanden, wieder auf die drei Jahre zu sprechen, die nun als Geschichtsabschnitt vor ihnen lagen, und der Poet, mit einer Ursprünglichkeit, als ob sie diesen Gegenstand noch niemals berührt hätten, brach in die Frage aus: „Was ist denn nun eigentlich daran Schuld gewesen, daß wir zu nichts gekommen sind?"

Otto konnte nicht umhin, einen heitern Ausruf hören zu lassen. Dann sagte er: „Im Grunde ist die Frage doch nicht so naiv, wie sie klingt; denn vollständig ist sie noch nicht beantwortet, und gleichwohl, je mehr dieß geschieht, desto mehr Aussichten haben wir, es nach Entfernung erwiesener Hemmnisse das nächstemal weiter zu bringen."

„Nun," versetzte der Poet, „rekapituliren wir — specificiren wir!"

„Ich habe nichts dagegen," erwiderte Otto.

„Also! — Wir haben ein souveränes Parlament in Frankfurt und constituirende oder sonst tonangebende Versammlungen in den einzelnen Staaten; eine gewal-

tige Demokratie, ja, eine demokratisirte Nation; unbedingte Preßfreiheit, unbedingtes Vereinsrecht, und was nicht sonst Alles! — Warum gründen wir nicht die deutsche Einheit?"

„Weil die deutsche Nationalversammlung," versetzte Otto nach einigem Bedenken, „den rechten Moment versäumt, eine definitive Centralgewalt zu schaffen und, um den Ausdruck eines Fürsten von Ehemals zu brauchen, auf einen rocher zu stabiliren."

„Warum kam sie nicht dazu?"

„Aus Gründen, die für sie allerdings von großem Gewicht seyn konnten. Derjenige, dem sie das Scepter definitiv in die Hand geben wollte, war noch nicht möglich, weil ihn falsch erklärte Ereignisse mit nationalen Antipathien belastet hatten; und man glaubte nun doppelt klug zu handeln, wenn man den einen Großstaat provisorisch ehrte, um den andern definitiv ehren zu können."

„Gut. Also die Berliner Märztage und ihre gehässige Ausdeutung in der Nation; zwei Großstaaten und die Nothwendigkeit, auf beide Rücksicht zu nehmen; die gute Gelegenheit, den einen, dem später viel zugemuthet werden sollte, vorläufig abzufinden und allenfalls auch seine natürlichen Genossen sicher zu machen; — und zu alledem noch, wie ich mir selbst anzufügen erlaube, das Vertrauen edler deutscher Herzen auf die Dauer der

nationalen Begeisterung, so daß eigentlich Eile gar nicht nöthig war und man das zunächst Unräthliche gar wohl für spätere Zeit sich vorbehalten konnte! — Ist's nicht so?" —

„Allerdings."

„Erster Komplex von Hindernissen! Die günstige Zeit versäumt aus Gründen, welche für die damals Entscheidenden entscheidend waren! — — Aber das Spiel war damit noch nicht verloren. Die Schlacht, die man unter günstigern Verhältnissen anzunehmen Bedenken getragen, konnte man unter minder günstigen dennoch gewinnen, sofern Tapferkeit und Ausdauer den geopferten Vortheil ersetzten. Warum gelang's auch später nicht?"

„Gründe ringsum —"

„Fangen wir an!"

„Eine Nationalversammlung, die ein Bild ist der deutschen Nation. Norddeutsche und Süddeutsche, Protestanten und Katholiken — und darunter gute Katholiken, ultramontane Katholiken! — Demokraten, Republikaner, Socialisten, und auf der andern Seite reactionäre Monarchisten, die sich nur noch in Schweigen hüllen und ihrer Zeit harren! Eine ausgleichende Mehrheit, allerdings; aber eine Mehrheit unter Umständen, die vom Abfall rechts und links, von der Alliance der Extreme bedroht ist! Und nun das Ringen

der Meinungen und das Spiel der Intrigue! Die Verfassung wird demokratischer, als die Mehrheit es gemeint hatte, weil die Linke von einer Rechten unterstützt wird, die das Werk der Versammlung dadurch unannehmbar machen will. Also eine Verfassung, die dem Oberhaupt, das man zu wählen gedenkt und in der That wählt, das erste Motiv zur Ablehnung gibt!"

„Ein Hinderniß," erwiderte der Poet, „das nur eine Art von Hinderniß ist!"

„Auch meine Ansicht. Es war nur ein Stein in der Wagschale; nicht mehr, aber auch nicht weniger! — Der Volkserkürte war aber vor allem ein Fürst, er bestand auf dem Recht der Fürsten, die Krone mitzuvergeben, und wollte nun auch diese vernehmen. Darum Ablehnung des Anerbietens, weil es nicht zugleich eines der Fürsten war!"

„Das läßt sich hören! — Warum brachte man aber die Fürsten nicht dazu, ihre Beistimmung nachträglich zu geben?"

Auf diese Frage, die der Poet ganz ernsthaft stellte, konnte Otto nicht umhin, mit einem Lachen zu antworten.

Der Poet sah ihn an. „Nun," bemerkte er, „eine Zeitlang hat es doch so ausgesehen, als ob wir ein Haupt erhalten sollten, wenn auch nicht eben ein kaiserliches!"

„Wohl," versetzte Otto. „Die Fürsten waren in Noth, scheuten das Volk, das immer noch an dem Gedanken der Einigung hing, und mit der Verfassung, die Preußen bot, waren sie doch etwas besser daran, als mit der Frankfurter. Der Anfang wurde gemacht; und wenn dießmal Preußen so klug gewesen wäre, den größten Fisch zu fangen, schnell zu fangen — es gab eine Möglichkeit! Aber man griff nicht zu — bei dieser Gelegenheit eigen vornehm und spröde! — und in dem Verhältniß, wie die Noth sank, stieg das fürstliche Selbstgefühl. Der Gedanke einer Art Unterordnung unter ihres Gleichen kleidete sich für die Großen in entrüstende Farben und beinahe nur die Kleinen hielten noch aus unter dem preußischen Dach. Unterdessen war Oesterreich erstarkt und die Entscheidung außer Frage. Der Partikularismus hatte gegen die Union eine Großmacht zur Führung, der Czar erklärte sich für ihn — es war vorbei."

„So ist's," erwiderte der Poet. — „Und nun, fassen wir zusammen! — Parteien in der Nationalversammlung, die sich in Grundüberzeugungen gegenüberstehen. Fürsten, denen die Reichsconstitution viel zumuthet und die man auch deßhalb glaubt umgehen zu müssen. Regierungen, die nur in der Noth sich dem Ganzen unterordnen und, wenn sie die Wahl frei haben, wieder auf ihre Selbstherrlichkeit zurückgehen. Grund-

verschieden denkende Parteien, grundverschieden wollende Machthaber. Ein Partikularismus, der nicht nur fürstlich subjectiv, sondern auch volklich objectiv motivirt ist durch heiliggehaltene Eigenart in Sitten und religiösem Bekenntniß. Und als Ergebniß von alledem eine nationale Schwäche, die dem Ausland Gelegenheit gibt zu anmaßlichem Dreinreden!"

„Ein Bündel von Hindernissen! — Und was folgt daraus?"

„Eine große Erkenntniß!"

„Laß hören!"

„Die deutsche Nation ist nicht dazu bestimmt, einen materiellen Einheitsstaat zu bilden — ihr Ideal ist eine politische Vereinigung freier Glieder."

„Zugegeben."

„Soll aber nun eine solche Einigung zu Stande kommen, so müssen in den Gliedern die Bedingungen dazu vorhanden seyn. Wir sind zu nichts gekommen, weil es an diesen Bedingungen gefehlt hat, — wir müssen vor allem diese Bedingungen herstellen: das ist die große Lehre, welche uns die letzten Jahre geben!"

Es folgte eine kleine Pause, da Otto mit halbgegeschlossenen Augen schweigend nickte. — „Und diese Bedingungen sind?" fragte er dann.

„Daß die Glieder die der deutschen Nation — ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gemäße Einheit

erkennen und die erkannte realisiren wollen! — Die Glieder müssen die Ueberzeugung erlangen, daß ihre Einordnung in ein solch großes Ganze für sie selber nicht nur am heil-, sondern auch am ehrenvollsten ist, — und nach dieser Ueberzeugung handeln! — Es sind mithin zu dieser Einheit vor allem neue Erkenntnisse nöthig! — und neue, höhere sittliche und religiöse Bildung, die herrschend wird — ein Brechen mit den überlieferten Satzungen bornirter kirchlicher und politischer Parteien, eine Ausgleichung durch das Licht der dargelegten Einen Wahrheit!"

„Du kommst," versetzte Otto mit einem Lächeln, das aber einen ernst-freundlichen Charakter hatte, „auf die Philosophie zurück?"

„Nothgedrungen!" entgegnete der Poet. „Auf sie und auf alle geistigen Thätigkeiten, die sich ihr mitwirkend anschließen! — Kein Heil für die Menschheit, kein Heil insbesondere für die deutsche Nation ohne die Ausgleichung der Geister zu harmonischem Erkennen und harmonischem Wollen! Keine Ausgleichung der Geister ohne Philosophie! — Wenn ich das nicht schon vorher gewußt hätte, so würden mir's die letzten drei Jahre gewaltsam beigebracht haben!"

„Mich hast du dabei nicht zum Gegner," versetzte Otto. „Aber von denen, die heutzutage Politik treiben, würden sehr viele die Achsel zucken!"

„Ignoranten," erwiderte der Poet, „die sich nicht einmal durch Erfahrung belehren lassen! — Die Praxis ohne die rechte Theorie, ohne die geistige und sittliche Vorbedingung, hat einen eklatanten Bankerott gemacht, und schon aus diesem Grunde müßte man auf die theoretische Cultur wieder mit Vertrauen hinsehen! Was ist denn aber die rechte Theorie, als eben die begeisternd-klare Schau dessen, was aus den höchsten Gründen zu geschehen hat! Wenn der Einzelne gedeihlich handeln soll, muß er wissen, was er will; und eine Nation, die sich selbst organisiren will, sollte ohne das zu Stande kommen?"

Otto sah ihn forschend an und sagte dann: „Hast du darüber etwas in petto? — Ich wünschte natürlich deine Meinung bestimmter entwickelt zu sehen!"

Der Poet, nach kurzem Besinnen, entgegnete: „Für heute wissen wir genug! — Suchen wir die Familie auf und erfreuen wir uns, du als Vater und ich als Onkel, an den lieben Sprößlingen! — Bei der nächsten Gelegenheit die Summa der Philosophie — zum Heile der Praxis!" — —

Wie sehr die Freunde Ein Herz und Eine Seele waren und auch in speziellen Dingen sich ausgeglichen hatten, so blieb doch die verschiedene Grundtendenz ihres Wesens. Der Schriftsteller war philosophisch productiv und in steter Vergleichung seiner Ideen mit dem realen

Leben begriffen; der Politiker konnte sich dessen im bestimmten Sinne des Wortes nicht rühmen; er wußte, daß der Freund ihm in dieser Beziehung etwas geben konnte — und er empfand nun eine wahre Neugier, wie jener den versprochenen Beweis zu führen gedächte!

Bei dem nächsten Besuch nahm er ihn auf seine Stube und griff das Thema sofort an, indem er sagte: „Deine Thesis von letzthin ist mir sehr im Kopf herumgegangen! Sind wir heute bereit, die neuerdings angesammelte Weisheit von uns zu geben?"

„Unter der Bedingung, daß ich nicht mehr geben muß, als ich habe," erwiderte der Freund.

Otto, über diese Bemerkung hinweggehend, fuhr fort: „Also die deutsche Nation ist auf die freie Einigung angewiesen, auf die Einheit freiwollender Glieder; — darin sind wir einverstanden! — Wie bringen wir sie aber dazu? Was haben wir zu thun, um die Glieder zur Einung zu vermögen?"

„Zunächst," versetzte der Poet nach kurzem Besinnen, „haben wir diese Einung nur als das höchste Ideal auszusprechen und zu erweisen. Das aber ist nicht schwer. Von der Einheit freier Glieder abgesehen, haben wir nur eine Einheit auf Kosten der Freiheit, und eine Freiheit auf Kosten der Einheit; wir haben eine herrschende Gewalt, die sich der Glieder als bloßer Werkzeuge bedient, und Glieder, die in eigenmächtiger Selbst-

überhebung die Macht des Ganzen nicht aufkommen lassen — und beides können wir nicht wollen! Bleibt also nichts übrig, als das Ganze, das aus freien — frei zusammenwirkenden Gliedern besteht! Ein Ganzes, das Einheit und Freiheit in sich enthält, und zwar die beste Einheit und die beste Freiheit, nämlich die freiheitliebende Einheit und die einheitliebende Freiheit! — Dieses Ganze ist aber ein so wundersames, herrliches Ziel, daß man allerdings glauben sollte, die bloße Vorstellung müßte schon begeistern und in edlen Herzen eine glühende Begierde nach ihrer Verwirklichung entfachen!"

„Es ist wahr," versetzte Otto. „Aber," fügte er lächelnd hinzu, „bis jetzt haben wir von solchem Effect noch wenig bemerkt, obwohl dieses Ideal schon verschiedentlich dargelegt worden ist — unter andern auch von uns selber!"

„Muß immer besser und verlangenerweckender geschehen!" replicirte der Poet. „Welch ein schönes, göttliches Bild des Lebens! Der Einzelne, der sich ausgebildet hat in tiefster Eigenthümlichkeit, findet erkennend seinen Platz im Ganzen und dient demselben mit all seinem Reichthum. Er fühlt diesen geheiligt und doppelt beseligend, weil er jetzt erst von ihm den edelsten Gebrauch machen kann. Die Andern, die dem Ganzen je an ihrer Stelle dienen wie er, sind aus

Gegnern und Nebenbuhlern seine Freunde, seine Brüder geworden; und er freut sich ihres Gedeihens, ihrer Ehre, die in der neuen Lebensgemeinschaft sein Gedeihen und seine Ehre sind. Die Einheit eines Ganzen, das aus solchen Gliedern besteht, ist lebensvoll, überschwänglich gesteigert. Denn nicht nur ist jedes freie Glied an sich reicher, stärker, werthvoller, als das Werkzeug eines Despoten — es dient, wenn es einmal dient, mit Lust und Liebe, mit Begeisterung und selbstständiger Intelligenz: es begreift sich also, daß die Einheit einer Despotie der Einheit, die aus frei gehorchenden, frei zusammenwirkenden Gliedern gebildet wird, niemals und nirgends gewachsen ist! Eine Gemeinschaft der einig seyn Wollenden, wo Alle dem Ganzen und seinem Ideal dienen, auch die lenkende Macht an ihrer frei eingehaltenen Stelle — es ist das höchste Ziel aller Entwicklung und das Licht himmlischer Sanction ist darüber ergossen!" — — „Doch" (unterbrach er sich selber) „warum das nicht in Versen schildern, die ich über dieses Thema — den Traum meines ganzen Lebens — schon gesungen habe?" — Er deklamirte:

O der Erkenntniß und der Liebe Wunder!
Den Trieb, zu nehmen, ließest du zurück,
Zurück die Herrschsucht, deiner Thaten Zunder —
Und findest gebend höchste Macht und Glück!

Du hast an deinem Orte deinen Willen,
Du pflegst das theure, gottvertraute Gut,

Du kannst an ihm erquicken dich und stillen
Der ewig eignen Sehnsucht tiefste Glut.

Doch deines Glückes labevolle Quelle,
Sie fließt auch für die Andern holdbereit,
Dein Licht ergießt auch ihnen süße Helle —
Und dein ist des Beglückens Seligkeit!

Und was den Andern liebend du gespendet,
Das spenden sie von ihrer Fülle dir.
Du hast dem Ganzen Eines zugewendet,
Und Alles wird von Allen dir dafür.

Nach allen Seiten ist dein Glück vollkommen!
Und mehr: in heilig tiefer Sympathie
Bist du der Selbstsucht blindem Rausch entnommen —
Du bist im Glück mit Gott in Harmonie! —

„Schön," rief Otto.

„Jedenfalls wahr," versetzte der Poet.

„Immer der Erste zu seyn und vorzustreben den Andern ist gut; und der Kampf zweier Ehrgeizigen, die um die oberste Stelle ringen, gewährt immer ein fesselndes, oft ein großartiges Schauspiel! Aber wenn dieser ehrgeizige Trieb zur selbstsüchtigen Manie wird und zur Staffel der Erhöhung das Unrecht dienen muß, dann ist er nicht nur verderblich, sondern verächtlich; — doppelt und dreifach in einer Zeit, der das Ziel freier Einigung gestellt ist! Dem Ehrtrieb, der, anstatt reine Ehre zu suchen im Wohlseyn des Ganzen, gemeine Ehre und gemeinen Vortheil sucht auf Kosten des Ganzen, ihm wird nicht der Lorber zu Theil, womit der

Trug ihn lockt, sondern, nach flüchtigen Triumphen, die Schmach, zu welcher die Gerechtigkeit ihn verurtheilt!" —

„Es ist eine große Sache," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „daß unsre Nation zur freien Einigung nicht nur begabt, sondern durch ihre Geschichte, durch die Machtverhältnisse innerhalb und außerhalb Deutschlands, auch genöthigt ist! Wie lange wir selbst noch dazu brauchen mögen — wir werden doch der Culturwelt das erste Beispiel geben eines großen organischen Ganzen; eines Ganzen, dessen Theile wahrhaft Glieder geworden, als solche ihr eignes höchstes Ziel erreicht haben und vollendet an ihrer Stelle wirken! Jetzt freilich lebt in den Köpfen, auf die hier am meisten ankommt, von der Ehre dieser Gliedschaft noch kaum ein Begriff! Der Vater der Lüge blendet sie mit Bildern falschen Ruhmes, ja, falscher Pflichten, — und Uebervortheilung in Fragen der Macht ist der Zweck ihres Ringens. Aber das wird sich ändern. Der Tag der Erkenntniß unsrer Bestimmung ist angebrochen, die Morgenröthe glänzt über die Lande — die Sonne wird emporgehen und die Gespenster der Nacht verscheuchen! Der Eifer des Handelns, bei den Einen angeregt durch die Herrlichkeit des Ideals, wird bei den Andern aufgestachelt werden durch den Drang von außen und durch die Gefahr, die uns, mitten zwischen despotisch geeinigten Nationen, nicht entstehen kann!"

„Gut und schön," bemerkte Otto. „Suchen wir nun aber an den noch in voller Kraft bestehenden Hindernissen zu erkennen, was ferner zu thun ist! — Wir haben uns einigen wollen, und es ist mißlungen; warum? Weil sich Parteien, Regierungen und — Confessionen unvereinbar gegenüberstanden! Wir dürfen die letztern nicht übersehen —"

„Im Gegentheil," fiel der Poet ein. „Sie — das Wort im weitern Sinne gefaßt — bezeichnen eben den Grundquell der Uneinigkeit! Die Spaltung in der Religion — in der Gotterkenntniß und Weltanschauung — hat uns getrennt, erhält uns noch in Trennung, — und allein die Ausgleichung auf diesem Gebiet kann uns zu der gewünschten Einung führen. Es handelt sich aber bei uns dermalen nicht bloß um Katholicismus und Protestantismus — obwohl auch diese noch mehr zu sagen haben, als mancher sich's vorzustellen beliebt! — es handelt sich um Christenthum und Antichristenthum, — um Theismus, Pantheismus und Materialismus. Bei consequenten Menschen (und auf diese kommt es eben an!) ist das politische und sociale Handeln Folge ihrer Weltanschauung und ihrer damit zusammenhängenden Moral: eine Verständigung in der Frage der Weltanschauung ist daher die conditio sine qua non einer Verständigung auch in politischen Dingen."

Otto sah ihn an und seine Lippen umspielte ein

eigenes Lächeln. „Du kommst damit," versetzte er, „nicht nur auf die Philosophie überhaupt, sondern speziell auf Deine Philosophie!"

„Nicht so fast," entgegnete der Freund. „Den Weg, den ich eingeschlagen habe, gehen heutzutag Mehrere; und was das Ziel betrifft, so streben zu ihm, auf wie verschiedenen Wegen immer, alle Forscherköpfe hin! Wir dienen Alle Einer Wissenschaft; und speziell unsre Philosophien sind eben die Philosophie in ihren dermaligen Arbeiten. — Hat sich aber, was wir vor Jahren schon von der Nothwendigkeit harmonischer Erkenntniß und sittlicher Bildung gesagt haben, nicht kolossal bestätigt? Wenn die Menschheit einen stürmenden Anlauf nimmt und alte Ordnungen umstürzt, meint sie immer Alles gewonnen zu haben und Freiheit, Einheit, Brüderlichkeit und allgemeines Wohl auf der Straße zu finden! — Einsicht und guten Willen setzt man voraus und traut der Praxis Alles zu, bis man beschämt vor der Niederlage steht. So ist es auch uns Deutschen gegangen —"

„Sogar," fiel Otto lächelnd ein, — „dir selbst — eine Zeit lang!"

„Nicht mehr als billig," versetzte der Poet. „Ich bin nicht immer Philosoph, und es wäre ungesellig, ja unhöflich, unter liebenswürdigen Thoren der allein Verständige seyn zu wollen. Jeder schöne Traum, jeder

edle Rausch ist am Ende ein Gewinn des Lebens! Aber freilich, wenn sie verflogen sind, dann besinnt sich der Denkende wieder auf Philosophie — und das wird die deutsche Nation jetzt ebenfalls thun müssen!"

„In Gottes Namen," rief Otto mit einem gewissen Humor.

„Die Philosophie," fuhr der Poet mit Ernst fort, „der Complex der Wissenschaften unter Anleitung der Philosophie, wird der Menschheit das geben, was ihr bisher die Theologie gegeben hat; aber in höherer, ja in höchster Form, indem alle Wahrheit auch der Theologie, aus der Hülse der dogmatischen Fassung gelöst, in ihre Darstellung herüber genommen seyn und im Licht überzeugender Gründe leuchten wird. Die Philosophie, unterstützt von der Natur- und Geschichtsforschung, die heutzutage mit vorurtheilslosem, rein wissenschaftlichem Geiste thätig sind, wird im Stande seyn, die Glaubenssätze zu prüfen, Ewig-Wahres und Zeitlich-Unzulängliches zu unterscheiden und jenes mit den erwiesenen Thatsachen der Natur und der Geschichte auszugleichen, — aus der Wahrheit der Theologie und der Wahrheit der Empirie, die ihrige hinzugebend, ein organisches Ganze zu bilden! Die Philosophie wird denjenigen, die nicht mehr an ihn glauben und ihn noch nicht erkennen, die von ihm einen beschränkten oder einen vagen Begriff haben, Gott wiedergeben, — den

wirklichen, wirkenden Gott, den Vater aller Dinge, die absolute Persönlichkeit, das absolute liebefähige Wesen, mit dem ein Verhältniß der Liebe und geistig liebender Verkehr möglich ist! Sie wird den Gang und Endzweck seiner schöpferischen Entwicklung Schritt für Schritt, ausführlich darlegen, seinen ewigen Willen aufzeigen, die Geschichte begreiflich machen und die Ziele der Menschheit, die Ziele speziell der deutschen Nation und der Culturvölker der Erde ins hellste Licht setzen. Und indem sie dieß thut, in vielen stets sich mehrenden Organen thut, wird sie die Strebenden und Denkenden allenthalben für sich gewinnen, um endlich mit ihnen eine Gemeinschaft von Erkennenden zu stiften, die, von dem Geiste der Gerechtigkeit regiert, durch Zusprechung ihres Rechts auch immer mehr die Gegner gewinnen und die geistig herrschende Macht der Nation — der Nationen werden wird!"

„Eine Prophezeihung," bemerkte Otto, „die ich aus deinem Munde schon früher gehört. Womit ich nicht sagen will —"

„Daß du mich für einen falschen Propheten hältst? Das könntest du auch nicht; denn, wenn ich mich recht entsinne, hast du mir damals beigestimmt, und jetzt würdest du noch viel weniger Gründe gegen mich finden. Diese Thaten der Philosophie im Bunde mit der Empirie sind verbürgt durch das jetzige Wollen der

Philosophie und durch den Stand der speziell philosophischen wie der allgemeinen Bildung. Wir sind eben an dieser Aufgabe angekommen, für ihre Lösung durch die bisherige Entwicklung bereitet, — und die Menschheit bedarf dieser Lösung. Die Menschheit selber, in ihren vorgeschrittensten Gliedern, ist dahin entwickelt, daß sie vom Glauben nach der Erkenntniß, von der Theologie nach der Philosophie, oder, wenn man das lieber hört, nach der Wissenschaft verlangt, welche gebildet wird aus den harmonisch zusammenwirkenden philosophischen und empirischen Disciplinen! Die Menschheit selber strebt nach gerechter Ausgleichung und beginnt confessioneller Beschränktheit und parteiischer Verdammung Andersdenkender sich zu schämen: sie, mehr und mehr erleuchtet durch die rastlos fortarbeitende Wissenschaft, wird auch die Hindernisse beseitigen, die gegenwärtig noch der politischen Entwicklung entgegenstehen! — Aus allen Gründen aber werden diese neuen Erkenntnisse und diese neuen Bestrebungen zuerst in Deutschland triumphiren und der deutschen Nation zu Gute kommen!"

„Zugegeben mit Freuden!" rief Otto. „Betrachten wir nun aber diese Hindernisse eins nach dem andern! Die Confessionen also, zunächst nur die christlichen —"

„Werden in ihrer Einseitigkeit aufgewiesen, in ihrer Wahrheit bestätigt, in ihren historischen Verdiensten um

die Menschheit anerkannt und für die Weiterstrebenden eben dadurch überwunden werden. Jener höhere Standpunkt allseitiger Gerechtigkeit wird die Denkenden, die wahrhaft Gebildeten alle für sich gewinnen, und die Vertreter des confessionellen Parteigeistes werden sich von ihnen bis zur Ohnmacht überflügelt sehen. Die Eifersucht und der Haß, welche der Confessionsgeist praktisch aufregt, werden in immer engere Grenzen zurückgehen; und wenn ihnen das Wort noch gestattet ist, die That wird sich ihnen, der höhern Gemeinschaft gegenüber, immer mehr versagen, und die Kreise, die an der politischen Fortbildung arbeiten, durch diese Gewichte sich nicht mehr niedergezogen sehen!"

„Geb' es Gott!" rief Otto.

„Die Eine Wissenschaft," fuhr der Poet fort, „welche die christlichen Confessionen überwindet, indem sie ihnen ihr Recht einräumt, überwindet ebenso das Antichristenthum in allen seinen Formen — den einseitigen Theismus, Pantheismus und Materialismus. Denn alle diese Lehren haben etwas für sich; ihre Bekenner sehen einen Theil der Wahrheit und fehlen ebenfalls nur darin, daß sie diesen Theil für das Ganze halten. Die Philosophie, indem sie mit Hülfe der empirischen Untersuchung das Ganze vorführt, bestätigt den Theil im Ganzen, und entkräftet damit nicht nur die Irrthümer jener Lehren, sondern auch die Consequen-

zen, die man aus ihnen zieht. — Wenn du bedenkst, wie die socialistischen und communistischen Theorien mit vulgärem Pantheismus und Materialismus zusammenhängen, auf der andern Seite sich aber an Politik anlegen, so daß auch bei uns schon eine Partei der socialen Republik entstehen und sich furchtbar machen konnte; — wenn du in Anschlag bringst, wie sehr diese Bestrebungen in den drei großen Culturnationen um sich greifen und die Zukunft für sich beanspruchen, so wirst du die heilvolle Einwirkung der Philosophie auf die Politik auch hier nicht läugnen wollen!"

„Du hast Recht," erwiderte der Freund. „Die Aufgabe der Wissenschaft tritt eben hier eklatant hervor!"

„Alles hängt zusammen," versetzte der Poet, „und die höchsten Gestaltungen können nur gelingen, wenn jede menschliche Kraft eben den Beitrag liefert, den allein sie am besten zu schaffen vermag. Man hat Politik gemacht, und gute Politik, ohne Philosophie; die geniale Natur ersetzt auch hier den welterkennenden Geist. Aber gegenwärtig stehen wir vor den Problemen des Lebens, die so, wie wir sie gelöst sehen wollen, ohne Philosophie nicht zu lösen sind. Die gerechte Ausgleichung ist das Ideal für das Leben selbst geworden! Die Gegensätze, die Parteien sind da; man erkennt und fühlt, daß jede ein gewisses Recht hat, daß

keine davon das Recht hat, die andern zu verzehren — der Friede somit nur möglich ist durch Ausgleichung! Der Geist muß ausgeglichen werden mit der Materie, der Gottesbegriff mit dem Weltbegriff — das Heilige mit dem Profanen: damit in lebendiger Verbindung mit dem ächten Heiligen auch das ächte Profane geheiligt werde und mit geweihten Kräften seiner vollkommensten Entwicklung zugehe; damit — um einen schon früher ausgesprochenen Gedanken wieder auszusprechen — das weltliche Gebilde des Staates mehr und mehr zum selbstlebendigen Träger geistig-ewigen Lebens gestaltet werde! Diese Grundausgleichung aber — die Ausgleichung im Geiste, die Voraussetzung der Ausgleichung im Leben — zu vollziehen: nur die Philosophie, im Bunde mit ihren Organen, den Spezialwissenschaften, ist's im Stande!"

„Ich kann nicht widersprechen," erwiderte Otto, als der Freund ein wenig innehielt. „Der Aufschritt, der gegenwärtig gefordert ist, gelingt nur mit dem Geist, mit der Erkenntniß der Welt —"

„Er gelingt nur mit Gott, mit der Erkenntniß Gottes — des ganzen Gottes! Wenn das göttliche Selbst der Herr alles Geschaffenen ist, alles Geschaffene aber dem göttlichen Selbst angeschaffen und organisch mit ihm verbunden ist, so ist der ganze Gott nicht nur der Herr alles Geschaffenen, sondern auch alles Geschaffene, mithin Alles. Einer und Alles, das ist zu

erkennen und das ist auszubeuten! Nur in dieser Erkenntniß — in der Erkenntniß nur des wahren Einen können alle Kräfte der Menschheit wahrhaft geeinigt werden und kann die Menschheit viribus unitis zum Einen höchsten Zwecke thätig seyn — zur Ehre Gottes!"

Der Poet hielt ein wenig inne; dann sprach er: „Zur Ehre Gottes! — Ein widerliches Wort, wenn es Phrase ist; ein abscheuliches, wenn es Lüge ist — das größte Wort, wenn es Wahrheit ist! — Zur Ehre Gottes handeln — Gott die Ehre geben, heißt alles Geschaffene, alles Irdische nach Verhältniß vor Ihm, dem göttlichen Herrn, zurückstellen! Gott erkennen und Gott die Ehre geben, heißt frei seyn gegen die Größen der Erde, die sich so gern als Götzen anbeten ließen! Den Einen wieder offenbaren und in welterleuchtendes Licht stellen, dem allein die Ehre gebührt, heißt eine Macht aufrichten, vor welcher die Mächtigen der Erde sich beugen müssen, und auch mit Ehren sich beugen können! Den Einen wieder schauen lassen als den Herrn aller Dinge, heißt die Welt frei machen gegen die Herren der Erde!"

„Sehr gut," rief Otto, indem er dem Freund die Hand drückte.

Dieser fuhr fort: „Der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf: ein Sprichwort, an das man heutzutage so oft erinnern muß! Es ist ein großer Gedanke

gewesen, die geistliche Macht über die weltliche zu stellen und für sie, den weltlichen Herren gegenüber, die Oberleitung in Anspruch zu nehmen; und wer von Kennern der Geschichte wird heutzutage läugnen, daß diese Oberleitung nöthig war und in der Zeit ihrer Berechtigung der Welt unschätzbare Dienste geleistet hat?"

„Keiner," versetzte Otto, „wenn er sich nicht vorphantasirt, daß die weltlichen Herren Europa's, durch keinen Pabst behelligt, in jenen Zeiten ihren Völkern den Himmel auf Erden geschaffen hätten!"

„Die geistliche Macht," fuhr der Poet fort, „hat sich abgeschlossen zur Partei, als solche der geistigen Fortentwicklung sich widersetzt, und die schöpferische Herrlichkeit ist von ihr gewichen. Sollen aber die weltlichen Mächte, sollen die Inhaber der Gewalt nun ohne Controle, ohne Hinweisung auf die höchsten Zwecke der Menschheit und den Willen Gottes bleiben? Sollen sie den Willen Gottes sich vorstellen können nach ihrem Belieben? Sollen sie — wozu sie so große Neigung haben! — eben ihr Belieben für den Willen Gottes halten können?"

„Nein, und abermal nein!" rief Otto.

„Nun, so muß die Arbeit, welche die Hierarchie mit ihrem Haupt aus der Hand gegeben hat, wieder aufgenommen werden durch die Wissenschaft; — durch die Wissenschaft, die den Willen Gottes und die höch-

sten Ziele der Menschheit mit Gründen erweist, beliebige Meinungen mit Gründen aus dem Felde schlägt und zum Wirken im Einzelnen, statt eines Heeres von Priestern, durch ein Heer von Ueberzeugten und Erkennenden vertreten seyn wird! — Durch die Wissenschaft und durch den Verein der Geister, welche sie durch dieselben Ueberzeugungen geeinigt hat und zusammenhält."

„Allerdings," rief der Freund. „Wie auch ich es in frühen Jahren schon geahnt und von meinem Fach aus gefordert habe!"

Der Poet, nach einem frohen Blick auf den Genossen, fuhr fort: „Der Materialismus und sogenannte Pantheismus (sogenannt nämlich, weil in ihm Alles vorkommt, ausgenommen Gott!) scheinen die Weltanschauung der Freiheit zu seyn. Aber aus ihnen ist consequenterweise nur das Recht des Stärkern als vernünftig abzuleiten, — nicht die Tugend und nicht die Pflicht! Wer die Gewalt besitzt, kann nach den Grundgedanken jener Lehre thun, was er will: er hat keinen Herrn, kein Ideal über sich! — Die Weltanschauung der Freiheit ist allein der Monotheismus und wahre Pantheismus, — die Lehre des Einen, der zugleich Alles ist, die Philosophie, welche die Menschen, als Abkömmlinge des Einen, zum vollkommenen, ewigen Leben und zur Freiheit der Kinder Gottes — zur geistigen

Lebensverbindung mit Ihm bestimmt erweist! Sie stellt ein Ideal auf, mit welchem jeder, auch der irdisch Erhöhteste, gemessen und nach Befund gerichtet werden kann! Sie prägt den Beherrschten ihre Rechte, den Herrschern ihre Pflichten unwiderstehlich ein: sie, wenn sie die Geister ergreift und regiert, macht die Despotie zur Unmöglichkeit!"

Otto nickte mit glänzenden Augen. Der Andre fuhr fort: „Es kommt auf Erkenntniß an, auf wirkliches, begründetes Wissen! Der gute Wille ist gut zum Anfang; aber wenn er seinen eigenen Zweck nicht verfehlen soll, muß er sich mit Einsicht paaren. Ein religiös gesinnter Herrscher kann wohl sagen: „Ich mit meinem Hause will dem Herrn dienen." Aber wie dient man dem Herrn? Was ist in der That der Wille des Herrn? Was ist der Wille des Herrn für die gegenwärtige und die künftige Zeit? Was ist sein Wille speziell für das politische Regiment? Diese Fragen sind noch keineswegs beantwortet! Die lichtvollste Darlegung der göttlichen Forderungen und der höchsten menschlichen Pflichten wird auch hier nur der Wissenschaft gelingen, die Alles in Anschlag bringt; — sie, indem sie das wirklich Seynsollende wollen lehrt, wird daher auch den bestwollenden Herrscher erst zu wahrhaft ersprießlichem Handeln führen!

Die Wissenschaft hat zu prüfen, den Irrthum aus-

zuscheiden und die Wahrheit zu bestätigen; den Mißbrauch aufzudecken und Geist und Herz auf den rechten Gebrauch hinzulenken; sie hat Sätze, die man übel versteht und anwendet, auf ihren wahren Sinn zurückzuführen. „Von Gottes Gnaden“ nennt sich der christliche Herrscher. Es sey! Wir sind Alle von Gottes Gnaden, denn wir sind Geschöpfe, die dem liebenden Willen des Ewigen ihre Entstehung und ihre Erhaltung verdanken. Aber wenn Einer zu seinen Untergebenen sagen wollte: „Ich bin von Gottes, nicht von euren Gnaden, daher kann ich mit euch anfangen, was mir beliebt,“ so würde er vielmehr von Gottes Ungnaden seyn. Denn Gott hat ihn aus Gnaden auf seinen Platz nur gestellt, damit er Seinen — Gottes Willen erfülle; und wenn er darin vielmehr einen Freibrief erblicken wollte, seine Stellung selbstsüchtig auszubeuten und seinen Untergebenen wie ein Alp sich aufzulegen, so würde ihn statt der Gnade die göttliche Gerechtigkeit fassen —“

„Und diese,“ fügte Otto hinzu, „würde ihn zermalmen, wie er's verdiente!“

„Ich komme zum Schluß. — Die Wissenschaft, die Gott erkennen lehrt und den Willen Gottes — die aus ihm die höchsten zeitlichen und ewigen Ziele der Menschheit entwickelt und klarlegt — sie, mitwirkend an ihrer Stelle und lichtspendend nach allen Seiten, sie ist die

Bedingung deutscher Einheit — freier Einheit! Sie lehrt die Gewaltigen der Erde sich zurückstellen vor Ihm, dessen Diener sie sind; sie heilt die Mächtigen von falschem Ehrgeiz, indem sie den wahren in seiner Göttlichkeit erkennen läßt. Sie erleuchtet den Geist, sie bildet den Charakter; sie erhöht die Untergebenen zu freien — Freiheit fordernden, Freiheit sich verschaffenden Männern; sie läßt in den Herzen Versöhnlichkeit und ächte, tiefe, Alles überwindende Liebe zum Vaterland erstehen! Sie, indem sie das Ideal der Nation und der Menschheit im klarsten und schönsten Lichte zeigt, wird in edlen Seelen den Willen beleben, einträchtig zusammenarbeitend ein Vaterland auszugestalten, an welchem Gott seine Freude hat!"

Der Poet schwieg bewegt. Otto, selber bewegt, ergriff seine Hand und rief: „Ja so wird, so muß es kommen! Die Wissenschaft, auf welche der Deutsche so unendlich viel Kräfte gewendet und die er mehr als irgend ein anderes Volk um ihrer selbst willen gepflegt, sie muß für ihn auch einen großen praktischen Zweck haben! Die Wissenschaft — die eigenthümliche Begabung des Volks, die Erziehung durch alle Mittel der Epoche, ja die Lage des Vaterlandes und die aus ihr sich ergebende Nöthigung — alles zusammen wird die deutsche Nation zur höchsten Einheit, zur freien Einheit führen!" — Er hielt ein wenig inne, über das Licht

seiner frohen Miene flog ein leises melancholisches Lächeln, und er setzte hinzu: „Im Lauf der Zeiten!"

„Einerlei," entgegnete der Poet. „Wann es gelingen wird, allerdings, Niemand weiß es! Daß es aber gelingen wird, ist uns durch Natur und Geschichte, durch göttlichen Rathschluß und eigenes innerstes Wollen verbürgt! Wir werden sie erfüllen die höchste Möglichkeit der Einigung, weil sie für uns die einzige ist; die deutsche Nation wird das Vorbild werden aller Völker der Erde, und, felsenfest gegründet auf Macht — auf materielle Macht, wozu wir alle Bedingungen in Fülle besitzen! — durch Gerechtigkeit, Einsicht und Güte die Welt regieren!"

„O," rief Otto ergriffen, mit leuchtenden Augen, „wie schön hört sich das immer wieder an! Wie unendlich wohl thut es dem patriotischen Herzen! — Ja, wir haben einen edlen Ehrgeiz, ein heiliges Wollen der Liebe zur ganzen Menschheit, gegen welches die räuberische Gier der Selbstsucht in ihrer ganzen Kleinheit und Gemeinheit erscheint! Und wenn mit dem Räuber der Satan ist, welcher Glück bringt, um ins Verderben zu reißen, so wird mit uns Gott seyn, der in Bedrängniß führt, um zur Glorie zu erhöhen!"

„Glauben wir," fuhr der Poet fort, „und arbeiten wir, so viel an uns ist, an der Erkenntniß — an der Hauptbedingung des Heils! Hunderte, ja Tausende

arbeiten mit uns, bewußt und unbewußt — Organe des Geistes, der sie wie uns regiert! Erleuchten wir die Köpfe, gewinnen und entflammen wir die Herzen: dann werden diese von selber die Thaten thun, die das Vaterland organisiren! Die Wissenschaft muß die Revolution ergänzen! Was der Sturm nicht vermochte, muß das Sonnenlicht — was die Gewalt nicht vermochte, der Geist vollführen! Ungeheuer ist die Macht des Geistes, und ungeheuer, Gott sey Dank, sind gegenwärtig seine Mittel, auf die Welt zu wirken!"

„Ja, Gott sey Dank!" rief Otto, indem er den Freund umfing und ihn mit brüderlicher Herzlichkeit ansah. „Und mir ist's lieb, daß ich wieder einmal an dich appellirt und dich dazu gebracht habe, den reinen und vollen Ton deines Geistes, deines Herzens zu reden. — Groß und heilig ist die Arbeit des Schriftstellers in unsern Tagen — du hast Recht! Erneuen wir unser altes Gelübde! Schreiben wir, geben wir der Nation unsre lichtvollsten Ideen, unsre glühendsten Gefühle — unbekümmert was sie zunächst wirken. Wir arbeiten an der Einen großen Aufgabe der Zeit, an der Voraussetzung alles ersprießlichen Handelns; und wenn uns das Handeln selber versagt ist, versagt bleibt —"

Er hielt plötzlich inne, sah auf die Thür und horchte.

In dem Gang, der zur Stube führte, hatten sich

Tritte vernehmen lassen, große und kleine; sie kamen näher; und jetzt mit hellem Ton und nicht allzuhoch, klopfte es an die Thüre.

„Herein," rief der Poet, und die Thüre öffnete sich. Mit Albert, dem kleinen Klopfer, erschien die Räthin, und hinter ihnen die junge Frau, das Töchterlein im Arm. Albert sprang auf den Papa zu und umarmte sein Bein; Klara grüßte und sah lächelnd auf die Gruppe. Mutterglück und Liebe hatten in ihrem Gesicht einen so innigen, edeln — rosigen Ausdruck, daß es dem Poeten war, als ob er ein Ideal der Malerei verkörpert erblickte! —

„Stören wir?" fragte die Glückliche mit einer Miene, als ob ein Ja hierauf unmöglich erfolgen könnte. Auf den Knaben schauend setzte sie hinzu: „Es wäre nur der kleine Wicht da schuld, dem bei uns die Zeit zu lang geworden ist und der uns vorgeschlagen hat, den Papa und den Onkel zu holen!"

Otto streichelte den Knaben, trat zu der Mutter mit dem Kind und setzte die Beschäftigung der Zärtlichkeit fort. Dann — bewegt, liebevoll — sagte er zu dem Poeten: „Gehen wir hinunter! Mir" (setzte er umherblickend hinzu) „hat unser Herrgott viel gegeben! Eine Familie — einen Freund — eine Feder — — fürwahr, da kann man leben in diesen Zeiten!"

Der Poet sah ihn an und ein eigner Gedanke schien

ihm durch den Kopf zu gehen. Dann aber, sich zusammennehmend, mit aller Freundschaft und Liebe, mit dem sonnigen Humor der Liebe rief er: „Freuen wir uns an Allem, was wir haben! — Freuen wir uns des Lebens!“

XII.

Neue Anläufe. Der letzte Kampf. Tandem bona causa triumphat.

Durch das große Gespräch, das die Freunde miteinander gehalten, war ein Grund gelegt, auf dem sie sich mit eigenthümlichem Vergnügen und Nutzen ergehen konnten. Denn es fruchtet noch nicht, daß man gelegentlich einzelne Wahrheiten sagt: sie müssen verbunden werden, um in zusammenströmendem Licht Ueberzeugung zu bewirken. Dann ist Land gewonnen, dauernder Besitz, an den alles Folgende mehrend und ergänzend sich anschließt.

Wenn der Gedanke harmonischen Wollens und Denkens unter der Herrschaft Einer Ueberzeugung an sich begeisternd war, so machte den Politiker namentlich die Helle glücklich, die von ihm auf das Problem deutscher Einheit fiel. Man sah: haben sich die Geister verstanden,

ist gemeinsames Wollen und Denken in Hauptsachen erreicht, dann muß die Form der politischen Einung deutscher Staaten um so eher zu finden seyn, als es nun auch gar nicht mehr darauf ankommt, sofort die allerbeste zu treffen, indem bei erleuchtetem Willen der Glieder nicht nur die vorderhand erreichbare schon ihre Dienste thut, sondern auch ihre stete, gesetzliche Verbesserung möglich ist. „Mit dem einigen Denken," rief der Poet einmal, „und mit dem Handeln darnach ist uns alles Heil in Aussicht gestellt; ohne diese Bedingung werden wir uns abjagen, um doch immer hinter der Beute zu bleiben!"

„Kann leider nicht widersprechen," versetzte Otto nachdenkend. — „Aber" (fügte er lächelnd hinzu) wenn man den Zweck immer noch will, mit Leidenschaft will, — dein Mittel wird doch Viele stutzig machen!"

„Ich weiß es," erwiderte der Poet. „Sie möchten gern den Lohn haben ohne die Arbeit, die Wohlfahrt ohne die Tugend! Sie möchten eine Form der Einigung ausklügeln, welche allen Segen und alle Glorie der Einheit brächte, ohne daß sie selbst im Geringsten sich änderten, — die Parteien, die Stämme, die fürstlichen Häuser! Aber eine solche Form der Einheit gibt es nicht und darf es nicht geben: sie wäre nichts als eine kolossale Eselsbrücke — zum Ruin der Geister! — Will man das Heil freier Einigung haben, so muß

man es durch lichtvolles, edles Wollen und opferfreudiges Handeln auch verdienen! Dem Egoismus der Glieder bleibt es versagt — von Rechtswegen!"

Otto nickte zustimmend. Dann sagte er: „Wenn sie aber dein Mittel dennoch verschmähen? Wenn die Puissancen, die sich einigen sollen, auf ihrem Kopfe beharren — wegen vermeintlicher heiliger Pflichten etwa zur Ehre der Partei, des Stammes, des Hauses?"

Der Poet, mit entschlossenem Blick, versetzte: „Wenn sie, statt Gerechtigkeit zu lernen, gemeine Rechthaberei fortführen, — wenn sie Egoisten und blinde Verehrer eitlen Flitters bleiben, nun, dann mögen sie sich prügeln und sich wechselseitig auffressen und Alles zu Grunde richten! — Für die Dummheit und die Selbstsucht gibt es kein Glück und keine Ehre — und damit Punktum!"

Otto sah ihn erheitert an. „So schlimm," entgegnete er, „wird es nicht werden! Bevor man an diesen Abgrund gelangt, wird man Halt machen und thun, was man nicht lassen kann!"

„Ich glaub' es auch," erwiderte der Freund; „verlasse mich aber dabei nicht bloß auf Menschen! Hat man einmal eine Nation, wie die deutsche, in die Welt gesetzt, so muß man, wenn man unser Herrgott ist, sie auch ausarbeiten zur Vollendung. Das ist die Hauptsache! Unser Herrgott ist ein Künstler, der seine Genialität vor allem in der Wahl des Stoffes beweist,

und sich gewiß nicht plagen wird, aus einer andern Nation zu machen, was ihm allein mit der deutschen am besten gelingen kann!" — — —

Zwei Jahre gingen hin, ohne daß etwas Geschick-änderndes zu berichten wäre. Dem politischen Ziel, welches der Patriotismus ihr gestellt, kam die Nation in ihnen allerdings nicht näher; aber — und das war das Tröstliche! — sociale Bedingungen dazu wurden gepflegt, bewußt und unbewußt, und auf sie, die dem Leben unmittelbaren Gewinn brachten, konnte man mit Freude und Hoffnung schauen. Das politische Treiben hatte sich in die Einzelstaaten zurückgezogen. Eine liberale Minderheit kämpfte fast überall unter erschwerenden Umständen und ohne besondern Erfolg gegen die herrschenden Mächte; aber sie kämpfte doch, und der Weg, der emporführen sollte, war wieder betreten.

Unsre Freunde verbrachten auch diese Zeit größtentheils in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit. Ihre geselligen Beziehungen waren sehr angenehm, da mehrjähriger Umgang diejenigen, die sich gefielen, vertrauter gemacht und das äußere Leben sich für Alle nach Wunsch gestaltet hatte. Der wackre Vetter des Poeten sah wieder vollkommen behaglich in die Welt, da sein Herr die ehemals besessene Jagd gepachtet hatte, und das Gewehr durch Wald und Feld knallen durfte, wie vor Jahren. Denselben Vortheil hatte in größerm Maßstab der Ober-

förster wieder erlangt, und wenn auch hie und da noch Klagen aus seinem Munde kamen, sein Herz wußte nichts mehr von Traurigkeit. Der Pfarrer war mit der gegenwärtigen Ordnung zufriedener, als es den Freunden gut deuchte, und auch der Stadtrath, wenn er über erneuerte Eingriffe der Regierung sich beschwerte, that es doch mit weit geringerem Unmuth. als er im Jahr 48 gegen den demokratischen Unterlehrer an den Tag gelegt hatte.

Das Leben bringt Ersatz für alle Verluste. Das Gegenwärtige, das Nächste hat Recht, und im neuen Genuß entschwindet die Erinnerung an Entrissenes wie an vergeblich Gewünschtes. Es gehören schon ideale Naturen dazu, um in dem Gewoge des täglichen Treibens ein geistiges Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, sondern beharrlich zu ihm hinanzutrachten.

Von diesem Schlag waren die beiden Freunde, und sie ließ es nicht ruhen. Das Gedankenbild lockte sie, und sie folgten ihm in muthiger, freudiger Thätigkeit.

Otto hielt die Zeit zur Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten endlich für gekommen; er gewann den Verleger seines letzten Buches dafür — unter Bedingungen freilich, die auf seine regulären Einnahmen einen Schluß ziehen ließen! — und bald lag das Werk dem Publikum vor.

Die Darstellung war klar und lebendig, die Urtheile

zeugten von edler und feiner Gerechtigkeit; und wenn der Autor gegen despotischen Sinn rechts und links mit wohlthuender Schärfe die Geißel schwang, so hatte er dem Ganzen doch eine staatsmännische Haltung zu geben gewußt, in der es den Mächtigen imponiren konnte, ohne sie abzustoßen. — Der Erfolg stellte sich denn auch bald erfreulich heraus. Anerkennende Stimmen ließen sich hören; das Publikum interessirte sich für eine Schilderung des ereignißvollen Jahres, die, ein treuer Spiegel des Vergangenen, muth- und hoffnungsreich in die Zukunft wies; und der Verleger meldete in vergnügt-höflichen Ausdrücken, daß nicht nur das neue Werk sich über Erwarten gut anlasse, sondern auch nach dem frühern wieder gefragt werde!

Liebliche Töne in die Ohren eines Mannes, der so lange vergeblich um literarischen Erfolg gerungen! — Unser Freund sog den Duft des neuen Glücks in vollen Zügen ein.

Natürlich hatte er nicht versäumt, ein Exemplar dem Fürsten zu übersenden. Acht Tage darauf erhielt er ein Dankschreiben, aus dem er abnehmen zu können glaubte, daß der Empfänger es selber, und noch dazu ernstlich, gelesen habe. Jedenfalls enthielt es, unter Anerkennung des gerechten historischen Urtheils und der anziehenden Schreibart, die Versicherung der Freude darüber, daß der Verfasser über den Ansprüchen des

Volks nicht die Rechte der Fürsten außer Acht gelassen, vielmehr nach seiner Anschauung kräftig betont habe. Hinzugefügt war der Wunsch, auch die künftigen Producte seines Geistes vorgelegt zu erhalten, und die Aeußerung eines ganz besondern Wohlwollens für den Autor.

Es war das erste Lebenszeichen, das Otto von dieser Seite bis jetzt erhalten hatte! Der früher angekündigte Vorsatz, unter Umständen sein Gutachten und seinen Rath einzuholen, war nicht zur That gelangt, und Otto konnte auch sonst abnehmen, daß der Fürst im Drang des veränderten öffentlichen Lebens ihn so ziemlich vergessen habe.

Dafür hatte er nun den Ersatz im Antheil des Publikums. Mit inniger Genugthuung sah er den Weg, den er beschreiten konnte zur Aufklärung, zur Befruchtung der Geister, und mit frohem Eifer setzte er die wissenschaftliche Arbeit fort, der er ebenfalls durch stete Bezugnahme auf die großen Zeitfragen eine belebende Würze zu geben gedachte.

Der Poet hatte seine beiden Dramen, nach eingeholten Urtheilen, wiederholt verändert, nach seiner Ansicht wesentlich verbessert, und endlich das theatralisch versprechendere an eine Bühne gesandt, deren Lenker er sich geneigt wußte. Nach der Meldung des Einlaufs, der das Versprechen baldiger Prüfung hinzugefügt war,

ließ die Direktion indessen vorläufig nichts mehr von sich hören. Der Unverwöhnte, der das Seine gethan, gab die Sache Gott anheim und nahm rüstig eine Dorfnovelle in Angriff, indem er zu gleicher Zeit mit weitern Vorarbeiten zu seinem philosophischen Werke sich beschäftigte. Die Journalarbeiten gingen fort: der Gänsekiel verschaffte dem Genügsamen das nöthige Einkommen, und die Süßigkeiten des Producirens hatte er als Dreingabe.

Nachgerade — wir dürfen es nicht verschweigen — gewann in dem Schriftsteller das literarische Interesse über das politische weitaus die Oberhand, und es war die stetige Leidenschaft Otto's nöthig, um sein Auge wieder theilnehmender auf diese Sphäre zu richten. Gelegentlich konnte er dem Freund, der ihm Lauheit vorwarf, allerdings entgegenhalten: daß er ja um so mehr hinter Arbeiten her sey, die sie als Bedingung auch des politischen Fortschritts erkannt hätten!

Otto besuchte verschiedenemale die Residenz und erhielt von dorther Besuche. Die Beziehungen zu parlamentarischen Freunden, die in der jetzigen Kammer auf der Linken saßen, bestanden fort; die intimeren Verhältnisse blieben sich gleich. Die Majorin hatte sein Buch in so splendidem Einband, wie der Fürst, und der Tischlermeister ein solides Freiexemplar mit eigenhändiger Widmung bekommen — Aufmerksamkeiten,

welche das Band der Neigung zu dem Autor nur um so fester knüpften. — Dagegen war der Verkehr mit der Familie Horst gänzlich ins Stocken gerathen. Nachdem Klara der Freundin den Zuwachs der Familie gemeldet und die junge Geheimräthin bald darauf die glückliche Geburt eines Söhnchens berichtet hatte, schlief der Briefwechsel ein. Otto, wenn er in die Residenz kam, fühlte keinen Antrieb, in dem vielbesuchten Hause sich zu präsentiren, und so erlag die Verbindung endlich dem Mangel an gemeinsamen Interessen.

Wie sehr er Recht gehabt in seiner Ansicht über die Wandelung der Menge, das wurde unserm Freund besonders klar bei einem mehrtägigen Aufenthalt in der Hauptstadt am Anfang des dritten Jahrs. Die Reaction stand in vollster Blüthe und die Theilhaber der Macht beuteten die Situation ganz ungescheut aus. Nicht nur die Verwandtschaft mit Einflußreichen, auch der Servilismus gegen sie zeigte sich wieder als ein sehr kräftiges Mittel des Emporkommens. Der Gehorsam war als die vorzüglichste Tugend rehabilitirt, und wo er sich nicht dienstbereit zur Verfügung stellte, da drängten sich den Obenstehenden gleich die Ausdrücke „regierungsfeindlich“ und „revolutionär“ auf die Lippen. Die freisinnigen Journale, soweit sie nicht in sich ermattet waren, hielt die Drohung der Concessionsentziehung in Schranken, zu der ein mit den Kammern vereinbartes

Preßgesetz die Regierung ermächtigte, wogegen die sogenannten conservativen Blätter sich in Schmähungen und Verläumdungen der Gegenpartei nach Belieben ergehen mochten. Bestrebungen liberaler Männer wurden überwacht und polizeilich gehemmt, wo es anging, Umtriebe fanatischer oder fanatisch sich geberdender Anhänger des Regiments ermuthigt und belohnt. Die kirchliche Reaction, die den Gehorsam ihrerseits als die höchste Tugend predigte und auch auf protestantischer Seite um Ausdehnung der geistlichen Gewalt kämpfte, wurde gern gesehen und in der Abtheilung des Cultus gefördert, indem die Ansicht vorwog, daß ebensie eine Bevölkerung heranbilden werde, wie das Regiment sie brauchte.

Obwohl dieß Alles offen geschah, von patriotischen und tieferblickenden Männern beklagt wurde und viel Unzufriedenheit im Lande hervorrief, so bewegte sich in der Residenz doch alles in eingewohnter vormärzlicher Ordnung. Der Hof war der große Mittelpunkt des Lebens. Wer mit ihm zusammenhing, von ihm begünstigt erschien, wurde geehrt, beschmeichelt; wer von ihm unbeachtet blieb, hintangesetzt. Dieß ging so weit, daß auch einzelne alte Liberale und Radikale, die für sich auf ihrer Meinung beharrten, in Gesellschaft gegen die an höchster Stelle Geltenden sich doch merklich höflicher und rücksichtsvoller benahmen, als gegen einflußlos gewordene Notabilitäten ihrer eigenen Partei!

Otto machte diese Erfahrung auf seine Kosten, und das erstemal erhob sich ein sehr bittres Gefühl in ihm. „Dämon der Macht," rief er aus, „wie unfehlbar ist deine Wirkung auf gewöhnliche Seelen! On ne craint pas — on ne respecte pas que le pouvoir! — eine absolute Wahrheit bei einer gewissen Menschengattung. Es ist ein blindes Graviticen nach dem Einen Punkte, mit beinahe physischem Zwang! Feigheit, Klugheit und Philisterei wirken zusammen, um die bloß Mächtigen eine Achtung sehen zu lassen, die sie nothwendig täuscht und demoralisirt! — Fürwahr, man muß die gute Seite des Volks und seine Bestimmbarkeit auch zum Guten sich recht lebhaft vergegenwärtigen, wenn man bei solcher Schwäche nicht von Ekel übermannt werden soll!"

Bei der nächsten Gelegenheit nahm er's leichter, und zuckte die Achseln, wie über etwas Natürliches. Aber es that ihm dießmal doch besonders wohl, als er, wieder in die Villa heimkehrend, von der aufrichtigsten Liebe und Freundschaft willkommen geheißen wurde! —

Wohin sollten diese Zustände führen? Wie lang sollte das Regiment noch dauern, welches die Excesse der Demokraten schon mehr als wett gemacht hatte? Wie mochte sich eine in diesem Sinn geführte Administration halten mitten in dem Vordringen der Geister auf den übrigen Gebieten des Lebens?

Die Welt ist freilich groß, und in ihr hat Vieles

zusammen Platz; auch Fortschritt hier und Rückschritt dort können nebeneinander hin und hergehen und jeder sich Genüge thun, wer weiß wie lange! —

Für's erste geschah doch wieder etwas, das eine politische Regsamkeit im Lande verhieß: die Kammern traten zusammen. Otto verfolgte den Gang der Verhandlungen mit neuem Interesse; und bald mit Freude, mit erneuter Hoffnung.

Wie geduldig man im Lande das Regiment hinzunehmen geschienen, im Stillen hatte der gerechte Unmuth doch um sich gegriffen und in den Herzen der Abgeordneten Entschlüsse erzeugt, so daß die Regierung dieselbe Kammer, die sich vor wenigen Jahren nachgiebiger als billig erwiesen, jetzt mit Erstaunen bedenklich und spröde fand. Die Opposition wuchs von Woche zu Woche; ja, wie man eine große Geldverwilligung beantragte, wurde sie zur Mehrheit und wies die Forderung ab, trotz energischer Erklärungen, die vom Ministertisch her erschollen waren. In der dreitägigen Discussion, welche das Ergebniß herbeiführte, bekamen die Herren überdieß von kühnen, beredten Mitgliedern der Linken Alles zu hören, was im Lande gegen ihre Mißverwaltung gemurrt wurde.

Otto athmete auf, als er die Berichte las. Er gönnte einer Regierung, die dem Land offenbar zum Schaden gereichte — besonders in der Sphäre, worin

die höchsten Besitzthümer des Volkes liegen — die unerwartete, bedeutsame Niederlage; er freute sich der ersten, muthigen That gegen die Inhaber der Macht, des ersten „Halt", das ihnen zugerufen wurde; — bald aber sollte er noch Besseres hören.

Die Minister, durch die Unumschränktheit, womit man sie bisher schalten ließ, verwöhnt, ergrimmten über die Keckheit der Kammer, wie sie's nannten, und beschlossen, dem Fürsten die Auflösung vorzuschlagen. Dieser, dem sein Act gegen die Versammlung des Jahres 48 und alle darauf gegründeten Unternehmungen so gut gelungen waren, der das Land materiell gedeihen sah und mit Ausnahme von wenig Schreiern durchaus zufrieden glaubte, den Ministern sich überdieß für ihre loyal-energische Mitwirkung zu Dank verpflichtet fühlte, — ertheilte seine Zustimmung und die Auflösung erfolgte.

Hätten die Herren voraussehen können, was nun folgte, sie würden sich mit der immer noch gemäßigten Kammer doch lieber verglichen haben! — Das ganze Land gerieth in Aufregung. Die Regierung ließ bei den Wahlen begreiflicherweise alle Hebel ansetzen; allein der Eifer der liberalen Partei triumphirte über die Vortheile der Macht, und die neue Kammer wurde oppositioneller als die aufgelöste.

Nach der Ausschreibung der Wahlen hatte unser

Poet an Otto die Frage gerichtet, ob er nicht auch als Candidat auftreten wolle, und dieser seinen Entschluß dazu bekannt. Die Gesinnungsgenossen der Umgegend wurden in Kenntniß gesetzt, und die Freunde zweifelten nicht, daß der Name Ehrenfels wieder einmal aus der Wahlurne hervorgehen werde. Allein eben hier wirkte ein Regierungscommissär mit ausgedehnten Vollmachten und großer Klugheit, so daß unser Candidat von einem conservativen Gutsbesitzer aus dem Nachbarthal, mit sehr geringer Mehrheit übrigens, geschlagen wurde. Dasselbe Schicksal hatte er in einem andern Bezirk, wo ihn die liberale Partei unaufgefordert auf ihre Liste gesetzt: werkthätiges Eingreifen, wornach er sich allmählich wieder gesehnt hatte, blieb ihm also neuerdings versagt! —

Die Niederlage verstimmte ihn doch sehr — mehr als die Familie und der Freund es geglaubt hätten. Die Möglichkeit, zu einer Aenderung des Regierungssystems beizutragen, durch klare und gewaltige Demonstration den offenbar falsch unterrichteten, in Täuschungen sich wiegenden Landesherrn für eine Umkehr zu gewinnen, hatte in ihm eine wahre Begier zu handelndem Auftreten angeregt; — und nun mußte er wieder entsagen und zusehen und Andre schalten lassen, die es gar leicht nicht so gut machten, wie er!

Mehrere Tage nach der Wahl fand ihn der Poet

immer noch mißmuthig und bekam dann eine förmliche Klage über das Mißlingen zu hören. Der in solchen Fällen leichter Getröstete sah dem Freund in's Angesicht und erwiderte: „Du mußt dir's aus dem Sinn schlagen! Auch Andre erleiden Schlappen, mein Freund; du bist nicht der einzige, dem die Götter ungnädig sind!“

Er hatte dieß mit einer gewissen Bedeutung gesagt, und Otto entgegnete: „Nun?“ — Der Poet fuhr fort: „Du weißt, daß mein Gönner, der Theatervorstand, dem ich mein Drama zugeschickt habe, eine definitive Zusage zu geben bis heute gezögert hat?“ — Otto nickte. — „Ich wurde vor einiger Zeit ärgerlich, ließ eine zweite Abschrift machen und übersandte sie dem Intendanten unsrer Hauptstadt; indem ich die löbliche Nebenabsicht hegte, dich mit der Nachricht der Annahme zu überraschen und dich als Freund und Claqueur zur ersten Aufführung mit in die Residenz zu nehmen. — Da! (fügte er hinzu, indem er das Schreiben aus der Tasche zog) — abgewiesen!“

Otto nahm, überflog es, und las dann, auf das Blatt sehend: „....hauptsächlich der bedenkliche Inhalt Ihres Drama's —!“ Verächtlich gab er es zurück und sagte: „Das sieht ihm gleich, dem Cousin des Premierministers!“

„Also?“ frug der Poet.

„Du hast Recht,“ versetzte Otto. „Ich bin nicht der einzige — und wir müssen uns unterwerfen!“

Ein Brief aus der Universitätsstadt vervollständigte die bedenklichen Erfahrungen unsres Kreises auf eine höchst unerwartete Weise. Er war von der Professorin an Klara gerichtet. Diese, nachdem sie mit Erstaunen, mit unwillkürlichem Lächeln, dann aber mit um so mehr ernstem Bedauern gelesen, theilte ihn mit.

Unsern Freund Albert hatte sein Schicksal ereilt! Von stattlichem Aeußern, liebenswürdigen Sitten und anerkannter Tüchtigkeit, — ein mehrjähriger Docent, welchem eine ordentliche Professur kaum länger geweigert werden konnte, hatten ihm schon Töchter wohlhabender und angesehener Familien gütige Blicke gespendet. Aber sein Herz war unberührt geblieben, und nicht nur ein und der andre Freund, sondern auch seine Mutter hatte ihn wegen seiner Sprödigkeit schon aufgezogen, letztere mit der Absicht, ihn doch endlich zu einer Wahl zu treiben. Da sah er auf einem ländlichen Fest die eben erblühte Tochter eines adeligen Gutsbesitzers, der in der Nähe der Universität angesessen war, und der Liebesgott rächte sich für die lange Verschmähung durch Anfachung der leidenschaftlichsten Flamme. Der arme Professor gerieth in die größte Verwirrung. Die Eltern der Erkorenen waren begütert, hielten sehr viel auf ihren altadeligen Namen

und hatten nie einen andern Gedanken gehabt, als die einzige Tochter einem Standesgenossen zu vermählen. Dem stolzbescheidenen Gelehrten lag es durchaus fern, sich in einen Kreis eindrängen zu wollen, der sich für besser hielt, als der, welchem er angehörte; eine solche Vorstellung würde ihn empört haben; — und nun hatte die Liebe den Wunsch gleichwohl aufglühen lassen in ihm und ihn mit allen bisherigen Grundsätzen in Widerspruch gebracht! Das Mädchen, das die Wirkung ihrer Schönheit auf den geachteten Mann wahrnahm, unbefangen dachte und menschlich fühlte, war in ihrem jugendlichen Herzen gerührt und erwiderte seine Artigkeiten bei erneuertem Zusammentreffen mit freundlichen Blicken; wie aber die Eltern eine etwaige Bewerbung aufnehmen würden, davon erlangte Albert unter der Hand Kenntniß — und eine weitere Annäherung war ihm von diesem Augenblick an untersagt. Die Wirkung des Streites in seinem Herzen ging tiefer, als man es bei ihm erwartet hätte. Er warf sich mit erneutem Eifer auf seine Studien, aber mit einer Art von Wuth und ohne darin Beruhigung und Trost zu finden; im Gegentheil, seine bis dahin feste Gesundheit fing an zu wanken und sein Aussehen flößte der Mutter ernstliche Sorgen ein. Eben diese hatten sie endlich vermocht, mit der Sprache herauszugehen und die Meinung der Tochter und ihrer Familie einzuholen.

Nach Verlesung des Briefs, der die Geschichte des Sohnes freilich in anderm Ton berichtete, als es hier geschehen, sagte Otto mit ernstgewordener Miene: „Das ist fatal!" — und zu dem Poeten gewendet fügte er mit unmerklichem Lächeln hinzu: „Damit sind wir übertroffen, mein Freund — bei weitem! — — Ich kann mir denken, wie an dem edlen Herzen die Geringschätzung nagt! — Die Geringschätzung von Menschen, die ihn unstreitig nicht werth sind!"

„Auch ich kann mir's denken," versetzte der Poet. „Wer weiß? Am Ende noch ein wenig besser, als du!"

Die Frauen drückten ihr Mitleid so innig aus und sprachen so bekümmert, daß Otto endlich dazwischen rief: „Nun, so arg wird's nicht seyn, und namentlich so schlimm nicht werden! Bedenkt, es ist eine Mutter, die den Brief geschrieben hat! — Albert mag einige Wochen freud- und farbloser aussehen, — mit der Zeit wird das Selbstbewußtseyn, die Ruhe und dann auch die Farbe wieder kommen. Ich müßte mich curios täuschen, oder er ist nicht der Mann, an Liebesgram zu sterben!"

„Ich will an ihn selber schreiben," versetzte Klara nach einer Pause, „und ihn zu trösten suchen. Denn trösten muß er sich," fügte sie hinzu, indem eine Röthe über ihre Wangen ging. „Für meinen Bruder schickt

sich's nicht, einer Familie sich anzutragen, die ihn nicht mit offenen Armen aufnimmt." — — —

Die Blicke der Freunde wurden bald gewaltsam auf die öffentlichen Angelegenheiten gelenkt. Die Aufregung im Lande dauerte fort; die Blätter der beiden Parteien steigerten sich zur größten Leidenschaftlichkeit; bei den liberalen oder, nach dem Ausdruck der Gegner, demokratischen, kam es zu Verwarnungen, sogar zu einer Concessionsentziehung. Wer gewisse politische Kreise besuchte, der konnte sich geradezu in das Jahr 48 zurückversetzt glauben. Allgemein war das Gefühl, daß man sich in einer entscheidenden Krise befände — daß es biegen oder brechen müsse!

Die neue Kammer der Abgeordneten eröffnete ihre Sitzungen, und bald kam das Ministerium wieder mit seinem Antrag. Die Erklärungen vom Ministertisch waren sehr entschieden; Drohungen wurden eingemischt und die Person des Landesherrn sehr unparlamentarisch in die Demonstration gezogen.

Wenn die Regierung das Geld brauchte, so wußte man doch in der Kammer, daß der Verbrauch nicht im Interesse des Landes war, und hatte fest beschlossen, die Proposition abzulehnen — wo möglich das Ministerium zu stürzen.

Die Räthe der Krone, wie ihre düstern und trotzigen Gesichter bezeugten, hatten von alledem eine sehr

gute Witterung, obwohl sie nichts versäumt, Abgeordnete für sich zu gewinnen. Sie waren aber auf alle Fälle gerüstet, und glaubten in einem Konflict vielmehr die Kammer stürzen zu können.

Die Verhandlung dauerte dießmal nur einen Tag. Die Mehrheit setzte rechtzeitig den Schluß durch, und in namentlicher Abstimmung erklärten sich gegen den Antrag zwei volle Drittel des Hauses.

Es war entschieden: auch mit der Verfassung, wie sie in Folge zweimaliger Verbesserungen geworden war, konnte man nicht regieren! — man war vollkommen berechtigt, man war gezwungen, mindestens ein neues Wahlgesetz zu octroyiren!

Dieß war die Ansicht des Premierministers, und die andern stimmten zu, da sich auch der Kriegsminister so an die Macht gewöhnt hatte, daß er um ihren Fortbesitz einen fernern Gewaltact nicht scheute. Das neue Wahlgesetz lag ausgearbeitet vor — man begab sich unmittelbar nach der Niederlage zum Fürsten, beantragte die Auflösung der Kammer, die Octroyirung, und erklärte feierlich, energisch: im Weigerungsfalle die Portefeuilles in die Hände des erhabenen Herrn zurückgeben, dem Sturm weichen zu müssen!

Der Fürst war in großer Verlegenheit. Nach und nach hatten auch zu ihm Stimmen der Anklage Zugang gefunden, die man nicht mehr als demokratisch lügen=

hafte entwerthen konnte. Aufmerksam gemacht und argwöhnisch sah er nun Manches, was er nicht billigen konnte, und namentlich ward ihm klar, wie gut seine Räthe für sich und ihren Anhang zu sorgen wußten! Er ahnte den Widerspruch einer solchen Regierung mit der Bildung der Zeit und dem Streben der Geister, und er hätte sich gern eine andre, volksbeliebtere gewünscht. Die neue Octroyirung stieß ihn recht eigentlich vor den Kopf und er hatte ein Gefühl: das hieße dem Volke doch gar zu viel zumuthen! — Allein an die Minister fesselte ihn das lange gemeinsame Handeln und die Erinnerung an Thaten, die er für hochverdienstlich halten mußte. An ihrer unbedingten Ergebenheit, was seine Person und die Interessen der Monarchie betraf, konnte er nicht zweifeln, — und was früher gegangen, ging doch vielleicht noch einmal und gerieth ihm. Der Trotz der Kammer, die Reden, die bei der Discussion gefallen waren, hatten ihn verletzt, und die Führer der Mehrheit, aus der er doch die neuen Minister wählen sollte, just am meisten: das fürstliche Selbstgefühl bäumte sich nochmal in ihm, und sein Herz neigte sich nach aufregenden, ja peinlichen Erwägungen dem Vorschlag der Getreuen.

Nun hielt aber Eduard von Horst die Zeit gekommen, für sich und den Plan seines Lebens zu handeln. Er wollte eine Audienz erbitten, um dem Fürsten mit

allen Gründen zur Nachgiebigkeit zu rathen. Das Geschick, das ihm schon so viele Freundlichkeiten erwiesen hatte, machte es ihm aber auch dießmal bequemer: der Fürst selber beschied ihn zu sich, um schließlich sein Urtheil zu vernehmen.

Das Herz unsres Ehrgeizigen bebte bei dem Gedanken, unmittelbar vor der Entscheidung zu stehen; aber er wußte streng an sich zu halten und erwiderte: „Hoheit setzen mich, wie ich zu sagen mich unterstehen muß, in eine gewisse Verlegenheit. Bei dem nahen Verhältniß, in dem ich zum Herrn Minister des Innern stehe —“

„Es handelt sich jetzt nicht um die Excellenz,“ versetzte der Herr, „sondern um mich! — Ich ersuche Sie“ (fügte er mit dem Accent eines Befehls hinzu) mir Ihre Meinung ganz und unumwunden zu sagen!“

Das war es natürlich, was unser Geheimrath gewollt hatte. Mit großem Ernst und großem Bedauern erklärte er sich nun folgendermaßen: Allerdings wäre das Ministerium im Begriff, eine Linie zu überschreiten, vor welcher die Klugheit — die Liebe zu Fürst und Vaterland Halt zu machen geböten. Die Verdienste der Herren wären groß und stets müsse man es ihnen Dank wissen, daß sie in schwerer Zeit die monarchische Gewalt und den Glanz der Krone wiederherstellen halfen. Aber die Art, wie sie gezwungen waren aufzutreten,

habe in ihrem ganzen Wesen etwas — man könne es nicht anders nennen — despotisch Rücksichtsloses gepflegt und ausgebildet — eine gewisse Neigung zu Gewaltacten, die selbst gar oft auch im Falle des Gelingens schädlich wirkten, indem sie Erbitterung hervorriefen. In dieser Welt habe Alles seine Zeit, und die Aufgabe des wahren Staatsmannes sey es, der Zeit Rechnung zu tragen, und mit neuen Mitteln für die Monarchie um so besser zu thun, was die alten nicht mehr zu leisten vermöchten. Das System des Herrn Ministerpräsidenten habe sich überlebt, das könne man sich nicht länger verhehlen: es habe sich schon darum überlebt, weil es im ganzen Land Unzufriedenheit hervorgerufen —

„Im ganzen Land?" rief hier der Fürst überrascht und mit fast drohendem Ausdruck.

„Im ganzen Land," erwiderte der Geheimrath entschieden. „Hoheit haben mir befohlen, die Wahrheit zu sagen, und ich sage sie pflichtmäßig. — Es ist Vieles geschehen, was besser unterblieben wäre, jedenfalls ganz anders hätte ausgeführt werden müssen!"

„Gut," versetzte der Herr nach einer Pause. „Ihre Meinung ist also?"

„Daß Hoheit die Zustimmung verweigern und die Entlassung annehmen! — Der Staat hat Mittel, die Dienste dieser Herrn reichlich zu belohnen; — und das

Wohl Eurer Hoheit, das Wohl des Vaterlandes gehen allen andern Rücksichten vor!"

„Ich sollt' es meinen," entgegnete der Fürst. Dann, mit einem Blick auf den Rath, sagte er: „Wo soll ich aber die neuen Minister hernehmen? — Minister, wie ich sie brauche?"

„Ew. Hoheit," erwiderte Eduard, indem er sich einen Ausdruck parteilosen Ernstes abrang, „haben die Wahl. Nach dem jetzigen Stand der Dinge ist jeder andre Name besser als der des Präsidenten!"

Der Herr faßte ihn scharf in's Auge. „Würden Sie," fragte er dann, „sich selber der Aufgabe unterziehen? Glauben Sie ein Ministerium bilden zu können, das die Interessen der Krone mit denen des Landes auszugleichen und dieses zufriedenzustellen wüßte?"

Ein Zittern überkam den Gefragten und eine Röthe ergoß sich über seine Wangen; aber er hielt sich mannhaft und entgegnete mit einer Würde, die zufolge der innern Erregung nur um so bedeutender erschien: „Hoheit, ich habe mich in meinen Posten eingelebt, glaube mich ihm gewachsen und fühle mich wohl in ihm. Das Gehorchen hat seine großen Vortheile, und ein Beamter, der sich streng an seine pflichtmäßige Arbeit hält, wird auch einem neuen Ministerium auf seinem Posten wieder genehm sein. Die Stellung ist sicherer," fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „und die Verantwortlich-

keit unvergleichlich geringer! — Indessen," fuhr er nach kurzem Innehalten mit beinahe feierlicher Ergebenheit fort, „wenn Hoheit befehlen, so gehorche ich gleichwohl mit Freuden, und rücksichtslos, wie ich es immer gethan. Ich habe wenigstens den Willen, das Land nach seinen jetzigen Forderungen zu befriedigen, ohne die Krone zu berauben; — den Willen und, wie ich glaube, auch die Fähigkeit, mildere Formen anzuwenden, den freisinnigen Bestrebungen, wo es ohne Gefahr geschehen kann, einen Spielraum zu gönnen, und was nicht über's Knie zu brechen ist, in gemessener Haltung abzuwarten! Gar Manches ist später nicht nur möglich, sondern leicht, was heute nun einmal nicht angeht. Ich weiß wohl, Hoheit wünschen selbst dringend die Verwilligung der beantragten Summe! Aber darin muß der Kammer jetzt ein Zugeständniß gemacht werden; die Regierung muß die Mehrheit für sich gewinnen, um dann mit weitern Anträgen im rechten Moment und auf die rechte Weise hervorzutreten! Geschieht dieß, so verbürge ich mich für den Erfolg!"

Der Fürst, die loyale Schlauheit würdigend, nickte mit einem Schein von Lächeln.

Der Geheimrath fuhr fort: „Hoheit, nach diesem Willen und meinen bisherigen Erfahrungen mit dem consequentesten Eifer für den Ruhm und die Wohlfahrt meines erhabenen Herrn zu handeln, das kann ich

versprechen! Ob es mir gelingen wird, — ob ich in der That nach meinen Intentionen auch zu leiten verstehe —"

„Nun," warf der Fürst bei dem fragenden Innehalten wohlwollend ein, „Sie hatten ja zu diesem Posten schon früher Aussicht!"

„Das waren andre Zeiten mit andern Pflichten," entgegnete der Geheimrath. — „Indessen — einen Vortheil hab' ich in den letzten Jahren doch erlangt! Abgesehen von den Lehren, die ich mir durch die Geschicke des Landes geben ließ, habe ich die gerechten Forderungen der Epoche verstehen lernen und mich überzeugt, daß man ihnen genügen müsse. Ich habe auf meinem Posten in dieser Beziehung schon gethan, was ich irgend vermochte, und wenigstens soviel Anerkennung gefunden, daß ich für nichts weniger als einen Gegner der gesetzlichen Freiheit gelte!"

Der Fürst sah den trefflichen Anwalt seiner selbst mit einem gewissen Lächeln, aber freundlich an. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit," sagte er hierauf, — „und für Ihre Bereitwilligkeit! Meine Ueberlegung wird nicht lang währen, und die Entscheidung soll Ihnen zugehen!" — —

Die Meldungen von dem Conflict mit der neuen Kammer, welche Tag für Tag zu unsern Freunden in's Landhaus gelangten, erweckten dort eine begreifliche,

tiefgehende Spannung. Die große Mehrheit gegen das Ministerium und der von einem Journal angedeutete Entschluß desselben, nach einer neuen Auflösung ein eigenthümlich ständisches Wahlgesetz zu octroyiren, versetzten Otto in mächtige Aufregung. Er war indignirt, beklagte das Unglück des Landes, hatte im Geheimen eine Empfindung, als ob er doch vielleicht selber anders hätte handeln können, und fühlte auf's Bitterste seine jetzige Ohnmacht. — Aber vermochte er denn gar nichts? War ihm alles handelnde Eingreifen versagt? — Nein! — etwas konnte er! — Er konnte in die Residenz zu dem Fürsten eilen, und ihm Vorstellungen machen, konnte im Nothfall an ihn schreiben, ihm die Eine Pflicht gegen das Land mit feuriger Beredtsamkeit vorhalten und ihn vielleicht doch erschüttern!

Nach rascher Ueberlegung, was er sagen, wie er auftreten solle, faßte er den Entschluß. Er theilte ihn den Seinen mit und begann die Vorbereitungen zur Abreise.

Dieß war in der Abendstunde, zu welcher sich gewöhnlich der Poet einzufinden pflegte. Er kam auch heute, vernahm, rühmte den Entschluß des Freundes, und erklärte sich zur Begleitung am nächsten Morgen bereit, indem er seinerseits großes Verlangen ausdrückte, der „letzten Entscheidung" beizuwohnen, die entweder Schmach oder Heil und Vernunft über das Land bringen müßte.

Bald darauf erschien der Bote mit den Zeitungen. Otto griff nach der „Constitutionellen," die in den verflossenen Jahren allerdings conservativer geworden war, aber noch immer den freisinnigen Grundcharakter bewahrt hatte und sich durch gute Notizen besonders aus höhern Beamtenkreisen auszeichnete. Ein Artikel zog vor allen seine Blicke auf sich, da er mit größern Lettern gedruckt war. Er lautete:

„Wir sind in der Lage, mittheilen zu können, daß der unheilvolle Conflict der Regierung mit der Kammer der Abgeordneten im Begriff ist, eine allseitig erwünschte Beilegung zu finden. Seine Hoheit haben nach einer längern Unterredung mit dem Geheimenrath von Horst die Entlassung des Ministeriums angenommen, und jeden Augenblick steht nun die Berufung eines Mannes zu erwarten, der in jeder Hinsicht geeignet erscheint, zwischen der Kammer und der Krone zu vermitteln und die Verfassung in ihrem vollen Bestande aufrecht zu erhalten."

Otto, nachdem er diese Zeilen überflogen, eine Wallung seines Herzens niederkämpfend, rief mit einem Lächeln, das durch eine noble Bitterkeit charakterisirt war, zu den Seinen: „Meine Reise ist überflüssig — ein Andrer hat sich in's Mittel gelegt!"

Er las die Notiz mit gemessenem Nachdruck.

Die Frauen und der Freund waren doch sehr be-

troffen, und eine gewisse Beschämung sprach aus allen Gesichtern. Seitdem Otto seinen Vorsatz mitgetheilt hatte, war in den Herzen Aller die Eine Hoffnung erstanden, daß eben er den Fürsten überreden und in Folge davon in eine Thätigkeit eintreten würde, für die er doch vorzugsweise geboren war und die ihn auch allein wahrhaft befriedigen konnte. Nun, da der kluge, weltgewandte, vorsichtige Eduard das Portefeuille erhielt, schwand jede Aussicht; und das Gefühl einer Niederlage in den Herzen derer, die unsern Freund für würdiger, seine Activität für segensreicher zu halten das Recht hatten, war nur menschlich.

Wer den rechten Geist in sich hat, der besitzt jedoch das Mittel gegen den Frosthauch eines kränkenden Verlustes; und so schauten sich jetzt, nach kurzer Niedergeschlagenheit, die beiden Gatten mit einem Ausdruck von Selbsterhebung und mit einem innigen wechselseitigen Liebestrost in die Augen, daß die Mutter gerührt, zärtlich lächelte und ihnen zurief: „Lassen wir den Ehrgeizigen regieren — und bleiben wir hier beisammen! Wir haben Alles, was man zum Glück bedarf, und sind vieler Sorgen überhoben!"

Der Poet schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich kann," sagte er endlich, „an diese Journalprophezeihung noch nicht recht glauben! Ein solcher Ausgang wäre wie sag' ich nur? — unästhetisch, ja geradezu trivial! —

Das Geschick würde damit einen Mißgriff begehen, den es wieder gutzumachen hätte!"

Otto sah auf den Beschwichtiger — wieder völlig im Besitz seines edeln Geistes und mit einem Ausdruck von innerm Wohlseyn, der seine männlichen Züge nicht nur verschönte, sondern geradezu jugendlicher erscheinen ließ. „Du glaubst," sagte er, „das Geschick, das im Leben waltet, müsse nach den Regeln der poetischen Gerechtigkeit verfahren und einen Ausgang beschließen, wie du ihn in deinen Erzählungen und Dramen vorführst? Aber du hast uns ja selbst das Jenseits eröffnet, mein Philosoph — das Jenseits, in welchem das dicke Ende nachkommt und die Gerechtigkeit so gänzlich triumphiren wird, daß die Ungerechtigkeit noch gar nicht sonderlich begünstigt erscheint, wenn sie auch auf Erden die große Siegerin ist!"

„Das Schicksal," versetzte der Poet, „bringt auch hienieden schon correcte Entscheidungen; — sonst wäre das Leben gar zu schofel und die Poesie gar zu verlogen! — Der Himmel muß schon auf der Erde beginnen, und wenn ich die rechte philosophische Witterung habe, dann hat die Zeit bereits angefangen, in welcher auch im Diesseits mehr Vernunft zur Herrschaft gelangen wird, als es bisher der Fall gewesen!"

Die Familie schaute erheitert auf den unermüdlichen Tröster, und Otto, ihm die Hand reichend, sagte:

„Bleib mein Freund, Philosoph und Poet, — und laß uns heute noch auf neue literarische Projecte denken!“

„Vorher,“ bemerkte Klara, „will ich aber den Tisch decken lassen, wie es eines so ausgezeichneten Tages würdig ist!“ —

Unsre Leute hatten dieses Gespräch in der untern Stube geführt und im Interesse desselben nicht gehört, daß ein Reiter gegen die Villa hergeritten kam. Als der Huf des Rosses den Boden des Hofes traf, schauten sie durch's Fenster, und erblickten mit Vergnügen den Postmeister der Stadt — einen Bekannten Otto's, der sie schon öfter so besucht hatte. Man ging ihm entgegen und hieß ihn willkommen. Er, nachdem er das Pferd einem Diener Otto's übergeben, trat mit der Familie in die Stube, zog mit feierlicher Miene ein Schreiben aus der Ledertasche und überreichte es Otto mit den Worten: „Ein Brief aus dem Kabinet, der uns zu schleunigster Beförderung übergeben worden ist!“

Otto, unter gespanntester Erwartung der Seinen, erbrach das Siegel, las die Zuschrift, und nachdem eine leichte Blässe schnell einer dunkeln Röthe gewichen war, rief er: „Die Zeitungsnachricht ist falsch — ich bin berufen!“

Er gab das Blatt der Gattin und diese las die vom Fürsten eigenhändig geschriebenen Zeilen: „Ihre Zeit, mein lieber Baron Ehrenfels, ist endlich gekom-

men! Eilen Sie zu Ihrem Fürsten, der Ihrer Ankunft mit Verlangen entgegensieht, und vernehmen Sie von Ihm Wünsche, die jetzt ohne Zweifel mit den Ihrigen übereinstimmen werden!"

Das Antlitz Klara's überflog eine glühende Röthe; Rührung und innigste Befriedigung übermannten sie, mit Thränen in den Augen fiel sie dem Gatten um den Hals.

Otto, nachdem er an dem klopfenden Herzen alle Wonne des Mannes gefühlt, der dem geliebten Weib jedes Versprechen gehalten, auch das des Glücks und des äußern Triumphs, umarmte die Mutter und endlich den Freund, indem er ihm zurief: Poete, Prophete — dießmal hast du's getroffen! Nun, gebe Gott, daß alle deine Weissagungen so erfüllt werden — dann beginnt in der That für uns ein Himmel auf Erden!" — Zum Postmeister sagte er: „Mein Lieber, holen Sie mich mit Ihren schnellsten Pferden ab — wir reisen heute noch!"

Eine Stunde darauf, und die beiden Freunde saßen in der Postchaise.

Während sie der Residenz zufahren — die man seit einiger Zeit schneller erreichen konnte, weil für die Hälfte des Weges die Eisenbahn zu benützen war — tragen wir die Vorgänge nach, die den unerwarteten Entschluß des Fürsten herbeiführten.

Bei seiner Neigung zu dem eifrigen, anmuthig ergebenen Beamten hatte derselbe den Worten Eduards vollen Glauben geschenkt, wenn er auch wohl sah, daß der Kluge sich selber nicht vergaß und im Grunde sich ihm empfahl! Da unser Weltmann sich aber faktisch in einen gewissen Geruch von Liberalismus zu bringen gewußt hatte — theils durch unschädlich freie Urtheile, die er in Gesellschaft fällte, theils durch ein eigenes Verhältniß zu der Redaction der „Constitutionellen Zeitung", die er mit nützlich redigirten Neuigkeiten versorgte — auf der andern Seite aber für den Herrn seine Loyalität erprobt war, so schien er diesem vor Allen der Mann zu seyn, die Interessen der Krone mit den Forderungen der Kammer in Einklang zu bringen und die Bevölkerung zu beruhigen, ohne der Herrlichkeit des Thrones Eintrag zu thun. — In diesem Sinn entschied er sich.

Als der Minister des Innern wieder vor ihm erschien, um die Antwort — die Zustimmung abzuholen, erklärte der Herr kurzweg: er könne diese nicht ertheilen. Schon jetzt herrsche große Unzufriedenheit im Lande, wie er genau wisse; durch eine neue Auflösung und Octroyirung würde die ganze Bevölkerung erbittert werden und dieß würde die Liebe zu dem fürstlichen Hause nothwendig beeinträchtigen. Er müsse es vorziehen, der Kammer sich zu fügen, die erbetene Entlassung — mit

allem Bedauern, so ausgezeichnete Beamte zu verlieren, und allem Dank für die geleisteten Dienste — anzunehmen, und ein Ministerium zu ernennen, welchem das Vertrauen der Kammer und des Landes entgegenkomme.

Der Minister wechselte die Farbe. Die Opposition des Fürsten war ihm wie ein Pfeil in's Herz gegangen; aber sie war so sehr im Widerspruch mit dem bisherigen Verhalten des Herrn, daß der im Glauben an sich Gefestete in ihr nur einen Einfall sehen zu dürfen meinte, von dem er ihn wieder heilen könnte. Er nahm sich daher zusammen und entgegnete: „Hoheit beschließen nach Ihrem Wohlgefallen! Als Minister des Innern mit der Stimmung in allen Theilen des Landes bekannt, muß ich aber die angebliche Unzufriedenheit und die daraus gezogenen Consequenzen in Abrede stellen. Eine Opposition ist vorhanden, und die Demokraten benützen die Gelegenheit zum Schreien; aber die große Mehrheit befindet sich wohl und ist dem Gouvernement, das die Ordnung aufrecht erhält, dankbar ergeben. — Hoheit — ich kann es nicht anders glauben — haben einem Feinde der Regierung Ihr Ohr geliehen!"

Der Fürst lächelte spöttisch. „Keineswegs," erwiderte er. „Was ich geäußert, stützt sich auf die Mittheilungen Ihres unmittelbaren Untergebenen und intimen Freundes, des Geheimraths von Horst."

„Er!“ entgegnete der Minister mit bleichgewordenen Lippen.

Der Argwohn, den er von Anfang an gehabt und niemals aufgegeben, war also völlig begründet! Der Geheimrath hatte ihn die grobe Arbeit thun lassen, um ihn bei guter Gelegenheit zu beseitigen und zu beerben! Er, sein Hauptorgan und mit ihm stets einverstanden, ja ihn zu seinen Schritten ermunternd, öffnete verrätherisch dem Herrn die Augen, um als Mitschuldiger, der sich weiß zu brennen sucht, den Lohn des Angebers zu erhalten!

Eine unbeschreibliche Wuth, ein glühendes Verlangen nach Rache loderte in seinem Herzen auf. Für sich resignirend und dießmal stolz die Ehre der Consequenz rettend, wollte er doch zugleich den perfiden Genossen unmöglich machen, ihm die Beute, nach der er auf dem Sprunge war, vor dem Munde wegreißen (er konnte es, wie er sich plötzlich, die Vorsehung preisend, erinnerte!) — und an seinem Grimme sich weiden. Mit aller Würde, die seine Gefühle zuließen, erwiderte er: „Hoheit, ich besitze das Vertrauen meines Herrn nicht mehr und wiederhole mein unterthänigstes Gesuch um Entlassung. Bevor Sie aber den Geheimrath von Horst zu meinem Nachfolger machen — denn darauf ist es von seiner Seite natürlich abgesehen! — mögen Hoheit geruhen, noch eine Ueberlegung eintreten zu lassen. Herr

von Horst ist mit uns bisher durch Dick und Dünn gegangen; er hat unsre Maßregeln gegen uns niemals beanstandet und auch, wenn ich in zweifelhaften Fällen ihn um die offenste Meinungsäußerung bat, sich consequent für die Wahl der strengern Maßregel entschieden. Sein Liberalismus ist eine Maske, die er vorgenommen hat, um auch nach der andern Seite hin zu gefallen und davon möglicherweise Vortheil zu ziehen. Ich habe ein Schreiben von ihm, wo er behauptet, sie im Interesse der Regierung zu tragen — um nämlich von den Absichten ihrer Gegner Kunde zu bekommen! — und wo er uns zum beharrlichen Fortgang auf dem eingeschlagenen Wege ermahnt. Und derselbe Mann hat nun gegen Ew. Hoheit unsern Ankläger gespielt und uns preisgegeben! Er hat damit bewiesen, daß er nur ein selbstsüchtiger Intrigant ist und unter Umständen, wenn es ihm nämlich Vortheil brächte, die Sache Eurer Hoheit selbst verrathen könnte!"

Der Fürst, betroffen, mit dem Unmuth der Beschämtheit, erwiderte: „Können Sie mir für diese Anklagen Beweise geben? Besitzen Sie jenen Brief —"

„Ich hab' ihn," versetzte der Minister, „glücklicherweise bei mir."

Er zog sein Taschenbuch hervor und überreichte das Dokument dem Herrn, der es rasch überflog.

Der Brief war an den Minister geschrieben, als er

sich eben auf einem Sommerschloß beim Fürsten aufhielt, und der Geheimrath erklärte darin allerdings, eine vorhergegangene Anschuldigung zu entkräften, sein Verhältniß zu der Redaction der Constitutionellen Zeitung und liberalen Mitarbeitern derselben, aus der Nothwendigkeit, dieses Organ im Interesse der Regierung zu überwachen und zu benützen, indem er zum Schluß die Versicherung der treuesten Anhänglichkeit an den Herrn Chef wiederholte, dessen segensreiches Wirken zum Ruhm des Fürsten und zum Wohl des Landes unterstützen zu können er immer für das höchste Glück seines Lebens halten werde! —

Das Schreiben war allerdings ein halbes Jahr vor dem Conflict mit der Kammer abgefaßt, und Eduard konnte entgegnen, daß seine Ansicht von dem Minister eben seit dieser Zeit eine Aenderung erlitten und ihn zu seinem Gegner gemacht habe. Der Fürst beachtete das nicht. Er war über die auch ihn bloßstellende Doppelzüngigkeit empört und geradezu angeekelt; das Gefühl, daß er von egoistischen, kleindenkenden, unehrlichen Personen umgeben — getäuscht und ausgebeutet sey, übermannte ihn: mit allen Zeichen der Verachtung gab er dem Minister das Papier zurück.

Als dieser auf dem Gesicht des Herrn den Ausdruck einer Verurtheilung des Gegners wahrnahm, schlug jählings die Flamme der Hoffnung wieder in ihm

empor: daß er das geliebte Ruder am Ende doch noch behalten könnte! Sein Gesicht nahm den Charakter gefaßt wehmüthiger Ergebung an, und er wollte eben eine Wendung finden, seine Dienste von Neuem anzubieten und eine Ausgleichung mit der Kammer zu proponiren, als ihm der Fürst die letzten Phantasien aus der Seele schreckte, indem er sagte: „Nun wohl — ich nehme Ihre Entlassung an und ebenso Ihren Rath. Empfangen Sie für diesen meinen besondern Dank und die Versicherung, daß der Geheimrath Horst Ihr Nachfolger nicht werden soll!“

Eine Handbewegung verabschiedete den wiederholt Gedemüthigten.

Als der Fürst allein war, spähte er, im ganzen Gefühl der hochernsten Lage, sehnsüchtig nach einem Manne, dem er mit vollem Glauben die Zügel der Verwaltung in die Hand legen konnte. Ehrenfels stellte sich ihm dar, und Vertrauen, Zuversicht und Freude gingen durch seine Seele. Die Festigkeit des Charakters, die Pflichtmäßigkeit des Handelns, die ihn in ihrer letzten Aeußerung beleidigt hatte, erschien ihm jetzt in rettendem Licht — der Wohlgeruch der Mannestugend strömte gegen ihn her, und auf's Tiefste durchdrang ihn die Ueberzeugung, daß er nur Hand in Hand mit ihr die Liebe des Volkes dauernd gewinnen werde. Der Nebel des allerdings natürlichen, aber eben so weihe=

losen fürstlichen Stolzes, der sein Haupt wieder eingenommen und ihm die letzten Jahre her den freien Blick in die Wirklichkeit unmöglich gemacht hatte, wich von ihm, und die Welt stand vor ihm in dem scharfen Lichte der Wahrheit. Der Geist des Regenten, der im innersten Wollen des Besten besteht und die edelsten und fähigsten Organe zu sich muß heranziehen können, ward herrschend in ihm; er wußte, daß er in dem bewährten Manne seinen guten Genius an seine Seite rief — ohne weiteres Besinnen trat er zum Schreibtisch und warf selbst die uns bekannten Zeilen auf's Papier. — —

Die beiden Freunde kamen gegen Mitternacht in die Residenz. Am andern Morgen ließ Otto dem Fürsten seine Ankunft melden und wurde sofort in's Schloß gerufen. Als er im Empfangszimmer erschien, hieß ihn der Fürst mit dem herzlichsten Ausruf willkommen, ging ihm entgegen, schloß ihn in seine Arme, und rief, indem er eine tiefere Bewegung nicht verhehlte: „Dank, mein lieber Freund, daß Sie gekommen sind! Empfangen Sie das Portefeuille, das Sie mir einst zurückgegeben haben, unter bessern Verhältnissen wieder, und regieren Sie mit mir das Land als ein Minister, den ich immer als meinen Freund halten werde! — Die jetzige Kammer," fuhr er mit wohlwollendem Lächeln fort, „wird das Ministerium Ehrenfels nicht als ein

Ministerium der Reaction abweisen! Wie mein Vertrauen, so werden Sie das Vertrauen der Kammer haben — und beide rechtfertigen. — Ja," setzte er mit wahrhaft edler Freude hinzu, „endlich siegt die gute Sache — auf die Dauer! Es ist eine rechte Lust für mich, daß Ich im Stande bin, die Wahrheit dieses Satzes an Ihnen zu beweisen!"

Würde ich eine Geschichte erzählt haben, die nur Unterhaltung und eine mit ihr zusammengehende Ausgangsbefriedigung zum Zweck hätte, so könnte ich jetzt nach wenigen Schlußbemerkungen die Feder aus der Hand legen. Indem ich aber nicht bloß Neugierde, sondern auch Wißbegierde, nicht bloß ideell-poetische, sondern auch historisch-praktische Interessen in den Lesern voraussetzte, hab' ich ein Gemälde unternommen, das Wahrheit, Wirklichkeit enthalten und dem Leben, in dem wir stehen und kämpfen, womöglich auch unmittelbar zu Gute kommen sollte. Von diesem Gesichtspunkt aus ist nun mein Werk noch nicht fertig, und ich muß diejenigen, die bisher mit Antheil ausgehalten und sich dadurch als Freunde bewährt haben, schon ersuchen, mir noch einige Seiten Aufmerksamkeit zu schenken. —

Otto, nachdem er sein Ministerium gebildet — die

Portefeuilles der Justiz und des Kriegs an seine alten Genossen übergeben und für den unterdeß verstorbenen Finanzmann den jetzt als liberal angesehenen Direktor B. (ehemaligen Rechnungsrath) gewählt hatte, — erforschte mit diesen die Lage der Dinge und trat mit Anträgen vor die Kammer, die, ermäßigt und allseitig begründet, wie sie waren, nach kurzer Verhandlung einstimmig genehmigt wurden. Seine Ernennung war als Beweis einer Umkehr des Landesherrn mit solcher Freude begrüßt worden und hatte in der Kammer solches Vertrauen hervorgerufen, daß man ihm, wenn er sie stellen wollte, vielleicht die alte Forderung bewilligt hätte. Allein er muthete der Verwaltung lieber Ersparnisse zu, die möglich erschienen, und begnügte sich mit der Satisfaction, die ihn im ersten Moment als Wonne durchdrang: sich von den Abgeordneten des Volkes mit einem glänzenden Vertrauensvotum geehrt zu sehen!

Die Ehre, die der Minister fand, erlebte in anderer, nicht minder beglückender Weise der Fürst. Als dieser am ersten festlichen Tage nach dem Friedensschluß mit der Kammer in offenem Wagen durch die Residenz fuhr, wurde er von der Bevölkerung mit einem Jubel begrüßt und wieder begrüßt, daß ihm Thränen in die Augen traten. — Ein erster süßer Lohn der Selbstüberwindung, der ihn wohl zumAusharren — zum Fortgang ermuthigen konnte!

Den Minister ließ sein Geist nicht ruhen. Die Verfassung und die wichtigsten organischen Gesetze hatten in Folge des Octroyirens — des Herübernehmens aus den Arbeiten des Jahres 48 wie aus der vormärzlichen Constitution — Elemente erhalten, die nicht nur mit der Zeit, sondern auch mit andern Bestimmungen derselben Gesetze im Widerspruch standen. Otto arbeitete Verfassung und Gemeindegesetz mit Hülfsarbeitern durch, und hatte die Genugthuung, die Abänderungsvorschläge noch in der laufenden Session debattirt, amendirt und von den constitutionellen Gewalten sanctionirt zu sehen.

Wie viel Anstrengung er sich zumuthen, wie manchen Verdruß er hinnehmen mußte, er hatte nun doch die vollste Mannesbefriedigung. Geehrt von Stadt und Land, bekrittelt nur von den Unverbesserlichen der extremen Seiten, war er der Abgott seiner Familie und des engern Freundekreises. Wer über seine Erhöhung mehr Freude empfand, die Mutter oder die Majorin, wäre schwer zu sagen gewesen. Mit mehr Stolz sah jedenfalls die letztere auf ihn, und namentlich erquickte sie sich an dem Sieg über die Familie Horst, welche durch Vergeßlichkeit und Uebersehen in den letzten Jahren wieder ihre Empfindlichkeit gereizt hatte. Den jährlichen Zuschuß aus ihrem Ausgabeetat zu streichen, war nun für sie nicht länger zu umgehen; und indem sie es that, hatte sie doch eine entschieden angenehme

Empfindung. Es ist aber stark zu vermuthen, daß sie die Summe gleichwohl dem kleinen Albert zusammenspart, der ihre ganze Zärtlichkeit besitzt und ihr so gut zu schmeicheln versteht, daß die Räthin bereits einige Anwandlungen von Eifersucht empfinden mußte.

Was den großen Albert betrifft, so hatte ihn der Umschwung der Dinge für Alles entschädigt und die Leiden seines Herzens in einem Meer von Seligkeit ertränkt. Die Eltern der Geliebten kamen ihm nicht nur entgegen — sie bewiesen, daß ihre angeblichen Aeußerungen, aus denen der Gelehrte eine Verschmähung entnommen hatte, gefälscht waren, — und auf einstimmigen Antrag der Fakultät zum ordentlichen Professor ernannt, führte der brave Mann die liebende Schöne heim. Wie unglaublich ihm sein Glück erschien, er konnte doch noch weniger daran zweifeln — und mag nun lächeln, wenn zu dem Stern, der an dem Universitätshimmel aufgegangen, mit jedem neuen Semester neue Studentenherzen emporschmachten.

Während rings den tiefsten Wünschen Erfüllung wurde, hatte auch unser Poet eine große Genugthuung. Sein Trauerspiel wurde auf dem Hoftheater gegeben und hatte einen so guten, um nicht zu sagen glänzenden Erfolg, daß es noch in derselben Saison über eine gewisse Zahl deutscher Bühnen ging, auf allen denselben Antheil fand und dieselbe Rührung bewirkte. Verböten

uns nicht gewisse Rücksichten die Nennung des Titels, so würde vielleicht manche Leserin sich erinnern, daß sie bei den vorgeführten tragischen Geschicken Thränen geweint hat, die dem Poeten im höhern Sinn des Wortes zu Perlen geworden sind. Daß dieser nun in der Lage war, auf die große und gesicherte Stellung des Freundes neidlos hinzusehen, wird jeder brave deutsche Idealist um so mehr begreifen, als wir hinzufügen können, daß es ihm bald gelang, in der Nähe des Ministerhotels eine zwar kleine, aber durchaus heimliche und stille, zu Musengeschäften durchaus geeignete Wohnung zu finden.

Mit welchen Gefühlen schaute aber unser Eduard auf jene Stellung des alten Genossen — wie nahm sich überhaupt die Familie Horst unter den geänderten Verhältnissen? — So dürfte mancher fragen, der, wenn auch nicht dem Geheimrath, doch seiner schönern Hälfte freundlichen Antheil zugewendet!

Um es kurz zu sagen: der alte Rival fügte sich, und er that wohl daran. Der Fürst hatte es Otto freigestellt, ihn an seiner Stelle zu lassen oder zu versetzen oder zu pensioniren. Der Freund entschied sich sofort für das Erste, bemerkend: Herr von Horst sey ein sehr geübter, fähiger Beamter, und daß er mit seinem Talent jetzt nur guten Zwecken diene, dafür wolle er schon Sorge tragen! — Wenn dieser Eine der Uni-

versitätsgenossen nun doch mancherlei Schuld auf sich geladen hatte, so büßte er sie durch seine peinliche Enttäuschung und die erste Zeit darnach reichlich, indem er dem Triumphirenden seine Aufwartung zu machen, die achtungsvollsten Glückwünsche auszusprechen, seine Aufträge zu hören und auszuführen hatte. Die Geschmeidigkeit seiner Natur half ihm aber auch hier. Zuerst hatte er gehofft, Otto werde sich durch Ungeschicklichkeit, durch übertriebene Forderungen an sich und Andere, compromittiren und am Ende den feinern Kopf nöthig machen! Als er aber den Minister seine Zwecke erreichen, der Menschen und Verhältnisse zu diesem Ende nach und nach immer besser sich bedienen sah, und ahnen lernte, daß die wahre Klugheit im Grunde doch nur in der wahren Noblesse besteht, da resignirte er ernstlich und strebte von jetzt an ausschließlich nach dem Ruhm, der beste Arbeiter im Ministerium zu seyn.

Die freundschaftliche Verbindung der Familien Horst und Ehrenfels stellte sich ganz wieder her, nachdem die alte Geheimräthin in Folge der aufreibenden Gemüthsbewegungen, welche die letzte Wendung ihr verursachte, das Zeitliche gesegnet und an der Welt verzweifelnd der bereits verstorbenen Excellenz nachgefolgt war. Der alte Exminister und die Direktorin boten kein Hinderniß, da sie gleichfalls gute Miene machten, ja die zarten

Rücksichten, die Otto ihnen angedeihen ließ, mit achtungsvollem Benehmen erwiderten.

Diejenige, die den größten Eifer an den Tag gelegt hatte, die früheren Beziehungen wieder zu gewinnen und sich dauernd zu sichern, war freilich die Geheimräthin von Horst! Unsre Freundin (denn ich hoffe, daß sie dieß bis jetzt geblieben ist!) war noch eben so schön, ja an guten Tagen noch eben so jung, so glänzend von Jugend, so lebhaft und so naiv, wie am Tag ihres ersten Auftretens. Mit diesen Waffen, gefeit durch wahrhafte Verehrung, richtete sie nun ihr Absehen auf den Minister, und zwar so offen, daß Eduard nicht selten verlegen lächelnd die Achsel zuckte, und Klara ihre scherzhaften Anklagen gegen den Gemahl erneuern mußte.

Der Ehrgeiz Julie's war, die Achtung, die Freundschaft, die Neigung des Mannes zu gewinnen, zu dem sie immer ein Gefühl gezogen hatte, dem aber seine jetzige glänzende Stellung in ihren Augen freilich noch eine ganz besondere Weihe verlieh. Es schien ihr, als ob Allem, was sie besaß, durch diese Eroberung erst die Krone aufgesetzt würde, sie gab sich daher ihren graziösen Bestrebungen unermüdlich hin. In verschiedenen Wendungen und immer mit dem Ausdruck des vollsten Ernstes bemerkte sie: so wie es jetzt gekommen, sey es recht; so habe sie es von jeher gewünscht und bekanntlich

auch vorhergesagt! Er müsse regieren und ihr Mann ihm helfen. Bei der ersten Bekanntschaft, wo er hier Protektion gesucht, habe sie schon die Ministerphysiognomie an ihm wahrgenommen und gefühlt, daß es eigentlich umgekehrt seyn müsse. Nun — das spreche sie aus vollem Herzen — seyen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und sie habe nur noch den einen, daß es so bleiben — und er ihre Anhänglichkeit mit Freundschaft lohnen möge!

Das Spiel wurde so arg, daß nach einer bedenklich klingenden Scherzklage der Frauen Ehrenfels unser Poet den Entschluß faßte, sich in's Mittel zu legen und eine Diversion zu machen. Er überreichte der Schönen seine Lieblingstragödie in dem eleganteſten Goldschnitt-Exemplar und entwickelte dabei Artigkeiten, die wenigstens ein Jahrzehnt früher nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren. Auch dießmal hatte er Erfolg. Man würdigte ihn ernstlicher als bisher, antwortete mit gütigem Wort und Blick; allein Otto verlor dabei nicht das Mindeste! Was jenem zugetheilt wurde, brauchte ihm nicht abgezogen zu werden, denn die Quelle der Huld floß in dem Herzen des Weibes unerschöpflich — und der Poet fing an, sie ganz zu begreifen!

„Wie anmuthsvoll," rief er aus, „ist meine Freundin Ehrenfels! — welche Poesie der ernst-schönen, innig-liebenden, fast heiligen Seele! — Heimlich und erhebend

wirkt ihre Nähe, und wenn die holdesten Empfindungen sie beleben, schauen himmlische Geister aus ihrem Angesicht! — Aber die Andre ist lieblich, ein verführerisches Kind, das allerdings weiß, was es will, aber doch nicht eigentlich, was es thut — bewundernswürdig ächt, von unversieglichem Leben, eine weltliche Blüthe feinsten Duftes! —

Welche Magie liegt in der Bildung, in der Bildung einer Natur, die genial zwischen der Idylle und der Tragödie hindurchzusteuern weiß! — Reizende Arabesken, womit ihre freundlichen Erweisungen das Leben verzieren! —

Lasset uns genügen! Es ist eine große Empfindung, wenn wir tragischen Leidenschaften zu Thaten und Geschicken theilnehmend folgen; — aber Alles zusammen genommen, ist's besser, nicht selber tragische Person zu werden!" — —

Das Glück Alberts und seiner Frau, an welchem die Freunde bei einem längern Besuch der jungen Gatten sich weideten, regte in Klara wieder den Gedanken einer „Versorgung" auch des Poeten an. Sie sprach darüber mit Julie, welche die Idee lebhaft sich aneignete. Otto, hieß es, müsse ihm eine Art Sinecure verschaffen, und dann hätte der Musensohn die Verpflichtung, eine anmuthige Tochter des Landes heimzuführen. Im Princip war dieser mit den Vorschlägen ganz und gar einver-

standen. Aber eine Sinecure war dermalen nicht erledigt, und für ein Amt mit anstrengenden und abziehenden Berufsgeschäften dankte der Schriftsteller. Da nun auch gerade die Bemühungen der beiden liebenswürdigen Frauen ihm eine höchst angenehme vorläufige Entschädigung gewährten, so blieb die Frage in der Schwebe, und wir bedauern, unser Buch schließen zu müssen, ohne die schönen Leserinnen, die an dem Wesen des ehrenwerthen Junggesellen vielleicht einigen Antheil genommen haben, in diesem Punkt völlig beruhigen zu können.

Nicht lange, so trat eine Figur auf den Schauplatz, der wir ebenfalls eine schließliche Erwähnung gönnen müssen.

Der Minister hatte den Anlaß eines frohen Ereignisses in der Familie des Landesherrn benutzt, um diesen zur Ertheilung einer allgemeinen Amnestie für politische Vergehen zu bestimmen. In Folge davon waren ziemlich viele Landeskinder, die in der Fremde die Heimath und, nebenbei, die geordnete Freiheit schätzen gelernt hatten, den Ihren wiedergegeben worden; und unter Andern hatte sich auch unser „Publicist“ Bernhard wieder nach Deutschland aufgemacht. In der Stadt angelangt, wohin es ihn mit allen Kräften der Erinnerung zog, schrieb er über den Act der Amnestie und den Geist der jetzigen Verwaltung einen so wohlbegründeten, ernstempfundenen Anerkennungsartikel, daß

ihn Otto zu sich einlud, im Gespräch mit ihm erkannte, daß die Londoner Erfahrungen, gute wie schlimme, seinen Geist und Charakter gar sehr geläutert, gekräftigt und das ehrenwerthe Element in ihm siegen gemacht hatten. Da gerade die Stelle eines Redacteurs der „Constitutionellen Zeitung“ — des jetzigen Regierungsorgans — frei geworden war, so gab er sie dem alten Kameraden, — und hatte es nicht zu bereuen!

Bei dieser Gelegenheit sagte er zum Poeten: „Die Menschen sind in der Regel mehr und weniger werth, besser und schlimmer, als wofür man sie gewöhnlich ansieht. Sie sind verlockbar zum Guten und zum Schlimmen, und leisten oft in Beidem mehr, als man ihnen auf den ersten Anblick zugetraut hätte. Allerdings gibt es einförmige Gesellen, die ihr Gepräge behalten bis an's Ende; Andere dagegen, in denen guter und böser Genius mit einander ringen, können sich auf Grund erziehender Schicksale thatsächlich zum Bessern wenden und dauernd bekehren. — Vergebung zu rechter Zeit, mein lieber Freund, ist eine große Tugend! Wenn Strafe und Selbsterkenntniß vorgearbeitet haben, vollendet sie die Heilung eben dadurch, daß sie schon Vertrauen schenkt, wo es erst noch zu verdienen ist.“

Der Poet drückte dem Freund beistimmend die Hand und sagte: „Nehmen wir ihn an und lassen wir ihn

floriren an seinem Platz! — Auch ich, wie du weißt, bin kein Freund ewiger Strafen!"

Unter den Verehrern Otto's war über die Wiedererhöhung desselben, wie man sich selber sagt, keiner mehr erfreut, als unser Tischlermeister; und es darf nicht verschwiegen werden, daß die Gattin ihn am Tage der öffentlichen Ernennung wieder auffallend in jenem Zustand erblickte, den er seit den Wahlen zur constituirenden Versammlung nicht eigentlich mehr an sich hatte bemerken lassen. Mitglied der Stadtverordneten, Orakel eines Cirkels freisinniger Bürger und — Freund des Ministers, der ihm bedeutende Aufträge zuwandte, zählte dieser Bürger und Ehrenmann unter die glücklichsten Menschen der Stadt.

Für unsern Otto hatte übrigens das gute Geschick noch eine Gabe im Füllhorn, und zögerte nicht, sie herauszuschütteln.

Der Verleger seiner Schriften meldete ihm nämlich, daß von der letzten der Rest verkauft und eine neue Auflage nöthig geworden sey, für die frühern bei gesteigerter Nachfrage aber dasselbe Resultat in Aussicht stehe!

Mit einer Satisfaction, die sich für einen Mann seines Alters und Standes fast nicht mehr schicken wollte, gab er das Schreiben der Frau, die vergnügt erröthete, dann aber, sein glänzendes Angesicht schauend,

ein schelmisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Der eben dazu kommende Poet schüttelte bei der Mittheilung mit launigem Ernst den Kopf. „Alles," bemerkte er dann, — „Alles, was du bis jetzt erreicht hast, finde ich in der Ordnung. Daß du aber früher zu einer zweiten Auflage gekommen bist, als ich, der Schriftsteller von Profession, das könnte mich in der That ernstlich um dich besorgt machen: wenn der Neid der Götter auch jetzt noch gebräuchlich wäre und der Umstand, daß einer mehr Glück hat, als ich, ihn überhaupt herausfordern könnte!"

Das Ehepaar sich selbst überlassend, trat der Wackre zum Fenster und schaute auf die Straße hinunter. Aller Idealismus, der in ihm lag, erhob sich, stieg in sein Angesicht empor, und er sagte zu sich: „Minister und politischer Autor seyn, ist gut; Poet und Philosoph seyn, ist besser!" — —

In der nächsten schönen Jahreszeit machte der Fürst mit dem Erbprinzen und der Erbprinzessin eine Rundreise durch das Land. Der constitutionelle Monarch, der Ertheiler der Amnestie wurde überall mit dem lautesten, herzlichsten Jubel begrüßt — Stadt und Land überboten sich in schönen Festlichkeiten und rührenden Liebesbeweisen. Otto, den die Geschäfte in der Residenz gehalten hatten, las die Berichte mit inniger Freude, denn auch aus ihnen war schon zu sehen, daß der

Volksjubel dießmal ein wirklicher und nicht offiziell gedichteter war.

Als der Herr wiederkehrte, lud er den Minister zu sich ein. „Nehmen Sie meinen Dank," rief er mit leuchtenden Mienen, „daß Sie mir die Amnestie gerathen haben! Sie hat das Volk nicht übermüthig, sondern wahrhaft erkenntlich gemacht; und sie wird auch für die Zukunft sicherlich nicht den Schaden bringen, den gewisse Leute fürchten zu müssen glaubten!"

„O," erwiderte Otto, von dem schönen Vertrauen in der Seele bewegt, „sie wird, verbunden mit einem ehrlich liberalen und kräftigen Regiment, allein alle Gefahr beschwören, die im Innern möglich wäre, und die einträchtig Zusammengehenden fähig machen, jede Gefahr von außen zu bestehen!"

Der Fürst nickte freundlich, Otto fuhr fort: „Wenn in Zeiten, wo große Geschicke Alles in Frage gestellt haben, eine Partei für *ihre* Ueberzeugungen handelnd eintritt und unterliegt, so kann die siegende allerdings nicht sofort Gnade für Recht ergehen lassen, sie muß es aber unbedingt nachher! Die Amnestie allein ist der wahre Dank für den Sieg — der auch ausbleiben konnte! Der Glückliche und in wiedererlangter Macht Gesicherte, der sich rächte, würde Gott beleidigen, der seinerseits gnädig gewesen! — Die Politik," fügte er nach kurzem Innehalten hinzu, „überschreitet die Sphäre

des bloßen Rechts, und dieses wird in ihr nur göttlich, wenn es der Herrschende durch Liebe, durch Verzeihen ergänzt!"

„Ich muß Ihnen beistimmen," versetzte der Fürst. „Und die Güte, wie gerechter als die Strenge, ist auch klüger und für die Regierung selbst nützlicher; bei einem Volk nämlich, das so gut ist, wie das unsre! — Ja, lieber Freund," fuhr er im ganzen Gefühl des jüngst Erlebten fort, „davon hab' ich die volle Ueberzeugung erlangt: kein glücklicheres Loos, als das eines deutschen Fürsten, der mit seinem Volk in Frieden lebt! — Für sein Gedeihen sorgen und seine Liebe dafür empfangen, seine Freude schauen; — Wissenschaft, Kunst und Gewerbe fördern und das Gebäude der Wohlfahrt durch Bildung krönen — es ist eine göttliche Lust! — Ich hab' auf dieser Tour," setzte er vertraulich hinzu, „gehört und gesehen, was noch fehlt, und es sind mir Gedanken gekommen, die ich nach und nach ausführen werde. Mein Volk soll sich glücklich und völlig zufriedengestellt sehen!"

„Hoheit," erwiderte Otto, „das wird es! — — unbedingt, wenn noch Eines hinzukommt!"

„Und das ist?"

„Die Einheit des deutschen Vaterlandes!"

Der Fürst, etwas betroffen, sah ihn an.

„Der Gedanke," fuhr Otto fort, „lebt in der

deutschen Nation, und er wird leben, trotz des ersten Fehlversuchs; denn die Einigkeit der Nation ist die unausweichliche Bedingung ihrer edelsten Entwicklungen. Die deutschen Fürsten, die ihr angestammtes Erbe lieben, müssen daher mit derselben, ja noch höherer Liebe das große Vaterland lieben! Dieses durch einträchtiges, begeistertes Zusammenwirken zur vollendeten Machtentfaltung und Glorie zu leiten, müssen sie für ihre heiligste Sendung achten und zusammen endlich das Gebäude herstellen, in welchem allein sie selber ehrenreich und gesichert wohnen können! — Die Fürsten, Hoheit, müssen die Initiative ergreifen, das Problem der Einigung von sich aus anfassen und entschlossen eine erste Möglichkeit realisiren! Sie müssen Opfer bringen — und sie können es: denn kleine, vergängliche Güter geben sie hin, und große, ewige empfangen sie dafür!“

Otto war durch die Vorstellung seines theuersten Ideals fast wieder in eine Aufregung gerathen, wie bei jener ersten Unterredung mit dem Fürsten; aber dieser, der sein Herz kannte, war nicht mehr der Mann, ihm die Leidenschaft der Wahrheit übelzunehmen; er sah ihn gefaßt, würdevoll an und entgegnete: „Sie haben wohl auch darin Recht! — und wenn die Frage wieder vorgenommen wird, soll meine Regierung kein Hinderniß bieten! — Wer A sagt,“ fügte er mit einem gewissen Lächeln hinzu, „muß B sagen; und wie die Sachen

stehen, haben wir allerdings nur Vortheil, wenn wir zu der Ehre des Theils, der uns gehört, die Ehre des Ganzen erlangen, das wir mit repräsentiren!"

„Den Beifall der Menschen, den Segen des Himmels — ewigen Ruhm werden Sie haben!" rief Otto begeistert. „O, daß alle Fürsten so dächten, wie Sie, — daß eine Liebe zu dem Einen deutschen Vaterlande in ihrem Herzen sich entzündete, die sie zum patriotischen Wollen, zum opferfrohen Handeln bewegte! Dann würde der Bund zwischen der Nation und ihren Führern geweiht, unauflöslich — und das Vaterland gekräftigt werden zu seinen herrlichsten Thaten, seinen göttlichsten Schöpfungen! — Welche Aufgaben böten sich uns, die wir nicht lösen — welche Gefahren, die wir nicht bestehen könnten? Wir würden im Frieden weltbeglückende Arbeiten vollbringen; wenn aber die Selbstsucht eines Nachbars uns anzutasten unternähme, würden wir uns erheben mit einer nie dagewesenen Einigkeit! Wir gingen in den Kampf nicht für eine bloße Möglichkeit, sondern für eine allgeliebte Wirklichkeit! Jedes Haus würde zur Festung, jeder Mann, jeder Knabe zum Helden werden; vor der unerschöpflichen Begeisterung der Freien würden Macht und List despotischer Widersacher und ihrer Werkzeuge auf die Dauer zu Schanden werden — und endlich, endlich, in dem alten, neuverjüngten Europa Vernunft das Scepter führen!"

Der Fürst betrachtete den Erregten ergriffen und erfreut und sagte mit Lächeln: „Sie sind immer noch ein Schwärmer, mein lieber Ehrenfels! Aber sie schwärmen wohlthuend; und da von Ihren Verheißungen Eine eingetroffen ist, die mich über Alles glücklich macht, so dürfen Sie im Prophezeihen schon etwas wagen! — — Lassen Sie uns Freunde bleiben und zusammen arbeiten; — das Uebrige wird Gott machen!“

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

Stimmungsbilder

Von derselben Verfasserin erschienen im gleichem Verlage:

Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. V. Auflage.

Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den »Memoiren«. II. Auflage.

STIMMUNGSBILDER

VON

MALWIDA VON MEYSENBUG

DRITTE
UND VERMEHRTE AUFLAGE

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900

Stimmungsbilder

Von derselben Verfasserin erschienen im gleichem Verlage:

Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. V. Auflage.

Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den »Memoiren«. II. Auflage.

STIMMUNGSBILDER

VON

MALWIDA VON MEYSENBUG

DRITTE
UND VERMEHRTE AUFLAGE

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900

Inhalt

An Olga

Wenn mir ein geliebter Mensch starb, war das Erste, wonach ich verlangte: noch so viele Spuren seines geistigen Lebens aufzufinden als möglich. Der sonstige Nachlass war mir gleichgültig; aber ein Blatt, von der geliebten Hand beschrieben, ein Tagebuch, Zeugnisse des innersten Gedankenlebens, der Empfindungen, die auch selbst dem liebevollst beobachtenden Auge verborgen bleiben, — danach erfasste mich ein tiefes Verlangen, und wenn sich nichts der Art vorfand, war mir die Oede des Todes doppelt schrecklich. Ich warf mir dann noch bitterer jeden verlornen Augenblick vor, in welchem ich an dem Geistesleben der Geschiedenen hätte Theil nehmen können und welchen ich, im Leichtsinn des Besitzes, unbenutzt hatte entfliehen lassen; ich streckte noch sehnsüchtiger die Arme nach dem entfliehenden Schatten aus, welcher nun noch schneller, noch unhaltbarer in das dunkle Reich der Nacht hinab zu gleiten schien. Wenn ich aber etwas der Art fand:

ein Gedicht, einen aufgezeichneten Gedanken, oder was sonst erklärende Rückblicke in manche unverstandene Seite des beschlossenen Lebens gewährte — so war ich wie ein Geiziger über seinem Schatz; alles irdische Gut konnte vertheilt werden wie es wollte, ich fragte kaum danach. Ein Blättchen, voll der bekannten Schriftzüge, mit Worten, in denen mir die innerste Musik aus der Seele der Freunde nachtönte, das war mein Erbtheil; ich nahm es zu mir mit eifersüchtiger Liebe und hütete es wie das theuerste Geheimniss. Es war mir dann, als ob ein Band über die dunkle Schwelle hinüber führe, als ob eine Ergänzung eingetreten sei in dem, was der unersättlichen Liebe immer, trotz der grösstmöglichen Vollständigkeit, wie Stückwerk scheinen wird. Die Abgeschiedenen lebten mir wieder; ich fand neue, vervollständigende Seiten ihres Wesens auf, die mir vorher nicht gehört hatten, weil jede, auch die schönste menschliche Beziehung, unvollständig bleibt, uns nie den ganzen Menschen völlig erschliesst.

Ich denke, dass es dir, meine Geliebte, ähnlich ergehen wird, wenn du mich, über kurz oder lang, nicht mehr unter Denen, welche im Lande des Scheins wandeln, zu suchen haben wirst. Darum kam mir der Gedanke, dir dies Vermächtniss zu schreiben, in welchem du ein Stück meines Lebens, das sich fern von dir zu Ende spinnen muss,

finden wirst; in welchem ich, noch ausser in unserer alten Liebe, mit dir fortlebe, wenn schon längst das vergängliche Bild sich zurückgegeben hat an den grossen Kreislauf des Lebens. Ist es nicht natürlich, dass ein Jeder sich unsterblich zu machen sucht in den Herzen Derer, die ihn lieben und die er liebt, um auf diese Weise fortzuwirken in der grossen Kette des geistigen Daseins der Menschheit? Wenn wir den Gedanken an die persönliche Fortdauer, an diese Forderung des sublimirtesten Egoismus, als einen Irrthum einsehen lernten, — sollte es nicht hingegen ein gerechtfertigtes Streben sein, persönlich mit in den geistigen Inhalt der Geschichte gehören zu wollen und dem Korallenthierchen ähnlich zu arbeiten, um aus dem Ocean der Zeiten, durch den unendlich kleinen Beitrag des Individuums, endlich den herrlichen Continent der wahren Cultur aufzubauen? Ich habe dir früher, in unseren Gesprächen, oft den Gedanken geäussert, dass, wenn nur ein jeder Mensch sich zunächst selbst als seine eigne Aufgabe betrachtete und aus sich selbst das Höchste zu machen strebte, was er, seinen Fähigkeiten nach, werden kann, die Menschheit kaum Anderes bedürfen und den vollkommensten Zustand nach jeder Richtung hin erreichen würde.

Eben so, wenn jeder Mensch trachtete, seinen Beitrag zu der allgemeinen Cultur zu liefern, wie viel rascher würde der Tempel

wachsen, welcher sich, wie ein zweites Himmelsgewölbe, über der Erde erheben sollte, das geistige Testament der Millionen, welche den kurzen Lebenstraum geträumt haben. Sich selbst zu idealisiren sollte das bestimmte Lebensziel jedes Individuums und ebenso der geschichtlichen Individuen, der Völker, sein. Hat die Natur nur im blinden Drange Bedingung zu Bedingung gefügt, chemische Combinationen eintreten lassen, physische Vorgänge auf einander gehäuft, welche das Erscheinen denkender Wesen möglich machten, muss die Wissenschaft jede Annahme einer Teleologie verwerfen, so ist es an der Menschheit, eine solche zu schaffen, ihr Dasein zu höchster Bedeutung zu erheben, sich selbst zur Schöpferin einer zweiten, vergeistigten, idealeren Welt zu machen. Instinktiv freilich ging die Menschheit diesen Weg. Wie ungeschickt auch noch ihr Gebahren, wie wüst und unklar ihre Erkenntniss, wie nächtig und wild ihr Thun, wie nichtig und erbärmlich ihre Ziele, — dennoch fing der thätige Menschengeist an die Erde zu beherrschen, sie allmählich in den blühenden Wohnsitz gebildeter Wesen umzuschaffen, ihre Erzeugnisse zu vervielfältigen und zu veredeln, Landwüsten urbar und Meerwüsten schiffbar zu machen, mit Blitzesschnelle ungeheure Weiten zu durchfliegen und den Gedanken, von unsichtbaren Kräften getragen, von einem Ende der Erde zum andern zu senden. Auch Humanität

und Gerechtigkeit, Widerstand gegen jedwede Tyrannei, allgemeine Bildung schritten und schreiten vorwärts. Nur muss dies Alles immer mehr mit der Richtung auf höchste ideale Ziele geschehen und schliesslich zur Vorsehung werden, welche über den Geschicken der Menschen schwebt und sie zwingt, nach den Gesetzen der Vernunft zu leben.

Wozu, wirst du fragen, wozu, wenn es uns durch die Wissenschaft offenbar ist, dass dieser Erdball einmal vergehen kann, wie unzählige Weltkörper vor ihm wahrscheinlich schon vergangen sind, und dass diese Menschheit mit ihren Errungenschaften verweht sein wird wie Spreu im Winde?

Lass mich dir vorerst die Antwort schuldig bleiben. Wir kommen später darauf zurück. Jedenfalls könnten wir Beide, du und ich, doch nicht anders als es für unsere Aufgabe erkennen: nach allem Höchsten zu streben und, so weit wir es vermögen, auch unsern Baustein hinzuzubringen zu dem Bau der Humanität und Bildung, an welchem die Menschheit von ihrer Geburt an arbeitet und in welchem sie einst, erlöst vom Uebel, zu wohnen hofft.

Eins nur will ich dir jetzt noch sagen, was du beim Lesen dieser Blätter im Auge behalten mögest. Es wird dir zuweilen vorkommen, als widerspräche ich mir selbst, indem ich trotz der pessimistischen Lebensanschauung, welche du bei mir kennst, von der Perfektibilität des Lebens rede und zur Thätigkeit

für dieselbe auffordere. Ich möchte da für mich in Anspruch nehmen, was ein geistreicher Kenner des Alterthums von den Griechen sagt: »ihre Lebensanschauung war pessimistisch, aber ihr Temperament optimistisch«. Ich glaube, dass aus dieser Mischung die Nothwendigkeit des Handelns in einer gewissen Richtung von selbst hervorgeht, und vielleicht wirst du am Ende dieser Schrift sehen, dass der scheinbare Widerspruch eine vollkommene Uebereinstimmung ist.

Von ihr

Dass mein Buch, Memoiren einer Idealistin, so viele Sympathien bei jungen Mädchen gefunden hat, war mir das Liebste, was ich damit erleben konnte. Aber Viele unter Denen, welche sich mir theilnehmend nahten, sahen doch mit einer Frage auf den Lippen zu mir auf, behielten doch einen Zweifel im Herzen, trotz der Thatsachen, welche ich ihnen mitgetheilt habe. Diesen Allen möchte ich gerne antworten und möchte ihnen die Beruhigung geben, nach welcher sie verlangen, um ihnen so meine Liebe und meinen Dank für ihr liebevolles Entgegenkommen zu beweisen. In den Herzen der weiblichen Jugend möchte ich mir eine Stätte bauen; da möchte ich gern gehört und verstanden sein, denn in ihren Händen liegt die Zukunft. Das, wofür zu meiner Zeit nur einzelne Frauen, in schwerem Kampfe mit den Verhältnissen, mit Vorurtheilen und Widerstand aller Art, aufzustehen wagten, das ist nun schon in raschem Vorwärtsschreiten begriffen. Es wird von der

alten Welt zwar zögernd, aber es wird doch zugestanden. Folglich haben die Frauen der aufwachsenden Generation nur Hand anzulegen und unerschrocken an der Aufgabe der höheren Betheiligung der Frau an der Culturarbeit der Menschheit weiter zu arbeiten. Viele jener lieben Freundinnen aber haben, wie schon gesagt, einen Zweifel übrig behalten und die ernste Frage an mich gerichtet: »Kann das Leben überhaupt und das der Frau insbesondere ohne religiöse Erziehung, ohne positiven Glauben, ohne Dogma und Kirche bestehen? Kann es ein gutes, segensreiches Leben sein? Kann man darin Trost und Stärke finden bei den Leiden und Kämpfen, welche keinem Sterblichen erspart werden?«

Mein eigenes Beispiel werdet ihr nicht gelten lassen wollen, liebe Fragerinnen. Ihr werdet mir sagen, ich sei durch eine religiöse Erziehung, durch tiefe religiöse Kämpfe durchgegangen und dürfe mir vielleicht eine Ausnahmsstellung erlauben, deren Rechtfertigung ich mit mir selbst abzumachen hätte. So will ich euch denn ein anderes Beispiel geben, welches vielleicht überzeugend in seiner Einfachheit zu euch sprechen wird. Ihr wisst aus den Blättern, denen ihr eure Theilnahme geschenkt habt, dass ich eine Tochter der freien Wahl hatte, an der ich alle Stufen der tiefsten Mutterliebe erfuhr und die Ueberzeugung gewann: dass man nicht leibliche Mutter zu

sein braucht, um wie eine Mutter zu lieben. Ihr wisst, dass dieses Kind ohne jede positive Religion erzogen wurde. Ihr Vater, welcher ein vollendeter Freidenker war, würde es nie geduldet haben, dass man seinen Kindern ein Dogma lehre. Aber auch ich würde es nicht mit meinem Gewissen haben vereinbaren können, einem Kinde als Wahrheit hinzustellen, was mir selbst nicht mehr Wahrheit war. Ich hätte heucheln müssen, das Bedenklichste, was Erzieher thun können. Eine der Hauptaufgaben der Erziehung sollte doch gewiss sein, der Kinderseele nie die Möglichkeit zu geben, an der Wahrhaftigkeit der Führer ihrer unmündigen Jahre zu zweifeln. Meiner Erfahrung nach liegt dem Kinde im Allgemeinen nichts ferner als das Abstrakte. Eine abstrakte, ihm unsichtbare Vollkommenheit bedeutet ihm nichts, ist eher geeignet ihm Furcht denn Ehrfurcht einzuflössen. Der Aufblick aber zu der ihm nahen, verständlichen Wahrhaftigkeit, Liebe, Treue, Güte und Einsicht der Eltern und Erzieher ist dem Kinde der Aufblick zu dem Himmel, zu dem idealen Guten, zu der wahren Vorsehung, welche über seiner Hülflosigkeit wacht. Da ist der Anfang zu der Ehrfurcht, welche von früh auf in ihm genährt werden soll und aus der naturgemäss und organisch die Liebe und Verehrung für alles Hohe, Vollendete sich entwickeln muss. Der traurige Einfluss, welchen rohe, oder sonst tadelnswerthe Eltern

oder Erzieher auf die Natur des Kindes haben, ein Einfluss, der durch die ganze Jugend, leider oft durch das ganze Leben nachklingt, die entnüchternde Wirkung, welche es auf junge Gemüther ausübt, wenn Lehrer und Vorgesetzte, was besonders häufig in Schulen vorkommt, Veranlassung geben, die Spottsucht der Jugend zu wecken, sind Belege für die Bedeutung, welche die Vortrefflichkeit Derer, welche über Kinder wachen, für die Erziehung hat. Um nun auf die mir gestellte Frage zurückzukommen: kann die Erziehung junger Wesen, kann das Leben überhaupt der Stütze des kirchlichen Glaubens entbehren, kann es noch sittlich, schön, inhaltreich sein ohne ein positives Dogma, so muss ich dies bejahen, denn ich habe es an mehr als einem Beispiel erlebt. Ich will von diesen, wie schon gesagt, nur das eine, mir Nächstliegende, anführen und jenes jungen Wesens gedenken, dessen Erziehung das Schicksal in meine Hände legte. Von früher Kindheit auf hatte sie Mitleid und Erbarmen mit den Leidenden und Hülfsbedürftigen und warf sich zur Schützerin der Unterdrückten auf, ohne jemals durch eine religiöse Vorschrift darauf hingewiesen worden zu sein. So konnte sie Thiere nicht peinigen sehen, ohne den heftigsten Zorn gegen die Peiniger zu fühlen und die Angegriffenen zu beschützen so weit es ihr möglich war. Als Kind von zehn Jahren, als wir in Italien einen Sommer auf dem Lande verlebten,

brachte sie jeden Tag einen Theil ihres Mittagessens einer alten, hässlichen, verwachsenen Frau, die in einer Art Höhle lebte und von der unwissenden Bevölkerung des Dorfes als eine Hexe gefürchtet oder verspottet wurde. Als wir von da schieden, rief die Alte alle Heiligen des Himmels an, ihre kleine Beschützerin zu segnen und über ihr zu wachen. Dies sind nur einzelne Züge unter vielen ähnlichen. Die Fragen nach dem Abstrakten kamen selten vor. Die Welt war so reich für die Beobachtung, für das Nachdenken, für die Uebung des Mitleids und der liebevollen Gesinnung. Selbst der Tod erschien nur wie eine Veranlassung noch erfreuend auf Andere zu wirken. Sie hatte mich bei dem Tode einer Freundin gefragt, was denn aus dem Menschen würde, wenn man ihn in das Grab gelegt habe, und ich hatte ihr gesagt, dass aus den Gräbern schöne Blumen und Pflanzen wüchsen. Einige Zeit darauf hatte sie ein Testament geschrieben, in welchem sie ihre kleinen Besitzthümer vertheilt und für ihr Grab folgende Anordnung getroffen hatte: es solle ein grosser Weinstock darauf gepflanzt werden, um eine Laube darüber zu bilden, unter welcher ein Sessel von weissem Marmor die das Grab besuchenden Freunde zum Ausruhen und zur Erquickung an den Früchten des Weinstockes einladen solle. Dieser heitere, heidnische Gedanke war nicht die einzige Veranlassung, welche mir Gelegenheit gab zu

bemerken, wie oft Kinder, überliesse man sie ihrer Natur, heidnischen Anschauungen sich nähern und die poesievolle Seite der Geschichte der Menschheit wiederholen würden.

Einige Jahre später, als die Umstände es fügten, dass sie auf einige Zeit eine Schule besuchte, in welcher sie ganz besonders in nähern Verkehr mit englischen Mädchen kam, wurden, durch die Unterhaltungen mit diesen, zum ersten Mal ihre Gedanken auf die ihr mangelnde religiöse Erziehung hingeleitet. Sie hatte sich von Jenen beklagen hören, hatte die Ausdrücke der Entrüstung vernommen, welche über eine so schlimme Vernachlässigung laut geworden waren, und war von diesen Schulfreundinnen eifrig ersucht worden, die arge Versäumniss ihrer Erzieher durch eignes Handeln gut zu machen. Sie kam sehr aufgeregt zu mir und wollte wissen, warum man ihrer Kindheit das vorenthalten habe, was die Andern als den wichtigsten Theil ihrer Erziehung betrachteten. Sie fragte nach Gott, nach Christus, nach der Bedeutung alles Dessen, was den Andern so geläufig und vertraut schien. Ich erwiderte ihr, dass weder ihr Vater, noch ich, noch die meisten der älteren Freunde, welche ihrer Kindheit nahe gestanden hätten, mehr an die Form der Sache glaubten, welche die Andern noch gefangen hielt; dass ich sie bisher noch für zu jung gehalten hätte, um auf die ernste Betrachtung dieser Dinge einzugehen, da ich

nicht wünschte, dieselben leichtsinnig oder rein formell von ihr aufgefasst zu sehen. Da ihr Nachdenken nun darauf gelenkt sei, so wollte ich sie zunächst mit den Quellen bekannt machen, aus denen sie zu schöpfen hätte. Ich fing darauf an mit ihr die Evangelien zu lesen, indem ich ihr aus vollster Seele die Schönheit dieser Erzählungen, die Hoheit und Idealität der Hauptperson pries, und sie auf die Bedeutung von deren Lehren im Zusammenhang mit der Geschichte der Juden und der nachfolgenden Geschichte der Menschheit aufmerksam machte. Weiter erzählte ich ihr von der historischen Entwickelung der christlichen Kirche, in welcher sich die durch Jesus geläuterten jüdischen Anschauungen zu einem neuen Dogma ausbildeten und endlich zu einer Form wurden, welcher der Geist, der doch allein lebendig macht, immer mehr entflieht. Neben der Fülle sittlicher Wahrheiten, welche im Evangelium enthalten sind, zeigte ich ihr aber auch wie sich manches unsern jetzigen Ideen Widersprechende und für uns völlig Unhaltbare darin finde, wie es also eine, der Vernunft gänzlich zuwiderlaufende Annahme sei, Alles in der Bibel für die ein für alle Mal geoffenbarte Wahrheit zu halten. Jede Periode der menschlichen Geschichte beweise uns ja, dass die Wahrheit keine absolute, sondern nur eine relative, der jedesmaligen Stufe der geistigen Entwickelung der Menschheit entsprechende sei. Später

lasen wir das Leben Jesu von Renan, um ihr zu zeigen, wie ein Theil der modernen Menschheit über diese schöne, bedeutungsvollste Sage denke, die, wie alle anderen Mythen, sich um eine reale Thatsache, um eine Individualität herumgeschlungen und im Lauf der Zeiten durch die geschichtlichen Zuthaten, sich von ihrem Ursprung entfernt und zu etwas ganz Anderem ausgebildet habe. Schliesslich sagte ich ihr, sie sollte Alles das wohl bei sich überlegen und, wenn sie zur Reife des Urtheils gelangt sein würde, frei wählen. Ich habe geglaubt sie mit diesem Verfahren mehr zu ehren als wenn ich ihr eine Anschauung hätte beibringen wollen, von welcher ich mich selbst in langen Kämpfen befreit hätte.

Einige Zeit darauf befanden wir uns am Gardasee, in wundervoller Einsamkeit. Dort ragt eine schmale Landzunge weit in den See hinein, und an ihrem Ende befinden sich grossartige Ruinen einer römischen Villa. Hohe Bogen baden ihren Fuss im Wasser, wo wahrscheinlich früher Marmorstufen die vom See her Anfahrenden zur Villa einführten. Ueber diesen Bogen ist jetzt Alles mit reicher Vegetation bedeckt und bietet einen Lagerplatz von Grün und duftenden Blumen. Hier verbrachten wir unsere Nachmittage. Zu unseren Füssen lag der tiefblaue See, uns gegenüber die stolze Bergkette des italienischen Tyrol mit kühnen Linien und verklärenden

Farben; an den Ufern zogen sich Orangen- und Citronengärten hin; um uns war weltentrückte Stille, so dass die Eidechse vertraulich über unsere Kleider huschte, die Cikade ungestört im tiefen Gras neben uns zirpte, und muntere Vögel von den Olivenbäumen Grüsse mit einander tauschten. Sie, die der Gegenstand all meiner Liebe und Zärtlichkeit war, lag neben mir in Gras und Blüthen hingestreckt, selbst eine Blüthe, die kindliche Jungfrau, in süsser Müssigkeit den Reiz des Lebens einathmend, welches rings um uns ein goldnes, träumerisches Netz spann. Ich erzählte ihr von der Urweisheit unseres Geschlechts, von jenem wundersamen Volk im Osten, das an den Ufern seines heiligen Stromes zuerst den Gedanken der Einheit alles Seins fasste, den es in dem Wort ausdrückte, welches ihrer Kindheit schon zum Abendsegen gedient hatte, dem tat-twam-asi. Ich taufte sie im Namen jenes grossen idealen Zugs, welcher durch die Menschheit geht, von den frühesten Spuren der Culturgeschichte an; jenes Zugs der, welches auch immer sein Ursprung sei, ob ein a priori im Menschen vorhandener oder erst an der erwachenden Erkenntniss entzündeter, sich nicht leugnen lässt und allein das unterscheidende Merkmal zwischen Menschheit und Thier mit bildet. Nach der Seite der Brutalität hin bleibt der Mensch dem Thiere gleich, ja übertrifft es zuweilen; sein ideales Streben allein unter-

scheidet ihn von demselben. Ob dieses Streben sich nun in das Gewand der Religion kleidet, oder der Kunst und Wissenschaft, oder der humanen auf die höchsten Prinzipien gegründeten Gesellschaft, immer ist es das Eine, was die Menschheit adelt und mit dem Gegensatz in ihr versöhnt, ja was sie zuweilen in einzelnen Individualitäten zu einer Vollendung erhebt, welche mit Recht auf die Möglichkeit höher entwickelter Organismen und Zustände schliessen lässt. Wo war das Dogma, welches uns zu diesen weihevollen Stunden gefehlt, welches uns ihren Werth erhöht hätte? Wo war die Theologie, welche uns den lebendigen Odem hätte ersetzen können, der uns hier anwehte und uns mit der Ueberzeugung füllte: dass das wahre Leben auf seiner höchsten Culturstufe wieder Einfachheit, Friede und Harmonie mit der uns umgebenden Natur werden müsse, wie es in jenen Vedahymnen auf der ersten Stufe der bewussten und empfindenden Menschheit uns entgegen tönt? Wo war endlich der kirchliche Segen, welcher die Fluth der Liebe hätte ersetzen können, die aus meinem Herzen auf das geliebte Wesen niederströmte und sie zur edelsten Verwirklichung eines Menschheitideals mit allmächtigem Verlangen einweihte? Wäre das nicht die wahre Religion und die wahre Kirche, wenn ein Jeder sich zum Priester machte, d. h. zu einem Vertreter des Ideals auf Erden, sich selbst ordinirte, um

in jungen Seelen die heilige Flamme zu schüren und sie der geistigen Gemeinde der Grossen und Guten zuzuführen?

Doch, wie dem auch sei, mit dieser Taufe weihte ich sie zum selbstständig denkenden und urtheilenden Wesen, machte ich sie mündig, d. h. fähig ihr eigenes Wort zu sagen.

Sie sagte es auch bald darauf, als wir den folgenden Winter in Paris verbrachten, wohin uns ihr Vater, der sich dort niederlassen wollte, gerufen hatte. Eine streng protestantische Freundin von ihr bewog sie mit in die Kirche zu gehen, wo der Bruder dieser Freundin Prediger war. Ich liess sie natürlich gehen. Als sie zurückkam, fragte ich nach dem empfangenen Eindruck. Da bekannte sie, dass sie eingesehen habe, wie unmöglich es ihr sein würde in diese Vorstellungsweise einzugehen, wie kleinlich und eng ihr die ganze Art dieser moralischen Verpflichtungen erschiene, wie sie für immer von dem Wunsch geheilt sei, sich einer solchen, so vielen Ideen, welche sie bereits in sich aufgenommen, widersprechenden, das geistige Leben in enge Fesseln legenden Form, anzuschliessen.

In der That hat sie es auch nie bereut, dies nicht gethan zu haben. Sie hat am Sterbebett ihres Vaters gestanden ohne eine andere Ueberzeugung, als dass, nach einem unerbittlichen Naturgesetz, die schwere Krankheit dies edle reiche Leben vor der Zeit zerstören musste, ohne einen andern Trost, als

dass er die ganze, volle, gewaltige Persönlichkeit gewesen war, zu der ihn die Natur bestimmt hatte, ohne eine andere Hoffnung, als dass er fortlebe in ihr und ihren Geschwistern, in seinen Schriften, in dem Einfluss, welchen er auf die Jugend seines Vaterlandes gehabt hat, in der Anerkennung, welche er für immer da finden muss, wo man seine Schriften lesen und im Stande sein wird, die kühne Initiative und unerschrockene Unabhängigkeit einer aussergewöhnlichen Intelligenz zu begreifen.

Darauf hat sie die schwersten Kämpfe durchzumachen gehabt, welche ein jugendliches Herz treffen können. Jahrelang hat sie um ihre Liebe, die erste schöne Jugendneigung, mit unverdienten und kränkenden Hindernissen kämpfen müssen. Sie hat dabei eine Kraft der Entsagung und der Treue bewährt, wie sie keine religiöse Vorschrift stärker geben könnte. Endlich, nun sie durchgedrungen ist zum Sieg, bewährt sie die Kraft und Würde einer reinen Individualität als Gattin, als Mutter, als Mitglied einer neuen Familie, einer neuen Heimat und einer ihr bisher fremd gewesenen Nationalität.

Ihre Ehe wurde nicht in der Kirche, nur vor dem Magistrat geschlossen, als ein Akt der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, zu welcher eine neu zu gründende Familie in ein Rechtsverhältniss tritt. Nur die nächsten Angehörigen waren zugegen. Sie selbst hatte,

mit richtiger Empfindung, jede laute Feier, jedes festliche Gepränge abgelehnt. Wenige Stunden nach diesem Abschluss ihres bisherigen Lebens musste sie ja für immer von mir, mit der sie das höchste Band auf Erden, die Liebe einer geistigen Tochter, verband, von der Stätte ihres jugendlichen Lebens, von Geschwistern und Freunden, von dem sicheren, durch treueste Liebe beschirmten Heim, scheiden, um einer, wenn auch von einer Hoffnung erhellten, dennoch ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Wie hätte da ein Fest hingepasst?

Die tiefsten Empfindungen, der heiligste Ernst gaben jenen Stunden eine Weihe, wie der Segen eines gleichgültigen Priesters es nicht vermocht hätte, und gewiss ist es, dass sie ihn nicht vermisst hat.

Und wie sie ohne kirchlichen Segen in die Ehe eintrat, so werden nun auch ihre Kinder ohne Taufe in das Leben eingeführt, als erster Schritt dazu: dass man den Kindern eine Form nicht mehr für Wahrheit geben soll, welcher der allein lebendigmachende Sinn entflohen ist. Sie werden aufwachsen unter der liebenden Obhut vortrefflicher Eltern, an deren Beispiel sie zu jeder Tugend reifen können, und so werden sie schon in die zweite Generation eine, von dogmatischen Formen völlig freie Gesinnung tragen, welche aber nichts entbehrt was die höchste, geistige Würde ausmacht.

Ueberlegt Euch, liebe Fragerinnen, ob so ein Beispiel etwas bedeute!

Für Bräute und Mütter

Bei der Erinnerung an jene stille Trauung kam ich auf eine schon früher gemachte Betrachtung zurück, nämlich: wie verkehrt und unschön überhaupt die laute prunkvolle Feier einer Hochzeit ist. Zunächst vom ästhetischen Standpunkt aus: Der Uebergang von der Jungfrau zur Gattin ist für das Mädchen ein so tief bewegter Augenblick, dass er nur in schöner, von den vertrautesten Lieben umgebener Stille gefeiert werden sollte, aber nicht mit geräuschvollen Festen, wo nur zu oft Scherze und Anspielungen das Gefühl verletzen und, wenn auch das nicht, doch schon die Oeffentlichkeit, das Angaffen und Herzudrängen vieler Menschen, die Empfindung stört. Ist nicht der Brautschleier das Symbol der stillen Zurückgezogenheit, in welcher die ernste Stunde gefeiert werden sollte?

Ferner: ist das Leben nicht überhaupt viel zu ernst, um einen seiner wichtigsten Momente wie ein Gelag mit Essen und Trinken, oder wohl gar Tanzen u. s. w. zu begehen? Die

Stunde, welche über das Schicksal von zwei Menschen entscheidet, welche in ihrem Schoosse ebensowohl das Elend und lebenslange Leiden, als das Glück derselben tragen kann — diese Stunde sollte mit dem heiligen Ernst begangen werden, »der allein das Leben zur Ewigkeit macht«, d. h. der allein ihm Bedeutung und Werth giebt.

Weiter: ist es nicht meist (wenigstens da, wo das Verhältniss das richtige ist) ebensowohl eine Stunde tiefsten Schmerzes wie eine Stunde der Freude für die Eltern, besonders für die der Braut? Ist der laute Jubel nicht ein Misston für die zagenden Herzen, ein Widerspruch der Thränen, welche den Augen entquellen? Wer kann es ermessen, was die Mutter empfindet, wenn sie die geliebte Tochter entlässt in das räthselvolle neue Leben, wenn sie den Gegenstand ihrer heiligsten Sorge fremden Händen übergiebt, wenn sie ihr Kind aus der schützenden Stille der selbstlosesten Liebe hingeben muss in die tausend Conflikte, welche auch selbst der edelsten Neigung drohen können, — wenn sie die, deren Gegenwart ihr höchstes Glück war, in ihrem täglichen Leben missen, sich nicht mehr an dem holden Anblick, an der Entfaltung des zarten Seelenlebens freuen soll? Und das gerade dann, wenn die belohnende Frucht aller Sorge und Arbeit gereift ist, und das Alter, schön verklärt, in liebenden Tochterarmen ruhen könnte?

Was soll in solchen Augenblicken ihrem zerrissenen Herzen ein lautes, lärmendes Fest? Die Blüthe des Hauses, der Spiegel der eigenen Jugend scheidet, und am Abend sinkt sie in dem verlassenen Zimmer auf das jungfräuliche Lager und badet mit heissen Thränen das Kissen, auf welches das süsse Antlitz nie mehr lächelnd sich zum Schlummer neigen, von wo nie mehr das freundliche »Gute Nacht« zu ihr hinüber tönen wird?

Unter allen Opfern, welche die Liebe bringt, ist gewiss das Opfer der Mutter, welche ihre Tochter von sich giebt in die Hände des Gatten, eines der grössten, selbst wenn dieser Letztere allen ihren Wünschen entspricht. Es ist wie wenn der Künstler sein geliebtes Kunstwerk, an dem er mit aller Inbrunst seiner Schöpferkraft gearbeitet hat, im Augenblick wo die Idee dem Marmor entstiegen ist und sein Herz mit der Wonne eines verwirklichten Ideals zu erfüllen beginnt — einem fremden Künstler zur Vollendung überlassen müsste. Mag die Hoffnung noch so fest sein, dass die Saat, die sie gesäet, aufgehn und Frucht bringen wird, wer kann es der Mutter verdenken, wenn sie, zweifelnd und schmerzlich, an jene verhängnissvolle zweite Erziehung denkt, welche die allmächtige Liebe, welche neue Verhältnisse und Einflüsse an dem Kleinod ihres Herzens beginnen? Wie sehr sie auch das selbständige Wesen in der Tochter geehrt und die Erziehung darauf gerichtet hat, dasselbe zu

entwickeln, immer wird es eine unsichere, zagende Empfindung sein, mit der sie, wenn sie überhaupt bei der Erziehung Grundsätze befolgte und Ziele im Auge hatte, an die Weiterentwickelung dieses theuren Lebens denkt.

Und doch, wie viele Mütter machen aus einer Hochzeitsfeier ein Fest des Hochmuths, der Eitelkeit und Frivolität! Wie viele Bräute tragen Kranz und Schleier nur im Gefühl befriedigter Eitelkeit, nur im Gedanken an die staunenden, neidischen oder bewundernden Blicke, die sich daran heften!

Nicht minder frivol als der Schluss des Ehebundes wird der Eintritt eines Menschen in das Leben gefeiert. Dass die Geburt eines Kindes für die Eltern die Erfüllung der Liebe, die Unsterblichkeit derselben ist, dass sie ein freudiges Ereigniss für theilnehmende Verwandte und Freunde wird, ist ja natürlich. Aber ist sie nur das allein? Bei den Indern wurde die Geburt eines Kindes beweint, da ihnen der Eintritt in das Leben ein Unglück schien. Ist denn auch das Dasein ein so grosses Glück? Wer es kennen gelernt hat, wer auf die lange Kette von Schicksalen zurückblickt, die er an sich und Andern erfahren hat, der muss in den schmerzlichen Ausruf der Leonore d'Este einstimmen: »Wer ist denn glücklich?« Die grössere Hälfte der Menschheit kämpft den sorgenvollen Kampf um das Dasein, um die nothdürftigsten Bedingungen der materiellen Existenz und behält gar keine Zeit, nur einmal

nachzudenken über das Leiden. Sie erträgt es fortwährend wie eine Nothwendigkeit und, von der Wiege bis zum Grabe, kehrt die Freude niemals bei ihr ein. Der höher entwickelte Mensch, selbst wenn ihm jene niedrige Sorge um die Frage des Hungers erspart bleibt, leidet deshalb doch nicht nur nicht weniger, nein, er leidet noch mehr, wenn auch anders. Sein ganzes Empfinden ist ein so unendlich gesteigertes, dass auch seine Schmerzempfindung eine grössere und feinere ist, und dass ihm die Schmerzen aus tausend Quellen zufliessen, welche den Armen verschlossen sind. Ihm entspringen sie aus dem Vorzug seiner Stellung selbst. Sein entwickelter Geist bedrängt ihn mit tausend Fragen, die in Jenen ewig schlummern; mit peinigender Ungeduld rüttelt er an den verschlossenen Pforten, hinter denen die Lösung des grossen Lebensräthsels sich verbirgt; qualvoll ringt er mit den Widersprüchen, die sich zwischen seiner Vernunft und der ihn umgebenden Welt finden; seufzend irrt er in der Nacht skeptischer Ungewissheit umher; mit schmerzvoller Entsagung erkennt er sich zuletzt als ein beschränktes Wesen, dessen Einsicht nicht über gewisse Grenzen hinaus geht. Und daneben: wie viel Herzensleiden, wie viel getäuschte Liebe, wie viel zerrissene Bande, wie viel vergebliches Hoffen, wie viel Tod und unersetzlicher Verlust! — Musste doch auch selbst der Bevorzugtesten einer, musste doch selbst Goethe es sagen: dass

er kaum vier Wochen in seinem Leben glücklich gewesen sei!

Und das Geborenwerden zu solch einem Dasein feiert man unbedingt als ein jubelvolles Ereigniss? Armer Mensch, der du ungefragt hineingerufen wirst in das Wirrsal des Lebens, entweder zu der stumpfen Qual des Proletariers, oder zu dem verfeinerten Leiden des Culturmenschen, das erste Aufschlagen deiner Augen zum Licht nach der stillen Nacht, die dich schützend umgab, sollte mit tiefem Mitleid, mit wehmuthsvoller Empfindung wahrgenommen werden, und der erste Gruss deiner Eltern sollte wie ein leises Flüstern von ihren Lippen sein: »Vergieb uns, dass wir dich zum Dasein riefen!«

Dann aber, wenn die Liebe zu dem Neugebornen und mit ihr die Freude an seinem Dasein die Oberhand gewinnen, dann müsste auch zugleich die ungeheure Aufgabe und die ganze Verantwortung der Erziehung vor der Seele der Eltern aufsteigen. Sie müssten es in seiner ganzen Schwere fühlen, was sie diesem Wesen dafür schuldig sind, dass sie ihm »das Leben schenkten«. Gewiss giebt es Eltern, welche das fühlen. Aber wie Wenige genügen in vollem Umfange dieser grossen Pflicht! Abgesehen von den Proletarierkindern, deren Erscheinen im Leben nur die Folge eines blinden Willensaktes ist, ohne jeglichen Hinblick auf Versöhnung und Erlösung durch Einsicht, Geist und Liebe, welche

hingeworfen werden in den Kampf um das Dasein wie die jungen Thiere, als handele es sich nur um die nackte Thatsache des Lebens — abgesehen von diesen, wie wenig ist auch die Erziehung der meisten anderen Menschen das, was sie sein sollte. Diese Erziehung sollte schon im Mutterleibe anfangen. Nicht nur dass die Mutter die äusserste Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen sollte, um auch dem Kinde dies kostbare Gut zu verbürgen, auch ihr geistiges Leben sollte sie so schön, so wohlthuend, so reich wie möglich zu machen suchen; alle schlechten heftigen Erregungen sollte sie von sich fern halten; sie sollte viel Schönes sehen und in einer möglichst erhobenen Stimmung dem Augenblick entgegen gehen, welcher jenes neue Leben aus ihr hervorruft, das sie selbst und zugleich ein Anderes ist. Wie in einem Tempel voll Stille, Frische und Schöne sollte der neue Mensch empfangen werden. Ebenso sollten der Mutter jene Trivialitäten und jene gemeine Nähe fern gehalten werden, welchen sie gewöhnlich anheim gegeben ist in Gestalt der Hebamme, der Wartefrau u. s. w. Diese sind hingegen fast die Einzigen, welche im Zimmer der Wöchnerin gegenwärtig sind. Kann man diese Wesen nun freilich nicht entbehren, so müsste eben dafür gesorgt werden, dass sie auch gebildete Wesen werden. Herz und Sitte müssten bei ihnen wenigstens so verfeinert sein, dass man sich nicht unangenehm durch ihre Gegenwart berührt fühlte.

Besonders die Hebammen müssten medicinische und andere Kenntnisse bis zu ziemlich hohem Grade besitzen, so dass dadurch dem — unerquicklichen Geklatsch und Geschwätz der Wochenstube ein Ende gemacht würde.

Freilich, freilich wäre das wieder eine neue Aufgabe für die Gesellschaft, welche das Geschäft der Natur in die Hand genommen hat, um, aus dem »rohen Material der zufälligen Combinationen«, ein bewusstes Culturleben zu entwickeln. Es wäre eine specielle Aufgabe für die Frauen, welche die Mittel dazu besitzen, solche Institute zu schaffen, in denen Hebammen, Pflegerinnen und Wärterinnen gebildet würden, nicht nur unmittelbar für ihren Beruf, sondern auch ausserdem zu wohlthuenden Sitten und verständiger Einsicht. Wo thäten wahrhaft gebildete Wesen, welche das richtige Benehmen zu finden und ein verständiges Wort zu sagen oder zur rechten Zeit zu schweigen wissen, mehr Noth als an den Betten derer, welche leiden und welchen jede geistige Unterstützung werden sollte, um diese Leiden zu tragen?

Ebenso wichtig wäre natürlich die Erziehung der Personen, welchen die nächste Sorge für das neugeborne Wesen anvertraut wird, der Ammen und Kindermädchen. Wie sehr müsste auch hier von gebildeten, vermögenden Frauen Sorge getragen werden, dass Bildung und verfeinerte Sitte in diese Regionen dringen. Wie viel hängt nicht für ihre Kinder von

diesen unentbehrlichen Begleiterinnen der ersten Kindheit ab! Wenn die Mutter ihr Kind nicht selbst nähren kann, welcher Schmerz muss es für sie sein, dasselbe an der Brust eines rohen, unschönen Wesens zu sehen? Die vornehmen italienischen Frauen haben sehr Recht, indem sie die Ammen meist von da zu bekommen suchen, wo die schönsten Frauen sind, z. B. aus dem Albanergebirge, und die sie dann schön, ja oft kostbar kleiden. Des Kindes erste Blicke sollten auf lichte, reine, schöne Menschen und Gegenstände fallen; seine ersten Eindrücke sollten licht, schön, rein sein. Wer weiss, was das für weitreichende Einflüsse auf die Bildung des Gehirns haben würde? Sollte es aber nicht möglich sein eine diesen Anforderungen entsprechende Amme zu bekommen, so sollte jede Mutter lieber die Last der Aufffütterung übernehmen, als das Kind unschönen, wüsten Wesen zur Ernährung überlassen. Und nun gar die Kindermädchen, welchen das schon zur Intelligenz erwachende Kind überlassen wird, was für wichtige Geschöpfe sind sie im Leben der kleinen Menschen? Wie roh, wie ungebildet sind sie aber grösstentheils! Mit welchem Mitleid muss man die armen Kinder ansehen, die auf Spaziergängen und öffentlichen Spielplätzen der Aufsicht solcher rohen Wesen überlassen sind, welche meist ihrem eignen Vergnügen nachgehen, und die Kleinen, wenn diese sie stören, durch schlechtes Zucker-

werk, durch Anschreien, wohl auch durch Schläge oder durch thörichte Vorstellungen, die ihnen Furcht einflössen, zur Ruhe bringen. Nicht nur, dass die Gesundheit der Kinder unter solcher Behandlung tausendfach gefährdet ist, noch viel mehr ist dies der Fall mit der Gesundheit der Seele. Hässliche Neigungen und Gewohnheiten werden entwickelt, welche oft keine spätere Erziehung mehr ganz zu verwischen vermag; Wahngebilde der Furcht werden der kindlichen Phantasie einverleibt, Gespenster, die seine Nerven verstimmen und ihm die glückliche Sorglosigkeit des frühsten Lebensalters rauben. Hält man diese Dinge für unwichtig, so denke man daran, welcher Sorge schon die junge Pflanze bedarf, damit sie gedeihe, und wie sie vor schädlichen Einflüssen behütet werden muss. Um wie viel mehr der Mensch! Will man aber dagegen einwenden, dass die Möglichkeit, so vielen Mängeln abzuhelfen, nach Utopien gehöre, dass das zu kostspielig und unerreichbar sei —, so möge man bedenken, wie viel von Seiten des Staates auf die Institute gewendet wird, in denen man lehrt, den Menschen zu vernichten, d. h. auf die Armee und Alles was dazu gehört; man bedenke ferner, wie viel Geld in der Gesellschaft, besonders von den Frauen, für unnöthigen Luxus, für schale Vergnügungen hingegeben wird und dann frage man sich: sollte der Staat nicht auch genug Mittel haben, um das passende Personal

zu schaffen, welches die erste Jugend seiner künftigen Bürger überwachen und erhalten kann? Sollte die Gesellschaft, sollten besonders die Mütter nicht im Stande sein, ihren eignen und den Kindern der Aermeren unter ihnen die Wohlthat guter, gewissenhafter, gebildeter Kindermädchen zu verschaffen?

Der herrliche Kinderfreund Friedrich Fröbel hat umfassend genug dargethan, wie wichtig die allererste Beeinflussung der Kinder durch Umgebung, Erziehung und Behandlung ist. Möchte es doch keine junge Mutter mehr geben, welche die Ansichten dieses wahren Kenners der kindlichen Natur nicht studirt hätte und, wenigstens in ihren Hauptzügen, bei ihren Kleinen verwendete. Wenn alle Mütter ernstlich wollten, so brauchte bald kein Kind mehr, auch das armer Eltern nicht, die Wohlthat solcher ersten Erziehung zu entbehren.

Behielten es die Menschen, und ganz besonders jetzt die Frauen, nur unablässig im Auge, dass sie eine Culturaufgabe haben, dass sie ihr Dasein über das ziellose Dasein des Thieres erheben müssen. Ich wiederhole, was ich schon früher sagte: die Menschheit hat eine Schöpfung zu vollbringen. Sie hat über der unbewussten Vereinigung der materiellen Atome eine bewusste Vereinigung der geistigen Atome zu vollziehen, welche im Lauf der Jahrtausende ihr von grossen Geistern als Gedankenvermächtniss geschenkt sind. Reden

wir zunächst nicht von dem: wozu? fassen wir nur die Aufgabe in das Auge, und zwar immer insbesondere die der Frauen. Waren diese bisher zum grössten Theil nur unbewusste Mitarbeiterinnen an dem Bau, welchen die Menschheit aufführt, so müssen sie sich nun ihrer Aufgabe bewusst werden und vollkommen klar darüber, was ihnen zu thun obliegt, Hand an das Werk legen.

Worauf kommt es denn, im Allgemeinen, an?

Die Menschheit aus den rohen Naturzuständen, von der ungezügelten Herrschaft wilder Triebe, von der blossen Genusssucht des materiellen Daseins zu befreien; das Leben nach und nach zu der Schönheit eines von geistigen und sittlichen Motiven beherrschten Zustandes zu erheben; es zu einem Kunstwerke der höchsten Art umzuschaffen. Denn die Kunst ist ja der Vorzug des schöpferischen Menschengeistes gegenüber dem bewusstlosen Bilden der Natur.

Die Frau in der Gesellschaft

Welches ist nun insbesondere die Aufgabe der Frauen als bewusster Mitarbeiterinnen an diesem Werke?

Zunächst einmal die: aus sich selbst so viel zu machen, als es in der Möglichkeit ihrer Natur liegt. Wie ich schon früher sagte: thäte ein jeder Mensch dies, so wäre der Menschheit geholfen. Bisher haben die Männer wenigstens von Kindheit auf die Möglichkeit dazu in Händen gehabt, da sie als sich selbst angehörige und ihren Lebenszweck in sich selbst tragende Wesen erzogen wurden. Die Mädchen hingegen wurden von früh auf eigentlich nur als um eines Anderen willen daseiend betrachtet. Liebende sowohl, wie eitle und egoistische Mütter hatten nur den einen Zweck: die Töchter gut zu verheirathen. Den jungen Mädchen wurde von früh auf vorgestellt, dass dies das Ziel ihres Lebens sei; die ganze Erziehung war nur Vorbereitung dafür. Wie weh that es mir oft, wenn ich schon mit kleinen Mädchen darüber scherzen hörte; wenn sie bereits ihren kleinen Bräutigam hatten und

Mann und Frau spielten. Wie tadelte ich die Mütter, die sich an diesem vorzeitigen Spiel weideten und die Kinder selbst auf den Gedanken brachten! Immer blieb bei der Erziehung der Mädchen die Ehe der vorherrschende Gesichtspunkt und wenn in den unteren Ständen blos die allergewöhnlichste Befähigung zur Hausfrau, so wurde in den oberen jene Scheinbildung erstrebt, welche in den Salons zu glänzen und gute Partien zu sichern verstand. Längst ist unter den Frauen ein ernsteres Streben erwacht, längst hat ein grosser Theil von ihnen gefühlt, dass Anderes Noth thut. Ich habe den Anfang jener Bewegung und, — mit immer steigender Freude, ihr rasches Fortschreiten gesehen. Aber doch ist noch unendlich viel zu thun, doch fehlt es noch bei der grösseren Hälfte der Frauen an dem rechten Ernst und der rechten Einsicht. Der nächste, wichtigste Schritt bleibt natürlich: eine tiefer gehende, gründlichere Bildung. Es handelt sich nicht um die Aneignung von Flittertalenten, nicht um das geläufige Plappern moderner Sprachen, nicht um die Schlagfertigkeit der Rede und die Gewandtheit mit gut angebrachten Citaten oder einem zur Schau getragenen Enthusiasmus die Männer zu täuschen und glauben zu machen, man wisse gründlich etwas, man interessire sich in der That für ernste Dinge. Hat man Gelegenheit zu erfahren, wie wenig selbst die besten Männer die Frauen achten,

weil sie dieselben immer wieder auf jenem Halbwissen, auf jenem eitlen Hervorkehren von Eigenschaften, die nur Flitterstaat, nicht ächter Schmuck des Geistes und Herzens sind, ertappen, weil sie in ihnen nichts finden als die Haushälterin oder die oberste Sclavin, bei welcher keine geistige Saite erklingt und mit welcher das Zusammensein allmählich zur tödtlichen Langenweile wird —, dann fühlt man immer wieder wie viel noch Noth thut und wie eine wahre Revolution mit den weitgreifendsten Folgen hier stattfinden muss. Allgemeine, wahre Bildung ist also stets das erste, wichtigste Erforderniss, aber neben ihr auch eine Spezialität, durch welche die ökonomische Unabhängigkeit der Frau gesichert wird, in welchem Stand sie auch geboren sei. Ein schönes Beispiel hat kürzlich in Paris ein Fräulein von R—d gegeben, welche trotz ihres ungeheuren Reichthums den Lehrerinnen-Cursus durchgemacht und ihr Examen bestanden hat. Wenn dies erst einmal allgemein wird, wenn jedes Mädchen zunächst ihrer eigenen Ausbildung, als ihrem höchsten Zweck, nachgeht und sich im Besitz einer speziellen Fähigkeit weiss, deren Ausübung ihr eine unabhängige Existenz verbürgt (auch für die Reichen sollte dies ein Princip der Selbstachtung sein), dann wird das ausschliessliche Ausblicken nach einer Heirath, bei Müttern sowohl wie bei Mädchen, in den Hintergrund treten. Das richtige Selbstgefühl wird die

Stelle der Eitelkeit und des Scheinwerths, die Achtung vor der eignen Würde die Stelle der sclavischen Unterwürfigkeit vor dem Manne einnehmen. Im Bewusstsein, dass sie, als dem Manne gleichberechtigte Wesen, die gleiche Culturaufgabe mit ihm haben, werden die Frauen, indem sie sich selbst achten, auch dem Manne wahre Achtung einflössen. Eine Menge der widrigsten, einer rohen Stufe gesellschaftlicher Sitte angehöriger Dinge werden damit verschwinden. So u. A. die faden, oft unverschämten Schmeicheleien, welche Männer sich für berechtigt halten jungen Mädchen in das Gesicht sagen zu dürfen; ferner: die Unmöglichkeit, dass junge Mädchen allein über die Strasse gehen, ohne Beleidigungen ausgesetzt zu sein. In einigen Ländern, wie in Frankreich und Italien, geht dies so weit, dass die Frucht der Rohheit zur Feinheit der Sitte erhoben ist. Sogar bis zur Arbeiterin herab gilt es für anständiger, wenn ein junges Mädchen sich begleiten lässt, wäre es auch von einem Kinde, als wenn sie allein, auf ihre eigne Würde und Haltung vertrauend, über die Strasse geht. Allerdings hat sie jetzt, besonders in den oben genannten Ländern, die Rohheit der Männer zu fürchten. In Rom hatte ich eine arme Lehrerin, bei der ich aus Mitleid Sprachstunden nahm. Sie war jung und hatte ein angenehmes, sanftes Gesicht. Ihre Mutter siechte an einer tödtlichen Krankheit dahin; ihr alter Vater musste zu Haus

bleiben, die Kranke zu pflegen; die Tochter musste von Stunde zu Stunde, oft weite Wege, gehen, um das Geld für das knappe tägliche Brod und die Pflege der Kranken zu verdienen. Woher nun immer Begleitung nehmen? Sie klagte mir einmal bitter ihre Noth. Ich ermuthigte sie allein zu gehen, sagte ihr, dass dies in Deutschland und noch mehr in England, wo die Frauen es schon besser verständen den Männern Achtung einzuflössen, ganz gewöhnlich sei, und dass die Frauen in Italien doch endlich auch anfangen müssten. Sie fasste Muth und dankte mir nach einiger Zeit herzlich, »denn,« sagte sie, »ich gehe ernsthaft vor mich hin und denke an meine armen Eltern und da sehen die Leute, dass ich kein leichtfertiges Mädchen bin und lassen mich in Ruhe.«

Das beste Mittel gegen das: Etwas scheinen wollen, ist: Etwas zu sein. Je mehr die Frauen wirklich etwas sind, d. h. gebildete, auf sich selbst ruhende Wesen, je mehr werden sie den blossen Schein der Bildung verschmähen und ruhig ihren Zielen nachgehen, ohne an das Gefallenwollen und Eroberungen zu denken.

Kommt dann die wahre Liebe und führt dem denkenden, verständig prüfenden, in sich sichern Mädchen den Mann entgegen, welcher ihm geeignet scheint, der Freund und Gefährte seines Lebens zu werden, dann wird es sein wie der Sonnenaufgang, der einen schönen,

heitern Tag verspricht. Zunächst ist schon deshalb durch die veränderte Erziehung der Frauen mehr Glück zu hoffen, als jetzt in der Mehrzahl der Ehen gefunden wird, weil das reine, ernst und stolz erzogene Mädchen mit natürlichem Widerwillen vor dem Manne zurückschrecken wird, dessen Vergangenheit ihr nicht, wie die eigne, schuldlos und rein erscheint.

Sie wird den Stempel edlen Wesens im Mann anzuerkennen wissen und, wenn sie Verirrungen der Jugend vergeben wird, so wird sie doch unerbittlich die Nähe des durch unwürdige Ausschweifungen befleckten Lebens von sich weisen. Damit wird der furchtbaren Rohheit der gesellschaftlichen Ansichten ein Ende gemacht werden, dass dem Manne so ziemlich Alles zu vergeben sei, während man das Weib für jeden Fehltritt steinigen müsse, und dass ein Mann es ohne Weiteres wagen dürfe, einem jungen, reinen Mädchen mit seiner wüsten Vergangenheit zu nahen. Auch werden die Mütter, welche ihre Töchter zu selbstständigen, ökonomisch unabhängigen Wesen erzogen haben, und deren einzige Sorge es daher nicht mehr sein wird »gute Partien« oder »eine Versorgung« für sie zu suchen, die Töchter sorgfältiger in ihrer Wahl zu leiten und auf jede Weise dem frommen Irrthum mancher jungen Mädchen, als könnten sie durch eine reine Liebe den Wüstling bessern, zu steuern suchen.

Und sollte das nicht auch auf die Männer zum Besseren zurückwirken? Ganz gewiss. Manche, selbst der Besten unter ihnen, werden durch die Beobachtung der Mehrzahl der jetzigen Frauen zur Geringschätzung, ja auch wohl gelegentlich zur Beleidigung derselben verleitet. Entweder schrecken sie zurück vor dem Gedanken der Ehe mit einer Frau, deren oberflächliches Wesen ihnen bald eine drückende Fessel scheinen würde, oder sie schliessen die Ehe von vornherein mit der Ueberzeugung, nur eine oberste Sclavin zu erwerben, welche nach Aussen hin mit etwas mehr Anstand behandelt wird, als es mit Sclavinnen der Fall zu sein pflegt. Hat aber der Mann einmal die Wohlthat erkennen gelernt, mit einer edlen, gebildeten Frau zu leben, seine Interessen mit ihr zu theilen, sie als Freundin und Ratherin zur Seite zu haben, mit ihr an der Culturaufgabe der Menschheit zu arbeiten und so erst, mit doppelter Kraft, als der vollendete Mensch im Leben dazustehen — wie viel schöner wird ihn das dünken als früher die Vereinzelung! Wie wird er nun achten, ehren, wahrhaft lieben, was er früher gering schätzte oder nur duldete! Wie wird es ihm seine Häuslichkeit lieb machen, über welcher ein edles Weib sorgend wacht, ohne die gewöhnlichen Angelegenheiten des häuslichen Lebens zum wichtigsten Gegenstand des Denkens und Gespräches zu machen, welches doch jetzo die sogenannte »gute Hausfrau« charakterisirt.

Wie viel sorgenfreier und sicherer wird er seinen Pflichten als Staatsbürger nachkommen, da, im Fall er dadurch der Familie entzogen wird, die verständige, erfahrene Mutter der Sorge für dieselbe vollständig gewachsen ist, ja, im Nothfall für deren Existenz sorgen kann und ihn nicht mehr mit kleinlichen Klagen zurückhalten wird, wenn das Vaterland, wenn die Menschheit seiner bedürfen. Sie wird die Erste sein ihm zu sagen: »geh' hin, thu' deine Pflicht«. Wie ruhig endlich wird der Vater die Kinder in den Händen der Edlen wissen, welche ihnen nicht nur leibliche, sondern auch geistige Mutter ist und mit der höchsten Liebe auch die Einsicht verbindet, um die jungen Menschen zum Leben vorzubereiten.

Es versteht sich von selbst, das der inneren Umwälzung des Wesens und der Verhältnisse der Frauen auch die Veränderungen in ihrer bürgerlichen Stellung entsprechen müssen. Die Frau muss vor dem Gesetz vollständig gleich berechtigt sein mit dem Mann; sie muss die unabhängige Verwalterin ihres Vermögens, sie muss als Zeugin vor Gericht gültig sein, kurz sie muss aller jener Rechte geniessen, deren der Mann vor dem Gesetz geniesst. Wie sollte der Staat die, welche ihm seine Bürger schenkt, von welcher daher im eigentlichsten Sinne sein Dasein abhängt, nicht dem Manne gleich achten und ehren? Dass dies noch nicht geschieht, ist ein schlimmes Zeugniss davon, wie roh und unvollkommen unsere

ganze bürgerliche und staatliche Existenz ist, in welcher noch nicht einmal die Mutter als Staatsbürgerin im vollsten Sinn, d. h. also auch als im Besitz aller bürgerlichen Rechte betrachtet wird. Einer meiner socialistischen Freunde von früher ging sogar, zu einer Zeit, als diese Ansichten unter den Männern noch sehr verpönt waren, so weit, zu behaupten: die Mütter müssten geradezu als Functionärinnen des Staates angesehen werden, und der Staat habe die Verpflichtung, für sie auf das Ausreichendste zu sorgen, sobald die Verhältnisse ihnen ein hinreichendes Auskommen versagten. Man könne von Denen, welche dem Staate Bürger geliefert, nicht noch andere Leistung, z. B. für den Unterhalt der Familie zu sorgen, verlangen. In jedem Falle aber muss eine vernünftig organisirte Gesellschaft jene schmachvollen Gesetze aufheben, welche noch heut zu Tage bestehen: dass der Mann absoluter Herr ist über die Frau wie über eine Sclavin, dass er sie mit Hülfe des Gesetzes zwingen kann, zu ihrer »ehelichen Pflicht« zurückzukehren, von der sie vielleicht aus tief empörtem, weiblichem Gefühl geschieden ist, dass er Herr ihres ganzen Vermögens ist (wenn nicht ein besonderer Ehekontrakt sie schützt), ja ihr sogar das nach der Trennung von ihr erworbene Geld nehmen kann (wie in England), dass sie bis zum spätesten Alter eines Vormundes bedarf, welcher ihr Vermögen verwaltet und ohne dessen Einwilligung sie

über nichts verfügen kann (wie theilweise in der Schweiz), dass sie nicht als Zeugin zugelassen wird, als ob sie weder eines Urtheils, noch einer wahrhaftigen Aussage fähig wäre, gleich Blödsinnigen und Unmündigen, wie es im Gesetz heisst; dass es ein ihr verschlossenes Gebiet ist, an den administrativen Angelegenheiten ihres Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen, gerade als ob die Gesetze, von denen ihre eigne und ihrer Kinder Existenz abhängt, sie nicht auf das Tiefste angingen, als ob sie nicht selbst auf das Beste zu sagen wüsste, was den Frauen Noth thut, was ihnen gut und nützlich ist, was ihr Dasein zu einem wahrhaft edlen erheben kann; endlich dass sie ausgeschlossen ist von den Quellen der Bildung, welche dem Manne zu Gebote stehen, und dass man es für unweiblich hält, Mädchen auf den Bänken der Universitäten sitzen und nach derselben wissenschaftlichen Bildung streben zu sehen, welche den jungen Männern dort geboten wird, während man ihnen das Lesen verderblicher Romane, das Sehen seichter, frivoler, ja unmoralischer Theaterstücke unbedenklich gestattet.

Das Verzeichniss von den Rechten civilisirter Menschen, welche den Frauen noch untersagt oder versagt sind, wäre noch lang, aber, zum Glück, ist ja das Bewusstsein der Frauen erwacht und sie haben kräftig angefangen den Kampf für ihre Rechte zu kämpfen; eine neue Art von Amazonen, welche nicht mit den

Männern auf dem Schlachtfeld um den traurigen Preis des blutbefleckten Lorbeers ringen, sondern, Jenen ebenbürtig, Mitarbeiterinnen am Culturbau der Menschheit sein wollen. Wie Calderon seine Antiope so herrlich sagen lässt:

»Nein, wenn wir frei, in sichrer Kraft Gefühle,
»Der Männer rohe Herrschaft längst verlachten,
»So üben wir auch ihre Waffenspiele,
»Zu zeigen, wie wir leicht den Tod verachten;
»Nicht dass die Hand im Morde grausam wühle.«

Und wie sie nachher zur Königin sagt:

»Das Recht zu schirmen, nicht es abzuzwingen,
»Bist du erwählt zu unsrer Königin.
»Darf dir, wie einem Mann, Willkür gelingen,
»Wo haben wir der Freiheit noch Gewinn?«

Ja, der Willkür zu steuern, welche bisher den Frauen so vieles versagt und so enge Grenzen gesteckt hat, und die Freiheit der Entwickelung zu erringen, welche jedem menschlichen Wesen als sein Recht zukommt, das ist das unblutige Ziel unseres Kampfes. Ach, es ist sonderbar, dass die Menschheit immer erst auf so weiten Umwegen zu den einfachsten, natürlichsten Dingen wieder zurückkehrt, oder überhaupt dazu gelangt. Es gab schon Zeiten, wo die Frauen, besonders die Mütter, im Besitz aller Rechte der damaligen Culturstufe waren.

In Lydien schloss die Gynaikokratie *) sogar das Recht des Weibes in sich, ihren Mann

*) »Das Mutterrecht«, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Von J. J. Backofen.

selbst zu wählen. Sie warb um ihn, nicht er um sie; sie gab sich selbst zur Ehe und schloss den Vertrag. Sie wurde weder von dem Vater noch von den Agnaten dem Manne gegeben. Consequent schloss dies auch das Vermögensrecht ein; nach dem Mutterrecht erbte nur die Tochter das Vermögen, während der männliche Sprosse davon ausgeschlossen blieb. Die Frau hatte also eine Mitgift ohne Zuthun des Vaters oder der Brüder, und dadurch wurde sie in den Stand gesetzt, unabhängig von ihnen, ganz selbstständig, eine Ehe abzuschliessen. Weil die Lydierinnen eigenes Vermögen besassen, wählten sie den Mann und gaben sich selbst zur Ehe. Dasselbe meldet Plautus von den tuskischen Frauen *).

In Salerno blühte im 11. Jahrhundert die erste grosse medicinische Universität. An ihr gab es berühmte weibliche Aerzte und Professoren und viele Studentinnen. Was jetzt mit ungeheuren Kämpfen, mit dem thörichtsten Widerstande selbst gelehrter Männer errungen werden muss, das war damals eine natürliche, einfache Sache und geschah mit Ehren und hohem Ruhme.

In Bologna, zur Zeit, als die dortige Universität noch eine der ersten in Europa

---

*) Auf primitiven Stufen scheint die Blutsverwandtschaft ausschliesslich nach den Frauen bestimmt worden zu sein. S. Post: »Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe und der Ursprung des Rechts.

war, lehrten daselbst mehrere bedeutende Frauen, und Niemand dachte daran, ihnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder ihr Thun zu bekritteln und als unweiblich zu schelten.

Welche Kämpfe hat es jetzt gekostet, den Frauen den Zutritt zu den Universitäten zu eröffnen, und wie vereinzelt ist dies nur erst geschehen! Die jungen Culturländer, wie Amerika und Australien, mussten mit gutem Beispiel vorangehen, bis der alte Continent sich entschloss, sich zögernd an das »bedenkliche« Problem zu wagen. Aber welchen Widerstand erfuhren die muthigen Vorkämpferinnen! Wie oft, demüthigend abgewiesen, mussten sie wiederkommen, ehe man ihnen einen beschränkten Zutritt gewährte! Gelehrte Männer verschmähten es nicht, Streitschriften gegen die Kühnheit der Frauen, sich den Wissenschaften widmen zu wollen, zu schreiben. Sie stellten besorgte Zweifel darüber auf, ob das Gehirn der Frau dazu von der Natur befähigt sei, ob ihre Gesundheit nicht darunter leiden werde u. s. w., und meinten schliesslich: dass die Moral, die »Weiblichkeit« sicher darunter leiden würde.

Warum, frage ich, fiel es diesen besorgten Männern nie ein darüber nachzudenken, was wohl in den bestehenden Verhältnissen, in den modernen Culturstaaten, alles zum Schaden der »Weiblichkeit« und der Moral vorhanden sei?

Um mit den Ungeheuerlichkeiten anzufangen: warum lehnen sich die Männer nicht auf gegen die Prostitution, da es doch nur von ihnen abhängt, von der Sorge um ihre eigne Moralität, um derselben ein für allemal ein Ende zu machen? Warum erlauben sie, die den Staat einrichten, dass Bordelle existiren dürfen, ja warum beziehen sie eine Steuer für das schmählichste Gewerbe, welches auf Erden betrieben wird?

Ferner: warum verbieten sie nicht nur nicht, sondern begünstigen und cultiviren obscöne Literatur, unmoralische Theaterstücke, gemeine Possen, vor Allem das Ballet, welches nur auf den rohesten Sinnenkitzel berechnet ist? Und warum hüten sie nicht wenigstens ihre Frauen und Töchter vor solchen Genüssen, bei denen wahrlich die Moralität auf sehr schlüpfrigem Boden steht?

Weiter: warum erlauben sie ihren Schwestern und Töchtern in der Kleidung, welche die Mode vorschreibt und welche nicht geeignet ist, die Sittsamkeit junger Mädchen zu erhöhen, auf Bällen und in Gesellschaften in unschönen Tänzen in den Armen fremder Männer umher zu rasen? Nicht nur, dass die Gesundheit bei diesen Gelegenheiten auf das Spiel gesetzt wird, wie viel mehr noch die Reinheit der Empfindung und der Phantasie, welche in dem Leben des Müssiggangs der meisten jungen Mädchen, nach solchen Festen, thörichte Träume spinnen und fast immer von da jene

Eindrücke mitnehmen, welche den Liebesroman beginnen, der nur zu oft das Unglück des ganzen künftigen Lebens herbeiführt.

Wie viel liesse sich noch anführen; aber das Angeführte genügt, um zu fragen: Gegenüber diesem ungeheuren Rahmen des moralischen Elends und der moralischen Gefahren, welchen unsere heutige Frauenwelt ausgesetzt ist, sollte es Bedenken erregen, wenn Mädchen den ernsten Trieb fühlen, ihrem Leben einen höheren Inhalt zu verleihen und sich dem Studium der Wissenschaften hinzugeben? Sollte die Gesundheit mehr leiden von stiller Arbeit, die auf ein edles Ziel gerichtet ist, als, wie schon gesagt, von rasenden Tänzen, von müssigen Träumereien, von schlechter Lektüre, von der Langenweile einer zwecklosen Existenz, wie es die der meisten jungen Mädchen ist? Sollte es gefährlicher für die Moralität sein, mit jungen Männern auf den Bänken der Universität zusammen zu sitzen und gemeinschaftlich einen ernsten wissenschaftlichen Vortrag anzuhören, als mit ihnen auf Bällen und in Gesellschaften seichte Gespräche zu führen, zu tanzen und zu coquettiren?

Die Erfahrung hat bereits auf diese Bedenken geantwortet. Langjährige praktische Versuche in Amerika haben nach jeder Seite hin zu Gunsten der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entschieden. Sie haben festgestellt: dass nichts der Gesundheit der Jungfrau so förderlich ist, als: »die

Eröffnung jeder möglichen Aussicht auf geistige Entwickelung«, ferner: »dass die heilsamsten Folgen in moralischer Beziehung aus der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entspringen, indem der Eifer im Studium sich erhöht, die Mädchen nichts an Zartheit und Bescheidenheit verlieren und die Manieren und Sitten der jungen Männer sich aus Rohheit und Gemeinheit in das Gegentheil umwandeln«.

Ist es denn nicht wirklich so klar und einleuchtend, um keines Beweises mehr zu bedürfen, dass ein Zusammensein auf Grund eines gemeinsamen ernsten Zweckes, weniger Gefahren bietet als das für die Phantasie so verführerische Zusammensein in Gesellschafts- und Ballsälen, wo ohnehin das Leben eine Art von Schminke trägt und das echte Wesen selten sichtbar wird. Es ist ja die Natur des Intellekts, in ruhige, klare, heitere Regionen zu führen, wo die Gefühlsaffektionen schweigen und die Täuschungen der Phantasie nicht so leicht möglich sind. Sollte es nicht gerade ein vorzügliches Mittel sein die Reinheit des Herzens zu erhalten und die der Sitten zu fördern, wenn junge Leute beiderlei Geschlechts es endlich lernten ruhig und ernst, wie gute Kameraden, mit einander zu verkehren, die Freude am Lernen und Wissen zu theilen, ohne gleich in die absurden kleinen Intriguen, Liebeshändel, coquetten Manöver und faden Schmeicheleien zu verfallen, welche den

heutigen Umgang junger Leute nur zu sehr charakterisiren? Es müsste nur der Anfang gemacht werden; die Gewohnheit würde bald den vielleicht gefährlichen Reiz der Neuheit wegnehmen und die guten Resultate zeigen. Fände sich dann auch hie und da ein junger Mann, welchen die Nähe der weiblichen Studenten störte und zerstreute, giebt es denn etwa jetzt keine, die unaufmerksam auf den Lehrbänken sitzen? Oder vergässe ein leichtsinniges Mädchen über den Mitschülern die Wissenschaft, giebt es denn in unserer heutigen Gesellschaft keine Mittel und Wege für den Leichtsinn, sich Befriedigung zu verschaffen und das »bessere Theil« darüber zu vergessen? Ist es etwa unerhört, dass selbst in der Kirche Gefallsucht und Leichtfertigkeit ihre Netze auswerfen? Wenn aber dem ernsten Boden des Studiums, auf welchem junge Leute sich träfen, die Blüthe einer Neigung entkeimte, sollte man nicht von vornherein annehmen dürfen, dass ein solcher Bund, am Altar des Wissens, in klarer Beobachtung aller ernsten Seiten des Wesens geschlossen, mehr Garantien des Glücks böte, als die meisten auf so lockerem Grund erwachsenen Neigungen?

Wenn ein grösserer geistiger Inhalt die Jugend der Mädchen erfüllte, würde auch gewiss dem allzu frühen Heirathen vorgebeugt, welches so oft die Quelle namenlosen Unglücks ist. Wie kann ein Wesen, welches selbst kaum der Kindheit entwachsen ist,

dessen Charakter, dessen Neigungen und Bestrebungen noch keine dauernde Richtung genommen haben, geeignet sein zur Uebernahme so ernster Pflichten wie die einer Gattin und Mutter? Entweder ist sie ein weicher Teig, der in den Händen der Männer die Form annimmt, welche dieser ihm geben will. Dann wird sie, im besten Fall, wenn der Mann ein edler Bildner ist, sein Geschöpf. Das kann oft gut ausfallen; in den meisten Fällen aber wird es nur mehr oder minder verstecktes Sclaventhum werden. Oder die Frau erwacht zum Bewusstsein ihrer eigentlichen Natur und findet nur, dass diese himmelweit verschieden ist von der Annahme, mit der sie in die Ehe ging, dass zwischen ihr und ihrem Manne eine Kluft liegt, die nicht auszufüllen ist, dass sie entweder ihrer Pflicht untreu oder elend sein muss. Dann kommen die zerstörten Leben, die Leiden und Qualen und all das Familienelend, welches sie im Gefolge haben.

Ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren aber kann bei einer in ernstem, reinem Streben verbrachten Jugend ihren Charakter entwickelt, ihre Lebensanschauung gebildet, ihre dauernden Bedürfnisse kennen gelernt haben. Wenn sie sich dann zur Ehe entschliesst, so kann man mit einiger Sicherheit hoffen, dass sie die rechte Wahl getroffen haben wird. Ist doch auch dies nur wieder dasselbe, was dem jungen Mann gewährt

wird, welcher doch nur in seltnen Ausnahmen, und dann gewöhnlich zum Unglück, vor jenem Lebensalter eine Wahl trifft.

Viele werden lachen und sagen: dass es nicht der Mühe werth sei für das kurze Leben so grosse Anstalten zu machen, Alles so sorgfältig zu wiegen und zu bedenken und der Freude und dem Genuss fast die Thüre zu verschliessen.

Ja lieben Leute, wenn es Euch nicht ernst ist um das Leben, wenn Ihr es nicht als eine Culturaufgabe anseht, wenn Ihr Eurer Ewigkeit so gewiss seid, dass Ihr das hier Versäumte im Jenseits wieder gut machen könnt — nun wohl, dann haben wir nichts mit einander zu thun. Geniesst in ungestörtem Zusammenhang mit Eurer animalischen Abstammung den flüchtigen Sinnenrausch des Daseins. Wenn die letzte Stunde naht, wenn Euch plötzlich ein ungeheurer Schreck überfällt vor der hohlen Larve, in die sich all der so heiss erstrebte Genuss verwandelt hat, wenn ein ängstigender Zweifel Euch überkommt, ob es sich auch so verhalte, dass jenseits der dunklen Schwelle Zeit zum rechten Ernste sei — dann ruft nur Eure Priester; sie werden Euch die Eingangskarten in das Jenseits liefern und dem Volke bei Eurer Beerdigung Zuckerwerk hinstreuen, damit es für Eure Seelen Paternoster bete, wie es in Süd-Italien geschieht.

Ihr Andern aber, die Ihr Euch weit genug

von den Affen-Urvätern fühlt, um ein bewusstes Leben der Intelligenz und Güte zu führen, lasst Euch nicht bange sein, dass das Leben zu ernst, zu traurig werde. Weise Arbeit macht zunächst niemals traurig, sondern heiter; besonders wenn sie einen beglückenden Zweck hat und der Erfolg sie lohnt. Wie aber sollte es ausserdem traurig sein das Leben mit den höchsten würdigsten Interessen zu füllen, die allein ihm erst Werth und Bedeutung verleihen? Wie sollte es traurig sein, wenn Wissenschaft und Kunst ihr herrliches Licht um uns verbreiten, wenn die thätige Liebe uns treibt, die Thränen des Kummers zu trocknen, die Leiden Anderer zu mildern, das Lächeln des Trostes und der Freude hervorzurufen? In der unendlichen Fülle, welche das Leben den »thätig es Preisenden« bietet, wo bliebe der Raum für Langeweile, für Ueberdruss, für allzu düstern Ernst?

Das Bedürfniss einer Philosophie

Etwas Anderes ist die Trauer, welche aus der Beschaffenheit des Daseins selbst entspringt; dieses Daseins, welches nur zu oft dem Adler die Flügel bindet, dass er nicht zur Sonne aufsteigen kann, welches gigantische Wünsche in Pygmäenformen bannt und dem idealsten, dem uneigennützigsten Streben die Beschränkung des Endlichen, der Dummheit, der Ideallosigkeit entgegen setzt; welches die Sehnsucht nach Glück nie erfüllt, der Liebe den Schmerz der Trennung, des Todes bereitet und für den fragenden Geist immer ein letztes grosses Räthsel übrig lässt. Ja, die Trauer ist heilig; sie ist das Vorrecht schöner Seelen, die sie in der Abendstille besucht, wie ein geheimnissvoller Wanderer aus einer andern Welt, aus der Welt der Ahnung, der wunderbaren Tiefe, in welcher Musik und Poesie ihre Quelle haben. Diese Welt wird von den Materialisten geleugnet, von den Weltkindern nicht gekannt, von den Ueberklugen verspottet, von den Orthodoxen für ein Missverständniss

erklärt. Aber die hohen, die wahrhaften Dichter kennen sie, und die reinen Herzen und die stillen Weisen kennen sie auch. Aus ihr reicht die Hand der Wahrheit dem Genius »den Schleier der Dichtung«. Aus ihr empfangen die reinen Herzen die Gewissheit, dass alles Vergängliche nur ein Gleichniss ist. Aus ihr verstehen die stillen Weisen, dass wir in der sogenannten »wirklichen Welt« nur das Abbild des Wesens der Dinge im Spiegel haben und dass erst, wenn dieser Spiegel durch den Tod umgekehrt wird und das Abbild in's Nichts verschwindet, das wahre Wesen sich erkennen und von dem Trugbild, welches wir für wirklich hielten, nichts mehr wissen wollen wird. Hierzu gehörig sagt der grösste Denker der Neuzeit:

»Je deutlicher sich einer der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beschaffenheit aller Dinge bewusst wird, desto deutlicher wird er sich auch der Ewigkeit seines eigenen inneren Wesens bewusst; weil doch eigentlich nur im Gegensatz zu diesem, jene Beschaffenheit der Dinge erkannt wird; wie man den raschen Lauf seines Schiffs nur nach dem festen Ufer sehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff selbst sieht«.

Freilich kann man nur negativ wissen, was unser eigentliches Wesen ist; sicher nicht die vergängliche Erscheinung mit allem, was zu ihr gehört, also auch dem kühnen Intellekt, der sich vermisst den Sternen ihre Bahnen

nachzurechnen. Auch er gehört zu dem Vergänglichen der Individuation jenes ewigen Wesens, welches wir nur ahnend erfassen und welches eben das ist was in uns trauert, wenn es den leidenvollen eng begrenzten Durchgangsprozess, durch welchen das in die Erscheinung Gebannte hindurch muss, bedenkt.

Was dieses eigentliche Wesen, »das Ding an sich«, sei?

Auch hierauf sei es mir erlaubt, die Worte jenes Denkers anzuführen: »Diese Frage ist nie zu beantworten, weil das Erkanntwerden selbst schon dem ansichsein widerspricht, und jedes Erkannte schon als solches nur Erscheinung ist. Aber die Möglichkeit dieser Frage zeigt an, dass das Ding an sich, welches wir am unmittelbarsten im Willen erkennen, ganz ausserhalb aller möglichen Erscheinung Bestimmungen, Eigenschaften, Daseinsweisen haben mag, welche für uns schlechthin unerkennbar und unfasslich sind und welche eben dann als das Wesen des Dings an sich übrig bleiben, wenn sich dieses als Wille frei aufgehoben hat, daher ganz aus der Erscheinung heraus getreten und für unsere Erkenntniss, d. h. hinsichtlich der Welt der Erscheinungen, in's leere Nichts übergegangen ist. Wäre der Wille das Ding an sich, schlechthin und absolut, so wäre auch dieses Nichts ein absolutes; statt dass es sich eben dort uns ausdrücklich nur als ein relatives erweist«.

Warum aber dieser geheimnissvolle Vor-

gang der Individuation stattfindet, warum das ewig Freie sich selbst bindet und sich einen engen Kerker statt der Unendlichkeit wählt? Wer vermöchte es zu sagen! Die christliche Religion hat es in einem dunklen, aber schönen Bilde zu erklären versucht: von Ewigkeit her war es bestimmt, dass das schaffende Wesen sich selbst gegenständlich werde, als Vater im Sohn, und dass diese Individuation des Urwesens hinaus müsse in die Erscheinungswelt, um deren Weh, Leid und Tod durchzumachen und die Erlösung von der Schuld des Daseins zu vollbringen, indem sie dieses Dasein selbst verneinte. In allen Religionen finden sich ähnliche Vorstellungen, da dem suchenden Menschengeist die Wahrheit zunächst im Gewand der Mythe aufgeht, und er sie nie auf einmal, als Offenbarung, empfängt. Eine einmalige übernatürliche Offenbarung wäre die absolute Wahrheit; aber das ganze bisherige Leben der Menschheit zeigt nur ein beständiges Wandeln, Weiterschreiten, Untergehn und Entstehen, aber nirgends ein absolut feststehendes. Jede Religion schien ihren Gläubigen absolute Wahrheit, so lange sie lebensfähig war. Wie viele Religionen aber sind schon versunken, um nie wieder zu erstehen und werden jetzt nur von den Menschen als ein frommer, oder wohl gar als ein unbegreiflicher und schädlicher Irrthum angesehen. Wie lächelt heut zu Tage jeder denkende Mensch über die Anmassung eines Priesters, der sich als unfehlbar hinstellen

will! Welch ein Armuthszeugniss ist es für eine Kirche, wenn sie mit solchen Mitteln ihre Existenz retten muss! Grosse Wirkungen können nur von dem, was für Wahrheit gehalten wird, ausgehen. Es ist nicht die Wirkung, die vom Irrthum ausgeht, welche diesen den Menschen zur scheinbaren Wahrheit macht, wie Manche meinen. Sobald der Irrthum als solcher erkannt ist, hört die Wirkung auf, oder wird dann nur eine zu Zwecken des Betrugs und der Herrschsucht bewusst unterhaltene. Daher kann man nicht sagen, dass der Irrthum der Menschheit mehr genützt habe als die Wahrheit. Die Fetischanbeter kannten keine Wahrheit, die ihrem Irrthum gegenüberstand, sie glaubten die Wahrheit zu besitzen. Die christliche Kirche, in ihrer frühesten Blüthezeit, stand als geglaubte Wahrheit dem Heidenthum gegenüber, obwohl dieses wissenschaftlich und philosophisch, in Demokrit und Aristoteles, bereits eine viel höhere Stufe wissenschaftlicher Methode und philosophischer Weltanschauung erreicht hatte. Zunächst schadete vielmehr hier der für Wahrheit gehaltene Irrthum der Menschheit, indem er den Weg wieder umnachtete, welchen das Licht des Gedankens bereits mit froher Morgenhelle bestrahlt hatte. Dennoch ging die Menschheit den dunkleren Pfad, sich im Besitz der Wahrheit wähnend, trotzdem sie finstern Aberglauben für helles Wissen, den Cultus der Knochen für die idealen Gebilde herrlichsten Kunstschaffens eingetauscht

hatte. Der suchende Menschengeist liess sich aber nicht gefangen halten in der Form, welche die Schönheit für sündhaft erklärte und die Entdeckungen des forschenden Geistes als Werke des Teufels verdammte. Er drang hindurch und schuf, zurückgekehrt zu der Anschauung der Natur und der Beobachtung durch die Sinne, eine neue herrliche Kunst und eine neue wissenschaftliche Methode, mittelst welcher er voranschritt im Bereich des Wissens und des Schönen.

Wie nun in der Religion auf der einen Seite das Autoritätsbedürfniss, das Gefühl der Abhängigkeit von unverstandenen Gewalten, das Bewegende war, so war es auf der anderen Seite das Streben über sich hinaus nach etwas Höherem, nach einem sittlichen Ideal. Auch in den rohesten Formen, vor einem Steinklumpen, vor einem Fetisch, vor einer gräulichen Larve, war es doch dies Streben, welches den Menschen trieb anzubeten, und in Schauern der Ehrfurcht oder in Hymnen der Begeisterung ein geahntes, höheres Prinzip, sei es des Guten oder des Bösen, zu verehren. Man könnte beinahe sagen, dass dies Streben auch a priori dagewesen sei, wie die Anschauungsformen unserer Wahrnehmung: Raum und Zeit. Könnten wir die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Empfindungen und Vorstellungen bis an ihren letzten Ursprung verfolgen, so würden wir sicher diesem Bedürfniss in seiner rohsten Form auf der Grenze, wo zuerst Licht und

Finsterniss im Chaos des menschlichen Wesens sich schieden, begegnen. Wenn wir die heut zu Tage lebenden wilden Stämme als Norm für die urweltlichen Menschen annehmen wollen (was übrigens wohl eine sehr ungenügende Annahme wäre), so finden wir das Vorhandensein dieses Bedürfnisses bestätigt.

An die Stelle der religiösen Dogmen, mit welchen es sich zu befriedigen suchte, wird auf höheren Culturstufen das Streben nach der Verwirklichung eines sittlichen Ideals treten. Die positiven Wissenschaften, Mathematik, Astronomie und andere, können uns das nicht geben. Die Wissenschaft, welche sich nur mit der Aussenseite der Dinge beschäftigt, hilft die materielle Basis feststellen, auf welcher die Menschheit mit grösserer Sicherheit das Gebäude eines geistig und sittlich veredelten Daseins aufbauen kann. Das Ideal dieses höheren Zustandes aber, zu dem die menschliche Gesellschaft sich zu erheben strebt, indem sie eine unvollkommene Form nach der andern vernichtet, wird nur geschaffen durch Vernunft, Kunst und Liebe, d. h. Caritas, Mitleid mit der von der Schuld des Daseins zu erlösenden Creatur, und in diesem Streben allein mildert sich die Trauer, von welcher ich am Anfang dieser Betrachtung sprach.

Lebenspflicht

(Capri)

Auf diesem meerumgürteten Capri stehe ich nun wieder, wo ich einst so glückliche Tage mit Euch, holde Schwestern, Kinder meiner Wahl, verbrachte *). Wie froh, wie unschuldig glücklich war die Zeit, welche wir hier verlebten: Keine Erdensorge störte uns den Genuss der göttlichen Welt. Ich lebte in Eurer Jugend, in der Hoffnung Eurer schön verheissungsvollen Zukunft. Die Schmerzen, Kämpfe und Leiden meiner Vergangenheit ruhten still in der Tiefe der Erinnerung, wie

*) Es war im Jahr 1862, nachdem ich zwei Winter in Paris verbracht und dann die Erziehung von Herzens jüngster Tochter wieder übernommen hatte, dass beschlossen wurde, ich solle mit den zwei Töchtern (auch die Aeltere, eben erwachsen, schloss sich an) nach Italien, vorläufig auf einen Winter nach Florenz, theils meiner Gesundheit, theils häuslicher Verhältnisse wegen, die für den Augenblick der Erziehung nicht günstig waren. Was aber für Monate gemeint war, wurde zu Jahren; wir gingen von Florenz nach Rom, von da im Sommer eben nach Capri, worauf sich das Obige bezieht. Anm. der Verfasserin.

die ernsten Felsendenkmale Capri's in der blauen Flut. Wie heiter war es, wenn wir mit den Künstlerfreunden, die wir hier trafen, hinunter zogen an die kleine Marine, in das cyclopisch aufgehäufte Chaos der Felsen, zwischen denen das Meer in crystallener Klarheit spielt. Die Kinder machten ihre Badetoiletten hinter den Steinblöcken und sprangen dann lustig, wie kleine Meergötter, in das Wasser, um sich unter tausend Scherzen in der wogenden Kühle zu erquicken. Ernste und heitere Gespräche gaben der Zeit Flügel, während die Künstler die herrliche Natur auf die Leinwand zauberten. Endlich, beim hereinbrechenden Abend, klomm die ganze Gesellschaft, mit Einschluss der Knaben des Ortes, welche Staffeleien und Malkasten trugen, unter Gesang und fröhlichem Geplauder den steilen Weg wieder empor, während der Mond über den Felsen herauf stieg und die tief zurückbleibende Wasserfläche mit silbernem Glanz überstrahlte. Nach dem Nachtmahl, welches alle Gaben dieser freigebigen Natur verherrlichten: Feigen, Trauben, edler Wein, lagerte sich die Gesellschaft auf dem flachen Dache des Hauses. Das Heer der Sterne funkelte über unsern Häuptern, Sternschnuppen fielen, wie goldner Regen, um uns nieder, und eine geistvolle Künstlerin improvisirte phantasievolle Märchen, denen Gross und Klein mit Freude lauschten. O schöne Tage! Empfanden wir damals nicht Alle tief den

Sinn des Goethe'schen Worts: »Wie es auch sei das Leben, es ist gut!«

Nun liegen lange Jahre zwischen jener Zeit und heute! Gräber, völlig gelöste Bande, trübe und frohe Tage, doch der ersteren mehr. Ihr seid fern, holde Kinder, seid auf der Höhe der Jugend, mitten im Leben! Ich bin alt und allein. Im Augenblick freilich sind werthe Menschen bei mir. Aber auch sie werden mich wieder verlassen, sie sind jung, sie müssen fort in die Welt, wo man kämpft und handelt. Ich werde wieder allein sein, und so geht es fort von Stunde zu Stunde, von denen »Alle verwunden und die Letzte tödtet«. Aber gestern Abend, als der eine der Freunde auf dem Piano phantasirte*) und die Musik die Stimmung vollendete, welche die zauberische Natur hier erzeugt, während der Andere schweigend neben mir sass, da empfand ich auf das lebhafteste die Unzerstörbarkeit unseres Wesens. Die alternde Hülle war mir nur wie ein Gewand, welches man ablegt, ich fühlte mich jung, »ich hatte alles, was ich je genossen«. Ich empfand die

*) Es war Friedrich Nietzsche. Den Winter, als ich mit ihm in Sorrent war, fuhren wir mit Dr. Rée auf ein paar Tage nach der zauberischen Insel, damals immer noch nicht so sehr dem Verderbniss durch Fremdenverkehr verfallen. Nietzsche spielte ja wunderschön, meist improvisirend, und den Abend, begeistert durch all das Schöne, was wir am Tag gesehen hatten, war er besonders ergriffen und entlockte dem Instrument wunderbare Weisen.

Anm. der Verfasserin.

Liebe schöner wie in der ersten Morgenfrühe des Lebens, gleich einem reinen Silberstrom von Herz zu Herzen fluthen, ich hörte noch erhabenere Geisterstimmen durch die Töne zu mir reden, als je früher; ich sah mich durch den langen, dunklen Traum des Daseins durchgedrungen zu der schönen Freiheit, in welcher der Geist seine Ewigkeit geniesst. Und dieser hohe Lebenspreis am Ende des Kampfes sollte nur der Schluss einer Zufallskomödie sein? Nur das Schauspiel der Entwickelung einer chemischen Combination*), die nicht einmal den Namen Drama verdiente, weil das Tragische nicht mit einer grossen Null endigen kann?

Ich las neulich in einem Buche: »Wenn es bewiesen werden könne, wie sich die ausserordentliche intellektuelle Thätigkeit der Ameise entwickle, so könnten wir den Schluss machen, dass sich die intellektuelle Thätigkeit des Menschen, der doch nur ein höher befähigtes Thier sei, auf dieselbe Weise entfalte, nur zu einer höhern Potenz. Auf diese Weise würde die Erscheinung des intellektuellen Lebens in der Menschheit erklärt sein.

---

*) Dass die Erinnerung an diesen schönen poesievollen Abend unmittelbar zu den folgenden Betrachtungen führte, kam daher, dass wir mit Dr. Rée, einem entschiedenen Positivisten, fortwährend Diskussionen über die philosophischen Probleme hatten, so dass das Wort: chemische Combination zuletzt sogar ein Scherzwort zwischen uns wurde. Anm. der Verfasserin.

Darüber hinaus gehe unser Verständniss nicht, könne es nie gehen; da höre demnach für uns alles Forschen auf, weil keine empirischen Beweise mehr dahin reichten und folglich das Gebiet der Metaphysik beginne.« — Wenn wir aber nur Produkte einer chemischen Zufälligkeit sind, wenn der lange, heisse Kampf um Wahrheit, wenn die Liebe, wenn das Mitleid, wenn die Leiden, die wir dulden, nur Ergebnisse eines chemischen Zufalls sind, — wäre es dann nicht besser, nicht gerechtfertigter, sich den Folgen desselben zu entziehen, die nutzlose Ebbe und Fluth der Existenz abzuschneiden und, sobald das Bewusstsein über d i e s e Realität eintritt, sie mit frohem Muthe zu vernichten? Ja, der Selbstmord wäre dann die einzige vernünftige That, die einzige Antwort der blinden Macht gegenüber, welche uns als blosse chemische Combination zu so ungeheuren Schicksalen verdammte. Diese Entstehung zu einer Entwickelung ohne Zweck, zu einer Leidensfähigkeit ohne Grund verdiente nichts Anderes als rasche Vernichtung. Die Materialisten antworten: ja wir müssen das Dasein eben hinnehmen, so gut wie die Blüthe an der Pflanze erblühen, die Frucht am Baume reifen, die Schnecke am Boden kriechen und das Insekt im Sonnenschein sein Dasein verflattern muss. Wohl! aber die Blüthe hat nichts anderes als ihr Blüthenbewusstsein und die Frucht nichts anderes als ihr Fruchtbewusstsein, und wenn

das erfüllt ist, so ist es kein Schmerz für sie zu verschwinden. Schon die Schnecke, schon die Eintagsfliege haben beinahe zu viel Schmerzfähigkeit für die Bedingungen ihres Daseins. Aber sie kommen nicht bis zum Bedürfniss von Zielen, sie kennen den Schmerz nicht, umsonst gestrebt zu haben, sie haben nicht mit den tödtlichen Umarmungen des Zweifels zu ringen, ihnen leuchtet nie ein träumerisches Ahnen von Seligkeit, das Feuer geistigen Entzückens wärmt sie nie, und nie wachsen ihnen Flügel der Begeisterung. Wäre die chemische Combination der Atome die einzige Ursache unseres Daseins, so hätten wir ja vor allen Dingen gar nicht mehr nöthig, uns mit der Lösung hoher Probleme zu beschäftigen. Aller Speculation, aller Metaphysik, aller Philosophie müsste, als reinem Unsinn, die Thür verschlossen werden. Wem es Freude machte, sich, wie am Schachspiel, an den chemischen Combinationen, an den mannigfaltigen Ergebnissen des Experiments zu üben, der möchte es immerhin thun. Es wäre immer eine anständige Art, das absurde Leben hinzubringen: den Bau der Welt in seinem Mechanismus zu ergründen, die Ergebnisse chemischer und physischer Erkenntniss zum materiellen Nutzen für sich und Andere anzuwenden; das Leben reinlicher, gesunder, angenehmer, nützlicher zu machen. Es wäre besser, als die Lebenszeit in thierischem Genusse hinzubringen, weil ein reinlicher, mässiger

Mensch angenehmer zu sehen ist als ein unmässiger, unreinlicher Mensch. Aber wäre es sittlicher, wäre es idealer?

Der Begriff der Sittlichkeit, überhaupt des Guten und Bösen, ist ein erst historisch entwickelter, nicht a priori im Menschen vorhandener, sagen die Positivisten.

Angenommen es wäre so, jedenfalls ist er nun da, ist verzweigt mit allen Sphären des Daseins, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und, wie wir ihn auch taufen mögen, er beherrscht uns. Gewisse Handlungen sind uns widerwärtig, empören uns; wir würden uns für befleckt halten sie zu begehren; andere befriedigen uns, geben uns eine erhöhte Empfindung unserer selbst, entzücken uns, wenn wir sie begehen sehen, ob wir den Thäter dabei für unverantwortlich halten oder nicht; ob wir glauben, dass er nur den unabänderlich feststehenden Trieben seiner Natur folgt, oder im Stande ist sie zu beherrschen und zum Gehorsam gegen die Gebote seiner Einsicht zu zwingen. Nicht nur, dass dieser Begriff da ist, sondern er wächst noch, entwickelt sich zusammen mit dem Leben der Menschen und entfernt sich so allmählich in eben dem Maasse von seinen Uranfängen, wie sich die menschliche Natur von ihrem Affen-Ursprung entfernt. Nun hat es gewiss für unser wissenschaftliches Denken eine ausserordentliche Wichtigkeit, uns von den Nebeln der religiösen Vorstellungen über

unsere Entstehung und unsere Verpflichtung im Dasein zu befreien, und es ist dies, wie jede Klarheit, willkommne Zugabe zu der Summe der Einsicht, gesetzt auch, dass wir nur die oberste Stufe der animalischen Stufenleiter sind. Aber an der praktischen Seite unserer Lebensaufgabe ändert dies nichts. Im Gegentheil: jede Anforderung an ein vernünftig zu ordnendes, sittlich zu vollbringendes, zu den höchsten Zielen zu erhebendes Leben würde tausendfach dadurch verstärkt und verschärft, denn diese Anforderung gelangt nun direkt an uns und nicht mehr durch Vermittelung eines Wesens, von dem wir abhängig wären.

Ferner sagen die Positivisten: es giebt gar keine an sich gute oder böse Handlungen; wir nennen sie nur so, weil wir von Jugend an gewöhnt sind, gewisse Handlungen als gut, andere als schlecht zu bezeichnen, je nach den Beziehungen, die sie auf uns selbst oder Andere haben; je nachdem sie egoistisch oder unegoistisch sind. Es ist sogar möglich, den Process dieser Entwickelung bis nahe an seine ersten Anfänge zu verfolgen, zu sehen, wie die Begriffe des Guten und Bösen sich gebildet haben, wie bei schon hochcivilisirten Völkern noch für gut, verdienstvoll, ja höchste Tugend galt, was wir jetzt verdammen, z. B. bei den Griechen die Rache. Weiter sagen Jene: es giebt keine Pflicht, denn dazu müsste ein absolutes Gesetz von Aussen oder ein

a priori herrschendes Sittengesetz da sein, welches Beides durch Naturforschung und Geschichte verneint wird.

Ja, aber dennoch entsteht durch die Gewalt der natürlichen und historischen Entwicklung ein Bewusstsein von einer Art zu handeln in uns, welche wir Pflicht nennen. So wie Reinlichkeit eine Pflicht ist gegen die Gesundheit, gegen die Schönheit, gegen die Achtung, die man für sich selbst hegt, so ist redlich, aufrichtig, edel handeln eine Pflicht gegen die Reinheit unseres Bewusstseins, gegen den nun einmal in uns gereiften Begriff des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit. Wenn wir von jedem metaphysischen Grunde des Daseins abstrahiren, wenn wir alles uns bekannte organische Leben nur für eine zufällige chemische Combination nehmen, so können wir doch nicht leugnen, dass wir gewordenen Thatsachen gegenüberstehen, welche uns mit einem Netz von Banden, von Verpflichtungen, von Vorstellungen umstricken, innerhalb derselben unser ganzes Denken und Thun wurzelt und durch welche es fortwährend bedingt ist. Wenn es für den noch ganz gorillaähnlichen Menschen keinen Unterschied zwischen gut und böse gegeben, wenn er keine Pflicht gekannt, wenn ihm jede ideale Regung gefehlt hat, so sind wir eben auch jener Mensch nicht mehr. Wir sind etwas Anderes, eine im Kampf um's Dasein völlig veränderte Species geworden. An sich ist nichts gut oder böse,

sagt Hamlet, erst die Gedanken machen es dazu. So haben wir im Laufe der Zeiten Verhältnisse hergestellt, welche wir mit Recht als die Schöpfung der Menschheit bezeichnen können, in welcher sich Rechte, Pflichten, geistige Gesichtspunkte festgestellt haben, die im Urzustande der Menschheit nicht da waren und mit dem natürlichen Menschen nichts gemein haben. Wir können allerdings aus diesem gewordenen Dasein austreten, uns auf eine wüste Insel begeben und als Gorilla leben, das steht uns frei. Wir beweisen aber damit nichts. Wir können auch gegen das Sittengesetz, gegen die Verpflichtungen, welche ein entwickelter Zustand der Gesellschaft uns auferlegt, protestiren, indem wir Räuber, Mörder, Diebe, Vagabunden werden. Dann können wir es aber der Gesellschaft nicht verargen, wenn sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ergreift, um gegen diesen Protest ihrerseits zu protestiren und uns in der Weise zu strafen, wie es ihr historisch gewordenes Rechtsbewusstsein erheischt.

Solche Strafe ist nur Abschreckung, sagen immer Jene, um ähnliche Handlungen zu verhüten. Ich meine, sie soll auch Strafe sein für die begangene That. Gesetzt aber auch, sie wäre nur das Erstere, so bewiese sie dennoch schlagend, wie weit die Menschheit von der Existenz, wo nur einfache Naturzustände herrschen, entfernt ist; denn, obgleich die Wissenschaft die Unverantwortlichkeit des

Menschen festgestellt zu haben meint, da sein Charakter und die ihn beherrschenden Triebe ihm angeboren sind, so wird er doch bestraft, als ob er verantwortlich wäre, weil die Gesellschaft sich Gesetze und Einrichtungen geschaffen hat, gegen deren Uebertretung oder Missbrauch sie sich schützen muss.

Dass alle diese gewordenen Zustände wieder unzähliger Modifikationen fähig sind und im Laufe der Zeiten sich weiter entwickeln werden, wie sie es schon in der Vergangenheit gethan haben, versteht sich von selbst. Und dass diese Veränderungen immer mehr das Produkt bewussten Schaffens der Menschen werden zufolge erhöhter Einsicht und festerer Ziele, das ist eben unsere Aufgabe, und deshalb giebt uns unsere Entstehung, sei sie auch die, als welche die Positivisten sie bezeichnen, nicht mehr das Recht zum Selbstmord, wohlverstanden: so lange wir noch mitarbeiten können in uns selbst und an Andern das Werk der Welterlösung zu vollziehen. Wir haben, wenn wir auch nur das am höchsten entwickelte der Thiere sind, die Grenze unserer Abstammung mit einer starken Demarkationslinie gezogen und sind Schöpfer unserer Welt geworden. Das Thier kann nie Schöpfer werden, es erleidet die Naturgesetze; der Mensch aber wird ihrer nach und nach Herr und hat die Aufgabe, sie den Geboten seines Geistes dienstbar zu machen. Und damit ist ihm der Kampfpreis des Daseins bestimmt.

Von dem möglichen Einfluss der Frauen auf die Politik

Wenn die Frauen auch politisch emanzipirt würden, d. h. wenn sie, wie es sich gehört, gleiche politische Rechte mit dem Manne hätten, wie viel gute Folgen würde das haben!

Ruhig, ruhig, Ihr Spötter: lacht nicht und haltet die ironische Bemerkung zurück, die Euch gleich auf den Lippen schwebt, wenn von so etwas die Rede ist. Hört ruhig zu, und seht, ob Ihr nicht anerkennen müsst, dass das Gesagte vernünftig ist.

Zunächst ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, dass die eine Hälfte der Menschheit in Allem, was bürgerliche Rechte anbelangt, mit der anderen gleich gestellt werde. Wollte man hier gleich einwenden, wie es Constantin Frantz gegen Stuart Mill thut, dass der sogenannte »Rechtsstaat«, in dem wir leben, überhaupt eine naturwidrige Einrichtung ist, so hiesse es zunächst weiter nichts als eine Gerechtigkeit im Zustand der Ungerechtigkeit

vollziehen, denn wir leben doch nun vorläufig in diesem Rechtsstaat. Hat doch auch die Natur der Frau die Aufgabe, das Leben der Menschheit zu erhalten, zu gleichen Theilen mit dem Mann zugetheilt, ja sogar ihr das schwerere Theil, weil das leidenvollere. Wie sollte nun nicht im Culurleben der Menschheit die Aufgabe auch gleich getheilt werden, und wie sollten nicht mit der Aufgabe auch die Rechte der Frauen zur völligen Gleichstellung mit denen des Mannes kommen müssen? Es ist das eben nur noch eine Frage der Zeit; kommen wird es.

Aber die politischen Rechte? Schon oft ist mir von Seiten der Männer gesagt worden: »Gott, wünschen Sie es doch den Frauen nicht; es ist ja alles so brutal in der Politik, dass es wahrlich keine Freude ist damit zu thun zu haben, und wenn z. B. zu dem Unsinn, der ohnehin schon in unsern Parlamenten geschwätzt wird, auch noch das Geschwätz von Frauen käme, da wäre es ja gar nicht auszuhalten.«

Ach, das ist es gerade! Also haben der bisher von den Männern organisirte Staat und die Politik, welche ausschliesslich in ihren Händen war, nicht so goldne Früchte getragen, es ist da Alles den Anforderungen wahrer Cultur nicht so entsprechend gewesen, dass wir sagen könnten: dabei bleibe es ora e sempre. Nein, gewiss wenn wir unser staatliches und sociales Leben untersuchen, so erschrecken wir über die Rohheit, die

Barbarei, in der wir noch nach allen Seiten hin stecken. Man nehme nur zunächst die häufigen Kriege, welche das alte Europa, das sich den Sitz der Civilisation wähnt, zerreissen. Man sehe wie die civilisirtesten Staaten des Elends so viel in sich bergen, dass sie keine Abhülfe dafür finden; wie die Lehrer des Volks so schlecht bezahlt werden, dass sie kaum leben können; wie die Zwangsjäcke noch allen Verhältnissen angezogen ist; wie die Erhaltung der stehenden Heere Summen verschlingt, welche die Wohlfahrt von Millionen machen könnten, und wie diese Heere, welche im Kriege sich schlachten lassen müssen für Zwecke, die nichts weniger als Culturzwecke sind, im Frieden Hunderttausende von rüstigen Menschen der segenspendenden Arbeit des bürgerlichen Lebens entziehen.

Ein grosser Stratege und besonnener Staatsmann hat vor einiger Zeit im Anblick der drohenden Wolken, welche wieder am politischen Himmel schweben, gesagt: »es sei das gegenseitige Misstrauen der Staaten, welches die Erhaltung der Armeen nothwendig mache, da dieses Misstrauen eine ewige Bedrohung des Friedens sei«. So ist es; aber was sagt dies für unsere Civilisation? Dass sie eine organisirte Wildheit ist, nichts weiter. Vergebens schmücken sich die angreifenden Parteien mit den hohen Vorwänden der Civilisation, der Religion, der Gerechtigkeit, der Liebe zu den Unterdrückten. Wehe uns

wenn diese hohen Dinge keine anderen Mittel zur Verwirklichung hätten als die blutigen Gräuel der Waffen. Sind es doch fast immer nur Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, Eroberungslust, kurz alle schlechten Triebe des Egoismus, welche den Anlass geben. Und, anstatt dass diese Art Politik zu treiben wenigstens allmählich abnähme, nimmt sie im Gegentheil immer colossalere Proportionen an, bedarf Armeen wie sie keine Vorzeit gekannt hat, erfindet Mordwerkzeuge, die, gleich dem christlichen Bild des Todes, gleich ganze Saaten von Menschenleben abmähen, und verursacht dem Staat nicht nur eine furchtbare Einbusse an physischen Kräften, sondern ebenso an geistigen. Sind es doch, ganz besonders bei einem Wehrsystem wie das deutsche, meist die edelsten intellektuellen Kräfte, die da zu Grunde gehen, und zwar nicht blos die einer Generation, weil der Krieg die Blüthe der intellektuellen Jugend hinrafft, ehe sie Nachkommen zeugen konnte.

Nun, und warum sollte es nicht der Probe werth sein, in diese Welt der noch so rohen männlichen Leidenschaften und Gesichtspunkte ein milderndes, versöhnendes Element einzuführen durch die Betheiligung der Frauen? Es hat wohl öfter schon eine Betheiligung der Frauen an der Politik stattgefunden, aber, wie alle Betheiligung von Sclaven, durch unedle Mittel, durch Intrigue und List. Das ist nicht das Rechte. Es versteht sich von selbst, dass

auch hier wieder die bessere Erziehung, die vollständigere Bildung der Frau vorangehen muss. Warum sollte es aber ausserhalb des Gesichtskreises einer wahrhaft gebildeten Frau liegen, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes und mit den administrativen Einzelheiten des staatlichen Lebens zu beschäftigen? Wenn die Politik mehr und mehr aus den Cabinetten der Fürsten, von den grünen Tischen der Minister und Diplomaten hinaustritt in die Oeffentlichkeit und, wie sie es sein soll, die Angelegenheit der Völker selbst wird, deren Beauftragte Jene nur sind — warum sollten die Frauen sich nicht thätig dafür interessiren, da es ihr Leben und das ihrer Theuersten ebenso gut angeht wie das der Männer? Warum sollten sie nicht zunächst mit wählen dürfen, wenn es gilt die besten Vertreter für die Interessen eines Kreises, einer Provinz, des Staates zu finden? Ihr Urtheil über die geistige Befähigung der Männer ist oft ein viel feineres und treffenderes, als das der Männer untereinander. Dazu würden die Frauen einer Menge von Bestechungen, welche jetzt auf die Wähler ausgeübt werden, nicht zugänglich sein, z. B. durch Getränke, durch Geld, Versprechen von Beförderung u. s. w. Man wird einwenden, dass sie dafür den Schmeicheleien, den Bewerbungen, den Liebesversicherungen der Männer desto zugänglicher sein würden. Das wird öfter der Fall sein, aber

immer weniger, je gebildeter die Frauen werden, je mehr sie sich selbst achten lernen, und dann — kommen denn etwa bei den Männern keine Missbräuche vor? Wir haben es schon früher gesagt: es kommt nur darauf an, wo die grössere Menge ist.

Ich höre schon einen andern Einwand dem ersten folgen: »wie unweiblich ist das Alles, was soll die Frau in den rohen Vereinigungen der Männer, wo es nur zu oft brutal hergeht?«

Was sie soll? Was sie überhaupt im Leben soll: veredlen, versöhnen, civilisiren, die Priesterin edler Sitte wie im häuslichen, so im öffentlichen Leben sein.

»Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.«

Kann denn bei brutaler Handhabung der wichtigsten öffentlichen Fragen die Vernunft und die wirkliche Einsicht das Herrschende sein? Schwerlich. Warum also die humanisirenden Elemente ausschliessen? Zudem ist es ja einfache Gerechtigkeit; die Frau ist so gut Staatsbürger wie der Mann. Es muss ihr ebenso viel daran gelegen sein, den würdigsten Vertreter der öffentlichen Interessen, von denen auch das Wohl des Einzelnen abhängt, zu finden.

Ferner aber, warum sollten nicht auch Frauen thätigen Theil nehmen am administrativen Leben des Staates, an der Volksvertretung?

Die Gegner stossen einen Schrei der Entrüstung aus: »Hat denn die Hausfrau, die Mutter nichts Besseres zu thun, als in Akten zu wühlen und in Parlamenten unnütze Reden mit anzuhören, oder gar selbst welche zu halten?« Ja, allerdings; so lange die Hausfrau, die Mutter ihren Pflichten als solche im ausgedehntesten Sinne obliegt, wird sie schwerlich Zeit für jene Beschäftigungen haben. Aber zunächst sind ja nicht alle weiblichen Wesen Hausfrauen und Mütter. Wie Viele giebt es, die von Natur mit grossen organisatorischen und administrativen Talenten versehen sind und vielmehr an die Spitze grosser Gemeinwesen passen, als an die Spitze des Familienlebens; wie Viele, welche aus dem einen oder anderen Grunde unverheirathet bleiben und sich nach einer gemeinnützigen Thätigkeit sehnen, weil sie die Fähigkeit dafür in sich fühlen; wie Viele endlich, welche ihre Aufgabe als Mütter vollendet, die erwachsenen Kinder in die Welt entlassen haben und noch jung und kräftig genug sind, um auf andere Weise in der Welt zu nützen. Warum sollten diese nicht ebenso gut an der Landesverwaltung Theil nehmen wie die Männer? Würden nicht eine Harriet Martineau, eine Mrs. Lewis (George Elliot), eine George Sand und manche Andere Besseres zu sagen und vorzuschlagen gewusst haben als viele, viele der — leider — Nicht-Capacitäten, welche jetzt in den Versammlungen sitzen, in denen

die höchsten Interessen der Nationen berathen werden? Ist man doch längst daran gewöhnt, die Frau als Künstlerin in der Oeffentlichkeit zu sehen und zwar oft in der allerhässlichsten und unweiblichsten Weise, wie z. B. beim Ballet. Dagegen protestiren die Männer nicht. Wenn eine grosse Künstlerin uns die gewaltigsten Leidenschaften in ergreifender Wahrheit darstellt, uns bis zum Entzücken hinreisst, uns bis zu Thränen rührt, so wird das Niemand unweiblich nennen, und mit Recht nicht. Warum sollte es denn unweiblich sein, wenn in der Versammlung ernster Männer (wenigstens sollte man doch voraussetzen, dass es ernste Männer seien, welche über das Wohl und Wehe ihres Volkes zu berathen haben!) ernste Frauen mitsässen und ihren Vorrath an Lebenserfahrung, an Beobachtungen, an geprüftem Urtheil hinzubrächten?

Ich habe schon gesagt, dass die gültigsten Zeugnisse erfahrner Männer vorliegen über die günstigen Einflüsse, welche die gemeinschaftliche Erziehung und höhere Ausbildung der Jugend beiderlei Geschlechts auf beide Theile gehabt hat in jener jüngern Welt der Civilisation, welche die alte bereits in so Vielem überflügelt hat. Warum sollten dieselben Einflüsse sich nicht auch unter älteren Menschen bei gemeinschaftlichem Handeln geltend machen? Vor Allem wäre zu hoffen, dass der Weltfriede dabei gewinnen würde.

Schon aus Egoismus der Liebe würden die Frauen gegen den Krieg eifern, der ihnen die Gatten, die Brüder, die Söhne hinrafft. Aber auch aus anderen Motiven würde die wahrhaft gebildete, edle Frau etwas Höheres anerkennen als das Prinzip der Nationalitäten, welches doch eigentlich nur eine Phrase ist, hinter welcher sich der Völker- oder der Regierungs-Egoismus verbirgt. Sie würde es auf's Stärkste fühlen, dass jenseits jener Grenzen, welche die Nationen scheiden, ebensogut Brüder wohnen wie diesseits, dass es durchaus nicht darauf ankommt in den Völkern die Leidenschaften zu nähren, welche die Menschen sich als Feinde gegenüber stellt, sobald ein Bergzug, ein Strom, oder eine Eroberungslinie sie scheidet; sie würde im Gegentheil betonen, dass es darauf ankommt, den Völkern begreiflich zu machen, wie ihre Interessen solidarisch sind, wie es für Aller Wohlfahrt besser ist, sich über die Grenze hinüber freundlich die Hand zu reichen, als das finstere Misstrauen wach zu halten, welches den Menschen vom Menschen scheidet.

Freilich einst, als Tapferkeit die höchste Tugend des Mannes war, da musste es auch dem Weibe ein verklärter Schmerz sein, die Geliebten im Heldenkampfe glorreich sterben zu sehen, und später, als die Vaterlandsliebe als begeisterndes Motiv an die Stelle heroischer Tugend trat, da durfte auch die liebendste Mutter nicht anstehen, die theuren Söhne

hinzugeben, um das Vaterland zu retten. Da galt es einer Idee; das Vaterland war der Inbegriff all der Güter, welche der Mensch als seine theuersten schätzt und welche gegen den Tyrannen, den Eindringling zu vertheidigen er ein heiliges Recht hatte. Auf diesem Gebiete haben, bis in die neuste Zeit, besonders die italienischen Frauen Beispiele wahrhafter Grösse gegeben, und so lange solche Verhältnisse wie die der heutigen Politik bestehen, muss das auch dasselbe bleiben. Die Frau, die Mutter muss bereit sein die Theuersten hinzugeben, wenn es gilt das Vaterland vor ungerechtem, willkürlichem Angriff zu bewahren. Aber ist das ein Zustand, dessen Dauer wir zu wünschen haben? Giebt es nicht ein höheres Prinzip als das der Vaterlandsliebe? Vor achtzehnhundert Jahren ward es schon verkündigt, das höhere Prinzip der Brüderlichkeit, der allgemeinen Menschenliebe. Aber die Welt, welche sich die christliche nennt, hat bis jetzt wenig Anstalten gemacht, es zu verwirklichen. Früher hatte sie Tortur und Scheiterhaufen für die Brüder, welche ihre Dogmen nicht anerkannten. Jetzt hat sie gouvernementale Interessen und den Vorwand der zu gruppirenden Nationalitäten, in deren Namen die menschlichen Brüder zu Mord und Todtschlag auf einander gehetzt werden. Nun, für jenes so lange unerfüllt gebliebne Prinzip, dünkt mich, sollten die Frauen einstehen. Ihnen, wenn sie einmal

einen legalen Einfluss auf die Politik haben, sollte es obliegen, Versöhnung zu predigen, den edlen Wettkampf der Völker in allen Werken des Friedens und der Cultur, aber nicht den Kampf, welcher auf blutigen Schlachtfeldern entschieden wird. Für die höchsten Culturfragen sollten sie eine edle Majorität bilden helfen, sollten gegen Zwangsgesetze protestiren, welche nur ungerechte Schutzmittel des Staates gegen die von ihm selbst verschuldeten Uebel sind, sollten vor Allem darauf dringen, dass idealisirende Bildungsanstalten geschaffen würden, die dem Volke offen ständen.

Immer und immer wieder führt das freilich auf die Frage zurück: ob wir das Leben als eine Culturaufgabe ansehen oder nicht. Wenn nicht, nun dann träume man ihn weiter, den bewusstlosen Traum des Daseins; man ergötze sich an dem bunten Scheine des Wahnlandes und tröste sich bei dem unsäglichen Leiden mit der Hoffnung auf ein vergeltendes Jenseits, man betäube das böse Gewissen in sinnlosem Rausch, um den Gedanken an die Höllenqualen, auf die man Anspruch hat, zu verwischen. Aber man spreche nicht von Civilisation und Cultur, man rühme sich nicht das fortgeschrittne Jahrhundert zu sein, man scheine einfach, was man ist: Barbar. Oder ist das etwa keine Barbarei, wenn, wie z. B. jetzt, russische Schiffe zur Nachtzeit auf der Donau hinfahren und Torpedos unter die

türkischen Schiffe legen, dass diese mit der schlafenden Mannschaft in die Luft gesprengt werden? Wir schreien auf vor Empörung, wenn wir im Thukydides von der Behandlung der eroberten Städte durch die Athener lesen, und sagen: jene Menschen schauen uns an wie wilde Thiere. Aber ist eine solche That wie die oben angeführte besser, menschlicher? Oder wir preisen ruhmredig, dass wir den Krieg humanisiren durch Anstalten, in welchen wir die von den scheusslichsten Mordwerkzeugen zerrissnen Glieder wieder zusammen flicken, wir singen sentimentale Lobpreisungen über die »hohen Frauen«, welche alsbald ein Frauencomité bilden, um Charpie zu zupfen und Verbandzeug zu nähen, anstatt die »hohen Männer« von der Politik des Mordes zurückzuhalten und sie zu verhindern, jene Wunden überhaupt zu schlagen — und wir bilden uns ein, stolz sein zu dürfen auf eine solche Cultur? Nein! nicht eher dürfen wir unsere Cultur preisen, bis der zu sehr verfrühte Gesang zur Wahrheit wird:

»Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen.«

Kirchhofsgedanken

(Chiavenna)

Am Fuss der Alpen, in dem tiefen Bergkessel von Chiavenna, überfiel mich wieder das Bangen, welches mich immer innerhalb der Riesenwelt der Alpen, »jener ewigen Mauern, die unserer Erde Paradies beschützen«, ergreift. Es ist das Bangen, welches Faust beschleicht, als ihm der Erdgeist zuruft: »Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir«, das Bangen vor der fürchterlichen Beschränktheit unseres Daseins. Nein, die Natur darf uns nicht auch noch daran mahnen; in ihr wenigstens muss der Blick hinauskönnen in das Unendliche, muss in lichten Fernen wie eine Bestätigung seines träumerischen Ahnens finden. Aber jene starren Riesen, die mit ihrer elementaren Titanenmacht uns stumm gegenüber stehen, verachten den Menschenwurm, der zu ihren Füssen sein ephemeres Leben führt. Sie lassen ihn ohne Trost verschmachten in dem engen Gefängniss zwischen ihren Cyclopenmauern, in welchem ihm keine

Flügel wachsen, um ihn wie den Adler von ihren eisglänzenden Gipfeln der Sonne entgegen zu tragen. In solch einer Riesenwelt kann man sich entweder nur wie Manfred, nach dem vergeblichen Versuch den Schleier von den Geheimnissen der Natur zu lüften, hinabstürzen in das ungeheure Grab des elementaren Lebens, — oder man muss den kurzen Erdentraum im mechanischen Auf und Ab des täglichen Seins bewusstlos austräumen, wie der Senne, der mit Sommersanfang eine Heerde auf die Alp hinauf und zum Winter von da herunter führt, ohne nach dem w o h e r und w o h i n zu fragen. —

Aber schön sind sie dennoch, unsäglich schön, die stolzen schwarzen Felsenriesen mit dem saftigen Grün bekleidet; die feuchtgrünen Thalgründe, durch welche der Bergstrom in tollem Uebermuth hindurchspringt; die hohen Kastanienwälder, welche undurchdringliche Laubdächer bilden; die Wasserfälle, die schäumend in die Tiefe stürzen wie ruhelose Seelen, welche, aus der Luftregion verbannt, den dunkeln Schoss der Erde suchen; die Wolkenkränze, die zwischen dem Gestein hängen, als hätten Riesenspinnen ihr Netz hinein gewebt; endlich die Gewölke oben, welche zuweilen plötzlich auseinander reissen und für Augenblicke eine Eisspitze, von einer fernen Sonne beglänzt, wahrnehmen lassen. Ja, das Alles ist schön, aber — traurig. Der Kirchhof in Chiavenna ist ein so eigenthümlich traurig

schöner Platz, wie er für solche Bestimmung kaum besser gefunden werden kann. Schwarze, wild hingeworfene Felsblöcke, mit üppiger Vegetation überwuchert, so wie der Tod mit den täuschenden Illusionen des Lebens, bilden den Rahmen um den Platz, wo alle Illusion endet. Eine kleine Pyramide deckt das Grab einiger Patrioten, Chiavennesen, welche im Exil ihre Freiheitsliebe büssten und nachher in den Befreiungskämpfen fielen. Der Patriotismus ist das idealisirende Gefühl der Italiener für lange Zeit gewesen und hat sie in das Exil, in die traurigsten Kerker, in die fortwährend erneuten Versuche kühner Unternehmungen, in den Schlachtentod geführt. Auch giebt es kaum einen Kirchhof in Italien, welcher nicht ein Denkmal solcher Freiheitskämpfer enthielte. Was wird an die Stelle dieses idealisirenden Gefühls treten, nun Alles verwirklicht ist, wofür Jene starben?

Auf diesem grünen Grund, in dem schwarzen Felsenrahmen, überkommt Einen so recht der Gedanke ewiger Vernichtung und der Triumph der materialistischen Weltanschauung. Es ist zu weit, um aus der erdigen Tiefe, zwischen den himmelhohen Bergwänden, als ein verklärter Geist aufzusteigen zu dem kleinen Himmelsraum, der zwischen ihnen sichtbar wird. Die Erde mit den Ansprüchen ihrer Würmer und zersetzenden chemischen Einflüsse ist viel näher als der Himmel und fordert ihr Eigenthum unerbittlich wieder. Aehnliche

Gedanken hatten wohl in der Seele des finsteren Todtengräbers Platz genommen, welcher eben daran war, ein frisches Grab vollends zuzuscharren. Er hätte Hamlet gewiss keine humoristische Antwort gegeben, sondern hätte ihm gesagt: »Sieh, wie nutzlos die Natur sich plagt, die künstlichen Organismen des menschlichen Körpers herzustellen, um sie kurz darauf in Staub und Moder wieder aufzulösen; gerade als ob die rothen Backen und die glänzenden Augen uns täuschen könnten über das, was ihrer harrt. Sie können das so wenig, wie jenes frische Grün auf dem schwarzen Fels uns darüber täuschen kann, dass dies Alles nur ein willkürliches Spiel der Elemente ist, die hier eigenmächtig schaffen und zerstören. Keiner kennt das Geheimniss des Lebens als wer, wie ich, fortwährend der Verwesung den Weg bereiten muss.«

Die Kirche, wie gewöhnlich, sprach dieselbe Ansicht nackter aus, als die Natur sie hier dem Todtengräber eingab. Nahe beim Gottesacker ist der zu der Kirche gehörige Campo santo mit Arkaden umgeben, welche viele Denkmale enthalten, aber auch zwei grosse nur durch ein Gitter verschlossene Beinhäuser, deren Wände ein künstlicher Aufbau von Schädeln und Knochen ziert. Eine Geldbüchse steht davor mit der Aufschrift: »l' elemosina per i defunti«.

Weiter ging ich der brausenden Mera entlang, ganz erfüllt von den Gedanken an die

höhnischen Spiele der Natur, und den Sennen beneidend, welcher vor mir her zog, sein Vieh den Alpenweiden zuzuführen. Er sah so stumpf aus, so wohl vorbereitet für das Werk des Todtengräbers; er folgte nur derselben Naturnothwendigkeit, die ihn zu seinem Tagewerk trieb, wie die üppige Vegetation an den Ufern der wilden Mera ihr folgt in ihrem Wachsthum. Da strahlte mir plötzlich aus dem dunklen Grün einer Gruppe hoher Kastanien ein glänzendes Weiss entgegen; es war das Thürmlein einer kleinen Kirche. Der Anblick rührte mich diesmal, wie es der Anblick einer Kirche nicht oft mehr thut. »Das ist's, das ist's,« rief ich mir selbst zu, »das ist der alte Zug wieder, der auch in der dürftigsten Form die Menschheit für ewig vom Thier unterscheidet; der eine ideale Zug, der in die stumpfe Existenz ein leises dämmerndes Licht wirft gleich dem Sonnenstrahl, welcher durch erblindete Scheiben in ein dunkles Gemach dringt und wenigstens einmal durch jene Schädel schimmerte, welche der Todtengräber dort einscharrt und welche die Kirche an der freien Luft trocknet. Nein, diese Kirchlein wurden zunächst nicht durch Priesterfanatismus und Herrschsucht gebaut, sondern durch das Sehnen der Menschenbrust: über das Elend des Daseins hinaus diesem letzteren eine idealere Bedeutung beizulegen. Der Sehnsucht danken die Religionen ihren Ursprung. An dieser Grenze beginnt die eigentliche Mensch-

werdung, und, wie schon gesagt, es ist wohl anzunehmen, dass sich jene Empfindung fast zugleich mit der Sprache entwickelt hat, mit dem Ausdruck des Gedankens als dem vornehmsten Prädikat des Subjektes: Mensch. Wenn diese Kirchlein, welche hier überall aus dem dunkeln Grün glänzen, für die armen Bewohner dieser Gründe nun jenen idealen Zug vertreten, wenn sie allein der materialistischen Schlussfolgerung des Todtengräbers: »Staub und Nichts«, das Gegengewicht halten, was soll der philosophische Menschenfreund thun? Was soll er jenen Tausenden sagen, denen das Licht, welches durch die Kirchenfenster fällt, allein einen Strahl geistiger Hoffnung in den Schädel strahlt, ehe er auf dem Kirchhof oder im Beinhaus modert?

Indem ich noch darüber nachdachte, kam mir ein Priester eiligen Schritts auf dem Weg entgegen. »Wüsstest du,« dachte ich, »worüber ich denke! Ja wäret ihr Priester die rechten Menschen, so wäre euer Amt das schönste auf Erden. Ihr würdet begreifen, dass auch eure Mission dem Gesetz alles Seienden folgt, d. h. ewiger Wandlung und Neugeburt in der Erscheinung. Anstatt abgestandne Dogmen aufzubewahren, gleich den Knochen in jenen Beinhäusern und das Almosen der geistigen Andacht für das Gestorbene zu fordern, würdet ihr die Schätze, welche man an eure Gotteshäuser und Altäre als todtes Kapital verschwendet, flüssig machen im Dienst des Lebens. Ihr

würdet den Armen eine menschlichere Existenz bereiten, ihnen lehren ein gesünderes, den Naturgesetzen gemässeres Leben zu führen, ihren Geist erleuchten mit Kenntnissen, ihre Leidenschaften zügeln durch die Gemeinsamkeit aller Interessen und ihr Herz veredeln durch die Erweckung jener Liebe, welche in dem Nächsten einen Bruder sieht und keinen Feind. Und würden sie euch fragen: wozu das Alles, wenn kein Jenseits folgt? so würdet ihr antworten: »Blüht nur erst ein schönes reines Leben, wie eure Blumen, und lasst das grosse Mysterium sich selber lösen, da die nächste Aufgabe doch nur bis zur Schwelle des Grabes geht.«

Der christliche Mythos

Wie seltsam, dass die Menschen immer wähnen: es fange irgend etwas in der Geschichte ganz plötzlich, ganz von vorne an. Es ist doch alles nur Causalität, eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen in der anorganischen, wie in der organischen Welt. Wie in der geologischen Geschichte ein Zustand den andern gebar und es noch thut, wenn auch in minder gewaltigen, unmerklicheren Proportionen, wie in der pflanzlichen und animalischen Welt sich aus der einfachsten Grundbedingung, der Zelle der ganze unermessliche Reichthum des organischen Lebens entwickelt, so ist es doch wohl auch in der Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit. Dass der Mensch, als organisches Geschöpf, demselben Gesetz der Causalität gefolgt ist wie die übrige Welt, hat die Wissenschaft bereits, dem Glauben von einer urplötzlichen Erschaffung gegenüber, festgestellt. Ebenso zeigt die Geschichte uns die allmähliche Entwicklung des menschlichen Denkens und Empfindens und macht sie uns

mit unwiderleglichen Beweisen immer klarer. Leise und allmählich ist, durch Anschauung der Welt und durch immer tieferes Sinnen, der schöne Prozess des Denkens in der Menschheit aufgewachsen. Die Sehnsucht nach Erkenntniss der Wahrheit hat den Geist, auf vielfach verschlungenen Wegen und Irrwegen, von einer Stufe zur andern geführt. Ja selbst die kühnsten Entdeckungen und die grössten Schöpfungen des Genius sind nicht mit einem Male, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, entsprungen. Unbekannte, einsame Forscher, deren Namen der grosse Strom der Zeit hinwegschwemmte, hatten vorbereitet, was ein kühner Denker zuletzt mit einem Male beim rechten Namen nannte. Selbst Rafael und Michel Angelo wären nicht möglich gewesen, hätten nicht edle Meister vor ihnen den Weg gebahnt, so dass sie der idealsten Vollendung der bildenden Kunst nur die Krone aufzusetzen brauchten. Der gleiche Vorgang erscheint auf dem Gebiete, wo alte Traditionen eine plötzliche, von allen übrigen uns bekannten Lebensvorgängen abweichende Offenbarung zu sehen glaubten. Stets haftete die Phantasie an den hervorragenden Gestalten der Menschheit und, im Zeitalter des Mythos, schuf sie um dieselben die Legende, welche Jene der Nachwelt aufbewahrt hat. Alle Religionen haben ihre Gestalten, in denen Göttliches und Menschliches in eins verschmilzt. Wie ausgebildet war der Heroencultus in Griechenland!

Die Wohlthäter der Menschheit, die Erfinder, die Helden wurden Halbgötter, Söhne aus göttlicher und menschlicher Mischehe entstanden und stiegen, nach dem Tode, in die Reihen der Unsterblichen empor. In ihr Leben mischte sich das Wunder; denn wie sollte ein einfacher Sterblicher so grosse Dinge ohne übernatürliche Kräfte thun? Entweder wurden sie, nach treu überstandener Prüfung des Erdenlebens, in die Herrlichkeit der Götter aufgenommen wie Psyche, oder ein neidischer Gott strafte auch wohl, wie am Prometheus, die zu gefährliche Grösse des Sterblichen. Bei den Juden entstand, an der Stelle der unzähligen Personifikationen waltender Naturkräfte, der einzige Gott; ein abstraktes Wesen, welches, selbst Anfang aller Causalität, durch seinen blossen Willen das Nichts belebte. Die Juden waren sparsamer mit dem Heroenthum. Dennoch wuchs die Legende, wenn gleich eine seltenere Blüthe, auch in ihren Traditionen auf. Das Wunder spann sein Netz um das Leben des Moses, und wenn er nicht göttlicher Abkunft war, so stand er doch in unmittelbarem Verkehr mit Jehovah und empfing direkte Mittheilungen. Elias, Hesekiel und Andere beweisen, dass die Legende bei den Juden nicht ausblieb. Sie war sogar prophetisch bei ihnen; schuf Gestalten der Zukunft und bereitete denselben gleichsam den Weg. Wenn nun ein aussergewöhnlicher Mensch erschien mit Gaben, die seiner Zeit ein Wunder

schienen, wenn er die der Menge neue Sprache eines grossen Geistes und eines noch grösseren Herzens redete, wenn er die alte unvollkommne Satzung mit einem neuen, edleren Verständniss belebte und den Geist predigte anstatt des todten Worts, wenn er dann noch gar den Tod erlitt für die kühne Lehre — was war natürlicher, als dass die Legende sich seiner bemächtigte, ihn für den Vorausverkündigten erklärte und sein Leben mit einem Kranz von Wundern schmückte, um der einfachen sittlichen Kraft seiner Lehre bei den Ungläubigen Eingang zu verschaffen? Wäre die Sache thatsächlich so wie die Kirche sie lehrt, wie hätte es geschehen können, dass das Volk der Juden, das auserwählte Lieblingsvolk Gottes, ihn nicht gleich als den Messias erkannt und ihn, anstatt an das Kreuz, auf den Thron Israels erhoben hätte? Nein, die Legende musste in Erfüllung gehen; der als gefährlicher Neuerer Verfolgte und Gekreuzigte musste den Tod erleiden, weil es von Ewigkeit so bestimmt war. Es musste so kommen, um jenen wehmüthig dunklen Mythos zu vollenden, von einer Schuld des Daseins, die gesühnt werden muss; von einem Gott, der, in die Erscheinung gebannt, in Leiden und Qual die Erlösung sucht; jenen herrlichen Mythos vom zerstückelten Dionysos, oder von dem Gottessohn, welcher am Kreuz zur Erlösung der Menschheit stirbt. Wenn man die Evangelien ohne die Voraussetzung

der Offenbarung liest, so tritt die geschichtliche Gestalt nach und nach immer klarer aus dem Rahmen der Legende heraus. Man lernt den Menschen Jesus lieben und ehren. Man sieht mit inniger Wehmuth, wie der Idealist, der begeisterte Schwärmer, der reine, tugendhafte Mensch, nachdem er sich in der Wüste in weltentrückter Beschaulichkeit vorbereitet hat, den dornenvollen Pfad des Reformators betritt.

»Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Ihr Thun und Schaun dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.«

Sein Schicksal muss kommen, nicht in Folge eines mystischen, metaphysischen Beschlusses von Ewigkeit her, sondern in natürlicher Folge des ränkevollen Widerstandes, welchen Herrschsucht, Despotie, giftiger Neid und Selbstsucht von jeher dem Geist der Wahrheit entgegenstellten. Er erscheint uns als ein seltener Volksredner, der den Ton zu treffen weiss, welcher die einfachen Menschen, an die er sich vorzugsweise wendet, rührt. Die bilderreiche, in Gleichnissen sich bewegende Sprache des Orients wird Jenen verständlicher gewesen sein, als es uns scheinen mag. Aber auch die hochmüthigen Vornehmen, seine Gegner, weiss er auf das Schärfste zu treffen, oft mit unverhohlenem Zorn, oft mit beissender Ironie. Dass er ihnen ein Dorn im Auge war, dass sie ihn hassten, begreift sich leicht. Er hätte sich loskaufen, ihre höchste Gunst

erwerben können, wie Alle, welche von der Kirche oder dem Staat verfolgt werden. Er brauchte sich nur zu unterwerfen, sich auf jene Seite zu stellen, denn wie gerne haben die Eine und der Andere grosse Begabungen und Talente auf ihrer Seite. Dass er es nicht that, dazu brauchte er kein Gott, sondern nur ein herrlicher, seiner inneren Offenbarung treuer Mensch zu sein, und wenn er auf dem Oelberg betete: »ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber,« so war das der Aufschrei einer geängstigten Menschenbrust, die in natürlichem Grauen vor dem qualvollen Tod zurückschreckt und doch gefasst ist, in hohem Muthe das Unvermeidliche zu erleiden. Der Gottessohn hätte sich diesen Aufschrei nicht erlauben dürfen. Was wäre ihm der Tod gewesen? Der Aufgang in die Herrlichkeit, die ihm von Ewigkeit gebührte. Rührend, freundlich und liebenswürdig ist der Mensch Jesus als Freund, als Lehrer, als Arzt und Helfer in allen Nöthen. Wenn er sein grösseres Wissen in heiligem Mitleid braucht, um zu helfen, zu heilen, zu trösten, musste er den Unwissenden da nicht als ein Wunderthäter erscheinen, musste er wenigstens in der Legende nicht nothwendig zu einem Solchen werden, um sein segnendes Wirken in einer mystischen Verklärung erscheinen zu lassen? — Geht es ihm endlich nicht wie allen Denen, welche der Menschheit haben helfen wollen, welche ihr Herzblut hingaben, um zu belehren,

zu bessern, zu trösten und auf idealere Wege hinzuleiten? Müssen sie nicht schliesslich immer einsehen, dass sie nur wenig verstanden, wohl aber, selbst von den Nächsten, missverstanden worden sind? Müssen sie nicht Alle den Kelch des Undanks, ja des Verraths trinken, welcher bitterer ist als der Todeskelch? Sah sich Savonarola nicht von demselben Volke verlassen, welches ihm früher zugejauchzt hatte? Seufzte nicht selbst Luther, der frohmüthige, thatkräftige Optimist, zuletzt über das Missverstehen der Menschen und rief nach Erlösung vom Leben? Und wie schmerzlich klingt es bei Jesus durch an hundert und hundert Stellen, dass er wohl weiss, wie wenig selbst die Nächsten ihn begriffen haben! Wie tief kennt er sie in ihrer Schwachheit, als er dem Petrus voraussagt, dass er ihn in der furchtbaren Stunde der Entscheidung verlassen und verleugnen wird!

Tief und seelenvoll hat der Genius Leonardo da Vinci's gerade diesen Zug in dem Bilde, das wir uns von Jesu machen, aufgefasst. In dem wunderbaren Kopf des Abendmahls spricht sich der ganze hoffnungslos resignirte Schmerz des grossen Menschen aus, welcher weiss, dass ihn Keiner ganz verstanden hat, dass er allein sein Schicksal erfüllen muss, ja dass ihn Einer, der ihm nahe gestanden, verrathen wird.

Der Edle, welcher im Geist und der Wahrheit anbeten wollte, welcher das Wesen

wollte und nicht den Schein, musste dem Urtheil jener Welt, die nur den Schein will und nicht das Wesen, verfallen. Aber der Mythos, die Legende, bemächtigte sich seiner erhabenen Gestalt und je weniger wir historisch von ihm wissen, je freier waltet die Dichtung und erhebt ihn aus dem Grabe in die eingeborne Herrlichkeit seines Gottes-Daseins. Er musste auferstehen wie die Heroen Griechenlands auferstanden und theilnehmend, helfend, rathend den Ihren wieder zur Seite blieben. Die Analogieen gehen noch viel weiter, und als der Mythos geschaffen und zur Kirche geworden war, lebte die grosse Anzahl der vergöttlichten Heroen in den Heiligen wieder auf. Derselbe Cultus, der mit den Knochen der Heroen (Pausanias unterscheidet die echten sorgfältig von denen, welche »wohl von Ungeheuern« herstammen!) getrieben wurde, wiederholt sich mit den Knochen der Heiligen; ja einer der geistvollsten Gelehrten der Jetztzeit*) meint, dass das Christenthum unter den Heiden erst dann zahlreiche Anhänger gefunden habe, als in seiner Populärlehre eine Menge Mittelwesen entstanden seien, denen ähnlich, welche in der antiken Welt zwischen Göttern und Menschen standen. Der Mensch lässt eben gern Lücken zwischen sich und dem abstrakt Vollkommnen, weil dieses seinen in der Vorstellung wurzelnden Begriffen

---

*) Jakob Burkhardt in Basel.

unfassbar ist. Hat er doch auch von jeher das Göttliche nach seinem Bilde geschaffen und nicht umgekehrt, wie das an den Unvollkommenheiten seiner Schöpfungen sichtbar wird. Wie waren die Götter des Olymps doch so stark mit menschlichen Leidenschaften versehen, und welch ein zorniger, rächender Gott war Jehovah, welcher die Missethaten der Väter an den Unschuldigen heimsuchte bis in das dritte und vierte Glied.

Aus dem seelenvollen, tiefen, naiven Mythos wurde nach und nach das bewusste Werk der Kirche, und so wie der griechische Mythos seine Feste an den Olymp anknüpfte, so umgab die katholische Kirche den Olymp ihrer Götter mit einem Kranz prächtiger Feste, in deren Glanz das Volk sich hinausgehoben fühlte aus der Sphäre der Armuth und gesellschaftlichen Ungleichheit in das heitere Bereich der Lebensfreude, des frohen sinnlichen Genusses, bei denen der Glaube an die göttliche Gegenwart durchaus nicht störte. Zugleich blieb die Kirche darin der Legende treu, dass ihre obersten Führer und Leiter arme Söhne des Volkes sein konnten und häufig waren. Nur in dem Umstand wurde sie ihr untreu, dass, während der edle jüdische Reformator, der Zimmermanns-Sohn, nicht hatte wo er sein Haupt hinlegen konnte und es frei bekannte, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei, die Häupter der Kirche, die sich nach ihm nannte, in stolzen Palästen

wohnten und, die mit Juwelen geschmückte Tiara auf dem Haupt, sehr ernstlich nach einem Reich dieser Welt trachteten, ja ihre Macht nöthigenfalls sogar mit dem Schwert in der Hand vertheidigten. »Darin,« sagt Jakob Burkhardt, »war der griechische Mythos glücklicher als die anderen, dass er nie einer Theologie verfiel wie der egyptische, persische, jüdische und christliche. Er blieb die freie, herrliche Schöpfung des dichtenden nationalen Geistes, der sich selbst in dieser Schöpfung spiegelte, während die anderen unter den Händen einer Priesterkaste zu versteinerten Werkzeugen des Eigennutzes, der Herrschsucht, des Aberglaubens und des Betrugs wurden.«

Dass es hinfort unmöglich sein wird einen Mythos zu schaffen, giebt den alten Religionen immer noch die grosse Macht, denn das Volk hält sich noch an die Personifikation der Ideen, welche die letzteren seiner Phantasie näher bringt, und tröstet sich in der Noth des Lebens mit dem Gedanken, dass jene himmlischen Wesen Theil nehmen an seiner Noth, ja wohl gar, dass diese Noth ihr Werk ist aus unbekannten wohlwollenden Zwecken, welche hiernach offenbar werden sollen.

Indess wird auch hier die allmähliche Umgestaltung und Weiterentwickelung des menschlichen Denkens seine Wirkung ausüben. Die naiven Zustände verschwinden überall, und durch mühselige Entwickelungsprozesse hin-

durch entstehen neue Formen des Daseins, werden neue Wahrheiten erkannt. Was vorher Gegenstand gläubiger Verehrung war, wird nun Gegenstand geschichtlicher Betrachtung, intellektueller Kritik, gerechter Würdigung. So wird auch im Volke der Glaube an den in der Kirche versteinerten Mythos allmählich verschwinden, und das Volk selbst wird eben ganz etwas Anderes werden. Nur müssen Alle, die es gut mit ihm meinen, sorgen, dass es gebildet und denkend, aber nicht blos rationalistisch und nützlichkeitsliebend werde, sondern dass ihm die Poesie, welche den Mythos schuf, bleibe, um es in neuen Lebensformen veredelnd zu erziehen.

Verstandesausbildung und Sittlichkeit

Das grosse Gewicht, welches auf die Entwickelung des Intellekts zu legen ist, wird bei der Erziehung immer noch nicht genug gewürdigt. Es ist gewiss nicht zu viel gesagt: das Erkennen kann schliesslich das Böse in der Welt vernichten, wohlverstanden: das Böse, insoweit es als ein historisch entwickelter Begriff in der menschlichen Gesellschaft erscheint. Wenn es richtig ist, dass die Begriffe gut und böse nicht a priori in der Menschheit da sind, sondern sich in und mit den socialen Verhältnissen entwickeln und verändern, so kann man gewiss auch sagen, dass, was einen Anfang gehabt hat, auch ein Ende haben und demzufolge verschwinden kann. Das menschliche Handeln wird durch unbedachte Impulse und bedachte Motive bestimmt. Die Impulse sind es, welche die raschen Handlungen hervorrufen, an denen der Intellekt, das Erkennen, keinen Theil haben. In den schönen, edlen Naturen hat es keine Gefahr diesen Impulsen zu folgen, denn aus ihnen entspringen die

spontanen Thaten der Güte, der Liebe, der Aufopferung und des Heroismus. Aber aus den Impulsen der Leidenschaft, der Bosheit, des Neides, der Eitelkeit entspringen die schwarzen Nachtvögel der menschlichen Existenz, und hier gilt es einzuschreiten. Da, wo Motive eintreten, um das Handeln der Menschen zu bestimmen, ist schon der Intellekt thätig, welcher, obschon immer noch unter dem Einfluss der im Menschen vorherrschenden Triebe, die Handlungen wägt und sich für die eine oder die andere entscheidet. Je mehr der Intellekt entwickelt wird, je stärker wird die durch ihn bestimmte Macht der Motive werden. In den edlen Naturen wird die Erkenntniss nur die edlen Impulse verstärken und die Erscheinungen hervorbringen, welche uns den Maassstab geben, bis zu welcher Vollkommenheit sich das menschliche Wesen entwickeln könnte. In den minder edlen Naturen werden die Motive der Nützlichkeit, der Selbstliebe, der Eitelkeit vorwiegen, aber auch diese können durch das Erkennen in eine Bahn gelenkt werden, auf welcher die Individuen, wenigstens der menschlichen Gesellschaft gegenüber, eine gute, ja oft segenbringende Stellung einnehmen. Den Werth des Individuums an sich erhöht dies freilich nicht und für die ideale Seite des menschlichen Daseins haben nur die grossen, an sich vollendeten Individuen eine tiefere Bedeutung. Aber welch ein ungeheurer Gewinn wäre es für den all-

gemeinen Culturzustand der Gesellschaft, wenn der Egoismus, der in irgend einer Form die Triebfeder der Mehrzahl menschlicher Handlungen ist, einsehen lernte, dass es schliesslich auch immer der höchste Nutzen des Einzelnen ist, die Zwecke des Ganzen zu fördern. Es scheint mir, dass dieser Satz sich bis in die genauesten Einzelheiten der menschlichen Verhältnisse beweisen liesse. Ich nehme nur ein Beispiel: Wird nicht der Herrscher, welcher Segen um sich verbreitet und Alles thut, um sein Volk zu wahrer Bildung und Wohlfahrt zu leiten, selbst glücklicher sein als der, welcher nur seiner Willkür folgt und die ungeheuren Privilegien seiner Stellung nur im Dienste seines Egoismus, ohne Rücksicht auf das Glück Anderer, verwendet? Dieser wird die Genüsse des Tyrannen mit der Furcht des Tyrannen, der früher oder später die Gespenster seiner eignen Thaten um sein Lager stehen sieht, bezahlen müssen. Das staatsklugste Volk der Geschichte, die Griechen, waren davon durchdrungen, dass es der höchste Egoismus des Einzelnen sei, dem Egoismus des Ganzen zu dienen. Wenn man die Reden im Thukydides liest, so erstaunt man über diese unverhohlene Anpreisung des staatlichen Egoismus. Freilich war der Kreis, auf welchen sich dieser Egoismus bezog, ein sehr beschränkter und musste daher nothwendig zum bittern Schaden der Anderen, die nicht in diesen Kreis gehörten, werden. Nun denke man sich aber den Begriff

dieses Kreises auf die ganze menschliche Gesellschaft ausgedehnt, so folgt daraus, dass der entwickelte Intellekt auch den Nutzen seines eigenen Egoismus in der Befriedigung des gesellschaftlichen Egoismus finden wird. Es ist klar, dass jeder Einzelne sich besser befinden muss in einer auf's Beste organisirten, durch allgemeine Mitwirkung wohlhabend und gebildet gewordenen Gesellschaft, als da, wo sein eignes Interesse, selbst wenn es auf das Günstigste entwickelt ist, mit den Interessen Anderer in heftigen und peinlichen Conflikt kommt. Aus dem vereinzelten Egoismus der Individuen wie der Völker entstehen die traurigen Verhältnisse und Streitigkeiten, welche die Geschichte der Menschheit bis auf unsere Tage zu einem noch so vielfach trostlosen Bilde von Zuständen machen, in denen fast ausschliesslich das Recht des Stärkeren gilt und der Mächtige den Schwachen unterdrückt. Es ist z. B. auch der Irrthum des Socialismus, wie es der Irrthum aller früheren gesellschaftlichen Systeme war, immer nur Parteien zu begreifen, immer noch Kasten festzuhalten und die Interessen des Einen gegen die der Anderen zu setzen. Der Socialismus begeht den Fehler, dass er die Besitzenden ohne Weiteres als die gebornen Feinde der Nichtbesitzenden ansieht. Nur der Intellekt kann da helfen. Nur er kann die Solidarität der Interessen klar machen, mit Hülfe der Wissenschaft die Mittel und Wege

finden, durch welche sich diese Solidarität allmählich verwirklicht und so den ungeheuren Schaden, welchen Dummheit und Unwissenheit bisher in's menschliche Leben brachten, vernichten. Die Lehre von der allgemeinen Bruderliebe, welche seit achtzehnhundert Jahren gepredigt wurde, hat bis jetzt wenig Erfolg gehabt; sie hat sich als unvermögend erwiesen. Sollte sie im Stande sein das Werk zu vollbringen, so müsste die menschliche Natur eine andere werden. Alle müssten den Wenigen gleichen, welche am Kreuz und in den Flammen, oder im einsamen Opfer unerkannter Liebe ihr Leben für die Brüder hingaben. Wäre die menschliche Natur im Allgemeinen eine solche, so würde das Gebot der Liebe ausreichend sein. Es wäre dann überhaupt weiter nichts nöthig, weil der Vollkommenheit der Naturen die Vollkommenheit der Verhältnisse von selbst folgen würde. Aber dem ist eben nicht so. Der Egoismus ist vielmehr das bewegende Prinzip der meisten menschlichen Existenzen. Vielleicht wusste dies der tief beobachtende, das menschliche Herz analysirende jüdische Reformator oder der, welcher statt seiner die Gebote schrieb: »liebet euren Nächsten wie euch selbst« und: »was du nicht willst, das man dir thut, das thue du auch keinem Andern«. Diese Gebote sind auf die Voraussetzung des in der menschlichen Natur vorherrschenden Egoismus gebaut. Die Theologie hat versucht, ihnen eine andere

Deutung zu geben, sie als höchstes ethisches Gebot hinzustellen. Die Thatsachen der Jahrhunderte haben dies widerlegt. Es wäre auch eine unbillige Forderung, dass wir alle Menschen lieben sollten. Liebe ist entweder das Ergebniss persönlicher Sympathie — jenes unerklärten Geheimnisses der Anziehungskraft zwischen zwei Naturen — oder die Folge höchster Werthschätzung und Bewunderung einer anderen Persönlichkeit. — Die erwähnten zwei Gebote aber enthalten die Summe dessen, was durch die Erkenntniss in einer vom Egoismus bewegten Welt möglich wird, nämlich: die Solidarität der eigenen mit den fremden Interessen anzuerkennen, für den Nächsten denselben Egoismus zu haben wie für uns selbst, seine Interessen zu fördern und für ihn gerecht zu sein, wie wir von ihm verlangen es für uns zu sein.

Es ist dies alles ganz den positiven Bedingungen unserer Existenz entsprechend. Der Egoismus und der Intellekt beziehen sich Beide in gleicher Weise einzig auf die Verhältnisse der Erscheinungswelt. Sie gehen Beide vom bestimmt Erkennbaren aus und haben solches als Objekt. Der Egoismus will möglichste Befriedigung nach allen Seiten innerhalb des irdischen Daseins. Wenn ihm der Intellekt begreiflich macht, dass das Wohlergehen Aller auch für ihn die besten Folgen hat, so wird er sich zu der sogenannten Nächstenliebe erweitern, d. h. er wird das

Wohlergehen der Andern fördern, weil er dabei sein Eigenes fördert. Die Liebe im weiteren Sinne, die Caritas, die sich selbst hingiebt, um zu retten und zu erlösen, die, wie aus einer besseren Welt stammend, das Herz durchfluthet und die heiligen Opfer veranlasst, durch welche der Mensch zu einem Vorbild »jener geahnten Wesen« wird — diese Liebe lässt sich nicht erziehen und gebieten, sie ist das Eigenthum erwählter Seelen und stammt aus den geheimnissvollen Tiefen des menschlichen Wesens, aus denen der Genius, die Sympathie, die Musik stammen. Sie hat etwas ganz Anderes zum Gegenstand als das blos positive Wohlergehen, als die blosse sociale Harmonie.

Ich komme nun auf meinen Satz zurück, dass die Herrschaft des Intellekts den Begriff des Bösen verschwinden machen wird, so wie der erwachende Intellekt ihn formulirt hat, und ich wiederhole, dass ich damit das sociale Böse meine, so wie es sich in den Beziehungen der Menschen zu einander äussert. Es hat keinen Grund mehr hervorzutreten in einer wohl organisirten Gesellschaft, welche jedem Egoismus gerecht wird, indem das Wohl Aller auch das Wohl des Einzelnen umschliesst.

Toleranz

(Sorrent)

Was ist denn absolute Wahrheit? so fragt man immer von neuem, nicht nur den wechselnden philosophischen Systemen, nicht nur den fortschreitenden Wissenschaften, sondern noch vielmehr den tausendfältigen Schattirungen gegenüber, in welchen der Glaube auftritt. Wohl hatte der grosse Friedrich recht, dass man Jeden auf seine Façon selig werden lassen sollte. Statt dessen aber feinden sich die Menschen um nichts Anderes so sehr an als um die absolute Wahrheit, in deren Besitz ein jedes Bekenntniss zu sein glaubt. Ein Beispiel von der Verschiedenheit der Ansichten über das, was auf religiösem Gebiet für wahr zu halten sei oder nicht, kam mir kürzlich wieder vor. Zunächst erzählte mir eine geistreiche, gläubige, in der Theologie hoch gelehrte Katholikin *), dass sie einen Naturforscher, welcher von Gott gesprochen

*) Fürstin Caroline Wittgenstein. Anm. der Verfasserin.

habe, gefragt hätte, was er mit seinem Gott meine, worauf sie die Antwort erhalten hätte: »Nun, die erste Ursache«. Die geistvolle Katholikin lächelte ob dieser Ausflucht des Gelehrten, »denn,« sagte sie, »in der Theologie heisst Gott auch die ‚erste Ursache'«. Sie fuhr fort über das Thema zu reden und das Verhältniss des Menschen zu dieser ersten Ursache zu beleuchten, indem sie den ausserordentlich schönen Ausdruck aus dem Buche der Weisheit in der französischen Bibelübersetzung citirte: »Dieu traite l'homme avec révérence«. Diese révérence, diese Ehrfurcht, bestehe, sagte sie, in dem Geschenk der Freiheit, des hohen Ehrenzeichens der menschlichen Natur, welches Gott dem Menschen gegeben habe. »Der Mensch soll nicht zu Gott kommen weil er muss, sondern weil er will. Er soll ihm frei entgegen gehen und ihm die Hand reichen.«

Kurz darauf äusserte mir eine Freidenkerin, dass sie bei dem Tode des von ihr geliebtesten Menschen keine Hoffnung irgend einer Art, sondern nur den Schauder vor dem Nichts empfunden habe.

Zu gleicher Zeit erhielt ich den Brief einer Bekannten, welche über meine Memoiren schrieb, dass ihr das Meiste sympathisch sei, dass sie aber nicht mit meinen religiösen Ansichten übereinstimme. Sie fügte hinzu: eigentlich ist ja alles auf diesem Gebiet Hypothese und ich ziehe es vor, die meinige

zu behalten. Uebrigens bin ich dafür, alle redlichen wahren Ueberzeugungen nebeneinander bestehen zu lassen, denn wie in der Natur die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu der Schönheit beiträgt, so auch im geistigen Leben. Es schützt uns vor der Langenweile der Einförmigkeit«.

Von Herzen gebe ich dieser letzten Ansicht Recht. Auf dem Gebiet, wo wirklich Alles Hypothese ist, wie sollte nicht ein Jeder das Recht haben, die seine sich zu bilden und im stillen Tempel seines Herzens der Gottheit zu huldigen, die darin auf einem Altar steht? Wenn man nur ehrlich dabei ist. Dem ungeachtet aber stellt sich die Prätention der absoluten Wahrheit herrschsüchtig der persönlichen Freiheit in den Weg. So schön z. B. die Ansicht ist, dass der Mensch Gott frei entgegen gehen soll — ich weiss nicht, ob die Kirche damit zufrieden sein würde. Denn das Wesen des Dogma's ist es doch, bestimmte Anforderungen zu stellen, bestimmten Gehorsam zu fordern, und darin besteht vielleicht der grösste Zauber, welchen die Kirche auf schwache Gemüther übt, dass sie ihnen so fest, so unveräusserlich, mit ihrem bevölkerten Himmel, mit ihren bestimmt gezeichneten Gestalten, mit Vorschriften, die das ganze Leben umfassen, gegenüber tritt. Es ist wahr, sie steht da wie ein Fels; als ob kein Wandel des Irdischen sie berühre, als ob sie ein von aller Zeit unabhängiger, ewig grünender

Lebensbaum sei. Ihre Hallen sind zu allen Zeiten den Sehnenden offen, welche in der Stille erhabner Räume, wo der Gedanke gleichsam von selbst zu überirdischen Höhen emporsteigt, sich einen Augenblick der Einkehr in sich selbst oder des Aufseufzens zu dem unsichtbaren Helfer verschaffen wollen. Tretet ein, ihr Suchenden! Die Kirche ist immer da, ob ihr sie sucht oder nicht. Sie ist bereit euch zu empfangen, doch bedarf sie eurer nicht, sie scheint in sich selbst zu ruhen. Da steht der Priester am Altar und hält seinen geheimnissvollen Verkehr mit der gegenwärtigen Gottheit. Um ihn her wirbeln Weihrauchswolken, wie der Opferduft, der von den Erstlingen des Feldes aufstieg und Gott wohlgefällig war; die Litanei tönt, von den Priestern gesungen und beantwortet, ob unten im Schiff der Kirche Gläubige lauschen oder nicht. Es liegt ein ungeheures Machtbewusstsein in dieser festen Abgeschlossenheit, man könnte sagen: ein Bewusstsein wie das einer gewaltigen, das Schicksal beherrschenden Individualität. Ja, es ist etwas Grosses, etwas tief Menschliches, dem Mitleid mit der leidenden Creatur Entsprungenes, in diesem immer währenden da sein, wach sein, offen sein für die bedürftigen Herzen.

In Sorrent, in der zauberischen Heimath Tasso's, wurde ich oft auf meinen Spaziergängen durch Orgelklänge gelockt, in eins der vielen Kirchlein einzutreten, welche,

zwischen Orangen- und Olivenhainen, die Gläubigen zur Einkehr einladen. Die kleinen Räume waren mit farbigen Seidenlappen, mit Goldborden und Franzen geschmückt und glichen eher einem geschmacklosen Putzzimmer als einer Kirche. Dennoch rührte mich der Anblick, denn dieses Putzzimmer, wo es warm und heimlich war, wo heitere Melodien tönten und Kerzen brannten, war ein Asyl für die Armen, die in ihren Lumpen draussen kalt hatten, wenn die scharfe Tramontana über den blauen Golf und die Orangengärten hinstrich. Hier sassen, das Scaldino (das unentbehrliche Wärmemittel des italienischen Volkes) in den zitternden Händen, arme alte Frauen mit spärlichem Haupthaar — das, oft nicht einmal mit einem Tuch bedeckt, vom Wind zerzaust war — geschützt und sicher, murmelten ihre Gebete und liessen sich von den Orgeltönen in einen sanften Nebel der Vergessenheit irdischen Elends einlullen. Es knieeten alte Männer da, welche einst, auf wildem Meer, in Jugendkraft den Stürmen getrotzt hatten. Jetzt, den langen, rund geschnittenen, typischen Mantel des italienischen Volks um die nicht länger zur Arbeit tauglichen Glieder geschlagen, gedachten sie schaudernd des wilden Elementes und fühlten sich hier im Hafen. Auch Kinder waren da, in deren dunklen Augen das glitzernde Gold der Draperien und der Kerzenschein die Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses wieder-

spiegelten und sie entschädigten für das dunkle, schmutzige, kalte, irdische Vaterhaus. Wenn ich in diese Kirchlein unter diese Besucher trat, dann fragte ich mich immer: »Was haben wir dem Proletarier bis jetzt anstatt dessen zu bieten?« Und seufzend, weil ich mir die Antwort auf diese praktische Frage schuldig bleiben musste, ging ich weiter, die schmalen Wege entlang, die sich zwischen Mauern hinziehen, über welche dunkles Laub mit goldenen Früchten darin, Pinien, Cypressen und Oliven herübersehen. Diese Wege sind wie keine andern auf der Welt zu stillem Sinnen, zu stimmungsvoller Beschaulichkeit, zu weltentrücktem Frieden geeignet. Sie führen aus der Beschränkung plötzlich zu irgend einem Punkt mit weiter, freier Aussicht auf die tiefblaue See, auf das glänzende Neapel, auf den zweigipflichen rauchenden Vulkan, den schönen Verräther, oder zu einem Blick in tiefe Schluchten, in welchen dunkle Höhlen zur Wohnung von »der Drachen wilder Brut« geeignet scheinen, über deren Grauen aber versöhnend reiches Grün und prangender Blumenschmuck hinauf an's Licht streben, oder endlich zu einer Ansicht herrlichster Gebirgsformen, die im Roth des scheidenden Sonnenlichts erst in hoher Gluth strahlen, dann sich mit einer von zartem Rosa angehauchten Atmosphäre umgeben, durch welche der Mond, wie in Schleier gehüllt, wieder das jungfräuliche Götterkind der Griechen zu sein scheint.

Oh mein Sorrent, Zaubergarten — schöner wie der der Armida, weil er kein Trugbild ist — warum gönnte mir das Schicksal nicht, nach den Tagen edlen geistigen Lebens und tiefen Herzensfriedens, welche ich in dir verlebte, mit einem Lächeln auf den Lippen hinzugehen in die Ruhe des Nirwana und an deiner meerumspülten Felsenküste, unter deinen Orangenhainen, auszuruhen von dem stürmischen Dasein? Hattest du noch eine Aufgabe für mich, dunkle Sphynx? Musste ich noch neue Prüfungen bestehen? War ich noch nicht bereit genug den Willen zum Leben zu verneinen?

Dein Wille geschehe!

Doch zurück zu meiner Betrachtung. Ja, die Kirche hat grosse Züge in ihrer Vergangenheit, die man nicht ohne Bewunderung ansehen kann. Sie war ein Versuch, die Menschheit mit einem idealen Band zu umschlingen und die Weltgedanken, welche in den Individualitäten grosser Päpste zum Ausdruck kamen, haben sich fast nie gewaltiger in irgend einer Erscheinung der Geschichte dargestellt. Selbst diese Hierarchie, welche wie ein stolzer Prachtbau in der goldfunkelnden Tiara gipfelte, hatte einen edlen Grundzug, denn der geringste Bauernsohn konnte, durch persönliches Verdienst, zu der höchsten Würde der Christenheit gelangen und stolzen Herrschern als Gleichberechtigter, ja als Ueberlegener, harte Demüthigungen und Gesetze vorschreiben.

Aber — aber: diese grossartige Institution, welche zum idealen Staat hätte werden können, trug den giftigen Keim in sich, der in seiner Entwickelung alle Blüthen welken machte und mit unheilschwangeren Dünsten die Atmosphäre des geistigen Lebens innerhalb ihrer selbst und der weiten Kreise, die sich zu ihr bekannten, vergiftete. Dieser giftige Keim war der Anspruch, die absolute Wahrheit zu sein. Das ist der Hauch, der alles Leben tödtet, denn das Leben ist Bewegung, Entwickelung, Transformation. Die Lust des Absoluten weckt alle schlechten Regungen, welche der Wahrheit zuwider laufen: Herrschsucht, Habgier, Tyrannei, Grausamkeit, Verfolgungssucht, Heuchelei. Die Behauptung des Absoluten negirt sich selbst, denn die Begriffe des Wahren, Guten, Schönen entwickeln sich wie alles Uebrige mit der Zeit, mit Allem, was da lebt und denkt. Will nun irgend Etwas sich als das für alle Zeit Gültige, absolut Wahre ausgeben, so wird es mit der Zeit werden wie jene conservirten Leichname, welchen man mit moderner Erfindung den Schein des Lebens zu erhalten weiss, welche aber doch nicht mehr das Lebendige sind. Es ist unmöglich, aus dem grossen Lebensprozess herauszutreten ohne zu versteinern. Wer rückwärts sieht wie Loth's Frau, wird zur Salzsäule. »Vorwärts« ist das Losungswort, das »Sesam, Sesam thu dich auf«, welches uns den Berg öffnet, in welchem die Schätze der Zukunft

verborgen liegen. Wer sich vermisst, unfehlbar sein zu wollen, beweist eben dadurch, dass er es nicht ist. Alles ist organisches Wachsen in der Natur, und gehört die Geschichte der Menschheit nicht etwa zu der Natur? Können das auch selbst die leugnen, welche für den Menschen einen besonders eingeblasenen, göttlichen Odem in Anspruch nehmen? Ist nicht ihr Menschenschöpfer auch Schöpfer jedes Halms, der auf dem Felde wächst, jedes Sonnenstäubchens, das im Lichte glänzt, jedes Insekts, das sich seines ephemeren Daseins freut? Ist er nicht also auch für diese die »erste Ursache«, das Gesetz, nach dem sich Alles bewegt und entwickelt? Wie sollte da Willkür stattfinden können, wo die höchste Vernunft auch zugleich die höchste Gesetzmässigkeit bedeuten muss? Wie sollte ein plötzliches Heraustreten aus der Ordnung der Dinge, eine plötzliche Offenbarung der Wahrheit, welche sich nicht naturgemäss und allmählich dem menschlichen Gehirn klar gemacht hätte, stattfinden, wenn Alles sonst im Weltall dem widerspricht? Es ist ja auch selbst den Gläubigsten der ersten Zeiten, die gewiss de bonne foi waren, nicht gelungen, ein unfehlbares, absolut vollkommenes Bild hinzustellen. Der Mensch wurde nicht nach Gottes Bilde, sondern vielmehr umgekehrt, Gott nach menschlichem Bilde geschaffen. Der Gott des Zornes liess sich z. B. durch menschliche Bitten bewegen, seine der ewigen Gerechtigkeit zufolge gefassten Beschlüsse zu

ändern. Er sagt zu Moses: »Lass mich, dass mein Zorn entbrenne« und zu Jeremias: »Hör auf, für dieses Volk zu bitten und hindere mich nicht«. Der Gerechte bittet aber doch, trotz des Verbotes des Herrn, ändert den Urtheilsspruch des erzürnten Richters und erhält, um was er bat. »Der besänftigte Gott hielt die Strafe zurück, welche er seinem Volke auferlegen wollte«. Es ist dies nur wenig anders als die griechischen Götter, welche nicht allwissend und allmächtig, sondern an Zeit und Raum gebunden, nicht allgegenwärtig, und besonders aber nicht allgütig waren. In tausend Fällen war es da gerade ein Gott, welcher den Menschen zum Bösen antrieb und ihn nach vollbrachtem Frevel dafür strafte, welcher den Bösen noch böser machte, damit er noch sicherer untergehe. Die griechischen Götter waren nicht heilig, sondern sehr neidisch auf die Grösse und Vorzüge der Sterblichen. Niobe musste ihre blühende Kinderschar dem Neid des göttlichen Geschwisterpaares zum Opfer fallen sehen. Ebenso ist der christliche Gott, so wie ihn die Kirchenväter und die gelehrtesten Theologen der Christenheit betrachten, ein Gott der Verträge, folglich weit davon entfernt die absolute Güte und Weisheit zu sein. Testament heisst bei den Hebräern Vertrag und wirklich schliessen die, welche die Gebote des Herrn empfangen, eine Art Vertrag mit ihm und er mit ihnen. Sie versprechen ihm Gehorsam und er verspricht ihnen

Belohnung. In den Briefen Abälard's an Heloise finden sich Stellen wie die folgenden: »Der Herr sagt: überlasst mir die Strafe, ich »übernehme sie: das heisst, dass wir Gott die »Strafe überlassen müssen, weil er es ist, »welcher sie in uns vollzieht, besser als wir »selbst. Auch ist es nicht zu dem Menschen, »sondern zu Gott, dass gesagt ist: ‚Du sollst »nicht tödten‘. Er selbst erlässt dies Verbot, »während er, den keine Regel bindet, zugleich »kategorisch erklärt, dass dies ein Recht ist, »welches ihm zukommt. ‚Ich bin es, welcher »tödtet‘, sagt er, ‚und welcher wachsen lässt‘. »Er tödtet oder verschont in uns, je nachdem »er, sich unserer als eines Instruments bedienend, »uns nach seinem Gebot, die Schuldigen tödten »oder die Unschuldigen verschonen lässt, so »dass ihm und nicht uns diese Aussprüche »zugemessen werden müssen. Wenn ein »Mächtiger etwas durch die Hand seiner Arbeiter »machen lässt, sagt man, dass es mehr sein »als ihr Werk ist, also nicht derer, welche die »Sache mit ihren Händen gemacht haben, »sondern dessen, welcher sie hat machen lassen. »Nun ist es also dem Menschen und nicht »Gott verboten zu tödten. Es ist aber der »Mensch und nicht Gott im Menschen, welcher »tödtet, wenn dies aus einem Antrieb persön»licher Bosheit geschieht und nicht auf Gottes »Gebot, d. h. wenn der Mensch es aus sich »selbst thut und nicht nach dem Gesetz, wenn »er also eher seiner eignen Bosheit gehorcht

»als dem göttlichen Gesetz. Dann nimmt er
»allerdings das Schwert, nicht um mit der
»Strafe Gerechtigkeit zu üben, sondern um
»seiner Bosheit Befriedigung zu geben. Es
»ist einer von diesen gemeint, wenn die Wahr-
»heit sagt: ‚Der, welcher das Schwert er-
»griffen hat, soll durch das Schwert umkommen‘
»Der, welcher das Schwert ergriffen hat, heisst
»es, nicht der, welchem eine höhere Macht es
»gegeben hat, soll durch dasselbe umkommen,
»weil er es gewagt hat, ungerechterweise zum
»Schwert zu greifen. Wenn ein Soldat sich
»des Schwertes, das ihm der König in die
»Hand gegeben hat, bedient, um zu strafen,
»so handelt der König in ihm und er führt
»nur dessen Werke aus. Deshalb sagt der
»heilige Augustin: ‚Du sollst nicht tödten, aus-
»genommen die, welche Gott befohlen hat zu
»tödten, entweder zufolge des Gebotes im
»Gesetz, oder durch einen ausdrücklichen Be-
»fehl in Betreff einer bestimmten Person,
»denn derjenige, welcher einem Befehl gehorcht
»und dessen Schwert nur ein Instrument ist,
»tödtet nicht‘. Und weiter sagt er: ‚Die Israe-
»liten begingen keinen Raub, indem sie den
»Egyptern ihr Eigenthum nahmen, sie gehorchten
»nur dem Gebot Gottes: der Mann der Ge-
»rechtigkeit tödtet den, welchen das Gesetz zu
»tödten gebietet. Wenn er das aus sich selbst
»thäte, so wäre er natürlich ein Mörder, selbst
»wenn er wüsste, dass der welchen er tödtet,
»durch den Richter getödtet werden würde‘.

»Ferner sagt er: ‚Wenn dieser Mensch getödtet »wird, so ist es das Gesetz welches ihn tödtet »und nicht wir'«.

»Aus diesen Worten ersieht man deutlich, »dass man das was man aus Gehorsam thut, »nicht eigentlich Mord oder Raub nennen »kann, weil es gut ist einen Befehl Gottes zu »vollziehen. Alles was von Gott ausgeht und »von seiner Allmacht abhängt, muss als ein »Werk Gottes und nicht als ein Werk des »Menschen angesehen werden. Der Mensch »ist nicht Herr der Dinge, er ist nur ihr Be»sorger, denn er thut nichts ohne die Erlaubniss »Gottes, und es heisst nicht, sich eine Macht »ungerechter Weise aneignen, wenn man sie »auf Befehl Gottes ergreift. Aber diese Rechte »werden uns freilich von demjenigen, welchem »sie zukommen, nur so lange übertragen als »es ihm gefällt. Sie gehen in andere Hände »über, sobald er es will, und man ist um so »weniger würdig sie zu behalten und auszuüben, »je weniger man den anerkennt, von dem man »sie empfangen hat. So war es einst mit den »Egyptern, welche durch ihre Untreue sich »unwürdig machten sie zu behalten und sie »daher verloren«.

Ist diese seltsame kaum glaubwürdige Schilderung nicht die eines absoluten Despoten, welcher nach Willkür richtet und vollzieht und die stummen Werkzeuge seiner Rache gebraucht wie es ihm gefällt, ohne dass sie verantwortlich sind für die vollzogene schlechte

That? Gerade wie es der Soldat nicht ist, der auf Befehl des Königs seine Brüder mordet und dafür nicht nur nicht als Mörder, sondern als Held angesehen wird, während er, wenn er um einer persönlichen Beleidigung willen die Hand gegen einen Vorgesetzten erhebt, oder im raschen Aufbrausen der Leidenschaft ein Menschenleben vernichtet, mit dem eignen Leben dafür büssen muss. Ist dies nicht ganz der verwirklichte Grundsatz der Jesuiten, dass der Mensch nur ein Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten ist? Wo bleibt da jene Freiheit des Menschen, aus eignem Wollen Gott entgegen zu gehen? Woran endlich soll der Mensch erkennen, ob er in Gottes Namen tödtet oder in seinem eignen? Waren etwa die Autodafés und Folterkammern der Inquisition die unschuldigen Mordanstalten, welche auf Gottes Rechnung kamen und bei welchen die funktionirenden Richter und Henkersknechte nur die schöne Pflicht des Gehorsams übten, also recht tugendhaft sich benahmen?

Wie schwach, wie ganz unstatthaft ist das Bild dessen, welcher der Inbegriff alles Guten, das absolut Vollkommne sein soll! Die Idee, welche die Vernunft sich auf der Höhe des Denkens von absoluter Vollkommenheit bildet — die Ahnung, welche uns in der Stunde der Begeisterung ein leuchtendes Ideal hinzaubert — die Liebe, welche uns in ihrer edelsten Entzückung an ein Höheres, Reineres, Unbe-

kanntes mahnt — diese können vor unserm geistigen Auge ein Lichtbild erstehen lassen, welches uns anstrahlt, ohne dass wir es definiren, in Wort und Gestalt fassen können. Aber das Wesen des Absoluten, Unendlichen in eine persönliche Fassung bringen wollen, ist ein armseliger Versuch, der nothwendig gleich alle Attribute der Endlichkeit mit sich bringt. Gelang es doch auch den grössten Malern niemals Gott-Vater darzustellen. Rafael in der Vision des Ezechiel, oder Michel Angelo in den Schöpfungsbildern der Sistina haben einen wundervoll symbolisirten Ausdruck der schaffenden Naturgewalt gegeben, die im Sturmwind daherfährt und die elementaren Gestaltungen vollbringt. So personificirten die Naturreligionen das wärmende, lebende, schaffende Sonnenlicht als Indra, als Ormuzd, als Baal.

Ich will die Anführungen der unglaublich kindischen und widerspruchsvollen Anschauungen des höchsten Wesens, selbst von Seiten der gelehrtesten und freidenkendsten Theologen, nicht fortsetzen. Sie beweisen nur, dass es unmöglich ist das jeder Definition Entzogene in eine Form zu fassen, das ewig freie, nur der Ahnung Zugängliche als ein festes Dogma hinzustellen, dessen innere unlösbare Widersprüche denn ja auch von jeher zu heftigem Streit und fortwährender Controverse in der theologischen Welt selbst geführt haben. Wenn die wirklich Gläubigen, die guten

Menschen innerhalb jener Widersprüche dennoch Trost und Glück finden, so kommt das daher, weil in den reinen Herzen ein Echo wohnt, welches wiedertönt, was in ihnen selbst ruft, und welches dem kindlichen Glauben wie eine Antwort aus höheren Regionen erscheint. Wer wollte ihnen nicht das Glück und diese Befriedigung gönnen? Wer beginge das Unrecht, daran zu rühren? Ist die persönliche Harmonie des in sich vollendeten Menschen nicht die Hauptsache? Und wenn der freundliche Glaube, der sich mit seinem Gott in inniger Gemeinschaft fühlt, wie eine verborgene Sonne ein edles Menschenbild durchstrahlt und sein Leben zu einem Abbild jener Vollkommenheit macht, die in seinen Träumen lebt, wer sollte sich nicht daran freuen und ehrfurchtsvoll vor einer solchen Gestalt sich neigen? Nur muss es kein Bekenner sein, der mit dem heiligen Augustin ruft: »Ich begnadige was die Kirche begnadigt und verdamme was die Kirche verdammt«. Nur muss es kein Dogma sein, das von sich sagt: »Ich bin die ein für allemal gegebene absolute Wahrheit«.

Wie steht es aber mit der zweiten Ansicht aus meiner Trilogie? Hat die ungeheure Skepsis, im Gegensatz zu dem unfehlbaren Dogma, Recht? Ist der Schauder vor dem Nichts das Resultat der negirenden Wissenschaft, die absolute Wahrheit? Ich möchte darauf zuerst mit dem Worte Goethe's antworten:

»Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt.
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Erhalten die lebend'gen Schätze,
Mit denen sich das All geschmückt.«

Ja, kein Wesen kann zu nichts zerfallen. Das Nichts ist überhaupt nicht, denn wenn es wäre, so wäre es eben nicht das Nichts. Ein seiendes Nichts ist ein Unsinn. Also die absolute Negation ist ebenso unzulässig wie die absolute Affirmation. Es ist unmöglich geradezu, dass auch nur das kleinste Atom sich verlieren kann in der Unermesslichkeit des Seins. Wo sollte es hin? Und reiste es auch durch Billionen von Jahren in endlose Fernen, es käme nie über die Grenzen des Seins, denn das Sein ist eben Alles, und es giebt nichts was nicht in ihm wäre. Woher also, auch für den radikalsten Materialisten, der Schauder vor dem Nichts? Freilich wenn z. B. einst alle Bewegung sich in Wärme verwandelt hätte, so dass Wärmegleichheit entstände und alle Bewegung oder Arbeit aufhörte, so wäre in einem gewissen Sinn der Untergang der Welt da, d. h. der Untergang des organischen und geistigen Lebens, und insofern wäre es gleich Nichts. Aber da hiermit auch alles Bewusstsein und alle Vorstellung aufhört, so hätte auch der Schauder davor aufgehört und wäre demnach nicht mehr zu fürchten. Ein Schmerz, der nicht empfunden wird, ist kein Schmerz mehr, und was ihn empfinden könnte,

hätte aufgehört zu sein. Indess wenn jene Hypothese auch berechtigt ist, so ist doch sicher mit ebenso viel Logik anzunehmen, dass im unermessnen Bereich waltender Kräfte unzählige Einwirkungen stattfinden, welche jenem Erstarren zum Nichts Einhalt thun.

Aber auch abgesehen davon, warum soll der Materialist vor dem Nichts schaudern? Könnte man ihm, dem alle Erscheinung nichts ist, als eine zufällige Combination der Atome, nicht vor Allem zurufen: »am Sein erhalte dich beglückt, das Sein ist ewig?« Wenn die Atome erblüht sind zu einer süss duftenden Blume, oder wenn sie in einem menschlichen Gehirn erhabnes Denken und Dichten gezeugt haben, ist damit für ihn nicht Alles erfüllt? Was kann er mehr von einer zufälligen chemischen Verbindung der Atome verlangen, als dass der Höhepunkt dieser Verbindung erreicht werde und dass sie sich chemischen Gesetzen zufolge wieder auflöse. Wenigstens wäre es allein consequent für diese Weltanschauung, wenn sie, im Angesicht der vollendeten Thatsache auch weiter nichts mehr verlangte und ohne Schauder der Auflösung des chemischen Prozesses zusähe, da die Atome, unwiderstehlichen Gesetzen zu Folge, doch neue Verbindungen eingehen müssen; »das Ew'ge regt sich fort in Allen, am Sein erhalte dich beglückt«. Ob dies Ew'ge nun Geist oder Materie heisse — wären die Menschen immer consequent in ihren

Theorien, so müsste den Materialisten dies Bewusstsein genügen.

Aber die Menschen sind fast nie consequent. Das Herz spielt ihnen einen Streich und lässt in dieser seltsamen Combination von Atomen ein so tiefes Gefühl für eine ähnliche Combination entstehen, dass es bei der Auflösung dieser Letzteren vor Leid vergeht, dass es an die Vernichtung dieses Geistes, welcher es angestrahlt, dieses anderen Herzens, welches ihm die Seligkeit der Liebe hat zu Theil werden lassen, dieser »gottgedachten Form, die es entzückte«, nur schaudernd denkt. Das Herz begnügt sich nicht mit dem, womit der Materialist sich allein begnügen sollte: mit der unauslöschbaren Ewigkeit des Dagewesenen, mit der wunderbaren Erscheinung des Geistes in der zufälligen Vereinigung von Atomen, welche geleistet hat, was sie leisten konnte, und nun mit Recht in den Kreislauf des Lebens zurückkehrt.

Trotz dem Schauder vor dem Nichts erfüllt sich aber dennoch unbemerkt und allmählich das Wort des Dichters: »am Sein erhalte dich beglückt«. Allmächtig zieht das Leben den Schaudernden wieder in seine Kreise. Sein Geist beginnt wieder aus dem grossen Born der Gedanken, welchen die Jahrhunderte angesammelt haben, zu schöpfen; die objectiven Gesichtspunkte fangen an, mit ihrem Interesse das subjective Leid zu mildern; er gehört wieder dem Prozess des Lebens an,

er fühlt sich auf's Neue am Sein beglückt. Also war auch der Schauder vor dem Nichts nicht die absolute Wahrheit. Jene seltsamen Kräfte, welche in der zufälligen chemischen Combination das geheimnissvolle Wirken des Geistes und Herzens schaffen, knüpfen immer wieder an das Leben an und treiben Blüthen, wo Alles momentan im Nichts erstarrt schien. Hat die materialistische Wissenschaft den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden? Ist ihre letzte Antwort wirklich, positiv und absolut, nur eine grosse Null?

Die dritte meiner in Frage stehenden Frauen, welche das Recht der individuellen Hypothese vertheidigte, war, wie schon gesagt, meiner Ansicht nach im Rechte. In der That ist es ja sicher so. Wenn man die Herzen aufschliessen und alle die verschiedenen Vorstellungen des »höchsten Wesens«, der »Wahrheit«, recht besehen könnte, so würde sich ein seltsames Gemisch von Schattirungen und Unterschieden finden, vom Fetisch herauf bis zu der höchsten Extase in Dante's Paradies, oder bis zu der trocknen Moralgestalt der protestantischen Theologie. Worauf kommt es denn also auf diesem Gebiete an? Auf die Toleranz. Einzig und allein darauf.

Alle Religionen haben bis jetzt ihre Blüthezeit und ihren Verfall gehabt, und alle Unfehlbarkeitsbeschlüsse von ein Paar hundert Bischöfen beweisen dagegen nichts. Gäbe es einen unfehlbaren, absoluten Glauben, wie

könnten immer von Neuem die Edelsten und Kraftvollsten aus der Mitte seiner Bekenner auferstehen und gegen ihn protestiren? Wie könnte die Wissenschaft, welche doch auch nach Wahrheit strebt, in so direktem Widerspruch mit seinen Dogmen stehen? Die Allgemeinheit dieses Satzes also muss positiv verneint werden. Es giebt keine Kirche, welche die absolute Wahrheit enthielte, und jeder Anmassung dieser Art, welche stets zur Tyrannei wird, muss entgegengetreten werden. Dem einzelnen gläubigen Gemüth dagegen, welches in jenen Formen seinen Trost findet, dem werde volle, unbeschränkte Freiheit und Duldung, ihn sich da zu suchen. Für solche Gemüther öffne die Kirche ungestört ihre Hallen und spende ihre Gaben. Nur werde sie nicht zu einer Bedrückerin des geistigen Lebens, nur f o r d e r e sie nicht, dass man sich zu ihr bekenne und verdamme nicht den Andersdenkenden. Und ebenso mache der Staat nicht seine Beamten zu Verpflichteten dieses oder jenes Bekenntnisses und beurtheile deren Moral nicht nach dem Kirchenbesuch. Ebenso finde der Materialist sich mit dem »Nichts« so gut ab wie es gehen will; was geht das Andere an, wenn es sonst ein guter, ehrenwerther Mensch ist?

Die Anderen aber, welche sich in ihrem eignen Herzen einen Tempel gebaut haben, in dem eine geahnte Sonne ein heiliges Leuchten verbreitet — wie sollte man nun gar die nicht

gewähren lassen? Ein Freund nannte solche die metaphysischen Menschen, welche einzelnen Auserwählten ein helleres Schauen, ein fast unmittelbares Wissen aus einer übersinnlichen Welt zugeständen. Das waren die Mystiker, die freilich, wenn auch in unklaren Umrissen, in ihrem liebebedürftigen Gemüthe des Herrlichsten viel wie in einem Regenbogenglanz innerlichster Extase geschaut haben. Gäbe es aber nicht noch ein inneres Wissen ohne den Begriff des Metaphysischen? »Metaphysisch« ist das Gegenstück zum »Nichts«. Vielleicht wäre es an der Zeit, Beide aus dem Bereich der philosophischen Betrachtungen zu verbannen? Ebenso wie das Nichts ein unstatthafter Begriff ist, da selbst im äusserst denkbaren Falle, dem universeller Erstarrung, noch immer das Erstarrte bliebe, so ist auch das »Metaphysische« ein Ausdruck, welcher vielleicht einer neuen Weltanschauung fremd bleiben wird. Die Natur ist doch nicht blos das Stückchen Landschaft, welches unser Horizont umfasst, ja auch nicht die ungeheure Weite, welche der suchende Mensch sich auf seinem, für ihn grossen, im Universum kleinen Erdball erschlossen hat? Die Natur ist das Universum, die universelle Einheit, mit Allem, was aus ihr, in ihr sich bewegt. Wer kann Sein und Erscheinung trennen?

»Was wär' der Schein, wenn er nicht Wesen hätte?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschien?«

Wenn wir nun schon Gesetze kennen, welche jene fernen Sonnen, die uns nur wie Leuchtkäfer am Firmament erscheinen, eben so gut beherrschen wie unsern Erdball; wenn wir schon wissen, dass die Sonne — und demnach wohl auch alle Planeten — aus denselben chemischen Stoffen und Gasen bestehen wie die Erde; wenn wir also — mit mehr Recht als bei hundert anderen verbreiteten Hypothesen — auf die Aehnlichkeit der Zustände mit den unseren an anderen Punkten des Weltalls schliessen können; so kann man fragen: wo soll das Metaphysische hin? Wo ist noch Raum dafür, wenn es aus der Unermesslichkeit des Seins hinweggedrängt wird? Die wissenschaftlichen Menschen, die nicht an eine besondere mystische Welt dabei denken, sagen: das Metaphysische beginnt da, wo die Welt der sinnlichen Wahrnehmung aufhört. Aber wo hört die auf? Wir sind nur noch sehr kurzsichtig; aber so wie ein gutes Fernrohr uns Fernen voll herrlicher Dinge erschliesst, so kann die Wissenschaft auch unserm geistigen Auge noch solche Fernen erschliessen, dass wir, wenn wir auch nicht unmittelbar experimentiren können, doch so gewiss Schlüsse ziehen dürfen, als ob das Experiment sie uns versichert hätte; Schlüsse, welche die Ergebnisse der Speculation, welche die Ahnungen des Herzens bestätigen.

Warum also erschrecken von materialistischer Seite über gewisse Hypothesen, welche

freilich im Laboratorium nicht zu beweisen sind? Warum dieselben in das Reich der Gespenster, der Hirngespinnste verweisen, indem man sie mit dem beinahe verächtlich gewordenen Ausdruck »metaphysisch« bezeichnet? Ist nicht auch die Zelle — für unser Wissen der Uranfang des organischen Lebens — uns noch ein Räthsel? Sind die Ansichten, nach welchen sich aus dieser Einheit die Vielheit entwickelt, etwas Anderes als Hypothese? Weiss man den Grund der chemischen Wahlverwandtschaften, welche bestandene Verbindungen auflösen, um neue, engere Beziehungen einzugehen? Doch wird Niemand alles dieses mehr »metaphysisch« nennen, auch der radikalste Materialist nicht. Ja, ist nicht unser Denken selbst für den Materialisten ein blosses Produkt der Nerventhätigkeit des Gehirns, mithin ein ganz materieller Vorgang? Wenn nun dieses Denken, dieser materielle Vorgang das Resultat einer Anschauung hervorbringt, nach welcher das Weltganze nicht blos ein zerbröckeltes Nebeneinander von Zufälligkeiten ist, sondern durch ein inneres, uns nur bis jetzt unerkennbares Band zusammenhält, oder die in unzähligen Vielheiten sich kundgebende Einheit des Seins ist — sollen wir ein solches Ergebniss unseres Gedankenprozesses als metaphysischen Unsinn verwerfen? Nein, auch der vollkommene Materialist müsste solchen Hypothesen zum wenigsten einen Platz neben der Ansicht, dass Alles zufällige, chemische

Combination ist, einräumen; denn diese Ansicht ist bis jetzt doch noch eine ebenso unbegründete Hypothese wie die Erstere; wer kennt den Grund, warum gerade diese und jene Combination sich bildet? Ein Grund muss doch schliesslich auch dafür vorhanden sein, da es keine Wirkung ohne Ursache, oder keine Folge ohne ein Vorhergegangenes, welchem sie sich anschliesst, geben kann.

Wenn wir es daher der Wissenschaft danken wollen, dass sie mit strengem Ernst und fester Hand den Schutt der Vorurtheile und des Aberglaubens, welchen Jahrhunderte aufgehäuft haben, hinwegräumt, dass sie morsch gewordne Formen zerbricht und uns Vorsicht und Maass lehrt in den Spielen der Phantasie und der willkürlichen Hypothesen — so wollen wir aber auch mit desto tieferem Vertrauen auf das Wort des grossen Denkers horchen: »Und dennoch dürfen wir getrost sein«. Wir wollen, auf die Geschichte sehend, den einen grossen Zug, der wie ein rother Faden sich hindurchzieht, den Zug nach Erkenntniss der Wahrheit, die Sehnsucht nach etwas Höherem, Idealerem, als die blosse animalische Existenz mit prüfendem Auge betrachten und in ihm einen Beweis erkennen, welcher eben so glaubwürdig ist, wie die Zuckungen des Froschschenkels bei Berührung des galvanischen Stroms. Die Edelsten, Grössten, die Heroen der Menschheit sind es, welche diesen Zug, der nur dunkel die Massen bewegt, am tiefsten

empfunden haben. Am Kreuze, in Kerkernacht, unter dem Beile des Henkers hat er sie mit Muth erfüllt und sie zu Siegern über die Schrecken des Todes gemacht. Inmitten der Widersprüche des Lebens, der grausamen Fügungen, welche den Einzelnen treffen, der Leiden, unter welchen die Menschheit seufzt, erhebt sich der Protest der Vernunft: es kann, es kann dieser dunkle Prozess, den wir Leben nennen, nicht das letzte Wort des grossen Räthsels sein. Der Gedanke, welcher schon die Bahn der Sterne und Sonnen bestieg und mit ihnen im Universum kreiste, welcher den engen Himmel über uns und die drohende Hölle unter uns vernichtete, welcher die Elemente beherrschen lernte und ein zweites »Es werde« über die Erde sprach — hat von jeher dem Experiment vorgegriffen, und dieses hat nur langsam nachhinkend bestätigt, was der kühne Entdecker voraus gesehen. Warum soll er nicht auch im Bereich der Spekulation, wohin das Experiment ihm nicht folgen kann, ein immer sicherer Pfadfinder werden?

Und ausser den Schlüssen der Vernunft, der Philosophie, giebt es nicht noch Faktoren, die wir anerkennen müssen, die uns eine Welt voll idealer Bedeutung erschliessen? Der Genius, der uns in der Poesie, in der Kunst, vor Allem in der Musik, in ein Dasein höchster Geistigkeit führt, wo wir, beinahe erlöst von dem Druck des Erdenlebens, die Wonnen höherer Wesen zu athmen meinen, können

seine erhabenen Schöpfungen einer blos zufällig besonderen Organisation der Atome ihren Ursprung verdanken? Kann die Liebe, die bis zur Hingabe des eignen Lebens für das Wohl des Andern geht, ein blosses chemisches Produkt sein, wie die Vereinigung von Sauerstoff und Stickstoff? Wäre die höchste Blüthe des geistigen Lebens nichts Anderes, als der Culminationspunkt der menschlichen Erscheinung, wie die vollendete Blume mit ihrem Duft der Culminationspunkt der Pflanze ist? Wäre das Erlöschen jenes Lebens nichts Anderes, als das Welken und Abfallen der Blume? Gesetzt, es wäre so, dann müssten wir sagen, dass die Materie der Geburtsschooss des Geistes ist, denn es ist unmöglich zu denken, dass in den Atomen sich eine Eigenschaft durch Combination darstelle, zu welcher nicht schon der Keim in ihnen gelegen hätte, wie aus der chemischen Verbindung der Stoffe kein Körper mit neuen Eigenschaften hervorgehen kann, zu denen nicht zuvor die Möglichkeit in den einzelnen Stoffen gelegen hat. Es enthielte also die Materie schon von Ewigkeit her die geistigen Keime, deren Entwickelung sich in ihr vollzieht. Aber eine Materie, die sich bis zu der staunenswerthen Erscheinung des schaffenden Genius erhebt, kann nie und nimmer ein völlig blindes, dem Zufall anheimgegebenes, bewusstloses Auf- und Abwogen der Atome sein. Wäre sie aber auch nichts Anderes, die Ewigkeit des

geistigen Lebens wäre schon damit gerettet und festgestellt. Da es keinen Anfang und kein Ende giebt, so muss, was von Ewigkeit da war, auch in Ewigkeit sein. Da nun die Identität der chemischen Stoffe im Weltall so gut wie festgestellt ist, so muss auch, selbst wenn unser Erdball der einzige Weltkörper wäre, wo geistiges Leben sich bis jetzt entfaltet hätte, ginge er zu Grunde, der Geist sich irgendwo und irgendwann wieder entwickeln, sobald die Stoffe unter ähnlichen Bedingungen zusammentreten.

Viel natürlicher und logischer ist jedoch die Annahme, dass dies an unzähligen Punkten des Universums von Ewigkeit her geschehen ist, und dass sich, vielleicht in noch viel vollkommnerer Weise wie bei uns, die Erscheinung des geistigen Lebens innerhalb der Materie vollzogen hat.

Sollen wir aber schliesslich nicht auch auf die geheime Stimme in unserm Innern, auf die Intuition hören, welche uns hinter dem begrenzten Horizont unseres Intellekts das Leuchten eines fernen Morgenroths und einer grösseren Sonne zeigt? Je freier wir von abergläubischen Vorstellungen, von Banden enger Dogmatik und menschenerschaffner Phantome sind, je ernster wir an die Wissenschaft herantreten, um von ihr Antwort auf unsere Zweifel zu erlangen, je mehr haben wir ein Recht, jener inneren Stimme zu lauschen. Was diese Stimme sagt, das ist das intimste

Geheimniss jedes Herzens mit sich selbst. Wohl dürfen wir ihr trauen, wenngleich der Untergang des Ichs, wie es sich in der uns bekannten Erscheinungswelt darstellt, als unleugbare Thatsache an jedem Todtenbett vor uns liegt. »Das Sein ist ewig;« ewig muss daher in ihm die Erscheinung des Geistes, der Liebe, des Genius der begeisternden Thaten sein. Und ein grosser Trost ist es, denn die Ewigkeit dessen, was unserm ephemeren Dasein einzig Bedeutung und Werth verlieh, ist damit gesichert. Ohne die Freuden des Geistes, ohne die Stunden der Liebe und der Begeisterung, was wäre das Leben? Mühe und Arbeit, eine Kette von Enttäuschungen und Leiden. Sollen wir über die Vergänglichkeit dieses elenden Theils unserer Existenz trauern, während wir der Ewigkeit des allein Lebenswerthen gewiss sind? Nein, o nein! Der Tod ist der Befreier von der schlechten Endlichkeit des Daseins. Was das Leben werth war, lebt ewig fort. Wenn nun das Ich damit nicht zufrieden sein will, so mache es sich doch klar, was es denn verlangt: Fortdauer des allerunvollkommensten Zustandes, der sich denken lässt, dem in Gestalt von Krankheit, Trennung, Enttäuschungen und Leiden aller Art das Damoklesschwert ewig über dem Haupte hängt. Seien wir daher eifrig, uns dem, was ewig ist, zu verbinden, leben wir in Geist, Liebe, Mitleid, Güte. Darin geniessen wir bereits die Ewig-

keit, und der Verlust des Zufälligen, der persönlichen Erscheinung kann uns nicht mehr kümmern. Was ausserdem hinter jenem geheimnissvollen Vorhang, den zu lüften unsere Sehnsucht vergebens strebt, verborgen ist, wer weiss es? Unsere Mittel der Erkenntniss sind zu beschränkt; selbst ein Theil der Erscheinung, können sie auch nur das Erscheinende begreifen. Aber, warum sollten wir nicht mit dem Dichter sagen dürfen: »alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss«; ja noch mehr: die Welt überhaupt ist nur ein Symbol, und nur der, welcher die Bedeutung dieses Symbols ahnt, kann rufen: »Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?«

Vor Allem aber lasst Jeden auf seine Façon selig werden und feindet euch nicht mehr um der absoluten Wahrheit willen an.

Geschichte leben

In einem interessanten Artikel über Herder las ich neulich bei Erwähnung des in Deutschland überhand nehmenden Studiums der Geschichte, dass in einem gewissen Staat die Herrschaft geschichtlicher Studien eine Zeit lang so stark gewesen sei, dass man darüber vergessen habe, Geschichte zu machen. Freilich, wenn das Wissen das Leben tödtet, wenn vor der Betrachtung des Gewesenen die Unmittelbarkeit des Gegenwärtigen und Werdenden abstirbt, wenn sich das Erlernte in ein Dogma verwandelt, welches den frischen Pulsschlag des Lebens hemmt, dann wird die Wissenschaft zu einem Uebel und versteinert gleich dem Gorgonenhaupt, anstatt wie ein frischer Quell das Leben zu befruchten. Das Studium der Geschichte hat doch überhaupt nur Werth und Zweck, wenn sie uns Lehrerin wird, wie auch wir an der gegenwärtigen Geschichte mithelfen und die zukünftige vorbereiten sollen. Würde sie das nicht, so wäre das Studium derselben entweder nur ein blosses

Fachstudium, um Material auf Material zu häufen, Kritik zwischen Wahrem und Falschem zu üben, mit objectivem Interesse aus Schutt und Trümmern die Formen des Dagewesenen wieder aufzubauen, oder, es wäre das Interesse des Dramatikers an den grossen Schicksalsmomenten, in welchen Individuen und Völker in heroischen Thaten und heroischen Leiden gleich Sternen aufsteigen an dem Himmel der Unsterblichkeit, oder durch fluchwürdiges Begehen der Verdammniss anheimfallen, welche die Nachwelt über sie aussprechen muss.

Die Geschichte aber, das sind wir selbst, das ist unser eigenes Leben, welches in unzähligen Generationen vor uns pulsirt hat und in unzähligen nach uns pulsiren wird. Es ist ein ganz subjectives Interesse, welches wir an der Geschichte haben, wie an der unseres eigenen Lebens, unserer eigenen Erziehung und grösstmöglichen Vollendung.

Wenn wir nun schon in diesem Sinne mit heissem Antheil die Geschichte lesen und bei den grossen, begeisternden Momenten derselben den Wunsch in uns aufsteigen fühlen: »Wären wir doch dabei gewesen«; wie viel mehr muss es uns ergreifen, wenn wir in der Gegenwart einmal einen solchen Augenblick erleben, wo unser Herz im unisono mit Millionen Herzen schlägt, wo Ideen, welche in ein vernunftgemäss geordnetes Weltganzes passen, in Individuen oder Völkern verkörpert erscheinen. In solchen Augenblicken verschwinden mit

einem Male die Schranken, welche sonst die Menschen trennen; wir empfinden auf's Tiefste die Solidarität nicht nur der menschlichen Interessen, sondern des menschlichen Wesens überhaupt, wir begreifen es nicht, dass die Menschen nicht mit aller Macht nach jener Einheit hinstreben, sie zum Ziel ihrer Existenz machen, darin ihre höchste Entwickelung sehen, anstatt im Hader zu verharren, von tausend kleinlichen Trieben sich zerspalten und auseinander treiben zu lassen und so ewig ein verstümmelter Torso zu bleiben, anstatt ein vollendetes Götterbild zu werden. Freilich ist jeder Tag Geschichte, und im Leben der Völker, welche in den Kreis der Civilisation gehören, herrscht doch so viel allgemeines Bewusstsein, dass man beinahe sagen könnte, es vollziehe sich darin bewusste Geschichte. Aber nur in jenen Momenten, welche wie Marksteine plötzlich ganze Epochen zu trennen und zu bezeichnen scheinen, durchdringt uns das Gefühl stärker, dass wir Theilnehmer jener Arbeit sind, welche wir Geschichte nennen und welche wir gewöhnlich nur in der Vergangenheit als ein Ganzes, dessen Zusammenhang, Ursachen und Folgen wir vor Augen haben, anzusehen gewohnt sind.

Wenn ich auf mein langes Leben zurückblicke, erstaune ich über die Menge grosser, entscheidender, tragischer Momente, welchen ich zumeist mit feuriger Theilnahme beigewohnt habe. Wie verschiedener, wie nur zu oft

traurigster Art sie waren, davon will ich jetzt nicht reden. Zu den bewegendsten, wohlthuend-rührendsten aber zähle ich den Moment, welcher eben jetzt Italien, meine theure, erwählte, letzte Heimat, und mit ihm beinahe ganz Europa bewegte, den Moment des Todes Victor Emanuel's, des ersten Königs von Italien, und alle Erscheinungen, welche sich an dieses Ereigniss anschlossen. Nie vielleicht in der Geschichte, selbst zu der Zeit, als Könige noch gleich Halbgöttern über die Masse der Sterblichen emporragten, hat der Tod eines regierenden Hauptes solch eine tiefe, ungetheilte, spontane Rührung hervorgerufen wie die, welche sich bei diesem plötzlichen Scheiden kund gab. Es zeigte sich bei der Gelegenheit wieder, wie mehrere Menschenalter hindurch das vorherrschende Ideal der Italiener politische Unabhängigkeit und nationale Einheit gewesen ist. Dieser glühende Unabhängigkeitsdrang, diese vollberechtigte, dem edelsten Bedürfniss des Menschen entsprechende Sehnsucht nach einem auf eigene Verantwortlichkeit gegründeten Dasein hatte die besten Söhne dieses schönen Landes über ein halbes Jahrhundert lang zu Heroen und Märtyrern gemacht. Bei immer erneuten, heldenkühnen Versuchen, im harten Exil, fern von der sonnenbeglänzten Heimat, unter schweren Entbehrungen, in Noth und Elend, war es dieses Ideal, dieser Stern: Italien, welcher ihnen Muth und Ansdauer gab. Als nun

endlich der Tag erschien, welcher dem ersehnten Ziele zuführen sollte, da war es eine Persönlichkeit, um welche sich die Hoffnungen des Gelingens schaarten, selbst von Seiten der meisten Republikaner, wie ich es einst aus Garibaldi's eigenem Munde hörte. Victor Emanuel war es, der Erbe der Bestrebungen Carl Albert's, welcher der Träger der nationalen Idee wurde und dafür alles einsetzte. Er war keine ideale Natur wie der Volksheld Garibaldi, aber ein König, welcher sein Wort hält und mit seiner Person zahlt, wo es gilt, welcher stets bereit ist, sein persönliches Interesse, seine Neigung dem Nationalwillen zu opfern, welcher streng seiner konstituonellen Verpflichtung nachkommt und doch als König so viel Majestät besitzt, dass ein fremder Diplomat von ihm sagen durfte: er sei der erste König, den er sähe — solch ein König galantuomo war dazu geeignet, eine populäre, ja eine legendäre Figur zu werden. Er konnte dies werden neben der des Volksmannes und Helden, dessen reine Tugend, Redlichkeit und Selbstverleugnung freilich im Privatleben ungleich höher glänzen. Als diese beiden Gestalten mit dem Schwert in der Hand an dem Eingang zu der neuen Aera, in welche Italien eintrat, standen und hinter ihnen auf der einen Seite Mazzini, auf der andern Cavour, als die denkenden, philosophisch-begeisterten und staatsmännisch-klugen Lenker der Regeneration — der grossen Schaar aller Patrioten

nicht zu gedenken, welche sich ihnen anreihten — wer möchte da nicht eine freudige Hoffnung für die Wiedergeburt dieses herrlichen Landes, dieses edlen Volkes gehegt haben?

Freilich vollziehen sich solche Prozesse langsamer als das Herz es wünscht. Viele schwarze, traurige Schatten warfen sich auf die aufblühende Saat der Freiheit. Cavour, der organisirende, staatsmännische Geist, starb, ehe er an die innere Reform Hand anlegen konnte. Mazzini, dessen tragisches Schicksal sich bis zum letzten Augenblick gleich blieb, musste, der einzig Geächtete auf der befreiten heimischen Erde, todtkrank, unter fremdem Namen, kommen, um sich in dem Vaterland, für das er Jugend, Vermögen, persönliches Glück und Alles, was das Leben schmückt, geopfert hatte, ein Grab zu suchen. Erst dem Todten durfte die Liebe seines Volkes den lauten Tribut des Dankes und der unsterblichen Erinnerung zahlen. Ebenso blieb der Held, welcher dem geeinigten Vaterland den schönsten Edelstein, das strahlende Neapel, zurückerobert hatte, ausgeschlossen von der Neuorganisation des Landes. Er zog sich einsam auf sein Felseneiland zurück, wo er, schon wie eine Gestalt der Sage von poetischem Zauber umflossen, aber in gezwungener Unthätigkeit für die lebendigen Interessen der Heimat lebt. Endlich fand sich inmitten des einigen Italiens noch der faule Fleck, welcher Jahrhunderte lang das geistige Leben der Nation

mit zersetzenden Elementen durchdrungen hatte: das Papstthum, der Clerus.

Der gebildete Theil der Nation selbst aber stand wie verwundert und wusste nicht, wohin sich wenden, nachdem ihm das Ziel des jahrelangen Strebens, die politische Einheit, als reife Frucht in den Schooss gefallen war. Für die inneren Fragen der socialen Organisation war man nicht vorbereitet, hatte man noch keinen Sinn. Eins war schön: die völlige, willige Selbstverleugnung, mit welcher sich die Städte, früher Residenzen mehr oder minder grosser autonomer Staaten, dem nationalen Prinzip unterordneten und zu Provinzstädten herabsanken. Aber, als das geschehen war, traten die lokalen Unterschiede und Antipathieen wieder hervor, und der Piemontese z. B. war dem Italiener des Südens ebenso verhasst, wie es früher der »tedesco« allen Italienern gewesen war. Das Volk, welches von Priestern und schlimmen Regierungen in tiefer Unwissenheit erhalten gewesen war, fing erst ganz an, den neuen Zustand der Dinge zu begreifen, als es enorme, bis dahin unbekannte Steuern zahlen musste. Es verstand nun, dass ihm seine Einheit theuer zu stehen komme, und es gab nicht Wenige, welche die alten wohlfeilen Zustände zurückwünschten.

Inmitten all dieser Schatten, welche sich über das junge Licht der nationalen Einheit lagerten, blieb nur eine Gestalt unverändert

in ihrer übernommenen Aufgabe und in ihrer Popularität. Diese Gestalt war die des Königs Victor Emanuel.

Im Jahre 1866, bei Tagesanbruch, in der herrlichen Frische eines italienischen Sommermorgens, begab ich mich mit vielen Andern in Florenz (damals Hauptstadt) zur Eisenbahnstation, um den König fortziehen zu sehen zum zweiten Befreiungskrieg. Dicht gedrängt umstanden Menschen aus allen Ständen die Einfahrt zur Station. An den Wagen, in welchem ich mich mit Freunden befand, hatten sich Landleute aus der Umgegend gehängt, um besser sehen zu können. Als des Königs einfacher Wagen, blos mit zwei Pferden bespannt, heranrollte, wandte sich ein contadino mit Thränen in den Augen zu mir und sagte: »Sehen sie, er trägt sein altes Käppi, welches er bei Magenta und Solferino trug, als er zuerst sein Leben wagte, um Italien einig zu machen.« Und so war es; wie ein einfacher Soldat ging er hin, seine Schuldigkeit zu thun, und die Zurufe, welche ihn bei diesem ernsten Abschied grüssten, kamen aus dem Herzen. Das blieb auch das Motto seines Lebens: er that seine Schuldigkeit; immer und unausgesetzt, wo es das öffentliche Leben galt. Ein idealer Mensch, ein Genius, thut mehr als seine Schuldigkeit, er thut das Ausserordentliche, das was Niemand verlangen kann, ausser ihm selbst. Aber was kann man mehr von einem gewöhnlichen Menschen

fordern, als dass man ihm mit vollem Recht die Grabschrift setzen könne: »Er hat sein ganzes Leben hindurch seine Schuldigkeit gethan?«

Diese Anerkennung, dieses Zeugniss gaben mit einer selten gesehenen Einigkeit die Millionen, welche der rasche Tod Victor Emanuel's wie ein schwerer Schlag traf. Das Unerwartete, das Unabwendbare, welches plötzlich in das Leben eintritt, wirft wie ein scharfer Sonnenstrahl, der auf einmal durch eine Wolkenhülle dringt, ein grelles Licht auf alle Gegenstände, so dass wir gewahr werden, was sich vordem, im Schatten, der Beobachtung entzog. So war es in Italien. Das nationale Gefühl, welches sich an die Person des Königs angeschlossen hatte, kam bei dieser Gelegenheit zum vollen Ausdruck. Alles, was Parteihass, lokale und religiöse Differenzen im Lauf der Jahre schon wieder als Zündstoff in das junge Leben der Nation hineingeworfen hatten, schien wie ausgelöscht. Der schöne, feierliche Leichenzug hatte nichts Offiziöses; es war kein blosser militärisch-aristokratischer, durch Hofceremoniell bestimmter Aufzug. Es war ein Volk, welches seinen Führer, den Vertreter seiner Interessen, den Erkämpfer seiner Freiheit, zu Grabe geleitete. Hinter dem Militär, hinter den Civilbeamten in ihren malerischen, mit Hermelin besetzten rothsammtenen oder schwarzen Togen, hinter den glänzenden Uniformen der obern Offiziere,

der fremden Fürsten, der Gesandten kamen die freiwillig herbeigeeilten Deputationen der Universitäten, der Städte, der Handwerkervereine, des Volkes, mit Fahnen und Kränzen. Mancher arme Handwerker ging da in schäbigem Rock hinterher, aber in diesem wahrhaft demokratischen Lande war er hier, wo das gleiche Gefühl ihn beseelte, Gleichberechtigter der höchsten Würdenträger des Landes.

Gewiss wird dieser Zug Allen, welche ihn sahen, unvergesslich bleiben. So etwas kann man auch nur in Rom sehen, wo auf dem grossen historischen Hintergrunde gleich ganze Jahrhunderte sich in den Gedanken aneinander reihen und die Höhepunkte der Geschichte hervortreten, wie die sieben Hügel der allerseltsamsten Stadt. Als der Zug so dahin schritt — zwischen den Spalier bildenden Menschenmassen, welche schon drei bis vier Stunden lang mit dem den Italienern und besonders den Römern eigenen Anstand die ungeheure Strecke des langen Weges, einer undurchdringlichen Mauer ähnlich, begrenzten — da erfuhr man einen jener Momente, in welchen die Geschichte in uns lebt und wir in ihr. Das Individuelle, vom Schicksal mit unbarmherziger Willkür wie Spreu im Winde verweht, verschwindet, und über die Jahrhunderte hinaus reichen sich die Weltgedanken, welche Epochen charakterisiren, in uns die Hand. Der forschende Geist fragt

sich: folgt diese Kette von Ereignissen, welche wir Geschichte nennen, einem Gesetz, welches gleich dem Pflanzensaft, der aufsteigend Stengel, Blatt und Blüthe bildet, da ist und ein organisches Ganzes naturgemäss durchzieht? Oder herrscht da blind der Zufall und könnten die Geschicke der Völker sich eben so gut anders entwickelt haben, wenn diese oder jene Combination zufällig anders geworden wäre? In unsern Gedanken können wir sehr wohl andere Entwickelungen begreifen, sie uns aufbauen; aber mussten nicht Jene, welche eintraten, mit Nothwendigkeit eintreten? Lagen nicht gerade sie, und nur sie, in den gegebenen Bedingungen der vorangehenden Zustände?

Wenn man das Gesetz der Causalität als die Norm annimmt, der alles Seiende unterworfen ist, so muss sicher Alles so kommen, wie es kommt. Was wäre aber unsere Aufgabe gegenüber diesem unerbittlichen Fatum der Causalität? Hätten wir dabei noch eine Stimme, oder müssten wir das Haupt beugen, die Hände in den Schooss legen und die Geschichte nur betrachten, wie man von der Höhe des Berges den Weg betrachtet, den man zurückgelegt hat?

Nein, gerade diesem Gesetz der Causalität, diesem Fatum unseres modernen Bewusstseins gegenüber haben wir eine um so grössere Aufgabe, müssen wir um so lebendiger uns der geschichtlichen Gegenwart anschliessen

und in ihr wirksam zu werden suchen. Denn, wenn jede Handlung Ursache einer Wirkung, mithin ein Glied in der unübersehbaren Kette der Erscheinungen wird, so ist es eben unsere Aufgabe, bewusst an dieser Kette mitzuarbeiten und unsere Handlungen so einzurichten, dass sie Ursachen segensreicher Folgen werden. Allerdings wird ja an gewissen Stellen mit Bewusstsein Geschichte gemacht, Ziele werden in's Auge gefasst, ungeheure Kräfte dafür in Bewegung gesetzt, die Folgen werden berechnet und die Interessen gegen einander abgewogen. Aber wo geschieht das? Immer noch in den Sphären der Cabinetspolitik und der Diplomatie. Egoistische, habsüchtige, ehrgeizige Gesichtspunkte sind noch überwiegend die treibenden Motive, Gebietsvergrösserungen, Machtstellungen, materielle Interessen sind die Ziele. Nicht offen, nicht am Licht des Tages wird das, was doch das Interesse Aller berührt, verhandelt. Es wird im Gegentheil alles so geheim wie möglich vorbereitet, um den Gegner oder den zu Uebervortheilenden desto sicherer zu treffen. Das eigene Interesse, im feindlichen Gegensatz zu anderen Interessen, bleibt das Maassgebende, ja bekräftigt diesen Gegensatz noch zu oft mit den traurigen Beweisführungen des Schwertes auf blutigen Schlachtfeldern.

Das ist nicht die Art, wie die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts Geschichte machen sollten. Auguste Comte hat sich

leider sehr geirrt, wenn er meint: die Geschichtsepoche der Kriege sei vorbei. Wenigstens scheint sie dies noch nicht für das alte Europa zu sein. In den jungen Culturländern gestaltet das Leben sich freilich auf anderen Grundlagen. Grossartig z. B. ist eine Politik, wie sie in Amerika unser deutscher Landsmann Carl Schurz vertritt. Er betrachtet die Verhältnisse vom culturhistorischen Standpunkt aus und weist in der Conception der Vernunft auch zugleich die für das allgemeine Wohl praktischste Massregel nach. Ich kann nicht umhin, hier aus der Rede Einiges anzuführen, welche er im Senat hielt gegen die Annexion von San Domingo, die viele Anhänger hatte, u. A. den Präsidenten Grant selbst. Nachdem er die durch Klima und sonstige Gründe bedingte Charakterverschiedenheit der Nord- und Südländer und den moralisch nachtheiligen Einfluss der tropischen Gegenden für den Menschen des Nordens nachgewiesen hatte, fuhr er fort:

»Sehen wir unser eigenes Land an. Es »ist nicht Einer unter uns, welcher nicht voll»ständig mit der Verschiedenheit bekannt »wäre, die vor der Abschaffung der Sklaverei »zwischen Nord und Süd stattfand und noch »stattfindet. Wir lebten unter der gleichen »politischen Constitution, die zwei Theile des »Landes waren von derselben Race bevölkert, »und dennoch, während im Norden sich die »Würde der Arbeit mit ihren Instinkten und

»mit den Impulsen der Unternehmungen, der
»Aufklärung und Erziehung, der socialen
»und politischen Gleichheit, der fortschreitenden
»Civilisation und der freien Selbstregierung
»entfaltete, entwickelte der Süden die Herr-
»schaft durch die Gewalt des Stärkeren über
»den Schwächeren und durch ein sociales und
»politisches System, in welchem die Erhebung
»durch Arbeit, die friedliche Reibung der
»Meinungen über alle Gegenstände öffent-
»lichen Interesses und die Tendenz, durch
»öffentliche Erziehung alle Klassen zu der
»höchstmöglichen gleichen Stufe zu erheben,
»keinen Platz fanden. Dazu kam noch eine
»revolutionäre Richtung, die dahinter, gleich
»einer chronischen Krankheit, lauerte.

»Man wird sagen: daran war die Sclaverei
»Schuld. Ja, das war sie, aber sie war es
»nicht allein. Der Norden hatte auch einst
»Sclaverei, aber er schaffte sie frühzeitig ab,
»weil die Bedingungen und Umstände der
»Arbeit und der Produktion im Norden der
»Sclaverei nicht günstig waren und ganz
«natürlich die öffentliche Meinung und das
»sociale System in feindlichem Gegensatz zu
»der Erniedrigung der Arbeit entwickelten.

»Ich zähle diese historischen Thatsachen
»auf, um zu zeigen, mit welchen gefährlichen
»Elementen und Richtungen wir zu theilen
»haben würden in San Domingo und in anderen
»tropischen Besitzungen. Warum erhielt sich
»die Sclaverei im Süden, während sie sich im

»Norden nicht erhalten konnte? Einfach da-
»rum, weil natürliche Ursachen in einem
»heisseren Klima diejenigen Leidenschaften
»und Neigungen der menschlichen Natur ent-
»wickeln, welche durch die Befriedigung ihrer
»Triebe eher zu der willkürlichen Anwendung
»der Macht führen, als zu der gerechten An-
»erkennung der Rechte Anderer. Dies war
»der wahre Grund und demnach war die
»Sclaverei nicht die erste, sondern nur eine
»secundäre Ursache der Verschiedenheit
»zwischen der Gesellschaft des Nordens und
»des Südens. Die erste Ursache liegt tiefer
»und ist noch thätig.

»Ich kann sagen, ohne Widerspruch be-
»fürchten zu müssen, dass unser Bürgerkrieg
»kein blosser historischer Zufall war, sondern
»ein Conflict zwischen zwei verschiedenen
»Strömungen der Civilisation, welche sich
»unter verschiedenen natürliehen Einflüssen
»entwickelten. Und diese verschiedenen
»Strömungen haben noch nicht aufgehört zu
»fliessen. Wir haben kürzlich sagen hören,
»dass Virginia und Nord-Carolina in einem
»schlimmeren socialen und politischen Zustande
»wären als Mississippi, Alabama und Louisiana.
»Es mag eine Zeit lang so geschienen haben,
»aber es war nur Schein. Die Zeit ist nicht
»fern, wo wir sehen werden, dass die An-
»wendung und der Einfluss der nördlichen
»Civilisation in Virginia, Nord-Carolina und
»Tennessee so völlig durchdringen werden, wie

»sie es in Maryland und Pennsylvanien gethan
»haben. Die nördlichen der ehemaligen
»Sclavenstaaten, wie widerspenstig auch der
»Geist der Bevölkerung heute scheinen mag,
»werden sich unter den ihrer Natur nicht ent-
»gegengesetzten Einflüssen des Nordens, all-
»mählich natürlich, doch unabweisbar bessern.
»Je mehr wir aber südwärts in die halbtro-
»pischen Theile unserer Republik gehen, je
»schwächer werden diese Einflüsse werden.
»Da wird es viel schwerer sein den alten Geist
»der Gewaltthätigkeit, die alte Ungeduld der
»entgegengesetzten Meinungen, die alte Neig-
»ung Gewalt anstatt geduldiger Vernunft zu
»gebrauchen, kurz alle jene ungeordneten
»Tendenzen, welche sich in bedenklichen Ueber-
»tretungen nur zu deutlich zeigen, auszurotten
»oder nur einmal ernstlich zu modifizieren.
»Wenn wir über den gestörten Zustand der
»Gesellschaft dort klagen, so irren wir uns in
»der Natur der Sache, indem wir das ganze
»Uebel einzig den Traditionen der Sclaverei
»oder den gewöhnlichen Unregelmässigkeiten
»des Lebens in wenig bevölkerten Ländern
»zuschreiben. Diese Ursachen haben das Uebel
»wohl verschlimmert, aber sie haben es nicht
»hervorgerufen. Sie sind eher Symptome als
»Ursachen. Sehen Sie sich um auf der Erde
»und studiren sie die Geschichte und die
»gegenwärtigen Zustände der Völker und Sie
»werden ähnliche Dinge, mehr oder weniger
»entwickelt, in allen heissen Gegenden finden;

»d. h. eine leidenschaftliche Bevölkerung, mit
»unruhigem Temperament, mehr zur Gewalt
»geneigt, als zu friedlichen Argumenten und
»selten willig bei der Entscheidung zwischen
»widersprechenden Meinungen und Interessen
»zu einer verständigen Uebereinkunft zu
»kommen. Und so wird es uns schliesslich
»in peinlicher Weise klar werden, dass so wie
»es früher nicht die Sclaverei allein war, welche
»unsere Zerwürfnisse hervorbrachte, es in Zu-
»kunft nicht allein die Traditionen derselben
»sein werden, durch welche unsere Verschieden-
»heit zu Tage treten wird. Die natürlichen
»Einflüsse, welche ich angedeutet habe, werden
»sich unausbleiblich geltend machen. — — —
»— — — Eine weise Politik kann sicher
»heftigen Paroxismen vorbeugen, aber — und
»hier spreche ich meine aufrichtigste Ueber-
»zeugung aus — ich zweifle ob wir je ganz
»Herren des Uebels werden. — — — — —
»Und gerade, während solche Probleme uns
»entgegen starren, werden wir aufgefordert zu
»den störenden Elementen noch neue, viel
»schlimmere, hinzuzufügen? — — — — —
»— — Da ist das Volk von San Domingo so
»wie es ist; was wollen Sie mit ihm anfangen?
»Man sagt, es sind ihrer nicht Viele, man
»kann sie absorbiren oder einen mächtigen
»Strom der Auswanderung dahin leiten. Sie
»absorbiren? Wie? Welche Art Auswanderer
»werden dahin gehen? Wir kennen die
»Menschen, welche zunächst dahin eilen, wo

»grosser Gewinn mit grossem Wagniss zu
»erreichen ist. Es ist das abenteuernde, das
»ruhelose Element unserer Bevölkerung. Diese
»werden die ersten sein nach San Domingo
»zu gehen und eine brüderliche Sorge für die
»farbige Bevölkerung zu übernehmen, welche
»mit so viel Vertrauen unsere Annäherung
»erwartet! Jene sind es, welche dieser die
»Segnungen einer freien Regierung und eines
»erleuchteten, humanen, philanthropischen
»Geistes bringen! Aber wissen Sie, welches
»Schicksal Sie diesen armen Menschen damit
»bereiten? Wissen Sie, dass es auf der ganzen
»Erde keine so habsüchtige Rasse giebt wie
»die angelsächsische, und in dieser wieder
»keinen hartnäckigeren Theil, als die aben-
»teuerlichen Charaktere, welche gleich bereit
»sind, in neu eröffnete, besonders in tropische
»Länder zu eilen? Nicht so bald wird Aus-
»wanderung der Art dorthin strömen, als sie
»versuchen wird, die Einwohner hinauszu-
»drängen, oder sie mit Gewalt zu zwingen,
»ihren unersättlichen Begierden zu dienen. Es
»kann dabei zu einem Zustand kommen, wo
»Vertilgung noch das mildeste Schicksal ist,
»welches die Eingeborenen treffen kann. —
» — — — — — — — — — — — — —

»Es ist gesagt worden, dass unsere freien
»Institutionen eine merkwürdige Kraft besitzen,
»die verschiedenartigsten und entgegengesetz-
»testen Bevölkerungselemente unter ihrem
»wohlthätigen Einfluss zu vereinen und zu ver-

»schmelzen. Das ist wahr. Wir finden solche »Wirkungen unter dem Einfluss unseres nor»dischen Klimas. Die dümmsten Vorurtheile »schwinden, die eingewurzeltsten Gewohnheiten »ändern sich allmählich; die besten Anlagen »der verschiedenen Bevölkerungen, welche »hier zusammen kommen, werden an das »Licht gezogen und entwickelt, und schliess»lich werden diese widersprechenden Elemente »für die grossen Pflichten und Verantwortlich»keiten eines republikanischen Bürgerthums »vollkommen ausgebildet. Wir sehen hier in der »That eine Rassenvereinigung vor sich gehen, »welche ein einiges amerikanisches Volk zum »Resultat hat; ja, ich mag sagen, dass ich »hier auf unserem Grund und Boden kein »fremdes Element fürchte, welches kommt und »unsere Schicksale theilen will. Was sich »nicht mit uns zu der allgemeinen Höhe er»heben kann, wird untersinken, aber es kann »die Erhebung der übrigen nicht verhindern, »daher bedeutet Verschmelzung hier: Ver»schmelzung nach oben.

»Aber es muss dabei in Betracht genommen »werden, dass die angelsächsische Kraft hier »auf ihrem eigenen ihr gemässen Boden steht. »Ihre Energie empfängt die Inspiration hier, »so zu sagen, aus der Atmosphäre selbst, und »die angelsächsische Kraft ist, durch Natur»nothwendigkeit, hier das absorbirende, das »Alles sich aneignende Element.

»Wie aber steht es damit in den ameri-

»kanischen Tropen? Die Angelsachsen, wenn »sie dort Invasion machen, finden daselbst die »gemischten lateinischen, indianischen und »afrikanischen Rassen auf deren eigenem, natur»gemässem Boden. Da empfangen diese ihre »charakteristischen Inspirationen aus der »Atmosphäre, da entwickeln diese ihre »charakteristischen Eigenschaften unter den »Einflüssen der tropischen Natur, da sind diese »die natürlichen Produkte des Bodens, und »die Angelsachsen erscheinen da als eine »exotische Pflanze und können nicht die assi»milirende Kraft werden. Was aber wird »davon die Folge sein? Unausbleiblich dieses: »dass im Laufe der Zeit und durch den Pro»zess der Verschmelzung die Angelsachsen »mehr verlieren werden, als die afrikanisch»indianisch-lateinische Mischung gewinnen »wird. Es wird dies allerdings auch Ver»schmelzung sein, aber Verschmelzung nach »unten. Wollen Sie dafür Beweise? Ich »habe schon einmal auf die Nachkommen jener »Engländer hingewiesen, welche sich in den »westindischen Colonien niedergelassen hatten. »Gehen Sie dorthin und sehen Sie bis zu »welchem Grade sie degenerirt sind. Es mag »sein, dass Einige der Reichsten, welche schon »in der Kindheit nach England geschickt und »dort erzogen wurden und vielleicht den »grössten Theil ihres Lebens da zubrachten, »die angeborene Kraft ihres Stammes bewahrt »haben. Ich spreche aber von der Masse der

»in Westindien Gebornen und ihren Kindern,
»welche das Land fortwährend bewohnt haben.
»Sind sie nicht eine zum mindesten ebenso
»elende Bevölkerung geworden, wie das ge-
»mischte Element, welches als das eingeborne
»der amerikanischen Tropen anerkannt wird?
»Sie werden diese Thatsache von jedem in-
»telligenten Reisenden bestätigt finden.

»Wird es Ihnen aber gelingen eine grosse
»und werthvolle Anzahl deutscher Auswanderer
»für diese in Besitz genommenen tropischen
»Länder zu finden?

»Betrachten Sie die Geschichte der Auswander-
»ung von einem Punkt der Erde bis zum andern
»und Sie werden sehen, wie gewisse Gesetze
»wirken. Es ist eine wohl begründete That-
»sache, dass die Massen, welche von irgend
»einem Lande auswandern, meistentheils die
»Neigung zeigen auf denselben Wärmegrad-
»Linien zu bleiben. Das deutsche Element
»geht niemals en masse in die tropischen Re-
»gionen. Es versteht sich, dass einzelne Speku-
»lanten dorthin gehen, um in kurzer Zeit grosses
»Vermögen zu erwerben und dann heimzu-
»kehren und dasselbe zu geniessen. Man findet
»auch hie und da Colonien, von solchen
»Spekulanten gegründet, welche aber selten
»zu grosser Wohlfahrt gekommen sind. In
»grossen Massen aber, um Gemeinwesen auf
»der Basis der politischen Ideen, welche die
»germanische Race vertritt, zu gründen, gehen
»sie nicht dorthin. Sie sind Fremde, Eroberer

»vielleicht, aber dennoch Fremde auf jenem »Boden und werden es immer bleiben. Da»gegen scheinen die Tropen den sogenannten »lateinischen Racen viel mehr zuzusagen. »Diese sind einem wärmeren Klima entsprungen »und für sie ist die Verschmelzung mit den »eingeborenen Kindern des Südens nichts »Ausserordentliches. Sie scheinen sich ohne »Schwierigkeit zu mischen. So entsteht die »indianisch-afrikanisch-lateinische Kreuzungs»race, jene hybridische Bevölkerung, welche »sich dort fortpflanzt und dort gedeiht. Diese »wird daher, wenn wir nach der Vergangen»heit urtheilen dürfen, das dort vorherrschende »Element bleiben.

»Demzufolge werden Sie, was für Mittel »Sie auch anwenden mögen, Auswanderung, »Erziehung oder was sonst, aller Wahrschein»lichkeit nach nicht im Stande sein die charak»teristischen Züge in der Natur der Menschen, »welche die amerikanischen Tropen bewohnen, »zu ändern, und diese werden daselbst die »assimilirende Macht bleiben. — — — — — »— — — — — — — — — — — — — — —

»Angenommen nun, dass wir jene Inseln, »San Domingo, Cuba, Portorico, Westindien »und möglicherweise auch den Continent bis »zur darischen Landenge annektiren, was soll »mit diesen Ländern geschehen? Wollen Sie »sie als Provinzen, als Colonien oder als Lehen »beherrschen? Wollen Sie Satrapien daraus »machen? Sehen Sie nicht, dass das etwas

»unserem politischen System ganz Fremdes
»sein würde? Und was würde die Folge da-
»von sein? Sie könnten diese Besitzungen eine
»Zeit lang in einer landesgemässen Verfassung
»lassen, aber wenn Sie dies zu einem perma-
»nenten System erheben oder es nur zehn
»Jahre lang fortsetzen, so werden diese Satra-
»pien ebenso viele Pflanzschulen der Habsucht,
»der Ausbeutung, der Plünderung sein, welche,
»unerbittlich gleich dem Fatum, unser politisches
»Leben in einem Maasse, das jeden Begriff
»übersteigt, demoralisiren und verderben und
»unserer Regierung einen militärischen
»Charakter aufnöthigen werden, welcher die
»republikanischen Vorzüge derselben vernichten
»wird. Dieser Weg kann also nicht einge-
»schlagen werden.

»Was aber soll dann mit jenen Ländern
»und Bevölkerungen geschehen? Sie müssen
»dieselben schliesslich als Staaten so wie sie
»sind, auf gleichem Fusse mit den Staaten,
»welche Sie vertreten, aufnehmen und Sie
»müssen sie nicht nur als Staaten aufnehmen,
»welche sich selbst regieren, sondern welche
»an der Verwaltung der allgemeinen Interessen
»der Republik theilnehmen. Haben Sie be-
»dacht, was dies heisst? Lassen Sie uns die
»Sache in ihrer letzten Consequenz betrachten.
»Stellen Sie sich vor, die ‚offenbare Bestimmung
»des Schicksals‘ habe auch Mexiko verschlungen
»(denn Sie werden nicht im Stande sein an-
»zuhalten, wenn Sie einmal auf der schiefen

»Ebene stehen). Nun nehmen Sie zehn oder
»zwölf tropische Staaten zu den Südstaaten,
»welche wir schon besitzen, hinzu, nehmen
»Sie die Senatoren und Repräsentanten der
»zehn oder zwölf Millionen tropischer Menschen,
»Menschen der lateinischen Rasse mit afrika-
»nischem und indianischem Blut gemischt,
»Menschen, welche, wie ich schon gesagt habe,
»weder Sprache, noch Traditionen, noch Ge-
»wohnheiten, noch politische Institutionen, noch
»moralische Ansichten mit uns gemein haben;
»stellen Sie sich vor, wie die in den Hallen
»des Kongresses sitzen und das Gewicht ihrer
»Intelligenz, ihrer Moralität, ihrer politischen
»Ansichten und Gewohnheiten, ihrer Vorur-
»theile und Leidenschaften in die Wagschaale
»der Schicksale unserer Republik werfen —
»und weiter: stellen Sie sich die Regierung
»unserer Republik vor, welche sich für die
»Ordnung, die Sicherheit und die republika-
»nischen Institutionen in solchen Staaten, von
»solchen Menschen bewohnt, verantwortlich
»macht, stellen Sie sich dies Alles vor und
»sagen Sie mir, ob ihre Einbildungskraft vor
»einem solchen Bilde nicht zurückschaudert?«

— — — — — — — — — — — — — —

Aehnliche hohe Gesichtspunkte, auf die Beweisführung durch klimatische Verhältnisse, Racenunterschiede und langjährige Erfahrungen gestützt, sollten den politischen Handlungen immer zu Grunde gelegt werden. Man sollte nicht aus Habsucht und Herrschsucht erobern,

annektiren und das Ungleichartige, Widerstrebende, mit Gewalt zusammenbinden, sondern jeder Racenindividualität ihre eigenthümliche naturgemässe Entwickelung auf ihrem eignen Grund und Boden zu garantiren und ihr darin förderlich zu werden suchen. Wie anders, besser, naturgemässer würde die geschichtliche Entwickelung dann sein, wie viel blutige Greuel würden vermieden, wie viel Zeit, Kraft und Concentration würden für geistige Ziele, für die Arbeit der Intelligenz und die sittliche Wohlfahrt der Menschen erübrigt werden! Die verschiedenen Völkerindividualitäten würden friedlich nebeneinander wohnen, sich in ihrer Besonderheit achten und ergänzen, sowie in einem wohlorganisirten Haushalt die verschiedenartigsten Individualitäten nebeneinander wohnen und, indem Jeder die Freiheit und Eigenthümlichkeit des Andern achtet, ein frohes, förderndes Leben zusammenführen können. —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nun zurückkehre zu jenem merkwürdigen Moment, von welchem diese Betrachtung ausging, so liesse sich gerade in demselben ein erfreuliches Beispiel zu dem eben Gesagten finden. Die einstimmige Klage, die beim Tode Victor Emanuel's ertönte und Millionen Herzen in derselben Empfindung vereinte, war der Ausdruck dafür, dass er der Vollender einer naturgemäss nothwendigen, vernünftigen historischen That gewesen war. Dem Augenblick seines Todes fehlte nichts,

um die geschichtliche Bedeutung desselben in eine wahrhaft grossartige Beleuchtung zu stellen und ein Bild von solcher Wirkung hervorzubringen, wie es wenige in der Geschichte giebt. Während er, der lebenskräftige, robuste Mann in kurzer heftiger Krankheit seiner Lebensaufgabe in einem für Italien und Europa sehr kritischen Moment entrissen wurde, lag, dem Palast gegenüber, in dem er starb, in einem anderen Palast ein todesmatter Greis, der Macht beraubt, welche seine Vorgänger, ihrer höheren Aufgabe vergessend, in falschem Wahn zum Ziele ihres Strebens gemacht hatten. Der längst zum Sterben vorbereitete Papst überlebte den viel jüngern kräftigen König — welcher ihm eben jene Macht entrissen hatte und durch die Gewalt der Umstände sein Todfeind geworden war. Er überlebte ihn aber nicht, um über ihn zu triumphiren, sondern um noch zu sehen, wie das einige Italien um den Begründer seiner Einheit trauerte und wie Rom so ganz, so gründlich aufgehört hatte, Hauptstadt des Kirchenstaats, des Papstthums zu sein. Dies wurde noch klarer bei dem kurz darauf erfolgten Tode des Papstes, welcher die Bevölkerung kaum mehr aufregte als irgend ein anderes gewöhnliches Ereigniss und es klar zeigte, dass die weltliche Macht des Papstthums erloschen, der Jahrhunderte alte Streit, der hier in Rom seinen Heerd hatte, ausgekämpft sei, und dass die Donnerkeile und Blitze, welche der Vatikan sonst auf alle

Erdengrössen zu schleudern gewohnt war, vor der Vernunft und der geschichtlichen Erkenntniss ihre Macht verloren hätten.

Möge dies nun nicht blos ein momentanes Licht bleiben, wie es manchmal durch die Geschichte der Völker blitzt, um dann wieder in Nacht zu versinken, sondern möge es die höchste, bewusste Aufgabe der Italiener aller Stände werden, diese geschichtliche Thatsache zu vollenden, nach allen Seiten sie zu befestigen und die alte Moderluft der Kirchen mit dem frischen Weihrauchduft lebendiger Culturgedanken zu erfüllen. Es ist ein glänzendes Ziel, welches dem italienischen Volke jetzt vorschweben, welches es mit muthiger Klarheit zu erreichen beflissen sein sollte. Das hiesse mit Bewusstsein für eine höchste Aufgabe leben. Wird sich die grosse Intelligenz, die feste Hand finden, welche diese Aufgabe annimmt und Italien zu deren Erfüllung leitet?

Vom jungen Italien

Ja dieses Italien, wer liebt es nicht, schon wenn es nur wie ein fernes Ziel der Sehnsucht in der Heimath durch unsere Jugendträume schimmert, oder wie ein lichtumflossenes Eden den Bevorzugten im Jünglingsalter bekannt wird, oder wenn es endlich, als der hohe Preis reiferer Jahre, dem ernsten Geiste den Schlüssel giebt zu jener Harmonie des Daseins, zu welcher es jeden Strebenden zieht? Vermochte doch Winckelmann seinen Glauben abzuschwören, um dies Land zu sehen, in welchem sein Geist erst seine volle Entfaltung finden sollte. Empfand doch Goethe, schon im vorgerückten Mannesalter, hier zum ersten Mal, was Glück sei, und erreichten seine schönsten Werke doch hier erst ihre Vollendung. Und wer nennt sie Alle, welche in diesem herrlichen Land, zwischen den Vermächtnissen grosser Culturepochen und der ewig schönen Natur, ein neues erhöhtes Leben, eine Fluth von Belehrung, Poesie und Inspirationen gefunden haben?

Freilich kommt neben Jenen auch eine ungleich grössere Menge von gleichgültigen, unbedeutenden, oberflächlichen Menschen her, denen es nur darum zu thun ist sagen zu können, dass sie dagewesen sind, denn im Grunde suchen sie doch nur dasselbe, was sie zu Haus verlassen haben: eitle Zerstreuung, Geselligkeit um jeden Preis, die Möglichkeit die Zeit in buntem Wechsel hinzubringen und der Rechenschaft zu entgehen, welche eine leise Mahnung zuweilen von ihnen fordert, ob das Leben nicht vielleicht etwas Anderes sei als eine Jagd nach Genuss. Es schmerzt, inmitten der Herrlichkeiten Italiens diesen gleichgültigen Touristengesichtern zu begegnen, die einfältigen Bemerkungen zu hören, und zu sehen, wie diese Alle die Mittel besitzen hierher zu kommen, während es einem Winckelmann, selbst Goethe und so Vielen, welche es verdienten, nur mit schweren Opfern, spät oder wohl nie, zu Theil wurde.

Das Touristenleben, die Manie des Reisens um jeden Preis, gehören überhaupt zu den Modekrankheiten, von welchen unsere Zeit ergriffen ist. Die Liebe zur Heimath, die fromme Sitte, von Generation zu Generation treu bewahrt, das Glück stiller Häuslichkeit, die eigenartige Bildung, welche im Schutze heimischer Umgebung von fremden Einflüssen ungestört sich stark ausprägen konnte — das Alles verschwindet unter der nivellirenden Herrschaft des Dampfes, welcher es auch den

Unbemittelten möglich macht, öftere Reisen zu unternehmen. Welch ein Ereigniss war früher, selbst noch in meiner Kindheit, eine Reise! Meist blieb man ja, im Sommer wie im Winter, ruhig zu Hause; aber hiess es dann einmal, es soll eine Reise gemacht und auch die Kinder sollen mitgenommen werden — was war das für ein Erleben! Dieses ahnungsvolle Hinaustreten aus der engen, vertrauten Welt in die unbekannte Ferne, die Vorbereitungen, welche die liebende Mutter für Toilette u. s. w. traf und welche eine weihevolle Bedeutung zu haben schienen, der Abschied von Lehrern und beneidenden Gespielen, der Augenblick der Abreise, wenn man sich im geräumigen Reisewagen häuslich einrichtete und das Posthorn schmetterte, welch eine Poesie war in dem Allen, und welchen Stoff sammelte man ein, um mit den Wundern der Ferne nach der Rückkehr die traute Heimath zu schmücken.

Jetzt kann man sagen, dass Eisenbahnen und dampfende Lokomotiven das Ideal der modernen Kinderwelt sind. Schon von klein auf trägt der Dampf die Menschen von der Heimath fort. Die Zerstreuung durch den ewigen Wechsel der Umgebung, die Unruhe, welche aus dem häuslichen Leben hinaustreibt, die Oberflächlichkeit, mit welcher das Sehenswerthe unvorbereitet gesehen wird, der geringe Einfluss, welchen das Anschauen der höchsten Kunstwerke, der entzückendsten

Naturschönheiten auf die Bildung haben — Alles das sind zum Theil Folgen der modernen Erfindungen, des verflachenden »Fortschritts« durch den Dampf. Das Idyll eines Familienlebens, wie in Hermann und Dorothea, oder in der Pfarrersfamilie zu Sesenheim, würde wohl kaum jetzt noch, ausser in weiter Ferne von den Culturstätten, gefunden werden. Indess soll damit nicht gesagt sein, dass sich nicht auch eine Fülle des Guten an diejenigen Erfindungen knüpft, welche zugleich der Verflachung der Gedanken, Gefühle und Zustände dienen. Ist es doch beinahe so mit allen Dingen auf der Welt, dass ihr Nutzen oder ihr Schaden von denen abhängt, welche sie gebrauchen und so führt freilich der Dampf jetzt auch die mit grösserer Leichtigkeit nach Italien, welche es werth sind da zu leben, zu lernen und zu geniessen. Aber diese wenden sich hinwiederum meist nur zu dem Studium des Vergangenen, zu den unerschöpflichen Fundgruben der Archive, Denkmäler und Gallerien. Sie sind, in der Bewunderung des Alten, nur zu geneigt die Gegenwart gering zu schätzen und die zweite Renaissance Italiens als eine dürftige, lebensunfähige Pflanze zu betrachten. Anders scheint es dem, welcher hier lebt und das Volk und die Vorgänge im Stillen beobachtet.

Zunächst muss man bedenken, wie jung das einige Italien noch ist, und welche Zeiten trostloser Verkommenheit, Geist und Leben

welche für diese Orte Veranlassung zu grösster Fröhlichkeit waren. Ein solches Fest erlebten wir, ich und meine Pflegebefohlenen, in Frascati. Die Veranlassung dazu war folgendes Wunder, welches die Madonna (die himmlische Freundin des italienischen Volks, neben welcher Gott und Christus nur den zweiten Rang einnehmen) vollbracht hatte: Im Jahre 1525, als die Truppen Bourbons Rom verwüsteten, hatten dieselben auch Frascati einnehmen wollen. Während man draussen kämpfte, las ein Priester in der Kirche Messe und gelobte der Madonna eine neue Kirche zu bauen, wenn sie die Feinde unterliegen lasse. Als er sein inbrünstiges Gebet beendet hatte, entfiel ihm die Hostie. Er nahm dies für ein Zeichen der Gewährung und die Krieger Frascati's wurden dadurch so begeistert, dass sie die Feinde zurückschlugen. Natürlich wurde die Kirche gebaut, und von nun an brachte man alle fünfzig Jahre das wunderthätige Bild der Madonna, in feierlicher Prozession, zu der höher gelegenen Kathedrale, wo es acht Tage zu Besuch blieb, während denen Messe gelesen, Musik gemacht und Pferderennen, Feuerwerk und andere Kurzweil veranstaltet wurden. Die Madonna hatte es gern, wenn man ihr zu Ehren fröhlich war und das Volk baute mit heiterer Zuversicht auf ihre Theilnahme an seiner Lust. So drohte damals, am Tag vor dem Fest, das Wetter mit Regen. »Seien sie ruhig,« sagte

mir eine Frau aus dem Volke, »die Madonna wird gutes Wetter geben.« Sie that es auch wirklich. Der Tag strahlte in Frühlingswonne dem Zug der Himmelskönigin entgegen. Bunte Gruppen von Landleuten, theils zu Fuss, theils auf Eseln und Maulthieren, zogen von allen Seiten herbei und drängten sich auf dem Platz vor der Kathedrale zusammen. Als die Prozession beim Geläute der Glocken, beim Gesang der Kirchenchöre und der Musik begleitender Militärbanden nahte, bildete das Volk Spalier. Die damals noch häufig vorkommenden schönen Volkstrachten, die bunte Tracht der Prozession, die Standarten mit ihren gemalten Heiligenbildern, die Mönche mit brennenden Fackeln, die Cardinäle in glänzendem Ornat, das wunderthätige Bild mit buntem glitzernden Schmuck behängt — Alles das bildete ein heiter-wirksames Schauspiel. Mir wurde es dabei klar, warum die Kirche, welche in der geistigen Erkenntniss der Nation längst gesunken war, noch eine solche Macht über das Volk besass. Das Volk bleibt viel länger unmittelbar künstlerisch als der gebildete, nur zu oft verbildete Mensch. Es hat das Bedürfniss, neben seiner elenden Alltagswelt sich zu freuen am schönen Schein, sich auszujauchzen in dionysischer Lust. Ihm, dem keine gedruckten Epen und Dramen die Wonne der Kunstempfindung geben, dem kein Rhapsode mehr seine Heroen in bildnerischer

Deutlichkeit vor Augen stellt, dem keine Bühne wieder im erhabnen Mythos das Geheimniss der tragischen Schuld und Erlösung vorführt, ihm gab die Kirche in diesem Mariencultus, in diesen Heiligenfesten ein Etwas, bei dem es sich heiter, menschlich glücklich, über seine entbehrungsvolle Existenz hinweg gehoben fühlte. Was konnte man bei diesen phantasievollen, schnell und feurig empfindenden, nach Bild und Gleichniss verlangenden südlichen Menschen mit blossen Nützlichkeitstheorien oder abstrakter Moral erreichen? Ebensowenig wie die Engländer mit ihrer Mission bei den träumerisch-speculativen Indern erreichen können, denen die Lotosblume und das Rauschen des heiligen Stroms ganz andere Offenbarungen geben, als so ein englischer Reverend sich träumen lässt.

Meine Gedanken kehrten später, als ich schon in Italien heimisch geworden war, oft noch zu diesem Gegenstand zurück. Immer von Neuem musste ich denken, welch ein wichtiges Element in der Erziehung des italienischen Volkes (aller Völker übrigens) schöne Feste sein würden, durch welche, wie gesagt, die Kirche ein humanes, ästhetisches Element in das Leben der Armen, der Stiefkinder des Glücks gebracht hat.

Ein Beispiel von der rührenden Naivetät, mit welcher das Volk dabei in Beziehung zu der Religion steht, hatte ich in Ischia. Für die thätige, arbeitsame, aber arme Bevölkerung

der Insel giebt es natürlich in jedem Orte jährlich nur ein Fest zu Ehren des besonderen Schutzheiligen. In Casamicciola, dem durch seine Thermalquellen bedeutendsten Orte, ist das grosse Fest im Juni, zu der Zeit, wenn auf dem zauberischen Eiland Alles in Blüthe steht und die Luft mit berauschenden Wohlgerüchen von Akazien-, Ginster und Weinblüthen erfüllt ist. Da entzünden sich am Abend Lampen und Lämpchen an allen Häusern und Hütten des von der Marine sich malerisch am Abhang der Felsen hinauf ziehenden Ortes. Aus dem dunklen Grün der üppigen Vegetation, welche die Wohnungen umgiebt, schimmert und funkelt es hervor wie in einem Märchen der Tausend und einen Nacht. Die Einwohner, Gross und Klein, begeben sich auf die Anhöhe, auf welcher die Kathedrale steht, welche mit bunten Lampen und Blumengewinden reich verziert ist. Auf den Balkonen und Loggien (welche auch die ärmsten Häuser dort zieren, weil die einfache Architektur dem Bedürfnis nach Luft, das aus dem Klima hervorgeht, folgt) zeigen sich die schlanken Gestalten der Frauen und Mädchen, in anmuthig-nachlässiger Haltung des Schauspiels harrend. Unten auf der Strasse preisen ambulante Waarenhändler mit dichterischem Schwunge ihre Waare der immer wachsenden Volksmenge an. Bengalische Feuer blitzen auf und beleuchten die bunten Gruppen. Plötzlich fangen die Glocken an zu läuten, Böllerschüsse

krachen, das Volk weicht zu beiden Seiten zurück und sinkt auf die Knie, während in dem freigelassenen Raum die Prozession heranzieht, die von dem unten am Meer gelegenen Kirchhof, wo die Gräber gesegnet worden sind, zurückkehrt. Dem Zuge voran schreitet ein Chor singender Knaben, ganz anzusehen wie die Knaben auf dem Relief von Lucca della Robbia in Florenz. Ihnen folgen Kinder wie Engel gekleidet, mit Flügeln von Gold- und Silberpapier und mit Blumenkränzen auf dem Kopf. Dann naht, unter einem Baldachin getragen, das Allerheiligste; Priester treten aus der Kirche und streuen ihm entgegen Rosen auf die Treppenstufen, auf welche nun der Geistliche tritt, um mit der erhobenen Hostie das knieende Volk zu segnen.

Kein Excess, kein unmässiges Betragen irgend einer Art stört den malerischen Eindruck dieser Scenen. In stiller Genügsamkeit freut sich das Volk mit seinen Heiligen. Um elf Uhr Abends ist die ganze Pracht erloschen und die, welche der kommende Tag wieder zur Arbeit ruft, flüchten in die Arme des Schlafs. Am Tag nachher erzählte mir ein Fischer, dass sie das ganze Jahr hindurch sparen und jeden Pfennig, den sie erübrigen können, bei Seite legen, um dies Fest möglich zu machen, welches eine ziemlich hohe Summe kostet. Ich fragte ihn, warum sie, da sie so arm seien, so viel Geld an dies Fest wendeten. »Ach,« erwiderte er, »unser Herr

Jesus Christus giebt uns so viel Gutes, da müssen wir ihm doch auch eine Freude machen.« Dieses Gegenseitigkeitsverhältniss hat etwas so rührend Naives, dass man nicht daran rühren möchte, bis man Besseres an die Stelle setzen kann.

Unmittelbar, ohne weitere heilsame, daraus zu hoffende Folgen, ist das blosse Lesen und Schreiben lernen, welches jetzt durchgängig auch auf den Inseln im Golf von Neapel obligatorisch ist, noch kein Ersatz. Zunächst wird es ähnlich damit gehen, wie mit den schönen Nationaltrachten, welche verschwinden, um hässlichen, phantasie- und geschmacklosen Kattunkleidern Platz zu machen. Die künstlerische Empfindung, welche jene schönen Nationaltrachten schuf, weicht dem nivellirenden Zug des Zeitalters, das durch seine industriellen wohlfeilen Fabrikate der langsameren Handarbeit den Rang abläuft. Ich schlug in einer in Rom gestifteten philanthropischen Gesellschaft vor, man solle die Frage der Nationaltrachten berücksichtigen; alle Mitglieder der Gesellschaft sollten sich verpflichten, bei der Annahme von Dienerinnen darauf zu bestehen, dass diese ihre Tracht beibehielten. Es wurde mir aber erwidert, das sei nicht durchzuführen, da die wohlfeilen Kattune und die raschere Anfertigung von Kleidern aus denselben sie den der Stellen bedürftigen Personen vorzüglicher machten. Ebenso dient vorerst das Lesen und Schreiben

nur Nützlichkeitszwecken nach der einen Seite hin und vernichtet nach der anderen Seite den alten Glauben mit seinen Irrthümern, aber auch mit seiner Poesie. Es ist der Strom der Zeit, der unaufhaltsam daher braust und Alles mit sich fort reisst, auch das naiv Schöne, Künstlerische, Poesievolle. Wir können es nicht hindern, dass das Volk etwas Anderes werde als es war, dass die naiven Zustände mit ihren Fehlern und Vorzügen verschwinden. Aber sorgen könnten wir doch, wir, die Gebildeteren, Einsichtsvolleren, dass dies Andere etwas Höheres, Besseres würde, dass höhere Ideale an die Stelle der alten träten, dass die künstlerische Empfindung, der Sinn für das Schöne nicht ausstürbe. Es versteht sich von selbst, dass ich unter Volk nicht die tiefverdorbene Klasse der Bevölkerung meine, welche seit unendlich langer Zeit einzig auf den Verkehr mit den Fremden und die Plünderung derselben angewiesen war. Dadurch haben sich Fehler entwickelt, welche zu wahren Krebsschäden geworden sind: Habsucht, Unredlichkeit, Faulheit. Diese Klasse ist jedoch fast nur in den grossen Städten heimisch, wo man im Winter von den Fremden so viel Geld als möglich erpresst und im Sommer dafür faullenzt. Das ist aber nicht das eigentliche italienische Volk, sondern eine verdorbene Schicht des Bürgerstandes. Das Volk ist arbeitsam, mässig, liebenswürdig, und in den Orten, wo der Fremdenverkehr noch nicht

seinen verderblichen Einfluss geübt hat, uneigennützig gastfreundlich. Wie selten wird man z. B. einen Orangengarten im Süden verlassen, ohne dass die contadini, welche ihn bebauen, den Besucher mit einem Zweig voller Orangen beschenken, oder eine Freundlichkeit, welche man ihnen erweist, mit einem Blumenstrauss beantworten. Sie sind auch lernbegierig, die armen Menschen, und die Bestrebungen für den Volksunterricht, welche theils von der Regierung, theils von Privaten ausgehen, werden mit Eifer aufgenommen. In Neapel, wo die unteren Volksschichten so furchtbar vernachlässigt und physischem wie moralischem Elend preisgegeben waren, sah ich die schönsten Erfolge in einer Volksschule, welche von der für die Volkserziehung unermüdlich thätigen Frau Julie Salis Schwabe gestiftet wurde. Die rasche Entwickelung der Intelligenz, die mannigfache Begabung, die Grazie und Anmuth der armen Kinder, welche in Schmutz und Elend geboren, hier ein reinliches, menschenwürdiges Dasein kennen lernen, sind bewunderungswürdig. Man kann nur wünschen, dass diese vortreffliche Anstalt reichliche Unterstützung und Nachahmung finde.

Zur Ehre der Italiener aber muss es auch gesagt werden, dass viel geschieht, und dass die furchtbar grosse Zahl der Analphabeten in der jetzt aufwachsenden Generation schon bedeutend vermindert sein wird.

Ganz besonders ist aber auch hier die Erziehung der Frauen vernachlässigt gewesen. Fast ausschliesslich den Händen der Nonnen anvertraut, wurden sie nachher die Werkzeuge, durch welche die Priester die Familie und die Gesellschaft beherrschten. Es ist bekannt, dass die italienischen Frauen zu den schönsten und anmuthigsten ihres Geschlechts gehören. Aber unwissend waren sie bisher bis zu einem unglaublichen Grad. Es kam mir der Fall vor, dass vornehme Frauen, Zierden der Gesellschaft, mit höchstem Erstaunen vernahmen, dass die Erde sich um die Sonne bewege, und ganz erfüllt von dieser Neuigkeit waren.

Marquisen und Herzoginnen, besonders im südlichen Italien, konnten oft kaum lesen und schreiben. Bei den Frauen des Volkes war dies die Regel; sie konnten ihre Unterschrift nur mittelst eines Kreuzes geben.

Und doch — wie intelligent sind sie von der Natur angelegt! Ich hatte Gelegenheit, die geistige Entwickelung mehrerer Mädchen aus dem Volke zu beobachten, welche im fünfzehnten oder sechszehnten Jahr durch theilnehmende Menschen in den Stand gesetzt wurden, sich eine höhere Bildung anzueignen. Bis dahin konnten sie weder lesen noch schreiben und hatten die allerprimitivsten Vorstellungen über das Wesen der Welt und die Vorgänge in der Natur. Eines dieser Mädchen äusserte u. A. die Ansicht, dass die Wolken Thiere seien, welche kämen, an den Flüssen

Wasser zu trinken. Aber sie brauchte nicht lange Zeit, um sich von dieser kindlichen Art der Vorstellungen zu einer reiferen zu erheben. In der Zeit von zwei bis drei Jahren hatte sie sich nicht nur alles elementare, sondern auch höheres Wissen so vollständig angeeignet, dass sie bald die meisten Damen höherer Stände an allgemeiner Bildung übertraf, während sie ihnen durch nichts in Benehmen und feiner Sitte nachstand.

Dass es schon ganze Epochen gab, wo die italienischen Frauen ihre hohe Begabung glänzend entfaltet hatten und theilnahmen an dem geistigen Leben ihrer Nation, habe ich schon erwähnt; z. B. im elften Jahrhundert an der Universität in Salerno, später an der in Bologna. Wer kennt nicht die Namen der ausgezeichneten Frauen der Renaissance? Wer weiss nicht von Leonora d'Este, welche einen grossen Dichter begeisterte, von Vittoria Colonna, die schon im vorgerückten Alter noch das Ideal des gewaltigen Genius wurde, welcher einsam auf dem Gipfel höchster Kunstentwickelung steht, als hätte die Natur in ihm noch einmal den schöpferischen Inhalt der zwei Jahrhunderte der wiedergebornen Kunst zusammenfassen wollen, ehe sie sich, vom Schaffen ermüdet, wieder in den langen Winterschlaf der Unproductivität begab.

Aber auch die neueste Zeit hat in Italien einzelne Frauengestalten gehabt, welche den Edelsten aller Zeiten an die Seite gesetzt

werden können und ihrem Geschlecht als Vorbilder dienen sollten. Wie die Zeit der geistigen und politischen Noth unter der Fremdherrschaft und dem Papstthum durch den edlen Zorn die grossen Gestalten schuf, denen wir unter den italienischen Patrioten begegnen, von welchen ich nur Mazzini und Garibaldi zu nennen brauche — so brachte sie auch grossartige Frauencharaktere zur Reife, welche sonst vielleicht nur »in der Stille« anmuthige Talente entfaltet hätten, nun aber »im Strom der Welt«, im Kampfe der Ideen sich zu bedeutender Wirksamkeit und edelster Thatkraft erhoben. Ich will hier von Einer erzählen, zu der ich selbst in nahe Beziehung trat.

In frühster Kindheit, wo sich noch keine Gesammtbilder von Zuständen, Verhältnissen und Persönlichkeiten in der Vorstellung feststellen, prägen sich nur einzelne, besonders lebhafte Eindrücke dem Gedächtniss ein, welche später wie lichte Punkte aus dem Nebel der Erinnerung auftauchen. So war mir das Bild einer jungen vornehmen Italienerin geblieben, welche sich einige Zeit in meiner Vaterstadt bei ihrem Onkel, toscanischem Gesandten daselbst, aufgehalten hatte. Sie erregte dort das grösste Aufsehen durch ihre ausserordentliche Schönheit und Grazie, so dass man sie nur unter der Bezeichnung »die schöne Italienerin« kannte. Da ich noch ein kleines Mädchen war zu der Zeit, kam ich natürlich zu ihr in

keinerlei Beziehung, wusste Nichts von ihren Verhältnissen, ihren Schicksalen, noch wohin sie gegangen war, als sie nach einiger Zeit wieder schied. Auch hörte ich während meines langen, vielbewegten Lebens nie wieder etwas von ihr, dachte ihrer auch nie mehr, da ich durch nichts an sie erinnert wurde. Dennoch war ihr Bild auf der Gedächtnisstafel nicht erloschen, und ich wusste auch noch, dass sie Marquise gewesen und Tanari geheissen hatte, aber die Erinnerung ruhte, wie es mit solchen Erinnerungen zu gehen pflegt, als Negative in der wunderbaren photographischen Anstalt des Gedächtnisses, um bei der betreffenden Gelegenheit zum Abdruck zu gelangen und das aufgenommene Bild zu reproduciren. Vor wenigen Jahren nun, als ich in Florenz lebte, kam die Baronin Mahrenholz, die grossmüthige Verbreiterin der Fröbel'schen Kindergartentheorie, dorthin, um Vorträge über die ihr so werthe Sache zu halten und Anhänger für die Einführung derselben in Italien zu gewinnen, was ihr auch gelang. In einer der Versammlungen, welche Frau von Mahrenholz zu dem Zweck hielt, wurde mir der Eintritt einer Marquise Tanari in das Comité verkündigt, von deren Mitwirkung man sich grossen Erfolg versprach. Betroffen durch die Nennung dieses Namens, liess ich mir die Dame zeigen und sah eine edelmatronenhaft gekleidete alte Frau von jener Schönheit, welche auch dem Alter noch verbleibt, wenn der Reiz der

Jugend in den edlen Zügen durch den Ausdruck höchsten Seelenadels ersetzt ist. Wir wurden einander vorgestellt und es währte nicht lange, so hatten wir jene Zeichen gefunden, an denen sich die, welche zu einer geistigen Gemeinschaft gehören, erkennen. Es ergab sich bald, dass ich in ihr die unvergessene Gestalt aus den Nebeln meiner Kindheit wiedergefunden hatte. Natürlich erzählte ich ihr die Geschichte, welche sie sehr erheiterte. Sie erzählte mir dagegen, dass sie damals, eine ganz junge Frau, mit ihrem kleinen Sohn zu dem Onkel in das Ausland geflohen sei, weil man das Kind in eine Jesuitenschule habe geben und sie es diesem Schicksal habe entziehen wollen. Dass sich alsbald ein näherer Umgang an unsere Begegnung knüpfte, versteht sich von selbst. Ich lernte die Hochbegabte nun auch als Künstlerin kennen. Man hatte sie einst die erste Dilettantin Italiens genannt, da sie als Musikerin und Malerin gleich ausgezeichnet gewesen war, als letztere selbst schöpferisch, wie es viele von ihr an Kirchen, an Freunde oder zum Besten wohlthätiger Zwecke verschenkte Bilder bezeugen. Glänzend durch Schönheit, Geist, Talente und Liebenswürdigkeit, war sie die Zierde der höchsten Gesellschaft gewesen. Durch eigenes Nachdenken aber früh Feindin jedes, besonders des clericalen Despotismus geworden, hatte sie niemals gezögert, die äusseren Vortheile ihrer Stellung hinzuwerfen, wenn es galt, für

ihre Ueberzeugung in die Schranken zu treten. Ihre eben erwähnte Flucht nach Deutschland war ein Beweis, wie energisch sie schon in erster Jugend hierin zu handeln wusste. Später war sie der despotischen Fremdherrschaft in ihrer schönen Heimat gegenüber stets stark compromittirt. Als im Jahr 1848 das nördliche Italien sich gegen Oesterreich erhob, brachte ihr glühender Patriotismus das grösste Opfer, welches sie zu bringen hatte. Sie liess den einzigen Sohn, den sie selbst mit unnennbarer Liebe und Sorgfalt erzogen hatte, als Freiwilligen in die piemontesische Armee eintreten. Zur Zeit, als ich sie kennen lernte, war sie eben vom Minister des öffentlichen Unterrichts beauftragt worden, die Mädchenschulen in Oberitalien zu inspiziren. Dieser Auftrag war die Folge eines Berichtes, welchen sie über die von Nonnen geleiteten Mädchenschulen in Bologna und die darin vorkommenden Missbräuche verfasst und dem Minister eingereicht hatte. Sie unterzog sich der Aufgabe mit grösster Energie, musste aber nachher davon abstehen, da ihre Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Dabei war sie jedoch ungemein kräftig für ihr Alter, von einer elastischen Frische des Geistes und einer Arbeitskraft, welche in Erstaunen setzten. Sie war mit einer grossen Arbeit beschäftigt, an der ihr Herz hing und welche der krönende Abschluss ihrer irdischen Thätigkeit sein sollte. Es war eine Geschichte der Siegel, Wappen

und Zeichen der Städte und Corporationen des mittelalterlichen und Renaissance-Italiens. Mit unermüdlichen Fleiss hatte sie das Material dazu gesammelt; ihre Künstlerhand hatte in allen Archiven und Museen die oft sehr schönen, kunstreichen alten Siegel und Wappen nachgeahmt und mit herrlich erfundenen Titelblättern, Arabesken u. s. w. die werthvollste Ausstattung des Werkes vorbereitet. Sie selbst schrieb den Text; nach sorgfältig gemachten Studien hatte sie die Geschichte dieser Zeichen so zusammengestellt, dass das Ganze eine wahre Cultur- und Sittengeschichte der italienischen Städterepubliken wurde. Mit der Arbeit hoffte sie in der Geschichte ihres Vaterlandes zu bleiben. Als ich sie kennen lernte, war sie damit beschäftigt, den Abschnitt über die Stadt Siena zu Ende zu bringen. Ich staunte über die Schönheit und vollendete Ausführung der Malerei, welche der Siebzigjährigen ohne Hülfe von Augengläsern gelang. Um den Ansprüchen der Arbeit sowohl wie denen der Familie und der zahlreichen Freunde und Bekannten genügen zu können, stand sie, auch im Winter, mit Tagesanbruch auf. Immer human und voller Rücksicht für Andere, wollte sie ihr treues, von ihr erzogenes Kammermädchen nicht so früh wecken; sie selbst machte sich daher das Frühstück, heizte im Winter selbst ein und begann zu malen. Darauf beschränkte sich aber ihre Thätigkeit nicht; sie unterrichtete ihre Enkelin, welche

sie leidenschaftlich liebte, im Zeichnen und in weiblichen Fertigkeiten, in denen sie ebenfalls Meisterin war. Sie war bei Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigt und fand noch immer Zeit zu edler Geselligkeit, welche sie durch die Macht und die Grazie ihres Geistes zu schaffen und zu beleben wusste. So mild und gütig sie aber gewöhnlich war, so wurde sie doch unerbittlich streng, sarkastisch verspottend oder leidenschaftlich verdammend, wenn von den Missbräuchen des Clerus, den Irrthümern der Regierung, der Corruption der Aristokratie die Rede war. Wie oft sagte sie mir, wenn ich von dem sprach, was für das Volk geschehen müsse: »Ach, fangen wir erst bei den höheren Ständen an, bei den jungen Leuten der Aristokratie, damit ihrer Leerheit, ihrer Immoralität ein Ende gemacht werde; dann wird das Bessere sich von selbst nach unten ausbreiten.« Sie war nicht glücklich; die furchtbare Schwere des Lebens lastete auf ihrer Seele; harte Schläge des Schicksals, die sie persönlich trafen, die unvollkommenen Zustände in Italien, dessen Regeneration sie sich ganz anders geträumt hatte — alles das machte sie oft tief aufseufzen. Brieflich ergoss sich ihr Leid in erschütternden Klagen und sie schrieb mir einmal, dass sie ohne den Glauben an die Metempsychose, an eine frühere Verschuldung, die hier gebüsst werde, die Qual des Lebens nicht verstehen und

nicht ertragen würde. Trotzdem aber glaubte sie an den Fortschritt; dieser Glaube war ihre Religion. So antwortete sie mir auf arge Bedenken, welche ich ihr in dieser Beziehung geäussert hatte: »In Allem stimme ich mit dir überein, nur nicht in der Ansicht über den Fortschritt. Der Fortschritt ist eine Wahrheit, aber der Mensch hat nur noch nicht ganz sein Thierfell abgestreift. Die Haare hat er verloren, aber das Fell ist noch da, und Viele haben auch noch die Haare; es wird noch grosse Arbeit kosten, sie auszureissen. Indess geht die Läuterung doch vor sich und leise, leise wird es besser. Die modernen Zustände, so schrecklich sie auch noch sind, können doch nicht mit denen früherer Jahrhunderte verglichen werden, und von da aus muss man den Fortschritt messen. Das Gold ist nur noch zu sehr der höchste Gott; aber es läutert sich auch, und niemals liess es seine Macht mehr sehen als jetzt, wo es, durch das Uebermaass des Bösen, Viele zum Nachdenken weckt und dazu bringt, es zum Guten zu verwenden und zum mächtigen Helfer des Fortschritts zu machen.«

Diesem allmählichen Fortschritt nach Kräften zu helfen, das Schöne in engeren und weiteren Kreisen zu verbreiten, war sie unermüdlich. Sie sprach einmal von denen, die, wenn sie nicht gleich das Vollkommenste haben können, es verschmähen, das Schöne zu pflegen und lieber in unharmonischen

Zuständen verharren. »Ich habe das Bedürfniss, Alles zu verschönern,« sagte sie, »und thue es, wenn es auch nicht gleich das Vollkommene wird. Das Vollkommene herzustellen ist schwer und schadet daher oft dem Schönen. Die wahre Grazie ist die Hauptsache im Leben, und die Grazie, welche die Seele des Individuums ist, ist für mich das Vollkommene. Andere stossen sich in ihrer Umgebung oder auch sonst am kleinsten Mangel und vernachlässigen darüber Alles. Ich gehe darüber hinweg, wenn nur das Ganze schön und harmonisch ist.«

Im hohen Alter von neuen, grausamen Verlusten betroffen, konnte die grosse Seele kaum mehr die Kraft finden, sich darüber zu erheben. Die Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Abschluss des leidenvollen Lebenstraumes, wurde allgewaltig. In ihren Briefen sprach sie immer nur diesen einen Wunsch aus, aber die herrliche Organisation schien dem Tode zu trotzen. Ich befand mich in Sorrent und hatte gerade von Freunden, welche sie in Florenz in unverminderter geistiger Kraft und Liebenswürdigkeit gesehen hatten, Kunde erhalten, als mich plötzlich die Nachricht ihres rasch erfolgten Todes traf.

Es war ein grauer, stürmischer, excentrischer Tag, als ich die Nachricht empfing. Die Natur schien es mit zu empfinden, dass wieder etwas unvergleichlich Hohes, Herrliches untergegangen war. Von meiner Loggia sah

ich hinaus auf das dunkel wogende Meer, und es schien mir, als ob ein grosser Klang durch das Universum ginge, als ob ein erhabener Accord austöne. Ich dachte daran, wie schön es ist in den Evangelien, dass beim Tode Christi die Natur es mitfühlt, die Sonne sich verhüllt, die Elemente seufzen. Wenn das Ewige sich aus dem Bann der Individuation erlöst, erzittert die Natur von dem gewaltigen Vorgang, denn sie ist ja eins damit.

In dem letzten Brief, welchen ich von der unvergesslichen Freundin erhalten hatte, befand sich folgende Aeusserung: »Ich lese wieder einmal das Buch über meine Heilige, um mich zu trösten und zu stärken.«

Nach ihrem Tode fragte ich ihre Tochter, welche Heilige und welches Buch gemeint sei. Diese hatte die Güte, mir Letzteres als ein Andenken an die Geschiedene zu senden. Ich lernte durch dasselbe eine andere Gestalt aus dem Kranze edler italienischer Frauen kennen, welche es wohl verdient hatte, von einer Tanari als ihre Heilige verehrt zu werden. Das Buch enthält Erinnerungen an Laura Salera Mantegazza, von ihrem Sohne, dem in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Professor Paolo Mantegazza, aufgezeichnet. Es giebt uns das Bild eines weiblichen Wesens, in welchem alle Grazien des Herzens, Güte, Aufopferung, thätige Menschenliebe, mit den seltensten Gaben der Intelligenz und Poesie und mit der höchsten Energie des

Charakters vereinigt waren. Wenn sie für ihre Angehörigen das Höchste war, was eine Gattin, Mutter und Verwandte sein kann, so umfasste ihr grosses Herz doch noch mehr, als blos das ihr Nächste. Sie war eine glühende Patriotin und vollbrachte wahre Heldenthaten in den Jahren achtundvierzig, neunundfünfzig, sechzig und sechsundsechzig, indem sie mit unerschrockenem Muth Menschenleben rettete, den Feinden überall furchtlos entgegen trat, unermüdlich in den Hospitälern pflegte. In den Zwischenzeiten, nach den misslungenen Versuchen der Befreiung, wenn Italien wieder unter seinem Joch seufzte, widmete sie sich den Werken der Wohlthätigkeit und der Erziehung, richtete die ersten Asyle für Säuglinge, die ersten professionellen Schulen für Mädchen u. A. in Italien ein. Wenn aber die Zeiten der Erhebung wieder kamen, dann war auch sie wieder bereit mit allen persönlichen Opfern, mit heroischer Ansprache an die italienischen Frauen, mit Gefahr des eigenen Lebens zu helfen. Nur einen Zug aus dem reichen Gemälde, welches die Sohnesliebe gemalt hat, will ich hier wiedergeben, da es die hochherzige Frau ganz besonders charakterisirt.

»Am 15. August 1848 war unsere ganze »Familie nach dem Essen auf dem Belvedere »der Sabbioncello (die Villa der Familie Mante»gazza am Comer See) versammelt, als man »auf dem gegenüber liegenden Ufer bei Luino

»Rauch sah und den fernen Donner einer »Kanonade hörte. Ein Schiff, welches im »Dienst der garibaldinischen Truppe stand, »kam und ging längs des Ufers und man »konnte nicht errathen, ob es auf der Flucht »sei oder angreife, ob es verfolgt werde oder »verfolge.

»‚Es sind die Oesterreicher, welche Garibaldi »angegriffen haben.‘

»‚Guter Gott, wie wird er sich vertheidigen »können gegen ein ganzes Armeecorps, er, »der nur wenige Soldaten hat und darunter »viele Neulinge im Feuer.‘

»‚Er wird in die Schweiz fliehen, wo er »entwaffnet werden kann!‘

»So sprach man hin und her. Meine »Mutter, welche geschwiegen und mit steigen- »der Angst jene entfernten Feuer und ihre »verschiedenen Phasen verfolgt hatte, unter- »brach die Sprechenden plötzlich und sagte: »‚Garibaldi flieht nicht; er wird sich schlagen »und wer weiss, ob er nicht die Feinde »weichen macht.‘

»Inzwischen hatte man ein Fernrohr auf »das Belvedere gebracht; man konnte damit »die Oesterreicher in ihren weissen Uniformen »sehen, welche sich auf der Strasse von Varese »längs des Sees dem Gasthof näherten und »auf die Garibaldiner schossen, indem sie sich »aus den am Ufer aufgeschichteten grossen »Holzhaufen eine Schutzmauer machten. Bald »schien es uns, als ob die Weissen vordrängten,

»bald als ob sie zurückwichen. Die Mutter »war ungeduldig über unsere Reden und »schwieg. Nur entfuhr ihr plötzlich der Aus- »ruf: ,Die Armen!'

»,Warum Arme? Es scheint ja, dass die »Garibaldiner siegen.'

»,Und wenn sie auch heute siegten,' er- »widerte die Mutter, ,so werden sie morgen »von frischen Truppen aus Varese in Stücke »gehauen und die armen Verwundeten von »heute werden lebendig verbrannt.'

»Ein langes Schweigen folgte diesen »Worten. Ich liess ab von der Beobachtung »des lombardischen Ufers und sah forschend »der Mutter in die Augen. Es schien mir, »dass ich in ihrem Herzen und ihren Ge- »danken läse. Plötzlich erhob sie sich und »ging in das Haus. Ich folgte ihr von ferne. »Sie kleidete sich zum Ausgehen an, nahm »eine Börse voll Geld und ging zu Fuss »in der Richtung von Cannero. Ich folgte »ihr. Gegen die Hälfte des Weges blieb sie »stehen, wendete sich um und sah mich.

»,Was machst Du, Paul?'

»,Ich gehe, wohin Du gehst.'

»,Lass mich und kehre um; ich gehe nur, »um eine arme Frau zu besuchen.'

»Nein, Mutter, Du gehst nach Luino und »ich will auch dahin gehen.'

»,Paul, Paul, geh zurück.'

»,Nein, Mutter, nichts wird mich hindern »Dir zu folgen. Du gehst auf das Schlachtfeld,

»um die Verwundeten aufzusuchen; es kann
»Gefahr dabei sein und ich werde mit Dir
»gehen.‘

»Die Mutter lächelte und ich sah, dass sie
»froh war, weil ich ihre Gedanken errathen
»hatte. Wir kamen in Cannero an, als die
»ersten Schatten der Dämmerung sich auf den
»See lagerten. Die Mutter verlangte eine
»Barke mit zwei tüchtigen Ruderern.

»‚Wohin wollen Sie fahren?‘

»‚Nach Luino.‘

»Ein allgemeines Gelächter, eine Fluth
»von Ausrufungen waren die Antwort. ‚Nach
»Luino? Aber was denken Sie? Die Oester-
»reicher haben die Garibaldiner besiegt und
»man läuft Gefahr, gefangen und gehängt zu
»werden. Man wird uns für Revolutionäre,
»für Piemonteser halten.‘

»Die Mutter bebte vor Zorn.

»‚Schämt Ihr Euch nicht, weniger Muth
»zu haben als eine Frau? Ich gehe, um die
»armen Verwundeten zu holen und sie in
»mein Haus zu bringen. Das heisst nicht
»Revolution machen und selbst die Oester-
»reicher können mich nicht daran hindern.
»Ueberdiess sollt Ihr mich nur drüben an's
»Ufer bringen und könnt gleich hierher
»zurückkehren, ohne nur den Fuss an's Land
»gesetzt zu haben.‘

»‚Sie haben gut sprechen, aber die Oester-
»reicher werden uns ihre Kugeln nach-
»schicken.‘

»,Was für schöne Gründe giebt Euch die »Furcht ein! Nun, ist Jemand unter Euch, »welcher will oder nicht?'

»Zwei junge Fischer traten vor. Die »Mutter drückte ihnen die Hand und wir »fuhren ab.

»Es war schon Nacht, als wir bei Luino »anlangten. Das piemontesische Fahrzeug, »welches längs des Ufers kreuzte, hielt uns »an und man rief: ,wer ist da?' Die Mutter »erklärte ihre Absicht und man liess uns »weiter fahren. Luino schien wie ausgestorben, »kein Schuss mehr, kein Glockenton, kein »Schrei, nur hier und da ein aufflammendes »Feuer, welches die Finsterniss auf Augen»blicke unterbrach. Endlich erreichten wir »das Land. Ein Garibaldiner berichtete uns, »dass die Oesterreicher besiegt seien, sich »nach Varese zurückgezogen, und dass Ver»wundete und einige Todte da wären. Wir »gingen nach dem Hause Crivelli, in welchem »sich Garibaldi mit seinem Generalstab auf»hielt. Längs des Weges lagen Leichen, »einzelne Glieder, Gewehre, andere Waffen, »alle die düsteren Reste eines eben verlassenen »Schlachtfeldes. Garibaldi sass an einem »kleinen Tisch, hatte eine geographische Karte »vor sich und verzehrte mit augenscheinlichem »Hunger schwarzes Brod und Salami. Er »blickte auf und als er eine Dame sah, erhob »er sich sogleich und nahm den Hut ab zu »ehrerbietigem Gruss.

»,Eine Dame hier zu dieser Stunde? Sie »sind gewiss nicht aus Luino, hier ist Alles »geflohen.'

»,Nein, ich komme von der piemontesischen »Küste und möchte mit Ihrer Erlaubniss die »Verwundeten des heutigen Tages in meine »Villa in Sicherheit bringen.'

»Garibaldi erwiderte nichts, nahm nur die »beiden Hände meiner Mutter und drückte »sie voll tiefer Rührung. Alle Barken, welche »sich im Hafen befanden, wurden sogleich in »Beschlag genommen und in wenigen Stunden »hatten wir alle Verwundeten hineingebettet. »Mit Einigen, die noch später nachgeschickt »wurden, waren es zweiunddreissig. Sie »wurden Alle in unserem Hause untergebracht, »das sich so in ein Hospital verwandelte. »Die Mutter, der Vater und die Kinder »schliefen länger als zwei Monate hindurch »auf Stroh, glücklich, den braven Soldaten »Garibaldi's ihre Betten zu überlassen. Der »ausgezeichnete Patriot Doktor Zaccheo, Doktor »Salli und der brave Apotheker Albertazzi »liehen grossmüthig ihre Hülfe und die »Sabioncella wurde geweiht durch das Werk »unserer Mutter, unserer Heiligen.

»Garibaldi hat den Abend des fünfzehnten »August nie vergessen, er denkt mit grosser »Rührung und Liebe daran. Die zwei »Briefe, welche ich hier anschliesse, werden »besser als meine Worte zeigen, welch »warmes, brüderliches Band seit jenem Tag

»den heldenmüthigen General mit meiner »Mutter verband.

»Genua, 6. Oktober 1848.

»Verehrteste Frau!

»Ihr Verfahren gegen meine Waffenge- »fährten, die Verwundeten und die Flüchtigen, »verdient so sehr meine ganze Dankbarkeit, »dass ich gewiss nie im Stande sein werde, »dieselbe ganz auszudrücken. Sie, gross- »müthiges Wesen, haben in Ihrem Herzen »den Lohn für die unvergleichlichen Hand- »lungen, deren nur Sie fähig waren. Aber, »wenn Sie im Verlaufe Ihres menschenfreund- »lichen und grossherzigen Wirkens irgendwie »meiner Dienste bedürften, so glauben Sie »mir, dass nichts Anderes mich so sehr ehren »und mir so viel Befriedigung geben würde.

»Ich verliess die Lombardei, dann die »Schweiz und kam hierher. Sie, geehrte Frau, »waren so gütig mir, als ich Sie kennen »lernte, Achtung zu zeigen, und ich bitte Sie, »nicht daran zu zweifeln, dass ich überall »bemüht sein werde, an der Wiedergeburt »unseres unglücklichen Landes zu arbeiten. »Vertrauen Sie auf Gott und auf die Italiener. »Wir werden noch harte Prüfungen zu be- »stehen haben und der Mühen, der Ent- »behrungen, der Unglücksfälle, der Ver- »wüstungen werden noch viele sein — aber — »wir werden siegen! Nehmen Sie dies als eine »Prophezeiung hin.

»Hier spricht man von Krieg und macht »Vorbereitungen dazu. Vielleicht ist es nur »Schein, um uns zu täuschen — wie es aber »auch sei, ob ihn die Regierenden machen »werden oder das Volk — sicher ist es, dass »unsere lombardischen und venetianischen »Brüder nicht in der Sclaverei bleiben dürfen. »Wie viel Egoismus auch in Italien ist, und »wie Viele sich darin finden würden, Jene »ihrem Schicksal zu überlassen, so giebt es »doch auch viele Edle, welche mit geballter »Faust den elenden Feiglingen antworten und »sich jeder Gefahr aussetzen werden.

»Ich wiederhole Ihnen meinen Dank. Be- »ehren Sie mich mit einigen Zeilen und »glauben Sie mich für immer

»Ihren

»J. Garibaldi.

»

»Tapferer General!

»Aus meiner Einsamkeit heraus folgte ich »jedem Ihrer Schritte in meinem Herzen, »freute mich mit Ihnen und Ihren Braven des »Tages von Luino, zitterte, als ich Sie von »zahlreichen Feinden umgeben wusste, und »betrübte mich über die Maassen, als ich Sie »von den Unsern verlassen sah. Ich theilte »die Angst Ihrer Treuen, als man nichts von »Ihnen wusste, und als mir bekannt wurde, »dass Sie gerettet seien, schien es mir, dass »mit Ihnen auch die Lombardei und unsere

»heilige Sache gerettet seien. Sie können sich »daher denken, ob mir die Prophezeiung »unseres endlichen Sieges in Ihrem werthen »Schreiben theuer war und ob ich dieselbe »mit meinem ganzen Herzen aufnahm. Sie »können uns jetzt mit dem Schwert und mit »der Feder vertheidigen, und Sie werden »sicher nicht jenes für diese niederlegen. Diese »wird nur wo möglich dem Andern noch »grösseren Werth verleihen. Möge der »Himmel Sie nun mit so echten Italienern »umgeben, wie Sie deren Einige haben; möge »er mit dem Siege Ihr grosses Herz belohnen, »das Sie, den letzten Verfechter unserer Rechte, »den letzten Protestirenden gegen den Ver»rath, den letzten Vertheidiger der italienischen »Ehre, ein Beispiel einzigen Heldenmuths, auf »unseren Schlachtfeldern zurückhielt, als man »sie dem verhassten Oestereicher schon wieder »überlassen hatte.

»Der Zufall, welcher mich Ihrem Lager nahe »brachte und mich Ihren verwundeten Waffen»gefährten nützlich sein liess, wurde von mir als »ein Glück empfunden. Ihre gütigen, darauf »bezüglichen Worte würden eine Belohnung für »wahres Verdienst, für grosse Mühen und Ent»behrungen sein. Geben Sie mir Gelegenheit, »mich ihrer würdig zu beweisen, indem ich da »thätig werde, wo der gute Wille ausreicht, die »Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, welches der »heiligen Sache nützen kann, deren haupt»sächlichste und sicherste Stütze Sie sind.

»Empfangen Sie die heissesten Wünsche für
»Ihr Wohl, in welchem die Hoffnungen aller
»italienischen Herzen ruhen, unter welche Sie,
»wie ich hoffe, zählen

»Ihre ergebene Dienerin
»Laura Salera Mantegazza.

»Sabioncella, 16. Oktober 1848.

»In der Geschichte unserer Wiedergeburt
»gebührt meiner Mutter eine glorreiche Seite.
»Bei jedem Anruf an das Vaterland, bei jeder
»grossmüthigen That, an dem Bette der Ver-
»wundeten wie auf dem Schlachtfeld, bei
»patriotischen Kundgebungen wie am Varig-
»nano, in den Festungen von Vinadio, überall,
»wo man kämpfte oder litt, wo man sich für
»die italienische Sache verschwor oder begeisterte
»— überall war meine Mutter gegenwärtig und
»brachte das ganze Ungestüm eines grossen
»Herzens, die Eingebungen eines genialen
»Geistes, die unzähligen Beweise der mitleids-
»vollen Zärtlichkeit einer himmlischen Natur mit.

»Möchte das Lesen dieser armen Blätter
»und der Reliquien, welche ich gesammelt
»habe, allen Jenen eine Lehre sein, welche
»unter dem Vorwande, die Irrthümer und den
»Aberglauben der Vergangenheit aus der
»modernen Gesellschaft auszurotten, zugleich
»die grossmüthigen Regungen des Herzens
»unterdrücken und das ganze Leben auf eine
»armselige Mechanik von Gleichgewicht und

»Interesse, auf ein elendes Abwägen von Freuden »und Schmerzen zurückführen möchten.«

Die letzten Worte werden von einem Mann ausgesprochen, welcher auf der Höhe der modernen Wissenschaft steht, sicher keinem dogmatischen Einfluss mehr zugänglich ist und mit dem wissenschaftlichen Secirmesser die Materie und ihre Combinationen nach allen Seiten hin durchwühlt hat.

Und diese schönen, bedeutungsvollen Worte drängten sich dem gelehrten, freisinnigen Naturforscher auf, als er das Bild einer Frau zeichnete, einer Mutter, in welcher er als Sohn und Mensch alles Hohe und Herrliche, welches die menschliche Natur zu ihrer höchsten Potenz erhebt, verehren durfte!

Diese Verehrung, ja der Cultus der Mutter, bildet übrigens überhaupt einen schönen, entschieden ausgeprägten Zug im italienischen Charakter. Die bedeutenden Männer Italiens, welche ich kennen gelernt habe, hatten Alle die innigste Verehrung der Mutter, und es möchte nicht irrig sein, hiermit sogar die in Italien vorwiegende Bedeutung der Verehrung der Mutter Gottes in Verbindung zu bringen. Das Ideal, welches die Kunst der Renaissance erfüllt, was ist es anders als die Apotheose der Mutter, welche durch Raphael ihren höchsten Ausdruck erhielt?

Was bleibt denn nun auch hier wieder der eine, ewige Refrain? Immer dasselbe: die Erziehung der Frauen zu edelster Weiblichkeit,

zu Müttern, welchen ihre Söhne mit Recht den Cultus der Liebe und Ehrfurcht weihen, indem sie die von ihnen geerbten Tugenden in sich pflegen und zum Besten ihres Landes und der Menschheit üben.

Durch seine Frauen wird auch Italien regeneriert werden, wenn diese anmuthsvollen, begabten Wesen mittelst einer veredelten Erziehung dazu gebracht werden, solchen leuchtenden Sternen ihres Geschlechts, wie den von mir Genannten, zu gleichen.

Wirklichkeitsphilosophie des Todes

Was ist der Tod? Die schwere Frage, welche an jedem Todtenbett neu wird, drängte sich mir auch kürzlich wieder auf, als der dunkle Vollender des Lebens plötzlich, in erschreckender Schnelligkeit, eine Gestalt aus der Reihe der Erscheinungen hinwegriss, die zwar meinem Herzen nicht näher gestanden, welcher ich aber doch eine innige Theilnahme gewidmet hatte. Es war dies ein katholischer Geistlicher, Direktor des Collegiums und General-Prokurator der Maroniten zu Rom, ein Orientale vom Libanon, wo der Stamm der Maroniten wohnt. Er war mein Hausherr, das Gebäude, in welchem ich wohne, gehört ihm und seinem Kloster. Dieser Umstand führte mich, die ich sonst die Bekanntschaft mit katholischen Geistlichen nicht suche, mit ihm zusammen. In der kurzen Zeit, seit ich in der Nähe seines Klosters wohne, besuchte er mich einige Mal und ich ihn, wo er mich in der Foresteria, einem grossen, dem Kloster angebauten Saal, empfing. Oft führte er mich in den daran stossenden Garten, in welchem

eine der schönsten Palmen Roms ihren königlichen Stamm zum Himmel erhebt, pflückte mir, mit freigebiger Hand, Blumen, deren dort das ganze Jahr hindurch blühen und Orangen und Citronen von den Bäumen, die den Garten zieren. Dieser Garten war die Freude des Monsignore und er erzählte, dass er oft Morgens, ehe er in die Klosterkirche gehe, um Messe zu lesen, in dem Garten wandele, um die reinen Morgenlüfte einzuathmen und sein Gemüth zu stimmen. Ueberhaupt war etwas Anderes in diesem orientalischen Geistlichen als in den römischen Priestern, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Er hatte nichts von dem höfischen, weltmännischen, versteckten und oft affektirten Wesen dieser Letzteren. Im Gegentheil er war eine ungestüme, spontane Natur. Die äussere Ruhe und Salbung, welche Jenen eigen ist, hatte er nicht und ich glaube, wenn ich länger mit ihm hätte verkehren können, so hätte ich auf dem Grund seiner Seele kein Priesterthum gefunden, wohl aber eine feurige Liebe für seinen Stamm (dessen Interessen er hier in Rom vertrat und für dessen Wohl er sein ansehnliches Privatvermögen verwendete), vielleicht einen nicht befriedigten Ehrgeiz, eine grosse Intelligenz und ein warmes, edler Sympathie zugängliches und von Mitleid mit den Leiden Anderer bewegtes Herz. Seine hohe imponirende Gestalt in dem weiten, faltigen, dunkelfarbigen Gewand, sein schöner Kopf mit dem edlen

Typus der Maroniten, mit den feurigen und doch so milden Augen und dem schon etwas ergrauenden Vollbart gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen, wie ihn kein Maler schöner hätte denken können, oder eines griechischen Weltweisen, wenn er, unter den dunklen Pinien und Cypressen seines Gartens, umgeben von den jungen Maroniten seines Collegs, lehrend sass oder wandelte. Da es überhaupt schon im Leben selten ist, einer so ausgezeichneten Individualität zu begegnen, so ist das Bedauern, ja der Schmerz um so grösser, wenn man eine der Natur einmal so gelungene Gestalt durch das Leben und den Beruf in die Grenzen gebannt sieht, innerhalb welcher die höchste Entwickelung nicht möglich ist. Dass der Priester, von welchem ich rede, ausserhalb seines Standes noch ein ganz anderer, sehr aussergewöhnlicher Mensch hätte werden können, davon bin ich überzeugt. Als ich ihm, gleich im Anfang unserer Bekanntschaft, sagte, ich sei keine Katholikin und könne es auch nie werden, zeigte sich für einen Augenblick ein schmerzliches Erstaunen auf seinem Gesicht, dann aber sagte er sanft: »Ich bin kein Fanatiker«, und war gut und freundlich gegen mich wie zuvor, machte nie den leisesten Versuch, mich zu bekehren und sprach nur noch selten von religiösen Dingen. Die Ereignisse im Orient bewegten ihn auf das Heftigste. Er sagte mir, dass er in seiner ersten Jugend in der Heimat immer Opposition gegen das

türkische Gouvernement gemacht habe, seitdem er aber Europa bereist und fast alle europäischen Regierungen habe kennen lernen, sei es ihm klar geworden, wie viele Vorzüge dasselbe habe, welch ein milder, humaner Geist in den Türken wohne, wie duldsam sie gegen fremde Confessionen, deren so viele unter ihrer Oberhoheit ständen, seien. Vor dem Fall von Plewna sagte er immer triumphirend, dass die Russen bis dahin noch keinen einzigen wirklichen Sieg erfochten hätten, denn Kars sei durch Bestechung gefallen. Er hoffte noch zuversichtlich, dass man den Türken zu Hülfe kommen würde; Osman Pascha war ihm ein Held, wie die russische Armee keinen aufzuweisen hätte, und mit Stolz wies er darauf hin, wie sehr man sich in Europa über die Türken getäuscht habe. Nach dem Fall von Plewna — der ja allerdings erst erfolgte, als man gegen den schon zum Sterben verwundeten und allein gelassnen Löwen die frische Kraft herbeirief, welche ihn nun durch die Uebermacht erdrückte — war er tief gebeugt, von einer schmerzlichen Entrüstung durchglüht und sagte mit einem Seufzer, welcher eine gewaltsame Ergebung ausdrückte: »Ich muss mit Hiob sagen, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.« Dann später, als das Schicksal der Türkei in Europa besiegelt und ihr Untergang gewiss schien, obgleich der Friede von San Stefano noch nicht ganz veröffentlicht

war, liess er seinem leidenschaftlichen Schmerz freien Lauf, klagte besonders Oesterreich an und rief aus: »è una politica infernale, infernale, infernale,« mit immer steigendem Accent. Und indem er darüber ausliess, wie ihn das Alles bewege und aufrege, sagte er: »O, ich möchte fort, all' meine Habe hier verlassen und in eine Ferne fliehen, wo ich nichts von dem Allen mehr hörte, nach Amerika, in noch unbewohnte Gegenden!« — Das waren gewiss nicht Gedanken eines fanatischen Priesters, wie wohl es ihm auch nebenbei gehen mochte wie den Mitgliedern der Kirche überhaupt, d. h. die tolerante türkische Regierung, und die Herrschaft des Halbmonds der Oberherrschaft der griechischen Kirche vorzuziehen. Das ist allerdings charakteristisch genug für die Motive, welche in diesen Dingen maassgebend sind. Die alte Eifersucht zwischen Rom und Byzanz, das Schisma innerhalb der eignen Unfehlbarkeit, ist schlimmer als ein Prophet, mit dem sich unterhandeln lässt und der durchaus als fehlbar, als nur noch nicht zur Wahrheit gelangt, angesehen werden kann.

Bei jenem feurigen Orientalen aber war es vielmehr die Stammesverwandtschaft, das Rassengefühl, welches ihn in dieser Niederlage des türkischen Reichs eine dem Orient überhaupt zugefügte Schmach empfinden liess. Es war der Sieg des Occidents über den Orient, der ihn so tödtlich schmerzte, über diesen Orient, welchen er als die erhabene

Pflanzstätte aller Cultur und Weisheit, sowie der Religion, zu der er sich bekannte, verehrte. Mit welchem Stolz sprach er von arabischer Cultur und Literatur, von den kostbaren Werken, welche seine Bibliothek, die er aus seinen eignen bedeutenden Mitteln bereicherte, umschloss, von den gelehrten maronitischen Männern, welche aus dem Colleg in Rom hervorgegangen seien und welche theils in Rom, theils in Paris besonders in Arbeiten der orientalischen Sprachen thätig gewesen seien. Mit welcher Zärtlichkeit gedachte er seiner Heimat am Libanon, wenn wir unter der Palme seines Gartens standen und ich, zu der stolzen Krone emporschauend, fragte, ob ihm das nicht eine Erinnerung an sein Geburtsland sei? Es sprach dann ein Ausdruck so wehmuthsvoller Innigkeit und Sehnsucht aus seinen dunklen Augen, dass es mir dünken wollte, als hätten das Kloster und die früh erlangte geistliche Macht (denn er war mit 49 Jahren bereits Erzbischof) doch sein Herz nicht ganz ausgefüllt und ihm vollkommenen Ersatz für die Poesie der Heimath, für Familienglück, Liebe und Freiheit gegeben.

Armer, schöner, guter Priester! Die Sehnsucht fort aus dieser Welt der Qual, in die tiefe Ruhe eines unbekannten Flecks Erde zu flüchten, wurde nur zu bald, aber anders als du dachtest, erfüllt. Vierzehn Tage, nachdem ich zuletzt bei ihm war und wie immer, beladen mit Früchten und Blumen heimkehrte,

hörte ich, er sei schwer erkrankt. Am zweiten Tage bekam ich auf meine Erkundigung die Antwort, er sei hoffnungslos, und am fünften Tage war er todt. Freilich mäht der Tod ja täglich um uns seine Saaten, Schönes, Junges, Hohes, Bedeutendes fällt ihm zum Opfer, während er, wie auf Orcagna's Bild im Camposanto zu Pisa, die Armen, Krüpplichen, Ruhebedürftigen verschont. Meine Bekanntschaft mit dem Geistlichen war zu kurz gewesen, als dass er mir hätte als Freund theuer werden können, dennoch ergriff mich sein Tod mit einer namenlosen Wehmuth, die ich Mühe hatte zu beherrschen. Die Professoren und Schüler des Maronitencollegs, welche die Todesanzeige machten, luden auch zugleich zur Todtenfeier in die nahe beim Kloster gelegne Kirche von San Pietro in Vincoli ein. Ich ging hin, getrieben von jenem geheimnissvollen Zug, der es unserem in der Erscheinung befangenen Sinn so schwer macht, an das plötzliche Auslöschen der Erscheinung zu glauben und der, wie mit unsichtbaren Fäden das, was eben noch Gegenwart war, festhalten zu können meint. Es hat diese Empfindung zu so manchen abergläubischen, aber auch zu kindlich schönen Täuschungen Anlass gegeben, wie z. B. bei dem russischen Volke zu dem Glauben, dass die Seelen der Verstorbenen noch vierzig Tage in der Nähe ihrer verlassenen irdischen Wohnstätten weilen. In der That, wer hätte es nicht empfunden, schon bei blos

räumlichen Trennungen, dies noch lange andauernde Gefühl der Gegenwart von Geschiednen? Wer hätte es nicht noch stärker beim Tode von Lieben und Befreundeten gefühlt, wenn die bekannte Stimme noch in unseren Ohren tönt, wenn wir den Blick der Augen noch auf uns fühlen, wenn uns das Lächeln des Mundes noch vorschwebt, die Gestalt noch vor uns wandelt, während doch die ausgestreckte Hand keinen Gegendruck mehr findet, die ausgesprochne Frage keine Antwort erhält, die Stelle leer bleibt, welche sonst ausgefüllt war? Es ist dann eine schmerzensvolle Befriedigung bis zu dem letzten Augenblick, wo das Bild noch nicht dem grossen Lebensprozess zurückgegeben ist, demselben nahe zu bleiben, ihm noch die letzte Liebe und Ehrfurcht zu erweisen, gerade als könnte das noch gewusst und empfunden werden. Schön ist für dies Bedürfniss der Gebrauch der musikalischen Todtenmessen in der katholischen Kirche, welche den Tod mit einer wohlthuenden Feier umkleiden und ihm in der Musik das einzige Element beimischen, in welchem sich die Erlösung aus der Welt der Erscheinung am Sanftesten und Erhabensten vollzieht. Seltsam schön war diese Feier an jenem Morgen in San Pietro in Vincoli. Es vereinigte sich da vieles Ungewöhnliche, welches schon als blosser sinnlicher Eindruck die Stimmung erhöhte. In der Mitte der Kirche stand der Katafalk mit dem Sarg,

von unzähligen Wachskerzen umgeben; auf der einen Seite sassen die Mitglieder des Maronitencollegs: ehrwürdige Greise mit weissem Bart, kraftvolle Männer, Jünglinge, welche ihre Studien dort machten, fast Alle schön, mit einem edlen orientalischen Typus. Der schwarze, faltenreiche Talar, welchen sie tragen, gab dem ernsten Ausdruck ihrer Züge noch etwas besonders Feierliches, wie denn auch ihre ganze Haltung ein ernsteres, innerlicheres, würdevolleres Gepräge hat als das römischer Priester. Auf der anderen Seite des Katafalks sassen die eingeladenen Personen, u. A. die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft, unter deren Schutz das Maronitencolleg steht, sowie zahlreiche Freunde und Bekannte des Verstorbenen. Dazwischen aber befanden sich, nach dem schönen, demokratischen Gebrauch der katholischen Kirche, auch ganz arme Leute, die ihren Freund und Wohlthäter beweinten. Ich nahm meinen Platz so, dass ich den Moses von Michel Angelo sehen konnte, auf den das Licht durch einen gelben Vorhang, welcher das Fenster verhüllte, fiel, so dass er einen Anschein von Lebenswärme erhielt, die ihn wie ungeduldig unter seiner marmornen Erstarrung erscheinen liess, wie fragend ausschauend nach dem Mittel, welches vom Bann des Todes erlöst. Dieser schmerzliche Bann lag auf allen Anwesenden mehr oder minder schwer. Zu plötzlich war die edle Gestalt aus der Fülle des Lebens und

der Kraft verschwunden, um nicht eine grosse Ergriffenheit selbst bei roheren Gemüthern zu hinterlassen. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche, am Altar las ein Priester eine stille Messe. Während der Zeit, von der wunderbaren Umgebung, in der seltsam zusammengesetzten Versammlung, in eine in's Innerste zurückgehende Stimmung versetzt, rang der Geist mit den Räthseln des Todes und mit dem Schmerz um die Endlichkeit der Individualität, in der allein sich doch die »ewigen Ideen« darstellen. Glücklicherweise kam kein störendes Intermezzo vor von jener widrigen Geschäftigkeit der mit bunten Lappen behängten Unteroffizianten des Clerus, von jenem unharmonischen Halbgesang der Priester, von jener Unruhe, welche den katholischen Gottesdienst so wenig geeignet macht für wahre Andacht. Als die stille Messe beendigt war, ertönte plötzlich Musik: das von herrlichen Stimmen gesungene Requiem von Mozart. Da löste sich, wie durch ein Zauberwort, der Bann, welcher auf der Seele lag. Man athmete auf unter der erlösenden Gewalt der Töne. Auch der Moses schien aufstehen zu wollen aus der Erstarrung, um eine andere Flammenoffenbarung als die, welche er auf Sinai geschaut, auszusprechen: nicht mehr das harte Gesetz der Knechtschaft, sondern die Berufung zur Freiheit, durch die drei Genien der Menschheit: Geist, Liebe, Kunst. Mir fielen die Goethe'schen Worte ein:

»Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne;
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.«

Zwar sah ich den Geschiedenen nicht in verklärter Gestalt in einer höheren Region vor mir schweben; keine mystische Täuschung raubte mir das Bewusstsein, dass etwas Hohes, Würdiges unwiederbringlich vorüber sei. Aber auf dem Strom der Töne floss der Schmerz in immer sanfteren Wellen dahin, und der Trost des »ewig Schönen« verwandelte ihn in erhabene Feier und stille Wehmuth. Ich hätte fort und fort diesen hehren Melodien, diesen weltentrückenden Tongedanken lauschen und in den Tiefen der Empfindung weilen mögen, in denen wir uns im Schoosse des realen Seins, aus den ideellen Schranken von Raum und Zeit befreit fühlen, und uns in der krystallnen Fluth des Urgrundes der Dinge baden, wo Schmerz und Glück zwei geschwisterliche Genien sind, wie bei den Alten Schlaf und Tod. — Aber das »Amen« ertönte und die Harmonien verhallten, und die Welt, die mit Leben und Tod abrechnen muss, trat wieder in ihr Recht. Man ergriff den Sarg und, während die Maroniten mit Kerzen in den Händen in Prozession folgten, trug man ihn aus der Kirche, um ihn auf den draussen harrenden Trauerwagen zu setzen und auf den Friedhof zu bringen. Ich war ihm voran geeilt zur Thür und rief ihm da leise mein

letztes Lebewohl zu. Vor der Kirche standen Haufen weinender Armen, und eine alte Frau wandte sich zu mir und sagte schluchzend, indem sie auf den Sarg zeigte: »è Monsignore,« als wollte sie mit den zwei Worten Alles ausdrücken, was hier an Kraft, Güte und menschlicher Vortrefflichkeit unterging.

Der stille Trauerzug fuhr langsam nach dem fern gelegnen Kirchhof von S. Lorenzo, ausserhalb der Mauern der Stadt, da jetzt nicht mehr in den Kirchen begraben werden darf. Ich aber wandte mich dem Wäldchen zu, hinter dem Colosseum, am Fusse des Palatin, welches eben anfing im jungen Grün des Frühlings zu prangen. Da wandelte ich lange auf und ab, und in mir tönte die alte Frage: Was ist der Tod?

Für die gläubigen Christen — besonders die Katholiken, welche in Allem bestimmtere Vorstellungen und intensiveren Glauben haben — ist die Beantwortung der Frage leicht. Sie haben sich ein so schönes Gebäude persönlicher Ansprüche und Hoffnungen aufgeführt, dass man sicher und glücklich darin wohnen und die Weiterentwickelung der grossen Existenzfrage jenseits des Grabes ruhig erwarten kann. Ihre Vorstellungen sind consequent durchgeführt und lassen keine Lücke. Wie ihnen im Abendmahl Christus persönlich gegenwärtig ist und mit seiner Göttlichkeit die Materie durchdringt, welche er gewürdigt hatte seine Wohnung zu werden, so ruft einst am

Auferstehungstage die Seele ihre durch den öfteren Genuss des Abendmahls immer mehr vergöttlichten Atome wieder zu sich und ersteht in unvergänglicher Jugend und Schönheit, das einstige Ich, nur in verklärter Gestalt. Der Traum ist schön, und wer möchte sich nicht bei der Hinfälligkeit der menschlichen Gestalt, bei dem Verlust geliebter Menschen, bei den Qualen des Todes trösten, wenn solche Aussichten winken?

Die Naturwissenschaften haben mit dem Secirmesser den hohlen Traum zerstört, und der logische Gedanke hat kalt und unerbittlich dem hoffenden Ich sein Urtheil gesprochen. Aber noch liess die Philosophie hier und da ein transcendentes Gebiet offen, in welches sich eine unbestimmte Hoffnung flüchten und mit einem fernen Leuchten die dunkle Stunde erhellen konnte.

Auch Schopenhauer, dem über die Vernichtung der Persönlichkeit kein Zweifel blieb, lässt uns im Grunde des Seins die Möglichkeit eines unserer beschränkten Erscheinung unfassbaren Zustandes ahnen, welcher keineswegs das Nirwana der Vernichtung, sondern das Entzücken des aus seiner Zerstückelung in die Einheit zurückgekehrten Dionysus ist. Was den Willen zum Leben, aus dieser Einheit heraus, zur Erscheinung führt, das principium individuationis, ist ein Räthsel; der Wille, als Erscheinender, ist blind, denn wenn er sehend wäre, so wäre sein In-die-Erscheinung-treten

absurd und grausam, so wie die bewusste Erschaffung einer Welt voll Sünde, Schmerz und Qual absurd und grausam wäre. Sich von dieser That des Willens und ihren schweren Folgen zu erlösen giebt es ein Mittel: die Verneinung eben dieses Willens zum Leben, welche aber fälschlich als ein passives sich vom Leben Abwenden, ja wohl gar ein freiwillig aus demselben Scheiden angesehen worden ist. Es ist damit vielmehr die höchste Aktivität gemeint, welche das Blinde des Willensakts, das qualvolle Verlangen nach dem was nicht des Verlangens werth ist, aufhebt und schon hier das zerstörte Gefühl der Einheit wieder herstellt in der Ruhe des Weisen, welcher im intellektuellen Erkennen und Schaffen das höchste Glück, das wahre Nirwana, geniesst.

Ein veredelter Materialismus tritt vermittelnd zwischen die brutale Herrschaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphysischen Hintergrund offen lassende Philosophie, in deren neuster Erscheinung: der sogenannten Wirklichkeitsphilosophie von Dühring. Dieser strenge Denker, fest auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, selbst schöpferisch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphysik absolut und weist sie mit Verstandesgründen aus seinem System aus. Aber er erhebt auf der Basis einer alles Sein umfassenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeistigenden Idealismus. Innerhalb seines

Systems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphysische zweite Welt mehr versteckt liegt, entwickelt sich durch das dem Sein innewohnende Prinzip des Werdens die Vielheit der Welt. Die persönliche Existenz erhebt sich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitoceans, steigt bis zu ihrem Höhepunkt und fliesst dann wieder abwärts, bis sie sich im grossen Niveau verliert.

In einem früheren Artikel, welchen ich schrieb, ehe ich etwas von Dühring wusste, hatte ich mich schon einmal gegen den Begriff des Metaphysischen erklärt. Nicht aber, als hätte ich damit die Materie auf den Schöpferthron des Universums erheben wollen. Nein, ich wollte nur die Welt nicht mehr in zwei Theile theilen, sondern sie als eine Alles umumfassende Einheit begreifen, in der ein Metaphysisches, d. h. hinter ihr Liegendes, nicht mehr Raum hat. Dass wir trotzdem das Geheimniss des Werdens, der Vielheit in der Einheit, nicht begreifen können, ist so einfach, wie dass man selbst auf dem Höhepunkt der Welle nicht die unermessliche Weite des Oceans übersehen und auf der einen Seite des Berges, den man hinan steigt, nicht die Thäler erblicken kann, welche auf der andern Seite liegen; oder wie dass die Perle, welche in ihrer Muschel an das Tageslicht gezogen wird, die unergründliche Tiefe nicht kennt, der sie entstieg.

Die Brücke zu finden, welche Schopen-

hauer und Dühring verbindet, kam mir an jenem Morgen nach der Todtenfeier meines Priesters im frühlingsgrünen Wäldchen, neben den gigantischesten Ruinen der Welt in den Sinn. Mir schien es, als müsse diese Brücke hinüber führen in das Walhall der wahren heroischen Lebensanschauung, in der auch die Frage: was ist der Tod, ihre rechte Lösung finden würde.

Das Prinzip der Einheit steht beiden grossen Denkern unumstösslich fest und das Prinzip der Vielheit in ihr auch, ob es nun als Wille oder als Werdeprinzip in die Welt der Vorstellung, der Materie, des mit unseren Sinnen wahrnehmbaren Daseins tritt. Die grösste Differenz zwischen ihnen besteht in Beziehung auf die Werthschätzung des Lebens, welches Schopenhauer als einen Irrthum, als eine Schuld ansieht, während es für Dühring die Wirklichkeit und der höchsten Perfektibilität fähig ist. Schopenhauer musste sich deshalb auch den Blick in eine metaphysische Welt offen halten, sonst wäre es für einen Geist seiner Grösse eine Unmöglichkeit gewesen, die ganze tragi-komische Vorstellung des Lebens mitzumachen und ihr nicht ein willkürliches Ziel zu setzen. Dühring musste dagegen den ganzen Schwerpunkt der Frage in die auf- und absteigende Welle legen, innerhalb deren sich das Wirklichkeitsproblem mit seiner ganzen zu lösenden Aufgabe vollzieht. Wäre es nicht möglich, die Brücke dazwischen zu finden?

Schopenhauer protestirt gegen eine Welt, wie die unsrige und sieht sie als das Produkt eines blind gewollten, durch Intellekt und Ethik zu verneinenden Vorgangs an. Dühring protestirt auch gegen die vorhandne Ordnung der Welt, und mit ihnen thun es Alle, welchen das unsägliche Leid des Lebens, die Barbarei und Ungerechtigkeit unserer Zustände das Herz bedrückt und den Geist mit heiligem Zorn erfüllt. Schopenhauer wollte nicht, dass man im passiven Protest verharre, sondern er wollte, dass man den Willen, das blinde Ungethüm, welches in seinem unersättlichen Verlangen alle jene Leiden hervorbringt, verneine, d. h. die grösste sittliche That vollbringe, sich zum Heiligen, zum Weisen mache, welcher in erhabner Ruhe über den blinden Willenstrieben stehe und die Flamme der Leidenschaft zur Schöpfung höchster Intellekts- Kunst- und Lebensgebilde verwende. Dühring will das auch, er will eine Transformation der Barbarei in edle Cultur, der Unwissenheit in Bildung, der Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit, des brutalen Hasses und der Zerstörungswuth, die uns nur noch zu deutlich als die oberste Stufe der Thierleiter kennzeichnen, in die Gemeinsamkeit höchster Ziele und die aus ihr entspringende humane Gesinnung.

In beiden Fällen also ist es die höchste ethische That, welche von der Menschheit verlangt wird. In beiden Fällen ist es das Verneinen des Lebens als blosse animalische

Existenz, als blosser Trieb zum Dasein und blosse Begierde zu Genuss. Es ist eine vergeistigte Menschheit, welche erzielt wird, und in beiden Fällen liegt das Resultat schon in diesem Leben. Bei der Schopenhauer'schen Verneinung liegt es in dem Glück des Weisen, der sich von der Begierde erlöst hat, bei der Dühring'schen Verneinung liegt es in der durch Vernunft und Humanität umgestalteten Welt. Die Aufgabe, welche beide grosse Denker uns stellen, ist also das, was ich früher einmal mit dem Worte ausdrücken wollte: »Erlöse dich selbst,« mach aus dir selbst ein Kunstwerk, ein vergöttlichtes, vollkommnes Wesen. Damit ist der Menschheit geholfen und sind die Räthsel des Lebens gelöst. Wenn der Wille als blinde, begehrende Macht verneint und in die Götterstille der Erkenntniss verwandelt oder zu der Leidenschaft geworden ist, welche die neue Schöpfung der Vernunft und der Liebe auf Erden vollbringt, dann ist der Schleier der Maja zerrissen, das Leben ist keine Täuschung mehr, die Wirklichkeitsphilosophie hat dann Recht.

Und der Tod?

Wäre in diesem Falle auch die persönliche Existenz nichts weiter als die auf- und absteigende Welle, so wäre es schon der Mühe werth gelebt zu haben, denn die Fülle göttlicher, d. h. vollkommener Wonnegefühle, würde unsere Brust geschwellt haben in einem Dasein, welches den höchsten Zielen geweiht

war. Das Verschwinden aus diesem Dasein würde nur sein wie der Untergang der Sonne, welche in Purpurgluthen in den grossen Ocean des Seins hinabsteigt, wissend, dass ein neuer Tag folgt, dem vergangenen ähnlich, wenn auch nicht derselbe.

Giebt es nun aber auch nichts ausserhalb des Seins, giebt es nur ein Sein, welches Alles für uns Sichtbare und nicht Sichtbare umfasst, so hat doch Schopenhauer Recht, dass das Wesen des Seins als solches uns unbekannt und nothwendig unfasslich ist. Es giebt aber ausser der Erkenntniss des Verstandes, welche die sichtbare, greifbare Welt umfasst, noch eine Erkenntniss der Intuition, welche mit den höchsten Gesetzen des Denkens nicht nur nicht in Widerspruch steht, sondern meist nachträglich von ihnen bestätigt wird. Was nun in diesem Leben schon das vollkommenste Glück giebt, ist die schöpferische Begabung, das wunderbare Hervorquellen einer Macht, die, wenn ihr auch noch so sehr durch Bildung und äussere Hülfsmittel beigestanden würde, doch aus dem Innersten des Menschen, wie ein frischer Quell aus unbekannten Erdtiefen sprudelt und vorher völlig unbebaute Stellen des Daseins mit Gebilden des Denkens und der Phantasie bereichert. Diese Schöpfermacht, die in uns sich an's Licht drängt und in Wissenschaft, Kunst, Philosophie und allen Bethätigungen des Lebens sich darstellt, muss sich auch im Schoosse des

Seins vorfinden, zufolge der Annahme, dass keine Kraft sich plötzlich entwickeln kann, zu der nicht die Disposition schon im Grunde der Dinge lag, sie kann nichts anderes sein als ein Abbild des Werdeprincips im universellen Sein. Wenn nun schon hier, in der beschränkten Form, Ausübung der Schöpferkraft in uns Götterlust ist, wie soll es thöricht sein anzunehmen, was die Intuition uns zuflüstert, dass im »Ding an sich«, im ewigen Schöpfungsdrang des Seins, Seligkeit herrsche? Nicht ausserhalb der Welt, nicht in metaphysischer Ferne, sondern in dem Urgrund, dem wir und mit uns das Universum im ununterbrochenen Werdeprozess entsteigen, waltet die göttliche Freude des Schaffens. Wer sie nur einmal in seiner kleinen Erdensphäre empfunden hat, weiss, dass dies kein leerer Traum, kein Truggebilde der Phantasie zu sein braucht; der Gedanke kann es rechtfertigen, wenn er auch ebenso wenig im Stande ist, die Unermesslichkeit dieses Vorganges in eine endliche Formel zu fassen, wie die Natur des Seins selbst. Es ist nicht logisch denkbar, dass die Menschenbrust allein die Wonne der Schöpferkraft in sich trage; ebenso wie es unlogisch ist, anzunehmen, dass der Mensch allein der einzige Organismus des Universums sei, in welchem sich geistiges Leben und geistige Produktivität entwickelt habe. Freilich ergreift den Schaffenden der Schmerz, sobald er bei der Ausübung seiner Schöpfer-

kraft mit der mangelhaften Endlichkeit des Stoffes zu thun hat, und es setzt sich auch da das Analogon vollständig fort. Was aber dem Allen als das Eine, Feste, Unabweisbare gegenübersteht, braucht man es noch zu sagen? Es ist die strenge Anforderung, uns selbst und das Leben um uns her zur höchsten ethischen Schönheit zu entwickeln, unablässig das: »Es werde« auszusprechen und zu verwirklichen. Wohl erfinden und schaffen wir fortwährend und unterwerfen uns die Erde, was aber wären die Triumphe der Industrie und der schaffenden Thätigkeit des Menschengeistes, wenn sie nicht ethischen Zwecken dienstbar würden? Das also sei uns der Tod: der grosse Mahner an die Aufgabe, das Leben innerhalb der auf- und absteigenden Welle mit dem edelsten Inhalt zu erfüllen, es zu einer Schöpfung von Geistesblüthen, von Liebesthaten zu machen. Es wird dies den Schmerz des Sterbens für uns selbst vernichten, denn wie nach einem wohl vollbrachten Tagewerk die Ruhe in den Armen des Schlafes süss ist, so wird auch die Ruhe im Tode nach einem wohl vollbrachten Leben sein. Und ebenso für die, welche wir liebten — wenn wir uns sagen dürfen, sie haben ihre Aufgabe vollbracht und ihre Spur bleibt im Leben der Menschheit, im Leben des Geistes, so wird es uns sein, wie wenn wir die purpurnen Abendwolken am Himmel erbleichen sehen, und der sehnsüchtige Blick nach und nach

15*

am nächtlichen Himmel die funkelnden Sterne entdeckt, die über der dunkel gewordenen Erde leuchten, siegreiche Zeugnisse dafür, dass, wenn auch die irdische Sonne unterging, andere vielleicht noch glorreichere Sonnen im Universum leuchten, und dass der Geist ewig ist wie das Licht.

So dachte ich an jenem Morgen im Frühlingsgrün des Wäldchens bei dem Colosseum in Rom, und ich fragte mich leise: Wo ist er hin, um den ich trauerte? Er ist zurückgekehrt in die ewige Schaffenslust des Seins, antwortete mir mein Herz, und die Palme des Klosters wiegte feierlich ihre schlanken Zweige in der blauen Luft, als wollte sie es bejahen.

Die brennende Frage von heute

Wir schmeicheln uns, in einem weit vorgeschrittenen Jahrhundert zu leben. In vieler Beziehung haben wir auch Ursache, uns unserer Errungenschaften zu freuen. Aber es vergeht dennoch kein Jahr im alten Europa, ohne dass sich ungeheure Conflikte aufthürmen, ohne dass schwere, ja blutige Verwickelungen herbeigeführt werden, welche den Gang der Geschichte aufhalten und die friedliche Entwickelung theoretischer Fragen zur Praxis verhindern. Trotzdem geht die Geschichte mit einer unzerstörbaren inneren Logik vorwärts. Es ist vergebens, den nothwendigen Consequenzen des Gedankens Hindernisse in den Weg zu stellen, sie in ihrem Lauf aufzuhalten, oder gar sie durch Gewalt vernichten zu wollen. Es ist nicht nur vergeblich, es ist auch schädlich, ja es ist verbrecherisch. Anstatt der ruhigen Verwirklichung gewisser Ideen, welche die Zeit gereift und als lebensfähig auf die Tagesordnung geschrieben hat, fördernd beizustehen, hemmt man sie von der

einen Seite und beschleunigt dadurch ein gewaltsames Vorgehen von der anderen Seite. Anstatt einer schönen, naturgemässen Blüthe entsteht dann eine verkrüppelte Erscheinung, unter solchen verkehrten Bedingungen, dass man zunächst vor ihr zurückweicht. Man kann ihr nicht hold sein, weil sie zu viel Abscheuliches im Gefolge hatte, welches sie erst in langer, mühseliger Arbeit an dem Verfehlten und Missgestalteten büssen muss, ehe sie zu ihrem eigentlichen, ursprünglichen Gedanken zurück gelangt. So ging es mit der grossen französischen Revolution. Ihre Gedanken, von reactionären Mächten aufgehalten, von wilden Trägern überstürzt, kamen im blutigen Morgenroth der Guillotine zur Welt, schossen weit über ihr Ziel hinaus und mussten sich dann gleichsam zur Strafe, erst durch den kolossalsten Despotismus, dann durch die Schneckengänge der Reaction durchwinden, ehe sie, auch nur von ferne, jenen Idealen sich wieder zu nähern begannen, deren Verwirklichung sie sein sollten. Ebenso ging es mit der Revolution von Achtundvierzig, die, im Gegensatz zu ihrer Zeit, doch weit weniger ungeheure Forderungen stellte als Jene. Man hatte aber noch immer nichts von der Geschichte gelernt. Von der einen Seite thörichter Widerstand, von der anderen gewaltsames Ueberstürzen — und abermals fiel die Frucht unreif vom Baum des Lebens; es folgte wieder eine Zeit der Dürre, der trostlosen Unfruchtbarkeit.

Aber Ideen vergehen nicht. Der befruchtende Same fällt in die Erde und plötzlich schiessen die Keime wieder auf, kräftiger, lebensfähiger als früher. Haben die Mächte, welche mit deren Existenz zu rechnen haben, nun etwas von der Geschichte gelernt? Welches ist denn die Frage, die jetzt vor uns dasteht und ihre Lösung fordert? Von allen Seiten hört man rufen: Es ist die soziale Frage. Sie wuchs längst im Schatten der politischen Bewegungen empor. Die französische Revolution von zweiundneunzig trug sie schon im Mutterschooss, und nach der gescheiterten Revolution vom Jahre Achtundvierzig fühlten alle einsichtsvollen, weiter blickenden Revolutionäre, dass blos politische Reformen nicht genügten, dass eine Frage von viel tieferer Natur und weiter gehenden Folgen im Grunde der Erschütterungen liege, welche die Gesellschaft von Zeit zu Zeit heimsuchten, und dass ohne ihre Lösung kein dauernder Zustand zu erzielen sein würde. Anstatt nun aber von Seiten der regierenden Mächte die Frage als eine tief in der Zeit begründete, in ihrer wahren Fassung vollberechtigte anzusehen, anstatt ihrer Lösung mit ernstem Nachdenken und bereitwilligem Entgegenkommen die Hand zu bieten, stemmte man sich dagegen und glaubte sie ignoriren oder unterdrücken zu können. Auf der anderen Seite ging die Partei, deren Geschick diese Frage am meisten berührt, durch den Wider-

stand gereizt, mit ihren Theorien bis an die Grenze des Absurden. Sie verlangte, wie z. B. die Nihilisten durch den Mund ihres Führers Bakunin, nicht nur die völlige Vernichtung der jetzt bestehenden Formen von Kirche, Staat, Ehe, Familie, sondern auch von allen geistigen Errungenschaften der Menschheit. Es sollte tabula rasa gemacht werden mit allen Monumenten der Kunst, mit allen Schätzen des Wissens. Die Menschheit sollte wieder von vorne anfangen, aus den Wäldern, von den untersten Volksschichten her, sollte die neue Gesellschaft sich organisiren. Wer ernstlich über die Sache nachdachte, konnte die tiefe Sorge nicht abwehren, welche einen neuen furchtbaren Kataklysmus, eine schauerliche Geburtsstunde des neuen Lebensgedankens, inmitten dieser beiden extremen Mächte, voraus sagte. In dieser Zeit, wo in Europa die Frage in ihrer ganzen Bedrohlichkeit und folgenschweren Bedeutung hervortritt und die Nothwendigkeit verständiger Lösung dringend anzeigt, nahm ich die nachgelassenen Schriften Alexander Herzen's zur Hand und las die Betrachtungen wieder, welche er im letzten Jahre seines Lebens geschrieben und an deren Beendigung ihn sein plötzlicher Tod verhindert hat. Sie sind in Form von Briefen an Bakunin gerichtet, welcher damals anfing, Herzen als Reactionär zu bezeichnen, weil dieser sich nicht zu dem Glaubensbekenntniss der tabula rasa neigte. Ich fand die darin ausgesprochenen

Gedanken auf's Neue so treffend, dass ich versucht wurde, folgende Stellen in deutscher Uebersetzung wiederzugeben, da ich vermuthete, dass der Nachlass Herzen's wenig oder gar nicht in Deutschland bekannt sei.

»Es ist immer noch dieselbe einzige Frage, »welche uns beschäftigt. Uebrigens gehört »auch die Geschichte, in jeder ihrer Perioden, »immer nur e i n e r ernsten Frage, einer im »Wachsen begriffenen Kraft an. Alles Andere »ist nur das Zufällige, bildet die verschiedenen »Krankheiten, welche die Entwickelung be»gleiten, die Leiden, durch welche der neue, »vollkommene Organismus sich aus den ver»brauchten, zu eng gewordenen Formen »herausarbeitet und hinaus zu treten trachtet, »indem er dabei einen Theil derselben, welcher »sich seinen höheren Bestrebungen anpassen »wird, beibehält. Du glaubst, ich habe mich »verändert, aber bedenke doch, dass Alles sich »verändert hat. Die ökonomisch-soziale Frage »stellt sich jetzt anders, als vor zwanzig Jahren. »Sie hat ebensowohl ihre religiöse ideale »Jünglingszeit, wie das Alter der gewagten »Unternehmungen und der Experimente im »Kleinen hinter sich. Selbst die Periode der »Klagen, der Protestationen, der Denunciationen »naht sich ihrem Ende. Es ist das ein ernstes »Zeichen, dass die soziale Frage ihrer Voll»jährigkeit entgegen geht. Sie nähert sich »dieser augenscheinlich, aber sie hat sie noch »nicht erreicht, nicht blos wegen äusserer

»Hindernisse und äusseren Widerstandes, »sondern aus inneren Gründen. Die Minorität, »welche vorwärts will, ist noch nicht zu ganz »klarer Einsicht, zu praktischen Wegen, zu »vollkommenen Formeln über die ökonomischen »Zustände der Zukunft gelangt. Die Majorität, »welche am meisten unter den jetzigen Ver»hältnissen leidet, versucht sich daraus zu be»freien durch einen Theil der städtischen Ar»beiter, aber sie wird durch den Geist der »Routine innerhalb der grösseren Hälfte »zurückgehalten. Wissen und Verständniss »können weder durch einen Staatsstreich, noch »durch einen Privatstreich gegeben werden. »Die Langsamkeit, das Unzusammenhängende »im Gang der geschichtlichen Intelligenz reizt »und bedrückt uns, ist uns unerträglich, und »deshalb überstürzen Viele die Sache, begehen »einen Verrath an ihrer eigenen vernünftigen »Einsicht und bringen die Andern dazu, sich zu »überstürzen. Ist das gut? Die ganze Frage »liegt da.

»Unsere Zeit ist eine Zeit der definitiven »Untersuchung, welche der Arbeit der Ver»wirklichung vorausgehen muss, wie die Theorie »des Dampfes den Eisenbahnen vorausgegangen »ist. Früher wollte man Alles durch den »Muth, den Eifer machen und gab sich dabei »dem Zufall anheim. Wir wollen uns nicht »mehr dem Zufall anheim geben. Wir sehen »klar ein, dass die Dinge nicht bleiben können, »wie sie sind. Das Ende der ausschliesslichen

»Herrschaft des Kapitals und des unbe-
»schränkten Eigenthumsrechts ist gekommen,
»so wie früher das Ende des Feudalismus und
»der Aristokratie. — — — — — — — —

»Aber die allgemeine Hinstellung des
»Problems zeigt weder die Wege noch die
»Mittel an, es zu lösen, ja sie bestimmt nicht
»einmal eine gewisse Mitte für dasselbe. Durch
»Gewalt kann man die Lösung nicht erreichen.
»Wenn selbst die bourgeoise Welt durch
»Pulver in die Luft gesprengt worden wäre,
»so würde sie, wenn sich der Rauch verzogen
»hätte und die Ruinen weggeräumt wären,
»von Neuem da sein, etwas modifizirt, aber
»immer bourgeois. Und das zwar deshalb,
»weil diese Welt noch nicht an ihrem Ende
»angelangt ist; weil weder die neue Organi-
»sation, noch die, welche sie aufzubauen haben,
»hinreichend vorbereitet sind, um sie verwirk-
»lichen zu können. Keine der Grundlagen,
»auf denen die jetzige Ordnung der Dinge
»beruht und die zertrümmert und neu aufgebaut
»werden müssten, ist so weit erschüttert, dass
»es hinreichte, sie mit Gewalt umzureissen und
»sie aus dem Leben zu verbannen. Der Staat,
»die Kirche, die Armeen sind bereits ebenso
»logisch verneint wie die Theologie, die Meta-
»physik u. s. w. Aber sie sind nur erst in
»einer gewissen wissenschaftlichen Sphäre ver-
»urtheilt. Ausserhalb der akademischen Mauern
»beherrschen sie noch alle moralischen Kräfte.
»Fragt jeden ehrlichen Menschen, ob er bereit

»ist? Ob er von der neuen Organisation,
»welcher wir zustreben, ein so klares Bild hat
»wie von dem allgemeinen Ideal des collectiven
»Eigenthums und der Solidarität? Ob er,
»ausser dem einfachen Zerstören, die Mittel
»zur Transformation des alten Organismus
»kennt? Und gesetzt den Fall, er könnte dies
»für sich selbst bejahen, kann er es auch für
»die Klasse, welche ihrer Stellung nach sich
»zunächst an die That wagen muss?

»Die Wissenschaft ist unwiderstehlich, aber
»sie besitzt keine Zwangsmassregeln. Die
»Befreiung von Vorurtheilen geht langsam,
»sie hat ihre Phasen und Krisen. Gewalt und
»Schrecken können eine Religion, eine politische
»Form verbreiten, ein autokratisches Reich or-
»ganisiren, eine einige und untheilbare Republik
»einführen; aber in der sozialen Ordnung taugt
»die Gewalt nur zum Zerstören; sie kann nur
»den Platz aufräumen, weiter nichts. Durch
»Gewalt in der Weise Peters des Grossen
»kann die soziale Revolution nicht über
»die durch Gewalt herbeigeführte
»Gleichheit eines Gracchus Baboeuf, oder
»den Communismus eines Cabet hinaus kommen.
»Die neuen Formen müssen alle alten Elemente
»der menschlichen Bestrebungen umfassen.
»Man kann aus unserer Welt nicht mehr
»weder ein Sparta, noch ein Benediktiner-
»kloster machen. Die künftige Revolution
»muss alle Elemente des sozialen
»Lebens zum allgemeinen Besten

»vereinen, wie es Fourier träumte, nicht aber
»die Einen zum Besten der Andern ersticken.
»Die ökonomische Revolution hat einen un-
»geheuren Vortheil über alle religiösen und
»politischen Revolutionen durch die Solidität
»ihrer Grundlage. Nur müssen ihre Wege,
»ihre Art, sich des Gegebenen zu bedienen,
»ebenso solid sein. — — — — — — — —

»Durch eine einfache Liste dessen, was zu
»verneinen ist, und welche wie ein Tages-
»befehl an die soziale Armee ausgetheilt wird,
»erzielt man nichts als ungeheure Verwirrung.

»Gegen Dogmen und Glaubenssätze, wie
»absurd sie auch sein mögen, kann man nicht
»mit der blossen Negation, wie intelligent sie
»auch sein mag, kämpfen. Zu sagen: glaube
»nicht, ist ebenso absurd und autoritäts-
»mässig, als zu sagen: glaube. Die alte
»Ordnung der Dinge hat ihre Stärke nicht
»sowohl durch die materielle Macht, die sie stützt,
»sondern dadurch, dass sie von der Majorität
»angenommen und anerkannt ist. Das
»tritt besonders auffallend in den Fällen her-
»vor, wo dieselbe weder Strafe noch Zwang
»anzuwenden hat, sondern auf dem gefesselten
»Gewissen, auf der Abwesenheit intellektueller
»Entwickelung, auf der Unreife der neuen
»Gesichtspunkte ruht, wie z. B. in England
»und der Schweiz. — — — — — — — —

»Niemand ist an den absurden Ungereimt-
»heiten des gegenwärtigen sozialen Zustandes
»schuld. Eine jede Bestrafung wäre ebenso

»unsinnig wie die Peitschung des Meeres durch
»den König von Persien. Anklagen, richten,
»bestrafen — alles das ist unserer geistigen
»Entwickelung unwerth. Man muss die That-
»sachen einfacher, physiologischer betrachten.
»Man muss den kriminalistischen Standpunkt
»verlassen, welcher leider vorherrschend ge-
»worden ist und das Verständniss durch die
»Vermischung persönlicher Leidenschaften mit
»der allgemeinen Sache und durch die Ver-
»drehung unwillentlicher Ereignisse in vor-
»bedachte Verschwörungen verwirrt hat. Es
»ist ebenso absurd, die Verantwortlichkeit für
»die Vergangenheit und die Gegenwart auf die
»letzten Vertreter der Wahrheit von gestern,
»welche heute Irrthum geworden ist, zu
»werfen, als es absurd und ungerecht war, die
»französischen Marquis zu köpfen, weil sie
»keine Jacobiner waren. Die Revolutionen
»bereiteten sich ehedem im Dunkeln, wichen
»vom rechten Wege ab, gingen rückwärts,
»gingen irre, weil sie kein klares Ziel hatten.
»Sie verlangten eine Menge Dinge, alle Arten
»von Glauben, von Heroismus, von erhabenen
»Tugenden, von Patriotismus und Pietismus.
»Die soziale Revolution bedarf nichts als Ein-
»sicht, Kraft, Wissen und Mittel. Aber die
»Einsicht ist die stärkste Verpflichtung. Sie
»hat fortwährend die Reue der Intelligenz
»und die unerbittlichen Vorwürfe der Logik
»zu dulden.

»So lange der soziale Gedanke unbestimmt

»war, wendeten sich seine Verkünder, selbst
»von Glauben und Fanatismus erfüllt, ebenso
»sehr an die Phantasie und Leidenschaft, als
»an die Intelligenz. Sie bedrohten die Be-
»sitzenden mit Strafe und Vernichtung, ver-
»leumdeten sie, machten ihnen ein Verbrechen
»aus ihrem Reichtum und bemühten sich, sie
»zu freiwilliger Armuth zu überreden, indem
»sie ihnen fortwährend das schreckliche Bild
»ihrer eigenen Leiden vorhielten (eine sonder-
»bare captatio benevolentiae). Der Sozialismus
»ist über diese Mittel hinaus. Was man den
»Besitzenden und Kapitalisten beweisen sollte,
»ist dies: nicht dass ihr Besitz eine Sünde,
»unmoralisch und verbrecherisch ist, sondern,
»dass der Proletarier sich jetzt bewusst wird,
»wie sehr die Bollwerke, welche den Besitz
»bisher vor Zerstörung bewahrten, abgenutzt
»sind, und wie daher die Erhaltung des
»Letzteren in der bisherigen Weise unmöglich
»ist. Man sollte ihnen beweisen, dass der
»Kampf gegen das Unmögliche eine zwecklose
»Vergeudung von Kraft ist und dass er, je
»länger und hartnäckiger er fortgesetzt wird,
»zu desto grösserem Unglück und schwereren
»Verlusten führen wird. Man muss die Festig-
»keit des Besitzes und des Kapitals durch ein
»Exempel der doppelten Rechnungsführung,
»durch ein klares Abwägen des Soll und
»Haben, erschüttern. Der zäheste Geizige,
»wenn er sich selbst mit einem Theil seines
»Schatzes retten kann, indem er den andern

»Theil desselben opfert, wird das lieber thun
»als mit seinem ganzen Schatz zu Grunde
»gehen. Dazu ist es aber nöthig, dass die
»Gefahr und die Möglichkeit, sich zu
»retten, ihm ganz klar seien. Die neue
»Ordnung der Dinge muss sich ihm nicht nur
»wie ein drohendes Schwert, sondern auch
»wie eine schützende Macht darstellen. Die
»neue Ordnung, welche die alte Welt mächtig
»niederschlägt, muss nicht nur Alles retten,
»was der Rettung werth ist, sondern sie muss
»auch Allem, was ihre eigene Entwickelung
»nicht hemmt, was, wenn auch heterogen,
»originell ist, Freiheit geben. Wehe der Re-
»volution, welche, arm an künstlerischem Geist
»und Sinn, aus der ganzen Vergangenheit und
»ihren Errungenschaften eine langweilige
»Werkstatt machen wollte, deren einziger
»Vorzug in dem ausreichenden Unterhalt und
»nur im Unterhalt bestände. Aber das wird
»auch nicht sein. Die Menschheit hat immer,
»auch in den schlechtesten Zeiten, gezeigt,
»dass sie potentialiter mehr Kräfte und mehr
»Bedürfnisse hat, als zum Erwerb des blossen
»Unterhalts nöthig sind; diese kann man nicht
»ersticken. Die Menschheit hat Schätze, deren
»sie sich entäussern wird und die man ihr,
»ausser durch despotische Gewalt und in der
»Stunde des Fiebers, des Kataklysmus, auch
»nicht entreissen kann. Wer kann ohne
»empörende Ungerechtigkeit sagen, dass so-
wohl in der Vergangenheit wie in der Gegen-

»wart nicht unendlich viel Schönes sei? Und »das Alles sollte mit dem alten Fahrzeug »untergehen?« — —

Nein, gewiss nicht! Es wäre traurig, wenn die Empörung über die Ungerechtigkeit und das grausame und unnöthige Leiden in unserer Gesellschaft dazu führen sollte, das Schöne im Vermächtniss der Vorzeit, den einzigen Schatz der Menschheit, zu vernichten. Wir würden dann erleben, was man in der Geschichte schon einmal, beim Einbruch des Mittelalters, dieser Zeit geistigen Todes, erlebt hat: die hoch aufgeschossene Saat von Geistesblüthen, Resultat einer jahrhundertelangen Arbeit, unter barbarischer Rohheit begraben und den Cultus von Fratzenbildern und Knochen an die Stelle der Verehrung von Wissenschaft und Kunst getreten zu sehen. Kurz, es würde ein Von-vorn-Anfangen der Menschheit, nach langem dumpfen Hinbrüten in der Oede der Barbarei sein.

Soll dieser grausame Fehler der Geschichte noch einmal begangen werden? Jetzt wäre er ein Verbrechen, denn er geschähe mit Bewusstsein, während er damals unbewusst geschah. Verbessern sollen wir die Geschichte, nicht ihre Fehler wiederholen, sonst hätten wir sie umsonst studirt. Wir würden nur dadurch beweisen, dass wir unverbesserlich sind, trotz aller warnenden Beispiele, trotz aller Erkenntniss, und dass es folglich bei

diesem zweiten Cursus der Menschengeschichte nicht besser gehen würde als beim ersten. Zudem widerspräche ein solches tabula rasa-Verfahren geradezu den sonstigen Theorien seiner Bekenner. Denn was wollen sie, oder was geben sie vor zu wollen? Sie wollen die Systeme, welche Ueberreste brutaler Gewalt sind, vernichten und das Leben der Gesellschaft auf sittlicheren, gerechteren Grundlagen auferbauen. Und dazu sollte man wieder mit brutaler Gewalt anfangen und Alles zerstören, was das Leben der vergangenen Generationen geadelt, was der Vernunft und dem Genius zum Siege über die rohen Zustände verholfen hat? Das endlich, woraus die edleren Erkenntnisse, die höheren Ziele selbst hervorgegangen sind? Die Frage des Hungers ist eine dringende, eine berechtigte Frage; sie muss in Betracht gezogen und gelöst werden. Aber wenn das Leben allein auf diese Frage zurückgeführt würde, wenn, wie Herzen sagt, Alles Werkstatt würde, wie möchte man da noch leben? Wie verächtlich würde es sein, nur um den Preis der materiellen Existenz zu ringen, und wie würde man mit verzehrendem Neid jener Märtyrer des Geistes denken müssen, welche auch Hungers starben, aber — um einer Idee willen. Nein, dieser Protest des Nihilismus, der nur zerstören will, ist ein Zeichen von Unreife der Erkenntniss, von Missverstehen der Geschichte, von brutalem Egoismus, beinahe ebenso brutal

wie der Egoismus, gegen welchen er sich auflehnt.

Welches aber ist der Weg, um dem Uebel zu begegnen und abzuhelfen? Welches das Zauberwort, das die losgebundenen Geister wieder zum Gehorsam ruft? Ist es das Wort der Gewalt, welche mit Drohungen und Schrecken die Unbändigen zu zügeln meint? Ist es die Verachtung der Bewegung, die, unter dem Fluche der Halbbildung, freilich auch bedauernswerthe Handlungen erzeugt, gegen die man sich aber wendet, als sei allein das Verbrechen ihr Grund und ihr Ziel? Ist es die unbarmherzige Strafe, welche man über das hartnäckige, zu Ausschreitungen geneigte Kind verhängt, ohne weiter zu fragen, ob man so unbedingt strafen darf und ob nicht vielleicht die Erziehung einen Theil der Schuld an den zu strafenden Uebertretungen hat?

Nein, das Alles ist es nicht. Wie Jene sich täuschen, welche mit der tabula rasa den Uebelständen in der Gesellschaft abzuhelfen meinen, so täuschen sich auch die, welche glauben, man ersticke einen Gedanken, der wie ein Maulwurf längst in dem Erdreich der Geschichte gewühlt hat, wenn man gegen seine Symptome mit gewaltsamen Mitteln aufträte. Das Zauberwort, welches allein die Geister zu bannen verstünde, und ihrem Wühlen auf immer ein Ende machen würde, wäre: gerechte, ehrliche, parteilose Prüfung der grossen Frage und

zwar von beiden Seiten, williges Entgegenkommen und Nachgeben um des allgemeinen Besten willen, abermals von beiden Seiten, gemeinsame Arbeit Aller zu einem Allen zu Gute kommenden, wirklichen Culturzweck, der das materielle und geistige Wohl Aller als Ziel hätte.

Ach, Menschheit, ist es denn nicht Zeit, dies zu begreifen und mit Ernst an das Werk zu gehen? Ist denn, um es wieder präciser zu fassen, nicht im Grund der sozialen Frage eine tief berechtigte, uralte Forderung? Sagte nicht schon Christus: »Gehe hin, gieb Alles, was du hast, den Armen und folge mir nach«? Waren nicht die ersten christlichen Gemeinden brüderliche Vereinigungen? War nicht in den Bauernkriegen die Frage im Wesentlichen dieselbe wie heute, die Frage dessen, welcher seinen Antheil haben will an den nothwendigen Bedingungen der Existenz, um nicht blos Lastthier, sondern auch Mensch sein zu können, d. h. neben dem materiellen auch ein geistiges Leben zu haben? War es nicht in der grossen französischen Revolution der Schrei von Unten, der Schrei der Unterdrückten, Geknechteten, Zertretenen, welcher die Wellen des Oceans aufwühlte und das fürchterliche Gericht heraufbeschwor, das im Sturm der Leidenschaft Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte verschlang?

War es nicht die Frage des Sclaven, welche den Bürgerkrieg in Amerika entbrennen liess? M u s s t e nicht in Russland die Leibeigenschaft aufgehoben werden trotz allen Widerstandes von Oben?

Nun wohl, die Frage, welche so die Zeiten durchschreitet, welche theilweise in einzelnen Erscheinungen gelöst, in anderen vulkanisch lodernd hier und da hervortrat — sie steht jetzt klar, bestimmt, unabweisbar da und fordert endgültige Lösung. Es ist die Frage der unteren Volksschichten, des kleinen Handwerkerstandes, des Proletariats. Sie muss gelöst werden in einer menschenwürdigen, einer vorgeschrittenen Culturepoche angemessenen Weise, so dass das Leben der Gesellschaft sich auf dieser Basis friedlich weiter entwickeln und zu höheren Culturzwecken übergehen kann, ohne einen Kataklysmus fürchten zu müssen, welcher einmal wieder auf Geschichtsperioden hinaus die Entwickelung des geistigen Lebens in der Menschheit aufhalten würde.

In der alten Welt waren die Massen nur Heerden, welche nach dem Wink des Despoten lebten, handelten und starben. In Griechenland war das schöne Leben der Freien nur möglich durch das Sclaventhum. Der christliche Feudalstaat, obgleich auf die Religion der Brüderlichkeit gegründet, brachte die furchtbaren Klassenunterschiede und die sclavenähnliche Abhängigkeit des niedern Mannes hervor, und noch immer entehrt das

Missverhältniss zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden unsere »sogenannte« Civilisation. Wenn man nur, wie in dem Märchen, einen Zauberstab hätte, um für kurze Zeit die Reichen aus ihren Palästen, ihrem Wohlleben in die Hütte des Proletariers und in dessen Lage zu versetzen, so dass sie nach harter Tagesarbeit kaum Brod hätten für die hungrigen Kinder und kaum ein Strohlager, um die müden Glieder auszuruhen — gewiss, sie würden es empfinden, dass hier ernste Hülfe Noth thut, und zwar nicht das Almosen der Barmherzigkeit, sondern das ausreichende Brod der Gerechtigkeit. Sie würden einsehen, dass sie selbst grosse Opfer bringen müssen, um das Unheil abzuwenden, welches sonst über kurz oder lang kommen muss. Die Gewalt, wie schon gesagt, kann hier nichts vollbringen; sie kann nur auf eine Zeitlang die Symptome und die Vertreter der Idee vernichten, aber die Idee selbst kann sie nicht vernichten. Die Idee ist ewig, ist eine Naturnothwendigkeit, die sich immer in menschlichen Gehirnen erzeugen muss, wenn man auch unzählige Gehirne, welche sie gehegt, zerschmetterte. Sie entkeimt dem Prozess der geschichtlichen Entwickelung, sie beruht auf den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, wie sie im Laufe der Zeiten geworden sind, sie tritt immer schärfer hervor, je mehr Kenntnisse sich in den unteren Klassen verbreiten, je mehr diesen die Erkenntniss der

Quellen der sozialen Uebel aufgeht. Wollte man der strengen Forderung, welche im Grunde dieser Frage liegt, nicht gerecht werden, so würde man den Goethe'schen Spruch wahr machen, dass jedes Volk an seiner Geschichte zu Grunde geht. Der ungeheure Conflikt zwischen der Einsicht von der Nothwendigkeit neuer Lebensformen und dem zähen Festhalten an dem geschichtlich Gewordenen, Hergebrachten, Gewohnten würde das Leben des Volkes mit immerwährendem Gährungsstoff füllen und es zu keiner ruhigen Entwickelung kommen lassen. Wollte man aber jene Einsicht mit Gewalt ersticken, so würde das Leben versumpfen und der Stillstand eintreten, welcher dem Tode gleicht.

Wäre es nicht an der Zeit, diesem Vorgang mit Bewusstsein entgegen zu treten, ein Volk nicht an seiner Geschichte zu Grunde gehen zu lassen, sondern Alles zu thun, damit sich dieselbe vernünftig und gerecht entwickle?

Aber das Mittel, dies zu bewerkstelligen?

Ich habe schon gesagt, ich glaube, es gäbe eines. Nur müssten Alle den aufrichtigen Willen haben, gemeinschaftlich zu suchen, zu handeln, sich entgegen zu kommen und an das allgemeine Beste zu denken, anstatt an die Interessen einer Kaste. Sind wir nicht erst Alle zusammen ein Volk, Hohe und Niedere, Reiche und Arme? Sollten wir uns nicht lieber als innig verbunden, als solidarisch in unsern Interessen erkennen, anstatt den

Krieg erbitterter, feindseliger Stimmungen gegen einander zu führen, der nur gar zu leicht in feindselige Thaten ausartet? Dass unsere Gesellschaft so ist, wie sie ist, daran hat weder ein Einzelner, noch haben ganze Klassen daran Schuld. Es ist so geworden durch eine historische Entwickelung, über welcher kein leitender Gedanke, kein bewusstes Ideal schwebte. Unrecht ist es daher, wenn fanatische oder egoistische Führer dem Volke den Hass gegen die Besitzenden predigen und diese gleichsam wie Fremdlinge, wie Feinde dem Volke gegenüberstellen. Noch schlimmer ist es, wenn dieser Fanatismus die Hand des Mörders bewaffnet in dem unseligen Wahne, als könne der Tod eines Einzelnen das Schicksal von Millionen ändern. Ebenso schlimm aber ist es, wenn von Oben her der Angstruf aus der Tiefe nicht gehört oder nicht beachtet wird, wenn man vornehm glaubt, man könne die unebenbürtige, gemeine Masse durch von Oben dekretirte Massregeln abfinden oder durch Gewalt zum Schweigen bringen.

Nein, es gäbe nur ein Verfahren, und es wäre das Rechte, weil das Gerechte. Man müsste eine Versammlung berufen, aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengesetzt. Nicht die Vertreter der alten Parteien mit ihren stereotypen Phrasen, mit ihrer Leidenschaft, ihrer Unversöhnlichkeit, ihrem Egoismus, nicht ein Parlament, wie wir es schon

haben, ohne die gewünschten Resultate erreichen zu können, — nein, eine Versammlung, welche aus den wohlwollenden Mitgliedern des Adels, des Bürgerthums, der industriellen Klassen, des Arbeiter- und Bauernstandes, und — warum nicht auch der Fürsten (denn wann haben diese ohne interessirte Mittelsmänner sich direkt mit dem Volk gegenüber gestanden und gesucht, sich zu verständigen?) zusammengesetzt wäre. Da müsste man sich hören, sich mit Wohlwollen entgegen kommen, die Beschwerden von der einen, die Bedenken von der anderen Seite erwägen und über die Mittel zur Abhülfe gerechter Klagen sich verständigen. Von der einen Seite müsste der verkehrten Ansicht von der absoluten Gleichheit des Eigenthums (welche eine Ungerechtigkeit, ja eine Unmöglichkeit ist) entsagt werden, von der anderen Seite müsste der Einzelne den sinnlosen Luxus, den verschwenderischen Ueberfluss Angesichts der Bedürfnisse der Masse freiwillig auf edles Maass beschränken.

Würde nur wirkliche Liebe zur Heimat, zu dem Volke, zu dem man sich wechselseitig rechnet, zu der höheren friedlichen Culturentwickelung, der wir doch Alle zuzustreben vorgeben, Alle beseelen, so würde ein Jeder einsehen, dass auch der einzelne Egoismus gewinnt, wenn er opferwillig dem Ganzen dient. Das alte Gleichniss von Kopf und Magen bleibt noch immer passend, ja es wird

es immer mehr, je mehr der physiologische Zusammenhang der geistigen und leiblichen Funktionen eines Organismus erkannt wird. Wenn der Magen sein Recht verlangt, so muss der Kopf wissen, dass es sein eigner Schaden wäre, es ihm nicht ganz und voll zu gewähren, während wiederum der Magen wissen muss, dass es der Kopf ist, welcher ihn über die Polypen, die blos Magen sind, erhebt und ihm das Vorrecht giebt, die Höhe des Gedankens und die Fülle des Herzens zu entwickeln und zu nähren. Neigt sich nicht auch die Medicin immer mehr zu den Naturheilmethoden hin und erkennt an, dass ein vernünftig und naturgemäss geregeltes Leben dem Organismus zuträglicher sei als viele Arzneien, die nur zu oft neue Krankheiten erzeugen? Wie sollte es beim gesellschaftlichen Organismus anders sein? Je complicirter die staatlichen Verhältnisse werden, je mehr man verklausuliren und Gesetze schaffen muss für alle Einzelheiten des Lebens, je schlimmer steht es um ein Staatsleben. Je einfacher und naturgemässer man die socialen Verhältnisse gestalten wird, so dass Raum für Alles da ist, um friedlich und ungestört in die Breite und Höhe zu wachsen, je schöner und vollkommener werden die einzelnen Exemplare und mithin die Massen sein.

Sollte es wirklich so schwer sein, diese vernunftgemässere, natürliche Ordnung der Verhältnisse in gemeinsamer Arbeit nach bereit-

williger Uebereinkunft von beiden Seiten allmählich herbeizuführen?

Ich glaube nicht. Nur müsste man die Gedanken, anstatt auf blutiges Kriegshandwerk, auf die Werke des Friedens richten, die Arme, welche jetzt Waffen führen, um ihre Brüder zu morden, müssten dem Ackerbau, der Segen und Brod bringenden Arbeit zurückgegeben werden. An die Stelle der Hierarchie des Krieges müsste die Hierarchie der Volksbildung treten, anstatt der Kasernen müsste man wahre Bildungsanstalten für das Volk errichten, und die Lehrer des Volks müssten die am meisten geachteten, am besten bedachten Menschen im Staate sein. Regierende wie Regierte müssten nur den einen Zweck haben, die Politik der Staatsklugheit, der List und des Egoismus, in eine Politik der Humanität zu verwandeln. Das Prinzip der Nationalität müsste nicht mehr zum Ausgangspunkt blutigen Streites, tückischer Hinterlist, traurigen Betrugs gemacht werden, sondern einzig die auszeichnende Individualität hervorheben, welche den Verkehr, wie zwischen einzelnen Personen, so auch zwischen Völkern anziehend und ergänzend macht.

Will man hierauf mit dem spöttischen Lächeln der Ueberlegenheit erwidern: »Kindisches Geschwätz! Das Alles ist unmöglich; wir weisen Männer an der Spitze wissen, was zu thun Noth thut, wir brauchen keinen Rath, wir unterdrücken, was uns stört, wir wollen fortfahren zu herrschen und zu bevormunden«

— so gebe ich darauf meine alte Antwort: Gut, wenn Euch das Leben keine Culturaufgabe ist, wenn Ihr nicht verstehen wollt, dass es nicht darauf ankommt, dass Einzelne geniessen, sondern darauf, dass Keiner mehr zu darben brauche und dass Alle geistig geniessen können, da Raum und Nahrung für Alle auf Erden sein könnten, und da nur in gerechten Zuständen die höchsten Aufgaben des Daseins gelingen können, dann ist es unnöthig, weiter mit einander zu reden. Dann geht Eure Wege, aber dann wundert Euch auch nicht, wenn einst ein Tag der Entscheidung kommt, welcher Euch nicht gefällt.

Unter Göttern wandeln

Unter Götter wandeln, wäre das nicht das Ziel? so dachte ich neulich, als ich an einem Frühlingsmorgen durch die Gallerien des Vatikans ging.

Der grosse Fremdenschwarm hatte Rom bereits verlassen, es war fast Niemand in den hehren Räumen ausser mir. Die Thüren und Fenster waren geöffnet, und aus den anstossenden Gärten drang der Duft der Rosen und Orangenblüthen mit der lauen Frühlingsluft herein. Die Kinder jener Zeit, die längst vergangen, standen ringsum auf ihren Postamenten und schauten aus ihrer marmornen Unsterblichkeit in die Ferne des Daseins, in welchem der Begriff von Vergangheit und Zukunft aufgehoben ist.

Es giebt gewiss wenig edlere Genüsse, als an einem solchen Frühlingsmorgen allein in den Sälen des Vatikan zu sein, blos in Gesellschaft der stillen Wesen, welche ewige Typen darstellen, frei von hässlichen Leidenschaften, von kleinlichen Trieben, von blindem Wollen.

Ihre Götterstille kommt über uns, und aus den Tiefen der Brust steigt die Betrachtung der Dinge dieses Lebens, dem Eros des Praxiteles ähnlich, mit sinnend geneigtem Haupt und wehmüthigem Lächeln auf den Lippen. Wir fragen uns die alten Fragen, welche von Anbeginn der Zeiten an die ernsten Menschen gefragt haben, und wir schauen zu den erhabenen Gebilden auf, als könnten sie uns Antwort darauf geben.

Und können sie es nicht? Ja sie können es, aber es muss still um und in uns sein, um die Antwort zu vernehmen. Fragst Du uns nach unserem Ursprung? sagen sie, wir sind Kinder jenes Zuges, dessen Spuren Du überall nachgehest in der Geschichte, und dessen Dasein Dir allein das Leben erträglich macht, Dich über seine Zufälligkeiten, seine Widersprüche, sein tausendfaches Elend erhebt; jenes Zuges, durch welchen in den Formen der Religion, der Kunst und der Philosophie der Mensch von jeher gestrebt hat, sich über sich selbst und seine Unvollkommenheit in eine höhere, idealere, von Mängeln befreite Sphäre zu erheben. — Du stehst nachdenklich vor der Wissenschaft, welche von Experiment zu Experiment, von Beweis zu Beweis sich durch Labyrinthe des Denkens zurückwindet, um die Spur zu finden, welche sie zuletzt an den natürlichen Ursprung aller Phänomene führen und jeden Gedanken an ethische oder metaphysische Ausgangspunkte vernichten soll?

— Lass die Wissenschaft ihrer Arbeit nachgehen; sie hat ein Recht, ja die Pflicht, so zu verfahren, die Nebel unklarer Vorstellungen zu zerreissen, den Aberglauben zu zerstören. Aber sie hat ebenso wenig die Macht zu beweisen, wie das erste Atom sich zu dem Zweiten fügte und in sich die Fähigkeit enthielt, Geist zu werden, wie der Dogmengläubige die Macht hat, eine Schöpfung aus dem Nichts zu beweisen. Ginge sie auch zurück durch Billionen Zeiträume, von Ursache und Wirkung zu Ursache und Wirkung, von einer Combination der Atome zur andern, sie stände doch zuletzt vor der Frage: woher das erste Atom und woher die erste wirkende Ursache? Wollte sie sich aber auch hier bescheiden, dass sie nichts weiter wissen könne und uns sagen: ich weiss hier so wenig wie Ihr mit Eurer Erkenntnisstheorie wisst, woher die Welt sich als Vorstellung darstellt, ja ob sie überhaupt Vorstellung oder etwas Anderes ist; dafür weiss ich aber und kann es Schritt für Schritt verfolgen, dass alle ethischen Phänomene nur Folge von Gewohnheit, Vererbung und historisch entwickelter Anschauung, und keineswegs angebornes Bewusstsein sind, dass wir also keinerlei Recht haben, von ihnen auf eine metaphysische, hinter der unsrigen liegende Welt zu schliessen — wollte die Wissenschaft uns dies sagen, so dürften wir ihr doch erwidern: b e w e i s e n kannst Du uns auch hier nur, dass die Ansichten über diese und jene

ethische Erscheinung sich geändert oder entwickelt haben, z. B. dass es eine Zeit gab, in welcher man das Mitleid verächtlich, die Rache edel und lobenswerth fand. Die Ansichten aber sind Sache des Intellekts, welcher sich, wie man es bei jedem Kinde sehen kann, allmählich entwickelt und seine Begriffe nach der jedesmaligen Stufe seiner Entwickelung modifizirt oder völlig verändert. Wenn nun der Intellekt als ein der Welt der Vorstellung zugetheiltes, in ihr thätiges und erkennendes Vermögen, die Geschichte der moralischen Empfindungen auf Grund ernster Forschung zu erklären unternimmt, so wird das jedenfalls sehr belehrend sein und uns über eine Menge Irrthümer auf diesem Gebiet aufklären, wie die Darwin'sche Theorie vom Kampf um's Dasein uns über eine Menge Irrthümer auf biologischem Gebiet aufklärte. Ein Anderes ist es aber, diese Geschichte der Entwickelung innerhalb der Bedingungen von Raum, Zeit und Vorstellung zu beschreiben und den letzten Ursprung der Empfindung überhaupt auffinden, die sich entschieden im frühesten Zustand des Menschengeschlechtes vorfinden, wenn auch nur instinktiv, ohne sich noch im Spiegel des Intellekts erkennend betrachtet zu haben. Sind sie doch schon bei den höheren Thieren da, wie Zorn, Wuth, List, Liebe, Treue, Mitleid u. A. — Der Ursprung dieser Empfindungen überhaupt muss daher wohl tief im Grunde des Seins gesucht werden, da, bis

wohin kein in der Welt der Vorstellung befangenes Auge reicht. Denn es wäre sicher auch selbst der Logik des radikalsten Materialisten unmöglich, zu beweisen, wie plötzlich solche Empfindungen in der chemischen Combination bewusstloser Atome auftauchen sollten, wenn sie nicht bereits als Möglichkeiten in denselben gelegen hätten. Aber nicht nur das; es lässt sich gewiss mit Sicherheit sagen, dass, soweit unser Auge zurückreicht in die Nacht der Zeiten, wir in allem Lebenden ein Streben über sich hinaus, zu etwas Höherem, Entwickelterem, Vollkommnerem wahrnehmen. Auf den niederen Stufen des organischen Lebens entspricht dies Streben der Darwin'schen Lehre. In der Sphäre höher organisirter, geist- und bewusstseinsfähiger Wesen schreitet es von den rohesten Anfängen an fort zu höherem Wissen, zu grösserem Können, zu edlerem Wollen. Es trat auf im Gewande der Naturreligionen, es sang in den Veda-Hymnen zu den segenspendenden Naturkräften, welche als wohlthätige Wesen über dem irdischen Leben walteten. Es wurde zur idealisirenden Kunst bei den Griechen und schuf die herrlichen Typen einer Gott-Menschheit. Es offenbarte sich in einem einzig tiefen Herzen, welches es in den schmachvollsten Tod trieb, um das Evangelium der welterlösenden Liebe zu besiegeln. Es erwachte wieder nach langem, dumpfem Winterschlafe und, weil die sogenannte

wirkliche Welt ihm immer feindlich entgegen trat, flüchtete es in das Gebiet der Kunst und schuf durch Rafael's Genius eine ideale Welt voll holdseliger Wesen auf blumengeschmückter Erde, einen verklärten Ausdruck der uralten Empfindung, dass der zum Geist organisirte Mensch ein höheres Ziel hat als der Gorilla, und dass, selbst wenn er auch nicht aus einer Götterheimath stammt, er sich eine Götterheimath schaffen, ihr mit allen Kräften seines Wesens zustreben soll.

Was heisst das nun wieder? wird man sagen; das ist wieder einer von den utopistischen Träumen, welche die Phantasten aller Zeiten geträumt haben, ohne sie jemals verwirklichen zu können.

Wäre es zunächst auch nur das, so wäre es immer vorzuziehen so zu träumen, als das traumlose Leben der Philister zu führen, welche sehr vertraut mit ihren Götzen umgehen, ohne je daran zu denken, dass sie den Gott in sich zu enthüllen haben, zu dessen Ebenbilde, wie sie doch sagen, wir geschaffen sind.

Aber es ist mehr als ein Traum! Ja, Ihr Spötter, Ihr hochmüthigen Thoren, lacht nur, oder fürchtet Euch, wie Ihr wollt. Es ist eine Wirklichkeit, gegen welche Eure Wirklichkeit ein schales, gemeines Trugbild ist. Den Gott in uns zu enthüllen, das ist der rothe Faden, welcher durch die Geschichte geht, das ist das Ziel des geheimnissvollen

Zuges, welcher sich immer wieder Bahn bricht und sich aus einer Form in die andere flüchtet, wenn die erste dem Schicksal alles Vergänglichen unterliegt. Ist das nicht in dem erhabensten Mythos, welcher sich je um eine menschliche Gestalt schlang, ausgedrückt? Am Kreuze starb die vergängliche Form und der im Leiden und im Liebesopfer erlöste Gott stieg auf in die Freiheit, aus der er stammte. Meint das nicht Schopenhauer mit seinem so viel missverstandenen Ausdruck der Verneinung des Willens zum Leben? Der blinde Drang, welcher nur nach Dasein und Geniessen verlangt, muss sich wie ein gebändigter Leue zu den Füssen des Weisen niederlegen, welcher, aus der Unruhe des Vergänglichen erlöst, in tiefer Ruhe die Sonne untergehen sieht.

Wie aber wird uns zu Muthe, wenn wir diese Anforderung hören und auf die uns umgebende Welt sehen, in welcher Hunger und Elend jammern, Hass und Mord wüthen, Kleinheit und Hohlheit sich breit machen in verächtlichem Wohlleben?

Wer ist der Tröster in diesem Chaos des Weltlebens, wo ist die Zufluchtsstätte, in der wir vorahnend die Möglichkeit und die Seligkeit der Erlösung des gefangenen Gottes in uns feiern?

Der Genius ist der Tröster, die Kunst ist die Zufluchtsstätte. Der Genius, welcher als ein Bote aus dem Reich der Ideale uns unser

eignes Denken und Empfinden mit der Fackel herrlicher Offenbarungen beleuchtet. Die wahre, reine, hehre Kunst, insbesondere die dramatische von der Musik verklärt, in welcher wir das Mysterium der Erlösung in den tragischen Helden miterleben.

Und wir besitzen das, wir haben die Tröster, wir haben die Zufluchtsstätte. Ist das nicht unermesslich viel?

Ja, wir haben noch mehr, wenn wir mit Ernst und Wahrhaftigkeit den Blick nach Innen richten und den Gott in uns suchen. Er ist da, in uns Allen und ruft nach Erlösung, nach Befreiung aus dem engen Gefängniss. Er will wieder auf Erden wandeln, ein Gott unter Göttern. Ihr könnt ihn befreien, Ihr könnt ihn erlösen, wenn Ihr nur ernstlich wollt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein linder Lufthauch, auf dem sich Blumendüfte wiegten, weckte mich aus meinen Gedanken und es war mir, als strahle das Antlitz des Apoll von Belvedere noch siegreicher, als lächle der Eros freudiger, als schaue der Minerva sinnendes Auge eine ferne, erfüllte Zukunft und als sängen sie Alle leise einen Hymnus von dem, was noch kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, und was doch Gewissheit ist, ewige, untrügliche, siegende Gewissheit.

Im Norden

Und wieder war ich einmal im alten Norden, fern von den Göttern von Hellas, zwischen denen ich in hohen Hallen gewandelt, während der Duft von Orangenblüthen und Rosen mit milden Frühlingslüften durch die geöffneten Fenster drang. Jetzt schritt ich einsam den Pfad im dunklen Tannenwald dahin. Ausserhalb des Waldes ragten mächtige Berggipfel über wogenden Wolkenschichten und eisgekrönte Firnen schauten nieder aus unerreichbaren Höhen, wie weltentrückte Riesen, die unbekannt mit den irdischen Geschicken, mit menschlichen Leiden und Freuden, ein seltsames Geisterleben führen. Aber im Wald war es dunkel. Stamm an Stamm ragte kerzengerade gen Himmel und die dunkeln Nadeln bildeten oben ein beinah undurchdringliches Dach, während sich zu ihren Füssen ein weicher Moosteppich ausbreitete. Erhabene Stille war ringsum; selbst in den Tannenwipfeln spürte man »kaum einen Hauch«. Immer tiefer zog es mich hinein in das

geheimnissvolle Dunkel des Waldes und die Poesie des Nordens ergriff nach und nach mein Herz mit magischer Gewalt. Es war nicht die verklärte Ruhe, mit welcher die Natur im wonnigen Süden die Seele füllt, es war jene tiefe Wehmuth, welche den Sohn des Nordens, im steten Kampf mit den dunklen Naturgewalten, durch einen trüben Schleier in das Wesen der Dinge schauen lässt und ihm die ewige Trauer um das Vergängliche in das Herz senkt. Um mich stiegen die Geister der Grossen und Guten auf, die ich gekannt und die alle vor mir durch die dunkle Pforte entschwunden sind, an deren Schwelle das feierliche Schweigen der Ewigkeit herrscht. Aber so wie da die Ahnung ein fernes Tönen zu hören meint, so erklang auch mir plötzlich in der erhabenen Waldesstille ein leiser, traurig schöner Gesang und ich sah, wie im Nebel, einen ernsten Zug ritterlicher Gestalten schreiten, die eine verhüllte Bahre trugen und vernahm die Worte des Gesanges: »Es birgt den Helden der Trauerschrein«. Da wusste ich es, wen sie trugen, den letzten der grossen Freunde, die der Tod mir geraubt, ja einen Helden der gewaltigsten Art, welcher den einzig edlen, den schwersten Kampf gekämpft hat, den um den Sieg einer grossen, erlösenden Idee, und zwar als Sieger daraus hervorgegangen ist, aber nicht ohne die Wunden davon zu tragen, die nie heilen und die tiefer schmerzen als die Wunden durch Pulver und

Blei. Und indem ich Seiner mit tiefer Inbrunst dachte, drang ein blasser Sonnenstrahl durch das dunkle Laubdach und spielte auf dem Moos und den Gräsern des Bodens. Im ganzen Walde begann es wunderbar zu klingen und von allen Seiten schwebten Gestalten heran. Die im Todesschlaf gelegen habenden Schöpfungen dichtender Völker erschienen neu belebt durch den Weckeruf des Genius, dessen sicherer Blick hinaus greift über die vergängliche Form nach dem allgemein Menschlichen, um es zu einem dauernden Besitzthum der Menschheit zu erheben; denn nur was allgemein menschlich ist, kann zum Typus ewiger Gebilde werden. Doch übte der Dichter dabei das ihm zukommende Recht, die Individualitäten in einander zu verschmelzen und mit einer neuen typischen Bedeutung zu durchdringen. Er verdichtete den in der Legende in mannigfachen Formen zerstreut hingeworfenen Grundgedanken und schloss ihn in den Rahmen weniger Gestalten ein, aus dem uns nun sein Licht doppelt hell entgegen strahlt. Aehnliches hatten allerdings auch Andere ausser ihm versucht, aber was ihn über Alle erhob und mächtig machte, das war, dass er nicht blos Dichter, sondern noch viel mehr Musiker war, dass er seinen Gebilden gleichsam die Seele einhauchte durch die Musik, dass er im innersten Grunde ihres Wesens gelesen zu haben schien, was sie bewege und es, das Wort verklärend und

erläuternd, wiedergab in wundersamen Weisen, die Alles das sagten, wofür keine menschliche Sprache noch Worte gefunden hat, was aber »von Menschen nicht gewusst oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt bei der Nacht.« Das war es, was alle seine Gestalten zu organischen Wesen machte, die nicht willkürlich geschaffen, sondern aus innerster Naturnothwendigkeit heraus erwachsen schienen, wenn schon sie in einer unserer nüchternen modernen Welt fernab liegenden Weise auftraten. Der die höchsten Mittel des Ausdrucks beherrschende Musiker und Dichter konnte auch keine andere Form des Kunstwerks als die höchste, die dramatische, wählen und wiederum musste er als Dramatiker in ihr, indem er das Drama zu der Bedeutung erhob, die es in der antiken Welt hatte, den höchsten philosophisch-ethischen Inhalt niederlegen, den der Weltblick des Philosophen als das wahre Wesen der Dinge erkannt hatte.

Indem mir nun so, über der staunenden Betrachtung der Allseitigkeit des wunderbaren Genius, beinah der Schmerz um den geschiednen Freund verstummte, horchte ich auf das letzte Wort, welches alle diese poesieerfüllten Gestalten verkündeten und in erhabenen Hymnen priesen; es war stets dasselbe: dass allein die erbarmende Liebe fähig ist, das Leiden der Welt zu verstehen und — den eignen Egoismus verneinend — sie zu erlösen.

Vor Allem nun gedachte ich darauf der

Zeit, als uns sein letzter Ruf erklang, der uns zu dem fern vom Weltgetümmel liegenden freundlich stillen Ort einlud, wo sein gewaltiger Wille das bisher nie Dagewesene schuf: eine Stätte höchster Kunst, unentweiht durch trivialen und gemeinen Genuss. Hier sollten wir sein jüngstes Werk vernehmen, in welchem der leitende Grundgedanke aller seiner Werke in höchster Klarheit zum letzten Ausdruck gelangt war. Ach wir ahneten damals nicht, dass es sein Vermächtniss war, welches wir empfingen, obgleich wir es wohl fühlten, nachdem wir es gesehen, dass es das letzte Wort war, das erhabene Siegel, welches eine grosse Seele auf das vollendete Werk der Individuation setzt.

Wie immer ging ich nach Bayreuth, das Herz voll von freudiger und stimmungsvoller Erwartung und doch dachte ich nicht, dass der Eindruck, den ich im Jahre 1876 bei der Aufführung des Nibelungenringes empfing, noch übertroffen hätte werden können. Vom rein künstlerischen Standpunkte aus wurde er es auch nicht, wohl aber in Beziehung auf die ethische Wirkung, durch welche sich erst die höchste Bedeutung des vollendeten Kunstwerks offenbart. Sie konnte nicht schöner gezeichnet werden als durch die Worte der ältesten Stieftochter Wagners, der geistvollen, edlen Daniela von Bülow, welche nach dem Liebesmahl im ersten Akt, als die Gralsritter sich in frommer Rührung brüderlich umarmen,

sagte: »Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm jetzt von Herzen zu vergeben.«

Der Inhalt des Drama's fasst sich zusammen in den Worten: »Durch Mitleid wissend, der reine Thor.« Diese Stelle ist auch musikalisch eigentlich der Höhepunkt des ganzen wunderbaren Tongewebes, die den Gang der Handlung andeutet, von vorn herein den Charakter des Parsifal kennzeichnet, als ein tröstender Stern in die Leidensnacht des kranken Königs, des eigentlichen tragischen Helden des Drama's, leuchtet und die tiefe ethische Bedeutung des Werks in prägnanter Kürze ausspricht.

Der reine Thor ist es, welcher dem Gralmythos seine epische Gestalt verleiht, indem er durch eine lange Reihe heldenhafter Thaten würdig wird, das über dem Gral schwebende, durch die Sünde veranlasste dunkle Verhängniss abzuwenden, da dies nur durch einen Reinen, Einfältigen geschehen kann. Als ein noch kindlich Thörichter, noch nicht durch Mitleid Wissender, tritt Parsifal ein in das Gebiet des Grals. Er ist noch im Zustande der unbewussten Unschuld, welche das furchtbare Geheimniss und die Qual des Sünders nicht begreift, der seinen Fall in tödlicher Pein empfindet und nach Erlösung schmachtet, sie aber noch nicht erlangen kann, weil das sündige Verlangen in ihm noch nicht erstorben ist. Dieser Sünder ist Amfortas, der Sohn Titurel's, des ersten Gralskönigs, welchem Letzteren Engel vom

Himmel das heilige Gefäss herniederbrachten, in welchem Christus einst den Wein zum Angedenken seines vergossenen Blutes weihte. Dieses Gefäss, das auf Montsalvat verwahrt wurde, segnete mit seinem Licht die Speise, welche die Reinen, die Hüter des Grals, zur Ausführung edler Liebeswerke stärkte und fähig machte. Aber nur die Guten konnten das Gute vollbringen, deshalb musste der böse Klingsor, der aus Ehrgeiz und Eitelkeit Gralsritter werden wollte, ausgestossen werden. Er wurde danach der furchtbarste Feind des Grals.

Der absolut Böse begreift nie, dass es »gegen die Vorzüge Anderer kein Rettungsmittel giebt als die Liebe,« die Liebe, die zugleich freudige Demuth ist und es vorzieht, der Letzte in dem Kreise Auserwählter zu sein, als der Erste unter dem Schlechten. Dem Bösen wandelt sich vielmehr jede Empfindung des eigenen Unwerths in bitteren Neid und Hass gegen die Edleren und Reinen, denn das ist der Fluch des Bösen, dass sich sein Stachel gegen es selbst wendet und dass es sich schaudernd unter dem Bewusstsein seiner eigenen Hässlichkeit krümmt. So erbebt Klingsor unter dem Hohn der Kundry, aber sein Hass wird nur um so brennender, sein Wunsch nur desto glühender, die Reinen zu verderben, den Gral selbst zu besitzen und zu zeigen, dass Tugend nur ein leerer Schall ist, und dass allein die Macht, zu welcher der

Gral ihm helfen soll, des Strebens der Starken werth ist. Schon hat er viele der Gralsritter durch seine Zauberkünste verdorben und die höchste Lust des Hasses erlebt, auch Amfortas, »den Held«, durch die verführerischen Reize Kundry's zum Falle zu bringen. Er hat ihm den heiligen Speer entwendet, durch den er ihm die Wunde beibringt, die nicht heilen will, die Wunde, an der die Menschheit krankt: das Ideal verleugnet zu haben, um der Lust zu fröhnen.

Aber so wie in der Menschheit die ewige Sehnsucht nach der Erlösung vom Fluch des Bösen lebt, so ist es auch mit Amfortas. Als sich im strahlenden Tempel von Montsalvat die Gralsritter in würdevoller, der Erhabenheit des Ortes angemessener Haltung versammeln, tönt in die wunderbaren Klänge, welche zur Feier rufen, in erschütternder Weise sein Schmerzensschrei. Er, aufgefordert seines hehren Amts zu warten und den Gral zu enthüllen, bebt zurück vor dem Anblick, der die Anderen »entzückt«. Und in der That, welch schwereres Leid kann es auch geben als das des Gefallenen, der seinen Unwerth fühlt bei dem Anblick der makellosen Reinheit und Gerechtigkeit? Sein verzweifelnder Ruf nach Erbarmen, seine brennende Sehnsucht, wieder heilig zu werden, sei es auch im Tode, sind schon der Erlösung näher als die Ruhesehnsucht Kundry's, die nur Vergessen im Schlafe sucht, während sie wachend noch im

Bann der Sünde steht. Auch ist dem Reuevollen schon die tröstende Verheissung geworden, dass er des Retters harren darf in dem durch Mitleid Wissenden. Als er das Heiligthum enthüllt hat, und wie von Engelschören gesungen die Worte der Erinnerung an das erhabenste Symbol für die Verneinung der Individuation aus erbarmender Liebe hernieder tönen, da kehrt wehmüthige Stille in des sündigen Mannes Gemüth ein. Die Ritter aber, von brüderlicher Liebe erfüllt, nachdem das Ideal wieder in ihr Herz geleuchtet hat, geben sich den Friedenskuss und ziehen gestärkt und voll heiligen Ernstes hinaus, um sich auf's Neue edlen Thaten zu weihen.

Schwerer als Amfortas hat Kundry gefehlt. Er, seiner Natur nach edel und hochherzig, ist nur schwach gewesen gegen die Reize der Sinnenlust. Sie aber hat das wirklich Böse in ihrer eigenen Natur und hat mitleidlos gelacht, als man Christus nach Golgatha führte. Da hat sie sein Blick getroffen und in dem lichten Glanze dieses Blicks hat sie ihre eigene Verworfenheit erkannt. Nicht *sein* Fluch, sondern der Fluch ihrer eigenen bösen That treibt sie nun ruhelos, gleich dem ewigen Juden, durch die Welt. Aus den vielen Frauengestalten des Epos gerade diese hervor zu heben und in ihr die Züge der Andern zu vereinen, war wieder eine Wahl, wie sie nur dem Genius gelingen konnte. Eine Gestalt wie Kundry, so ergreifend die Erlösung des

Weibes aus dem Bann der Sünde veranschaulichend, existirt bis jetzt in keiner Dichtung irgend eines Volks. Sie ist nicht holdselig, edel-schön wie die anderen Frauengestalten Wagners, aber sie ist grossartiger als alle. Die dunklen Gewalten, welche in der Menschenbrust ihre furchtbare Herrschaft üben, sind in ihr in unbändiger Stärke mächtig, daher muss ihr Fall der tiefste sein, der Fall Lucifers, des göttlich Begabten, in den Abgrund höllischer Verirrung. Aber um so tiefsinniger ist auch ihre Erlösung. Sie ist die Eva des alten Testaments, die im elementaren Uebermuth das Mysterium des Leidens und der Entsagung nicht versteht, sondern verspottet und, als sie ihren Fall erkannt hat, den Erlöser zwar »von Welt zu Welt« sucht, ihn aber nicht finden kann, weil sie noch nicht einsieht, dass Erlösung nicht aus demselben Quell kommen kann, aus dem das sündige Verlangen fliesst. Erst wenn sie entsagen gelernt hat und, zur Demuth geführt, die Magdalena des neuen Bundes geworden ist, darf sie hoffend zum erlösten Menschen aufsehen und von ihm das Siegel der Begnadigung empfangen.

Der vollkommne Gegensatz zu der durch Mitleidlosigkeit Verdammten ist der durch Mitleid Wissende. Als ein »völlig reiner Thor«, den furchtbaren Dualismus des sittlichen Lebens nicht ahnender Knabe, tritt, wie schon gesagt, Parsifal in das Gebiet des Grals ein, indem er eine strafwürdige That begeht, deren

er sich sogar rühmt. Durch die Vorstellungen des weisen Gurnemanz erwacht zum ersten Mal das sittliche Bewusstsein in dem jungen Thoren. Er lernt einsehen, dass auch das Leben des Thieres nicht der Gegenstand menschlicher Willkür sein darf, sondern dass das Thier ein wie wir zum Leiden begabtes Geschöpf ist, dem wir, als dem Hülflosen und Schwächeren, mit Liebe und Mitleid begegnen müssen; eine Lehre, welche unsere Urahnen, die Inder, besser begriffen als wir. — Der Feier im Gralstempel, zu der Gurnemanz ihn geleitet, wohnt er staunend und betroffen bei. Aber sein kindischer Sinn ist noch nicht erschlossen für das Geheimniss des Daseins, für das tragische Verhängniss dessen, der vom Baume der Erkenntniss genossen hat und hinaus muss aus dem Paradies der unbewussten Unschuld, um erst auf langen Irrwegen zurückzukehren in das höhere Eden, in welchem Weisheit und thätige Liebe die Flecken des Lebens von uns waschen und unsere Wunden heilen. Deshalb frägt er nicht nach der Ursache des unseligen Leidens, welches er bei Amfortas erblickt, und wird aus dem Heiligthum hinaus gestossen als Einer, der unfähig ist, zu erlösen. Erst in Klingsor's Zauberschloss soll ihm die volle Erkenntniss aufgehen. Erst in der Berührung mit der Sünde wird er zum völlig Wissenden. Erst Kundry's, der Verführerin, Kuss macht ihn »welthellsichtig«. Er erkennt das Leiden des Amfortas und begreift

es, dass auch in der eigenen Brust der Feind lauert, der nur geweckt zu werden braucht, um jenen tiefen Abgrund sich aufthun zu sehen, in dem des Menschen Hölle ist. In der höchsten Extase des Mitleids, in der brennenden Sehnsucht, die Wunde des Amfortas zu heilen, findet er die Kraft, die Versucherin von sich zu stossen und seine Aufgabe der Erlösung vollständig zu verstehen.

Durch seinen Widerstand, durch den Anblick seiner Begeisterung und Reinheit geht die Sinnenlust in Kundry in leidenschaftliche Bewunderung und Liebe über. Es ist der Anfang ihrer Erlösungsfähigkeit, denn wer lieben kann, dem wird viel vergeben werden.

Sie will nun sein Mitleid auch für sich gewinnen, indem sie sich als auch der Erlösung bedürftig schildert und den Vorgang erzählt, der sie als eine Fluchbeladne durch das Dasein quält. Diese Erzählung ist der tragische Höhepunkt des Drama's, eine Vision von so tiefer Innerlichkeit, wie nur die Musik sie hervorbringen kann. Aber als Parsifal auch ihr Erlösung verspricht, wenn sie ihm den Weg zu Amfortas zeigt, da offenbart es sich, dass sie noch nicht fähig ist zu entsagen, um aus Mitleid mit dem Leiden Anderer das höchste Leiden auf sich selbst zu nehmen. Sie will nicht, dass dem unseligen König Heilung werde, weil sie den Erlöser für sich begehrt, weil der Egoismus der Leidenschaft sie noch beherrscht. Das Dämonische in ihr entbrennt

noch einmal zu wilder Gluth. Sie ruft die Hölle zu Hülfe, um Parsifal den Weg zum Gral nicht finden zu lassen. Er aber, in dem sich das Bewusstsein seiner Mission zur höchsten Extase des Ueberwinders gesteigert hat, ist nunmehr gefeit gegen alle Versuchung. Mit der Freudigkeit des Helden ergreift er die heilige Waffe, die für ihn keine Gefahr mehr hat, und eilt seinen Beruf zu erfüllen, indem er der verzweifelnden Kundry den Trost lässt, dass sie ihn wiederfinden wird, wenn sie ihn auf dem Wege des Heils sucht.

Und sie findet ihn wieder, als die Selbstsucht in ihr besiegt, der Quell der Sünde versiegt ist, als der Hochmuth, welcher des Leidens lachte, im eignen Leiden zur Demuth geworden ist, die nichts mehr will als dienen, d. h. sich bethätigen in hülfreicher Liebe. Der Fluch ist von ihr genommen, sie ist erlösungsfähig geworden, und als der Erlöser ihr naht, weint sie Thränen der Erlösungssehnsucht zu seinen Füssen. Sie, die nur lachen konnte in mitleidslosem Hohn, hat sich die Quelle im Herzen erschlossen, aus welcher der Thau fliesst, der die höhere Unschuld erblühen macht; sie kann weinen und nun »lacht die Aue«, denn dem von der Unruhe des sündigen Verlangens Erlösten lächelt die Welt in wieder gewonnenem Frieden. Aufgenommen in das höhere Eden, in die Gemeinschaft der Tugendhaften, Reinen, findet sie in freudiger Entsagung den Ab-

schluss der Verneinung des Willens zum Leben, den Tod.

Parsifal aber, der sich seiner erhabenen Aufgabe bewusst ist und sich am Ziele weiss, um sie zu erfüllen, sieht die Welt nun als Spiegel seiner eigenen Tugend; das Auge des Reinen sieht Alles in dem Lichte, das in seiner eigenen Seele strahlt, denn die Verklärung der Dinge geht von Aussen nach Innen. Wunderbare Harmonieen begleiten ihn zu dem Reich der erlösten Menschheit, zum Heiligthum des Gralstempels. Dort schreiten die Ritter traurig herbei, die Leiche Titurels tragend, und entgegnen mit schlichten Worten der Frage der von der anderen Seite Herbeiziehenden, wen sie da bringen: »Es birgt den Helden der Trauerschrein, Titurel führen wir her.« Dies ist entschieden einer der grossartigsten Momente des Drama's, an tragischer einfacher Erhabenheit nur den Chören des Aeschylos vergleichbar und dabei echt volksthümlich. So fragt das Volk nach dem, was es eigentlich schon weiss, und so erzählt es in einfacher Kürze eine grosse, erschütternde Thatsache. Nun entscheidet sich auch das Schicksal des Amfortas. Er wird aufgefordert, noch einmal seines Amtes zu warten und den Gral zu enthüllen, den er schon lange verschlossen hielt, um endlich zu sterben und seiner Qual ein Ziel zu setzen. Bei dieser Aufforderung erfasst den edlen Sünder Verzweiflung; durch des Grales

Anblick soll er noch einmal in das Leben zurück, das er schon völlig verneint hatte, er, der als »einzige Gnade« den Tod ersehnte! Nein, das kann er nicht. Er bietet dem rächenden Stahl der Genossen die Brust in der Hoffnung, dass der Gral mit dem Verschwinden des sündigen Hüters ihnen wieder leuchten werde. Da naht auch ihm, dem zu völligster Verneinung jedes irdischen Verlangens Gelangten, der Retter; die Wunde schliesst sich und der zur Tugend wieder geborene Held tritt freudig dem Erhabeneren, Reinen, sein hoheitsvolles Amt ab. Der neue König erhebt den Gral und verkündet durch dessen Leuchten, dass das Reich der Tugend und der brüderlichen Liebe hergestellt ist auf Erden.

Indem nun diese poesieerfüllten Gestalten an mir vorüberschwebten, erstaunte ich auf's Neue über die Fülle philosophischen Tiefsinns, die in Parsifal enthalten ist. In dem Rahmen der christlichen Legende enthüllt sich das ganze ethische Räthsel des Lebens. Die feinsten psychologischen Vorgänge vergegenwärtigen sich uns in den verschiedenen Persönlichkeiten und das ganze Werk ist von der stylvollen Einfachheit und Klarheit, welche den höchsten Gipfel des künstlerischen Schaffens kennzeichnet. Auf diesem Gipfel bändigt der Genius, gleich dem Geiste Gottes, der über dem Wasser schwebt, mit der bewussten Kraft höchster Erkenntniss die

Elemente und vereinigt sie zu wundersamer Harmonie, so dass nun unendlich einfach erscheint, was unendlich schwer und von fast unglaublich kunstvoller Combination ist.

Wenn ich aber die philosophische Bedeutung des ganzen Werkes in einem Worte zusammenfassen soll, so ist es dieses: Es ist die Erklärung der sittlichen Bedeutung der Welt. Es wäre thöricht, es als eine Rückkehr zum historischen Christenthum ansehen zu wollen. Gewiss war nichts Wagner's Gedanken ferner. Aber eben so entschieden ist es ein Protest gegen die moderne, materialistische Weltanschauung. Wo immer wir herstammen, welches immer unsere natürliche Mitgift gewesen ist, wir, die zum Geist Befähigten, mit den Kräften begabt, Schöpfer einer neuen, veredelten Welt in uns und ausser uns zu werden, wir sollen und müssen unsere Aufgabe erfüllen. Sie braucht uns nicht von einem ausserweltlichen Gesetzgeber gegeben zu sein, sie liegt innerhalb der Grenzen unserer eigenen Natur. Nur wenn wir uns zu sittlichen Wesen machen, sind wir Menschen, sonst klebt der Fluch der Thierheit uns durch's Leben hindurch an und wir schmachten, wie Kundry, vergebens nach Erlösung. Wir müssten an der blöden Inhaltslosigkeit des Lebens untergehen, wenn wir ihm keinen ethischen Inhalt zu geben verständen.

Wenn wir aber nicht anders können als die Last des alltäglichen Lebens zu tragen,

seinen Anforderungen zu genügen und uns den unabweislichen Schmerzen der Existenz zu beugen, — wohin sollen wir uns wenden, um die Kraft zu der ethischen Durchführung des Lebens zu finden, um das ideale Dasein, nach dem in unablässiger Sehnsucht das Herz verlangt, wenigstens im Bilde zu schauen? Wo können sich uns die psychologischen Räthsel, die gewaltigen Conflikte und tragischen Geschicke, die aus den unergründlichen Tiefen der Leidenschaften in der menschlichen Brust heraufsteigen, in einer verklärten Weise darstellen, so dass wir uns versöhnt darüber hinaus gehoben fühlen? —

Einzig im vollendeten Kunstwerk in grossen Typen, in denen sich die ethischen Fragen, um welche sich die Geschichte der Menschheit bewegt, personificiren; gleichsam in einem neuen Mythus, durch den wir in die wunderbare Werkstatt des Schicksals hinein sehen, wo sich, nach ewigen, ehernen Gesetzen der Causalität, der Sieg der Idealität oder der Untergang der den dunkeln Gewalten Verfallenen bereitet.

Diese, von dem Seherblick des Genius geschaffene Welt des Kunstwerks, durch die Musik verklärt und zu innerster Deutlichkeit erhoben, ist es, welche die Gesellschaft wieder auf die oberste Stufe ihres Culturlebens stellen müsste, wie es die Griechen gethan. Das ganze moderne Leben hat die Richtung, sich nach Aussen zu verflüchtigen, der Dampf

reisst die Menschen auseinander und giebt allen Verhältnissen etwas Unstätes und Beunruhigtes; die Hast des Betriebs, die Jagd nach Gewinn, der fehlende Glaube an etwas Höheres drohen die menschliche Gesellschaft weit ab zu führen von dem Zustande einer wahren edlen Cultur. Umsomehr sollten, wenigstens einmal im Jahr, die Menschen sich sammeln, ihr eigenes Bild in einem idealen Spiegel mit tiefem Sinnen betrachten und sich daran stärken, das Leben zu einer ethischen Bedeutung zu erheben. Dann würde das Theater, aus seiner tiefen Erniedrigung erstanden, wieder zu dem höchsten Culturmittel werden. Wir hätten dann eine Stätte, wo wir — anstatt uns wie jetzt an frivolen, ja oft an gemeinen Vorstellungen zu ergötzen und zu entsittlichen — uns in idealen Anschauungen von der Alltäglichkeit des Lebens ausruhen und den Cultus der Religion der Zukunft in andächtiger Feier begehen könnten: Den Cultus des Ideals, indem wir solche Feier mit den Worten schlössen wie die Inder ihre Dramen schliessen: »Und ewig streben nach Vollkommenheit.« —

Das waren die Ideen Wagner's für die Bedeutung des Theaters und dazu hat er in Bayreuth das edelste Vorbild gegeben. Aehnliche Bühnen für solche Weihefestspiele sollten sich an vielen Orten erheben, und das Geld, was jetzt für elendes Stückwerk hingegeben wird, sollte verwendet werden, wahre

Künstler zu befähigen, einmal im Jahr Würdiges, Erhabenes, Vollendetes zu leisten und dies Allen, auch den Geringsten im Volke, zugänglich zu machen. Wenn die mit den Geschicken der Völker Betrauten hieran denken wollten anstatt an blutigen Streit und unfruchtbare politische Combinationen, so würden sie mächtig dazu beitragen, Schöpfer einer wahren Culturwelt zu werden, was denn doch der eigentliche Zweck des Daseins sein muss.

Würde dies einmal erreicht, dann würde es in den Wipfeln der Bäume über dem stillen Grabe zu Bayreuth rauschen wie Frühlingswehen am Auferstehungsmorgen und wir würden die Worte hören: »Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Todten?« Sein Geist, sein gewaltiges Wollen, sein Ideal wären dann lebendig geworden in seinem Volk. Die vergängliche Hülle des Genius ruhte bei dem Vergänglichen, er selbst aber strahlte, ein ewiges, theueres Besitzthum der Menschheit, segnend fort in deren Geschicken.

Erinnerungen an Alexander Herzen

Vor dem Jahre 1848 gab es einen Theil von Europa, welcher dem westlichen Theil desselben noch ein beinahe verschlossenes Buch war und jede Kunde welche über dies, in beinahe sagenhafte Nebel gehüllte Ostreich, herüber kam, wurde mit lebhaftem Interesse und voll Neugier aufgenommen. So ging es mit dem Buche des Marquis de Cristine, eines vornehmen Franzosen, der Russland bereist, sich aber meist nur in den höhern Gesellschaftskreisen aufgehalten hatte und daher besonders über das Leben der bevorzugten Classen berichtete. Dann erschien später das Buch des Freiherrn von Haxthausen, welches ein helleres Licht auf die Zustände warf, die den entwickelten Staatsformen des Westens längst fremd geworden waren, auf die primitive Einrichtung der ländlichen Gemeinden, die durch den gemeinschaftlichen Besitz des Bodens eine Garantie zu bieten schienen gegen das Proletariat, dessen furchtbares Anwachsen schon die Denkenden des Westens, als ein

nothwendig zu lösendes Problem, auf das Ernsteste beschäftigte. Auch meine Gedanken waren damals schon ganz den socialen Problemen zugewendet und ich war nicht wenig erfreut, als mir, kurz vor meinem Weggehen von Hamburg, wo ich mich zur Zeit aufhielt, ein so eben erschienenes Buch, »Vom anderen Ufer« betitelt, bekannt wurde, welches ein neues, noch viel helleres Licht auf jene russischen Verhältnisse warf und zugleich eine Offenbarung des russischen Geistes war, die durch ihre kühne Offenheit, ihre geistvolle Kritik und ihre Idealität, inmitten der Brutalität der sie umgebenden Welt, überraschte und lebhaft anzog.

Den Namen des ungenannten Verfassers erfuhr man bald, da das Buch in deutscher Sprache (nicht als Uebersetzung) bei Campe in Hamburg erschienen war. Es war Alexander Herzen aus Moskau, der eben Russland verlassen hatte, als die revolutionären Bewegungen von 48 und 49 im westlichen Europa vor sich gingen, an denen er sich gleich mit dem ganzen Ungestüm einer kühnen, feurigen, von den höchsten Idealen erfüllten Seele betheiligte.

Im Frühling des Jahres 1852 musste auch ich, wie so viele Andere, den Weg des Exils wandern und wenige Monate nach meiner Ankunft in London kam auch Herzen dahin und ich machte seine Bekanntschaft. Ich habe an einem anderen Ort*) über den Eindruck

*) »Memoiren einer Idealistin«.

gesprochen, den seine Persönlichkeit machte; ich füge hier hinzu, was Herr von Sperber, in seinem kürzlich erschienenen Buch »Über die social-politischen Ideen A. Herzen's«, von dessen Persönlichkeit sagt: »Bei dem Vergleich zwischen Ritterthum und Bourgeoisie kommt in Herzen das, ihm im Blute liegende und durch allen Radikalismus späterer Jahre nie ganz unterdrückte aristokratische Element seiner Denkweise, zum Ausdruck; wenn er sich auch geflissentlich von jedem Idealismus ohne realen Boden fern hielt, so achtete er doch das integre Streben nach dem Ideal bei Andern, ganz abgesehen davon, dass ihm Begriffe von Ehre und persönlicher Würde zu eigen und dermassen in Fleisch und Blut übergegangen waren, dass er sie als nothwendige Attribute seiner selbst ansah.« Dieses Element eines eingeborenen Aristokratismus neben der kühnsten Freiheit des Denkens gab seiner Persönlichkeit den eigenthümlichen Reiz, der keinem der übrigen politischen Flüchtlinge eigen war.

Herzen war der illegitime Sohn eines russischen Fürsten Jacovlew, eines ganz merkwürdigen Typus, den der Sohn in seinen Memoiren vortrefflich charakterisirt hat. Voltairianer in seinen Ansichten, skeptisch und sarkastisch, egoistisch und tyrannisch, liebte er aber dennoch die Frau, eine Deutsche, die ihm aus Liebe gefolgt war, konnte sich aber nicht entschliessen die Ehe legal zu machen, weil er Maltheser-

ritter war und diese Auszeichnung nicht aufgeben wollte. Doch genoss sie alle Ehren der Hausfrau und ganz besonders ehrte er sie in dem Kind, dem Sohn, den er vielleicht mit dem einzigen warmen Gefühl seines Herzens liebte, so dass er jeden Abend an das Bett des Kleinen ging, um zu sehen, ob er gut gebettet und bedeckt sei. Trotz dieser Liebe aber war er oft hart und tyrannisch auch gegen den Sohn, besonders aber gegen die Mutter, die, herzensgut aber schwach, viel von seinen Launen zu leiden hatte und, wie es die Art schwacher Naturen ist, nur in den kleinen Dingen Opposition machte, während sie in den grossen Fragen vollständig unter seiner Autorität blieb. In den ewigen häuslichen Zwistigkeiten nahm die zahlreiche Dienerschaft stets Partei für die Mutter, die sehr geliebt war, während man den Vater eher hasste. In dieser traurigen Mitte wuchs der arme einsame Knabe auf und es konnte nicht fehlen, dass seine früh wache Intelligenz durch Vieles, was er sah, betroffen wurde, ganz besonders aber durch eine Unterredung zwischen zwei Frauen, deren Aufsicht er anvertraut war, welche auf die aussergewöhnliche Stellung seiner Mutter und seiner selbst Bezug hatte. Dazu kam später eine andere Unterredung, zu deren Zeugen ihn der Zufall machte, zwischen seinem Vater und zwei von dessen Freunden, alten Generälen, welche dringend riethen, den Sohn Militär werden zu lassen, indem sie sich

für sein rasches Vorrücken verbürgten, weil dies die einzige Art sei, ihm eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Der Vater hingegen bestand auf seiner Idee, den Sohn studiren zu lassen und ihm den Weg in die Diplomatie oder das höhere Beamtenthum zu bahnen. Der Knabe entnahm diesem Gespräch die entschiedenste Abneigung gegen das Militärleben, während ihn früher die glänzenden Uniformen eher gelockt hatten, aber besonders setzte sich dadurch der Gedanke bei ihm fest, dass seine Stellung in der Welt eine aussergewöhnliche, abnorme sei und dass er daher auf sich selbst, auf seine eignen Kräfte zu rechnen habe.

So wurde der Kämpfer in ihm geboren, der in seiner edlen Natur sich nicht zum Rächer eines persönlich an ihm begangenen Unrechts sondern des an Tausenden immerfort neu verübten Unrechts, hervor bildete. Durch so kleine Anlässe giebt das Schicksal den Fingerzeig, welcher der eingeborenen Natur den Weg zeigt, den sie zu gehen hat, anfänglich meist noch unbewusst, dann immer klarer, bis man zuletzt, im hohen Alter den ganzen Weg überschauend, mit wahrem Erstaunen wahrnimmt, wie Alles zusammen getroffen ist, um uns zu dem zu machen, was wir unserem innersten Seelenkern nach werden mussten. Sind wir es nicht geworden, dann haben wir uns selbst anzuklagen; denn unser Schicksal kommt von Innen und unsere Tugend

besteht darin, dies zu verstehen und danach zu handeln. Immer nur von Aussen Alles erwarten und die Magnetnadel nicht erkennen, die nach dem rechten Pol zeigt, führt meist zu bitteren Enttäuschungen und ist die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist.

Herzen folgte dem inneren Wegweiser schon früh mit Bewusstsein. Noch fast im Knabenalter empfing er die geistige Taufe, welche zur Weihe für die Religion seines ganzen Lebens wurde. Es war das die erschütternde Kunde von der Hinrichtung von fünf der bedeutendsten Männer Russlands, deren Verbrechen darin bestand, die Führer einer geheimen Gesellschaft zu sein, welche den Zweck hatte, das russische Volk vom Elend der Unwissenheit und Knechtschaft zu erlösen. Der Kaiser Nicolaus I. begann seine Regierung mit diesem gesetzlichen Mord. Der noch nicht zum Jüngling gereifte, aber schon in tiefster Seele von dem Schicksal dieser Märtyrer betroffene Knabe, schwur, zusammen mit seinem gleichaltrigen Freunde Ogarew, beim Sonnenuntergang, auf einem Hügel bei Moskau, die Gemordeten zu rächen. Was damals in noch halb kindischer Empörung durch die junge Seele blitzte, entzündete sich bei dem Jüngling zur hellen Flamme, als er in den Kreis der studirenden Jugend an der Universität zu Moskau kam. Die russische Jugend nährte sich damals von der Begeisterung für die Ideale, welche ihr

aus dem westlichen Europa herüber zu leuchten schienen und das brennende Verlangen weckten, Russland zu freierer Entwickelung zu führen.

Herzen wurde einer der eifrigsten und begeistertsten Vertreter dieser Ideen und wurde auch eines der ersten Opfer derselben, als die Regierung anfing, sie, obgleich sie bisher nur theoretisch geblieben waren, auf das Strengste zu verfolgen. Sehr charakteristisch für die damaligen russischen Zustände ist die Erzählung in den Memoiren Herzens von den Vorgängen bei der Untersuchung und schliesslichen Verurtheilung, erst zu neun Monaten Gefängniss, dann zum Exil in Perm und danach in die kleine Provinzialstadt Wiatka an der sibirischen Grenze. Was er dort in der Nähe sah und miterlebte, bestärkte ihm nur in seinen Ideen und erhob sie zur festen Ueberzeugung durch die Erfahrung der Thatsachen.

In die düstere Oede dieses Aufenthalts fiel nur ein heller tröstender Strahl, das waren die Briefe seiner Cousine, Natalie Sackarin. Dieses junge siebzehnjährige Mädchen, ebenfalls in einer traurigen Mitte bei einer Tante, einer alten Fürstin Khovanski, erzogen, hatte schon längst in dem jungen Vetter Alexander ihr Ideal gefunden, während er sie noch wie ein Kind betrachtete. Erst als sein Verbannungsurtheil ausgesprochen war und seine Mutter, begleitet von der jungen Cousine, kam, um Abschied von ihm zu

nehmen, welches auf dem kleinen Kirchhof bei dem Gefängniss, in dem er neun Monate verbracht hatte, geschah, erst da sah er plötzlich in dem kindlichen Mädchen die erblühende Jungfrau und erkannte, dass die schwesterliche Zuneigung, die er bisher in der jungen Verwandten gefunden zu haben glaubte, und die er herzlich erwiderte, bereits zu jenem vergötternden Gefühl geworden war, welches über das Leben des Menschen entscheidet. Von da an entspann sich eine eifrige Correspondenz, welche drei Jahre hindurch dauerte und in Beider ödes Leben einen Glanz von Poesie, Liebe und Erhebung warf, wie keine Dichterphantasie ihn je schöner und reiner geschaffen hat.

Das junge Mädchen, umgeben von engherzigen, vorurtheilsvollen alten Frauen, die jeden ihrer Schritte beobachteten, sie nie in Freiheit liessen und sie nur aus dem alten, düsteren, fürstlichen Haus hinaus führten, um sie in die Kirche zu begleiten, musste diesen Briefwechsel geheim halten, denn man hätte ihr denselben, obschon mit dem Verwandten, nicht erlaubt. Sie schrieb die Briefe Nachts, wenn ihre Argusse im Schlafe lagen, oder Tags auf ihren Knieen, in irgend eine Ecke gedrückt und immer ängstlich horchend, ob man sie nicht überrasche. In diese Briefe ergoss sich die Fülle und die Poesie ihres inneren Lebens, denn ihr äusseres armes Dasein bot ihr wenig Stoff zu schönen Mittheilungen;

aber ihre Seele war so voll unerschöpflicher Harmonie, dass ihr auch die äussere Form ungelernt in anmuthigster Weise zu Gebote stand.

»Du bist eine Dichterin, mein Engel,« schreibt ihr Alexander einmal, »es ist die Liebe, welche Dir diesen Gesang voll Wahrheit und Tiefe gelehrt hat, wie er sich in all Deinen Briefen findet.« Man kann kaum denken, wenn man sie liest, dass sie in Eile, in einem Versteck, von einem jungen Mädchen geschrieben wurden, um deren Erziehung und Bildung sich Niemand bekümmerte.« »Zuweilen,« sagt Alexander wieder, »wenn ich Deine Briefe zum zehnten, zum zwanzigsten Mal gelesen habe und sie dann einmal vom literarischen Standpunkte aus betrachte, so könnte ich, ich gestehe es, wenn Du nicht mein wärst, auf ein solches poetisches Talent eifersüchtig werden; beinah jeder Brief ist ein Gedicht; das Gefühl entströmt Deiner Seele harmonisch wie von einer Harfe und Du weisst es selbst gar nicht, dass es ein Gesang ist, den Du ausströmst. Es ist Dir ebenso natürlich wie Deine Liebe zu mir.«

Aber auch in Herzen's Seele wurde dieser Briefwechsel ein entscheidender Lebensmoment; die begeisterte Liebe dieses reinen Mädchenherzens half ihm den Sieg erringen über die niedrigen Lockungen, denen in der brutalen Oede seines Exils ein feuriges Temperament wie das seine ausgesetzt war. Er wurde

seine *vita nuova* und seine Beatrice führte auch *ihn* den Höhen seiner Entwickelung zu. In diesen Briefen concentrirte sich ihr beiderseitiges Leben mit allen inneren und äusseren Erlebnissen in unumschränkter Wahrhaftigkeit, und es ist rührend zu sehen, mit welch edler Demuth sich die reiche, stolze, hochbegabte Natur Herzen's vor der Hoheit dieser jungen Seele beugt, sich selbst anklagt und von ihr dann in triumphirender Liebe freigesprochen wird.

Wie eine Frühlingsblüthe entkeimt dem Mädchenherzen in unschuldvoller Schönheit, aus dem düsteren Lebenskreis, in den sie gebannt war, das Gefühl, das sie zuerst nur als Freundschaft, als unbedingte Hingabe an ein Ideal ansah. So schreibt sie einmal im Anfang der Correspondenz in einer Nacht: »Alles schläft um mich her; ich bin allein mit »meinen Gedanken, mit meinem Alexander. »Sonst verursachte mir meine Lage tiefe »Traurigkeit, sie schien mir furchtbar; jede »Stunde wurde durch einen bitteren Gedanken »vergiftet, nichts befriedigte mich völlig, mein »Kinderherz fühlte die Qualen der Vereinsamung der Waise, selbst das Gebet war mir »keine Arznei für meine kranke Seele; die »Vorstellung von Gott blieb unvollkommen, »der Glaube war todt — aber Du bist gekommen — — und nun habe ich gelernt, dass »die Wünsche der Sterblichen keine Schranken »haben, dass wir schon auf der Erde im

»Himmel leben können; habe gelernt, dass es
»einen Zustand für den Menschen giebt, in
»welchem die Seele nur Hymnen des Dankes
»singt.

»Adieu, es ist furchtbar kalt in meinem
»Zimmer, ich könnte mich in Sibirien glauben;
»die Eiskruste an meinem Fenster ist dicker
»wie die Hand, nur das Licht der Laternen, das
»unten über die Eisschollen streift und in
»allerlei Farben glitzert, erinnert mich, dass
»ich in Moskau bin. Ich bin ganz erfroren,
»adieu also; ich drücke Deine Hand, die Hand
»meines Bruders, oh Gott, Dank Dir, meines
»Bruders! Deine Cousine Natascha.«

Diesem vergötternden Gefühl gegenüber, das sich noch immer nicht Liebe zu nennen wagte, fühlte sich Herzen in edelster Offenheit gezwungen, sein gestörtes und getrübtes Selbstbewusstsein zu offenbaren und seine Selbstanklage vor diesem Tribunal der absoluten Reinheit und Unschuld zum Urtheil nieder zu legen. Schon mehrere Mal hatte er von dem trostlosen Zustand, in welchen sein gegenwärtiges Leben seine Seele versetze, geschrieben und gesagt: »Seit lange ist meine Seele nicht rein
»und klar gewesen. Nein, mein jetziges Leben
»ist schlecht, auf welche Weise immer ich
»versuche mich darüber zu erheben, ich kann
»es nicht. Das Exil ist schlimmer als das
»Gefängniss. Die geräuschvollen Vergnü-
»gungen, mit welchen ich zuweilen die Zeit
»zu tödten suche, hinterlassen nur Leere und

»geistigen Nebel. Nicht ein sympathisches »Wesen ist da — — ja doch ein Wesen ist »da, welches mich versteht, ein Wesen voller »Poesie, die Dame (Madame Medviedev) von »der ich Dir einmal im Scherz gesprochen »habe, aber sie ist gebrochen vom Schicksal »und vielleicht noch unglücklicher als ich. »Mit 15 Jahren hat man sie an einen corrum- »pirten, widerwärtigen Mann verheirathet, er »lebt noch und ist ihr Tyrann. Schafft die »Natur wirklich nur edle und grossmüthige »Seelen, damit sie gequält werden? Nein, »diese Qualen sind die Erfindung des »Menschen, man muss niemand Anderes »darum anklagen.«

In einem späteren Brief dann, als ihre begeisterte Empfindung jede seiner Selbstanklagen zurückweist und ihr unbegränztes Vertrauen nur zwei Heiligthümer ihres Herzens anerkennt: Die Liebe zu Gott und die Liebe zu ihm — schreibt er: »Meine Freundin »Natascha, in Deinem letzten Brief wirfst Du »mir einen Mangel an Festigkeit vor, weil »ich mir widersprochen hätte. Erinnerst Du Dich »nicht, wie oft ich Dir wiederholt habe, dass »Du meinen Charakter zu poetisch auffassest? »Der Strahl einer fettigen Kerze leuchtet von »einem Diamanten zurückgeworfen. Deine »Seele ist noch so himmlisch frisch, dass sie »nur widerspiegelt, was es Lichtes in meiner »Seele giebt; doch dieses Lichte ist ein »irdisches Feuer mit sehr viel Glanz, aber

»Rauch, Russ, Verfinsterungen sind auch davon »unzertrennlich. Denke zuerst an mein Leben, »an einen Charakter, der ausserordentlich »feurig ist und in dem sich der Trieb zum »Schaffen mit tiefster Erregung des Gefühls »vereinigt. Der erste Stoss, den ich empfing, »wurde tödtlich für mein Gefühlsleben *), und »aus dessen Grab erwuchs dann die caustische «Ironie, welche mehr ärgert als lachen macht. »Ich glaubte alles Gefühl durch dieses Lachen »ersticken zu können, doch die Gefühle haben »genommen, was ihnen gehört und haben sich »verkündet durch die Liebe für eine Idee, für »einen erhabenen Gedanken, für den Ruhm. »Aber meine Seele war noch nicht ganz ge»reinigt. Die Liederlichkeit, auch wenn sie »nicht ganz lasterhaft ist — das bin ich nie »gewesen — erschöpft die Seele und lässt »giftige Keime zurück, welche fortwirken. »Ein Ocean könnte darüber hin strömen, ohne »den Flecken abzuwaschen. Der Abgrund »ist unermesslich und der Flecken ist auf dem »Grund. Ich habe gesagt, dass ich niemals »lasterhaft war und das zwar, weil ich niemals »kalt bei Vergehungen war. Kaltes Blut »und schlaue Ueberlegung sind die Merk»male des Lasters. Bei mir war es Fortge»rissenheit — Ungestüm — schon schlimm »genug! Wehe der Seele, die sich durch

*) Es war dies die endliche Gewissheit, dass seine Mutter nicht gesetzlich verheirathet und er ein illegitimes Kind sei.

»niedrige Lockungen fortreissen lässt! Das
»Gift war genommen, aber das Schicksal
»hatte ein Gegengift bereitet und dies Gegen-
»gift war das Gefängniss. Es war eine herr-
»liche Zeit für die Seele! Da war ich hoch
»und edel, da war ich ein Dichter und ein
»grosser Mensch. Wie ich alle Tröstungen
»verachtete, wie standhaft ich Alles ertrug
»und wie fest ich blieb in allen Prüfungen!
» — Das ist die beste Zeit meines bisherigen
»Lebens gewesen. Für meine Eltern, für
»meine Freunde war sie bitter; aber ich war
»glücklich. Dem Gefängniss ist das Exil
»gefolgt. Höre meine Beichte bis zuletzt, ich
»sage Dir Alles, ich entschleiere Dir Alles.
»In Perm hatte ich nicht die Zeit mich zu
»orientiren *), aber hier, zurückgekehrt in das
»gewöhnliche Leben, umgeben von lächer-
»lichen und niedrigen Nichtigkeiten und klein-
»lichen Aergernissen, ist meine Seele wieder
»von ihrer Höhe gefallen und mit dem Be-
»dürfniss aus diesem ‚far niente' heraus zu
»kommen, sind die sinnlichen Genüsse und
»damit die Vergehungen wieder herrschend
»geworden. So habe ich einige Monate ver-
»bracht — es ist abscheulich! — — Zuweilen,
»wenn ich Deine Briefe erhielt, kochte mein
»Blut; ich schämte mich; ich zerbiss mir die
»Lippen; ich schaute in diese Lichtwelt, aus

*) Er blieb nur kurze Zeit in Perm, wurde dann nach Wiatka geschickt.

»der ich geschieden war und — ich schwöre »es Dir — zu der ich nicht die Kraft hatte, »mich wieder zu erheben. Nur Deine Stimme »konnte mich erwecken; sie allein kam aus »jener Welt, in der meine Seele geblüht »hatte; ich liebte Dich immer mehr und der »Augenblick unseres Abschieds*) tauchte »täglich vor mir auf wie ein Traum. Ich »arbeitete nichts und auch jetzt thue ich nichts, »denn meine dienstlichen Beschäftigungen »rauben mir einen Abgrund von Zeit**). Ich »gewöhnte mich an das alberne Leben der »Salons und der Provinzler; ich gestehe »es offen, es gefiel mir, die erste Rolle in der »Gesellschaft zu spielen und ich vergass, dass »es die Gesellschaft von Wiatka war. End»lich aber wurde meine Seele matt; sie er»müdete; sie war so tief gefallen, aber sie »hätte empor springen mögen, als sie all die »Leere, die abscheuliche Leere, nur voll von »Ansteckung, von verpestetem Athem, von »künstlichen Leidenschaften erkannte — und »da — durchleuchtete plötzlich all diesen »Nebel ein Blitz und vor seinem Licht zer»floss der Nebel, der Tag kam noch nicht, »aber der Nebel war zertheilt. Und dies »Feuerwort war — die Liebe. Zuerst wollte »ich den Gedanken oder dies prophetische

*) Auf dem Kirchhof bei dem Gefängniss in Moskau.

**) Er musste täglich in der Kanzlei der Regierung von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr und Nachmittags von 5 bis 8 Uhr arbeiten.

»Gefühl zurückweisen, ich fürchtete es und da »schrieb ich Dir, dass ich nicht lieben »darf, dass ich diese Empfindung »fürchte. Aber die Stimme in meiner »Brust war zu stark. Nun erkalteten für »mich die Umarmungen, die heute dem Einen »gelten und morgen dem Andern; Ekel über»kam mich vor dem Kuss von Lippen, die »noch nicht trocken sind von den Küssen von »gestern. Ich bedurfte eine Seele und nicht »einen Körper. Die Idee der Liebe ist das »Höchste, welches alles Unreine ausschliesst; »es ist eine heilige Idee, denn auch die christ»liche Idee ist die Liebe, ja das wahre »Christenthum ist nichts anderes als die Liebe.

»Du sagst: ‚vollende, was Du angefangen »hast‘. Nein, ich bin nicht ganz verloren, ich »verzweifle nicht an der Zukunft. Adieu!

»Dein Cousin Alexander.«

Darauf schreibt Natalie nach Mitternacht: »Hurrah! Ich habe Deinen Brief! Ich ermüde »schnell, wenn ich vergebens einen Brief von Dir »erwarte; meine Seele wird krank, melancho»lisch; Alles langweilt mich, das Leben wird »unerträglich. Diesen Morgen hörte ich, dass »Ern*) angekommen sei; die paar Stunden, »bis ich ihn sah, schienen mir eine Ewigkeit; »ich war ausser mir vor Ungeduld, endlich — »Gott sei Dank! — — Mein Freund! Du

*) Ein junger Angestellter beim Gouverneur von Wiatka, welcher Herzen adorirte.

»giebst mir zu viel und Du nimmst mir viel!
»Wenn ich wirklich so bin wie Du es sagst,
»wie muss ich dann den ansehen, der mich
»so gemacht hat, den, der mein ganzes Leben
»hindurch mein einziger Stern war, mein
»einziger Retter? Ohne Dich wäre ich immer
»und ewig in Nichtigkeit, in Finsternissen
»verloren geblieben; welche Stimme, wenn
»nicht die Deine, hätte mich hervorgerufen
»aus dieser Nichtigkeit, aus diesem Dunkel?
»Und wer muss mein Schutzengel sein, wenn
»nicht Du? Du bist mir von Gott gesandt,
»Du bist seine Vorsehung für mich; Alexander,
»mein Freund, mein Retter! Nein, Du bist
»nicht das Licht einer fettigen Kerze, sondern
»eine Sonne und diese Sonne glänzt und
»spiegelt sich in meiner Seele wie in dem
»reinen Wasser eines klaren Baches. Oh,
»schau Dich an in diesem Bach, wie Du schön
»bist, wie Du wunderbar bist in seinem
»Spiegel! Und diese Sonne geht nicht unter,
»dieser Bach kennt keine Nacht, kennt nicht
»den Mond, nicht die Sterne, er kennt nur
»allein die Sonne, sieht nur die Sonne und
»fliesst seine klaren Wellen fort, in denen sich
»nur die Sonne spiegelt. Ich kenne die Liebe
»nicht, ich kann nicht lieben, denn meine
»Seele ist erfüllt von Dir allein; es ist kein
»Platz für ein anderes Wesen, für ein anderes
»Gefühl, als für die Freundschaft für Dich.
»Ich wollte Dir keinen Vorwurf machen, Dich
»nur erinnern, nicht zu nehmen, was einem

»Anderen gehört. Was ist Liebe? Ist sie denn »etwas Höheres als die Zuneigung, die ich »für Dich empfinde? Kann das Ideal der »Liebe schöner sein? Bleibt mir noch ein »Gedanke, der nicht Dir gehört, kann ich »noch mehr lieben? Nein, nein, nein! Selbst »wenn das Schicksal will, dass ich mein ganzes »Leben fern von Dir bleibe, so wird meine »Seele mit derselben Empfindung, welche sie »jetzt erfüllt, zum Himmel eingehen und »weder Trennung, noch Zeit und Verhältnisse »können sie erschüttern. Vielleicht sogar wird »ihr Gesang von dort aus zu Dir dringen, »der Gesang mit dem sie Dich im Himmel »feiern wird. Doch genug; liebst Du mich »denn nicht genug, um Vertrauen in mich zu »haben? Möge Deine Seele in meiner Seele »das lesen, was es mir nicht gelingt zu »schreiben.

»Du sagst, mein Freund, dass ich blind, »dass ich parteiisch für Dich bin und daher »nur sehe, was Gutes in Dir ist — nein, ich »sehe Dich, glaube ich, ganz wie Du bist und »ich bewundere und liebe Dich. Aber hör, »sag was Du willst, Du hast die Macht nicht, »den Glanz dessen zu verdunkeln, den ich in »dem Tempel meiner Seele verehre, mich von »dem zu trennen, von dem weder der Tod »noch der Himmel mich scheiden können. »Du kannst die Klänge in meiner Seele »schweigen, Du kannst mich verschwinden »machen, ich werde in Allem gehorchen; aber

»Du kannst die Gefühle und Gedanken meiner
»Seele nicht entreissen; sie sind Dir geweiht,
»sind erfüllt von Dir, sind das eigentliche
»Wesen meiner Seele.

»Also das Gefühl der Liebe erschreckt
»Dich nicht mehr, es ist Deiner Seele genaht,
»es kann Dich nicht verderben. Liebe, liebe,
»segle auf dem Meer der Liebe; es ist
»stürmisch, dunkel, furchtbar erregt, seine
»Wellen werden Dein Fahrzeug vielleicht dem
»Himmel zutragen! — — Aber komm zuweilen
»einen Blick auf die reinen, ruhigen Wasser des
»Baches zu werfen; in seinem Spiegel siehst
»Du den Himmel; siehst Du Dich selbst;
»komm, Dich an seinem Ufer auszuruhen;
»lausche auf sein Geflüster; Du wirst eine
»bekannte, vertraute Stimme darin erkennen,
»die Stimme Deiner Freundin, Deiner

»Natascha.«

Herzen hatte einen Stiefbruder, älter als er, der Sohn einer Leibeigenen, einen guten, aber kränklichen Menschen, der Einzige der Familie, der öfter in das Haus der alten Prinzess Khovanski kam und sich dann mit der jungen Cousine beschäftigte. Eines Tages aber hatte er ihr gesagt, dass er sie liebe und sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie war tief bestürzt von diesem entscheidenden Wort, denn sie hatte die Natur seiner Gefühle für sie wohl geahnt, aber jede Aeusserung derselben als Scherz behandelt, da sie ihn nicht kalt, wie Andere, die ihr

genaht, abweisen gewollt, denn sie war ihm von Herzen gut und hatte inniges Mitleid mit ihm, der in vieler Hinsicht ein unglücklicher Mensch war. Ihn zu heirathen aber war ihr ein entsetzlicher Gedanke und sie sagte entschieden nein, obgleich ihre Aussicht in die Zukunft als mittellose Waise, ohne Schutz und Anhalt, keineswegs eine heitere war und obgleich der Gedanke, ihn noch unglücklicher zu machen als er ohnehin war, sie tief schmerzte.

Alles dies schreibt sie dem fernen Freund und er antwortet aus Wiatka: »Natalie! In Deinem Brief vom 2. December »ist ein Satz, den Gott selbst Dir diktirt hat*). »Diesen Satz, in dem Du mir volltönend und »sonnenhell sagst, was Du für mich bist und »was ich Dir bin und den ich schon hundert»mal wieder las, habe ich mit Thränen in den »Augen geküsst: ‚Was gäbe ich nicht, um Dich »zu sehen! Aber was kann ich geben? Ich »habe nur Dich.‘ Ja, meine Freundin, ich »bin Dein; ja, Du hast mich verstanden; jetzt »erkläre ich mir, warum jener Brief Dich »nicht erschreckt hat. Du hast Dein Schick»sal in meine Hände gelegt und ich habe »mich Dir gegeben. Nichts kann uns mehr »trennen. ‚Fürchte nichts, ich werde ver»schwinden, wenn es Dir nöthig ist.‘ Warum

---

*) Es ist ihre Antwort auf den Brief seiner Selbstanklage gemeint.

»aber hast Du das geschrieben? In diesen
»Worten versteckt sich ein kalter Gedanke,
»aber vielleicht irre ich mich — was für
»Dinge gehen uns nicht zuweilen durch den
»Kopf?

»Was Dir mit meinem Bruder begegnet
»ist, hat mich tief erschüttert! Ja, es ist
»schrecklich, einen Unglücklichen noch un-
»glücklicher machen zu müssen! Dass Du
»dabei nicht kalt warst, glaube ich, ich würde
»aufhören Dich zu lieben, wenn Du es ge-
»wesen wärst. Die Fatalität ist eine furcht-
»bare Sache, wenn sie Jemand verfolgt, so
»verfolgt sie ihn bis an das Ende. Bemühe
»Dich auf alle Weise seine Leidenschaft zu
»beruhigen, aber erinnere Dich, dass jedes
»kalte Wort ein Messer in das Herz stösst.
»Ich denke mich an seine Stelle — nein, ich
»kann es mir nicht denken, denn ich kann
»Dich mir nicht vorstellen ohne Deine Liebe
»für mich. Diese Nachricht hat mich traurig
»gemacht, umsomehr als ich sie gar nicht
»erwartete.

»Ich habe Dich verstanden in dem Ge-
»fängniss von Krontitzi, ‚als Du schwiegst,'
»sagst Du — ja, ich habe damals viel
»verstanden.

»Meine Melancholie, die Du bemerkt hast,
»vergeht. Ich habe jetzt einen Mann in meiner
»Nähe, welcher jeden Enthusiasmus versteht,
»das ist der unglückliche Dichter Witberg.
»Ich kann nicht ganz allein leben, er ist mir

»wie ein vom Himmel Gesandter erschienen.
»So versteht das Schicksal die Wunden, die
»es schlägt, zu heilen. Wie er seine Frau
»liebt und mit welcher Begeisterung er von
»ihr spricht! Warum sprichst Du mit solcher
»Verachtung von der Heirath? Die Freund-
»schaft scheint Dir zu genügen, aber was
»Du, mein Engel, unter dem Worte verstehst,
»ist gar nicht Freundschaft, sonst wären die
»Worte nicht aus Deiner Seele gekommen:
»,Ich habe meine Seele vergeben und kann
»ich sie theilen?' Dann könntest Du sie
»theilen. — — — — — Du wirst mein Bild
»haben; Witberg wird es für meinen Vater
»machen (bemerke, dass es ein grosser Mann
»ist, der das erste Bild von mir macht)*),
»aber ich habe schon eine gute Copie für
»Dich verlangt. Möge es Dich trösten in der
»Trennung; unsere Trennung wird lang sein,
»Natascha, sie wird nicht mit Wiatka enden.
»Aber endlich, wenn Alles vorüber ist, wenn
»die Jahre des Nomadenlebens vorüber sind,
»wenn der Weg zu Ende ist, den ich gehen
»kann, dann werde ich mein Haupt an
»Deine Brust legen, dann werde ich Dir sagen,
»dass es ein vollkommnes Glück giebt, dann —
»dann — aber es ist noch fern — fern, mein
»Engel!

»Leb wohl! Dein Alexander.«

---

*) Witberg war Architekt, Maler und Dichter, ein bedeutender Künstler.

Auf einen anderen der von Liebe und Poesie erfüllten Briefe Natascha's antwortete der Verbannte wieder: »Ich bin überwältigt »von Glück, meine schwache irdische Brust »kann die Seligkeit, das Paradies, das Du mir »schenkst, kaum tragen. Wir haben uns ver»standen, es ist nicht Freundschaft, die uns »vereint, es ist Liebe! Ich liebe Dich, Natalie, »ich liebe Dich unaussprechlich, so viel, so »stark wie meine Seele lieben kann. Du hast »mein Ideal verwirklicht; Du hast den Forde»rungen meiner Seele entsprochen. Wir »konnten nicht uns nicht lieben. Ja unsere »Seelen sind verlobt und unsere Geschicke »werden sich auch vereinen. Hier ist meine »Hand, sie gehört Dir; hier ist mein Schwur, »weder Zeit noch Verhältnisse können ihn »brechen. In traurigen Stunden dachte ich, »dass alle meine Wünsche unerfüllbar seien, »wo sollte ich das Wesen finden, nach welchem »meine Seele sich sehnte? Solche Wesen »sind die Schöpfung der Dichter und finden »sich nicht unter Menschen. Und siehe da — »ganz nah bei mir ist ein Wesen erblüht, »ohne Uebertreibung viel vollkommner als »mein Traum und dieses Wesen liebt mich »und dieses Wesen bist Du, mein Engel. »Wenn alle meine Wünsche sich erfüllen »sollen, wo nähme ich ein Dankgebet zu Gott »her, das würdig genug wäre?«

Darauf schreibt Natalie: »Als Du mir ge»sagt hast, Alexander, dass Du mir gehörst,

»habe ich gefühlt, dass meine Seele rein und
»erhaben ist, ja, dass mein ganzes Wesen
»schön sein muss. Mein Freund, ich war
»glücklich, Dich zu bewundern, zu lieben; ich
»wurde edler, wohlthätiger durch den Wunsch,
»mich Deinem Ideal zu nähern, es schien mir
»so hoch wie ein himmlischer Stern. Ich
»lebte nur durch Dich, ich athmete durch
»Deine Freundschaft und die Welt schien mir
»nur schön durch Dich. Ich fühlte mich als
»Deine Schwester und ich dankte dem Himmel
»dafür; ich suchte, was ich noch wünschen
»könnte und wahrhaftig, ich fand nichts, so
»erfüllt war meine Seele, so genügte mir
»Deine Freundschaft. Aber Gott hat mir
»noch einen anderen Himmel öffnen wollen,
»hat mir zeigen wollen, dass die Seele noch
»mehr Glück fassen kann, dass für die, welche
»lieben, dass Glück keine Grenzen hat, dass
»die Liebe noch höher ist als die Freund-
»schaft — — — Oh, mein Alexander, Du
»kennst dies Paradies der Seele, Du hast
»seinen Gesang gehört, Du hast ihn selbst
»gesungen; aber ein Licht erleuchtet meine
»Seele zum ersten Mal; ich verehre, ich bete,
»ich liebe.

»Mein Freund, ich möchte ein Engel
»werden, um Deiner vollkommen würdig zu
»sein; ich möchte, dass in der Brust, auf die
»Du Dein Haupt legen wirst, ein ganzer
»Himmel wäre, in dem Dir nichts fehlte, und
»dass sie reich wäre durch die Liebe, durch

»Dich allein. Und mit dieser Liebe, welches
»Vertrauen in Dich! Aber kann man lieben
»ohne Vertrauen? Nein, mein Freund, Dein
»Ideal ist zu hoch, suche es dort — dort —
»näher bei Gott, auf dieser Erde existirt es
»nicht. Du kannst ein Ideal sein für Viele,
»aber das Deine zu sein — — Ich werde
»oft traurig, wenn ich mich selbst beobachte
»und meine Nichtigkeit vor Dir erkenne, mein
»Alexander. Meine Brust ist zu eng, um
»Alles zu enthalten, was Du wünschest, viel-
»leicht ist meine Seele auch noch zu weit von
»der Deinen, um sich mit ihr in eins zu ver-
»schmelzen? Nein, mein unvergleichlicher
»Freund, so wie ich wirst Du viele finden;
»neige Dein Haupt nicht auf eine schwache
»Brust, die nicht stark genug ist, so viel
»Schönheit, so viel Heiligkeit zu tragen. Ich
»bin traurig geworden. Leb wohl!«

Später: »Verzeih mir diese traurigen
»Gedanken, mein Freund. Die Trennung,
»die Entfernung, alles das verwirrt zuweilen
»meine Seele und bedeckt sie mit Wolken.
»Wenn ich noch weit unter Deinem Ideal bin,
»noch sehr fern davon, so wird mich die
»Liebe für Dich ihm nähern. Ich fühle, dass
»ich schon sehr verändert bin, dass ich besser
»werde — aber wie schön muss die Seele
»sein, die Dich zu verstehen und zu lieben
»weiss.

»Mit welcher Extase gehe ich jetzt in den
»Tempel Gottes! Mit welcher Extase bete

»ich! Ich weiss, für wen ich flehe; ich weiss, »für wen ich bete. Und wie ich alle »Menschen liebe und wie ich wünsche, dass »sie mich lieben mögen! Liebt, liebt die »Schwester, die Freundin Alexander's! Liebt »die, auf deren Brust sein Haupt ruhen wird.

»Heute ist der Namenstag Deiner Mutter; »ich gratulire Dir, mein Freund. Wie ich ge»wünscht hätte, diesen Tag mit ihr zu ver»bringen, aber es ist unmöglich! Wenn ich »sie öfters sehen könnte, würde unsere Tren»nung weniger schrecklich für mich sein, »aber auch dessen bin ich beraubt*). Alles »verfolgt mich auf der Erde; wenn es aber »Gottes Wille ist, so möge diese Trennung »noch länger dauern; doch ich will nicht »zweifeln, ich will Glauben haben, dass die »Zeit kommt, dass die Tage kommen, wo ich »mit Dir sein werde, und dann kann nur der »Tod mich von meinem Freund trennen.

»Vielleicht wirst Du denken, ich sei eine »Träumerin; aber, sag, mein Freund, kann ich »von den Träumen und Gedanken lassen, von »denen Du unzertrennlich bist? Oft, wenn »die Menschen sich nicht zu sehr um mich »drängen, verschwindet mir Alles auf der »Erde, Alles, was lebt, und nur Du, von dem »ich mich nie trennen kann, bleibst bei mir. »Die Augenblicke sind schön! Wir sind dann

*) Die Prinzess Khovanski verbot ihr Herzen's Mutter, die sie nicht liebte, zu sehen.

»so nah bei Gott, Alles ist so erfüllt von
»unserer Liebe, dass es in solchen Augen-
»blicken scheint, als wenn selbst der Himmel
»uns beneidete; Gott selbst segnet unsere
»Liebe, das ganze Universum feiert sie, als
»wenn Alles nur Liebe wäre. Lichtvoll ist
»mein Leben, Alexander, und noch lichtvoller
»meine Seele. Wenn ich mit Dir sein werde,
»dann wird dieses Licht in Dir verschwinden
»wie ein Stern im Glanz der Sonne.«

»Wiatka, 22. Januar 1836.

»Natascha, Du kannst Dir nicht vorstellen,
»was meine Seele in diesen Tagen gelitten
»hat. Nachdem ich durch Ern (den schon
»genannten jungen Beamten, der zwischen
»Wiatka und Moskau zu reisen hatte und
»Natalie immer in Moskau sah) Deine Briefe
»empfangen hatte, war ich wie neu belebt,
»athmete freier, sah Alles klarer, mit einem
»Wort, war wie neu geboren. Da, inmitten
»der reizendsten Träume, wenn alle Gefühle,
»so wie die Luft der Berge durch ihre Rein-
»heit fast bedrücken — erfahre ich den Tod
»Medviedev's, von dessen Frau ich Dir ge-
»sprochen habe. Witberg und ich eilten hin
»zu ihr. Furchtbar! Er hat nichts gelassen
»als seinen Leichnam und das Elend mit all
»seinen Schrecken! Sie lag in tiefer Ohn-
»macht. Wir blieben da, gaben Befehle,
»ordneten an, aber denke Dir: Ihre Ohnmacht
»hat zwei und einen halben Tag gedauert.

»Und dabei sah man die Folgen der gesell-
»schaftlichen Organisation und der hohen Ent-
»wickelung, welche die Menschen sich ein-
»bilden erreicht zu haben! Sie lag da, ver-
»lassen, allein; nicht eine Dame, nicht eine
»Hand ausgestreckt, um ihr zu helfen. In
»diesen Augenblicken hat sich mir der Egois-
»mus der Menschen in all seiner kalten Ver-
»worfenheit so stark gezeigt, dass ich Alle
»verabscheute. Endlich habe ich Einige,
»durch Beschämung und Vorwürfe, genöthigt
»zu kommen. Während zwei Nächten ist
»Witberg nicht von der Unglücklichen ge-
»wichen. Jetzt ist sie wieder zu sich ge-
»kommen, aber für welche Zukunft? Für
»eine dunkle, thränenvolle Reihe von Unglück
»und Sorgen. In ihrem ganzen Leben hat
»sie das Wort Glück nicht gekannt. Sehr
»schön und gebildet, wurde sie von ihrem
»Vater in die Arme eines Spielers geworfen,
»er hat Alles verspielt. Sie ist eine Blume,
»die gebrochen ist, nicht um eine junge Brust
»zu schmücken, sondern um auf einem Grabe
»zu verwelken. Und drei Kinder — ist es
»nicht schrecklich? Ich habe an Egor
»Ywanowitsch*) geschrieben, dass er mir 1000
»Rubel leihen soll, die will ich ihr zukommen
»lassen. Nur sprich, bitte, nicht davon, denn
»ich habe nicht gesagt, wofür ich dies Geld
»brauche; sie mögen denken, es sei für irgend

*) Herzen's Stiefbruder.

»eine Dummheit. Sag es überhaupt Niemand,
»es muss ein Geheimniss bleiben. Ist es nicht
»schrecklich für sie, für eine edle, hohe Seele,
»Almosen zu empfangen? Ach, in der Stille
»und dem Nebel des häuslichen Lebens giebt
»es schrecklichere Leiden als das Gefängniss
»Kroutitzi und die Ketten. Diese zehren mit
»Lärm, die andern still und ohne dass man
»es merkt am Herzen wie ein Wurm und
»vergiften das Leben für immer.

»Und es waren Leute da, die lachten
»sogar über ihr Unglück und über meine
»Theilnahme. Das sind aber keine Menschen!
»Andere haben gesagt, sie stelle sich nur so
»unglücklich; doch sie sind es, die sich stellen,
»als ob sie Menschen wären, während sie doch
»nur wilde Thiere sind.

»Dagegen mit welcher Freude habe ich
»Witberg, diesen ausgezeichneten Mann, und
»dann auch noch Ern und Fräulein Pauline
»gesehen, welche Heim, Schlaf und Nahrung
»vergessend, für Alles dort gesorgt haben!
»Ihr Lohn ist in ihrer Seele und dort viel-
»leicht werden sie noch anderen Lohn haben.
»Aber hier nicht, hier spottet man über sie.
»Doch auch ich verstehe es zu spotten und
»in meiner Ironie ist Gift.

»Leb wohl, mein Engel, Dein liebens-
»würdiges Bild hat mich getröstet in diesen
»trüben Stunden; der Gedanke an Dich hat
»mich aufgerichtet und gestärkt.«

In einem späteren Brief schreibt Natalie:

»Meine Studien zerstreuen mich nicht mehr »wie sonst; die Bücher sind mir kein Trost »mehr; jetzt kann ich die Beschreibungen »der Gefühle, der Liebe nicht mehr mit Eifer »lesen — alles ist elend, ist niedrig, im Ver- »gleich mit dem, was in meiner Seele ist. »Nur ein einziger Wunsch, ein einziges »Streben ist noch ebenso glühend in mir wie »sonst und scheint sich da festgewurzelt zu »haben von dem ersten Blick an, den ich »auf die Welt warf, nämlich: Alles zu um- »fassen, Alles zu erreichen, die Wahrheit von »Angesicht zu Angesicht zu schauen, Alles »zu kennen, was unter dem Himmel ist. »Dieser Wunsch hat sich mit meiner Liebe »für Dich verstärkt, ohne diese wäre er er- »loschen, verschwunden. Aber ich wünsche, »ich wünsche, ich strebe, ich strebe — und »komme keinen Schritt vorwärts. Alles Nach- »denken, alles Forschen, alle Bemühungen »entfliegen wie die Schwalben bei dem »einzigen Gedanken: Er liebt mich! Da- »nach, was noch wünschen, was noch suchen, »was noch lernen? Wissend, dass Du mich »liebst, weiss ich Alles; im Besitz Deines »Herzens, besitze ich Alles. Mein Freund, »meine Seele, mein Alles, wann endlich werde »ich Dich wiedersehen, werde ich Deine »Stimme hören und Deine Liebe selbst in »Deinen Augen lesen, wann werde ich darin »den Widerschein meiner Liebe sehen?

»Heute ist der 10. April! Ein Jahr ist

»um! Es ist traurig zu sagen: Ein Jahr
»der Trennung!*)

»Geheiligter Tag! Geheiligte Stunden
»meines Lebens! Damals las ich in einem
»Deiner Blicke mein Schicksal, meine Zukunft,
»mein Glück. Du nahmst meine Hand und
»ich zitterte unwillkürlich und erschrak dann,
»als Du sie wieder fahren liessest, aber Dein
»Haupt an meine Schulter lehntest, wie, um
»Dich auszuruhen von dem Vergangenen und
»Dich zu stärken für das Zukünftige; da sahen
»wir uns an und in diesen Blicken erschauten
»wir, uns unbewusst, unsere Herzen bis auf
»den Grund; unsere Seelen sprachen, liebten
»sich und Gott vereinte uns in dem Augen-
»blick für immer.«

»7. April 1836, Wiatka.

»Ich bin traurig heute, Natascha, und des-
»halb schreibe ich Dir. Unsere Trennung ist
»zu peinvoll. Ich versuche Alles umsonst,
»erfinde Beschäftigungen und Zerstreuungen,
»aber es giebt kein wirkliches, völliges Ver-
»gnügen ohne Dich. Inmitten des Lärms,
»der Ausgelassenheit, der fröhlichen Gesichter
»steigt plötzlich ein dunkler Gedanke aus dem
»Grund des Glases, das man in der Hand
»hält, auf; das Lächeln erstirbt auf den
»Lippen und das düstere Gefühl der Trennung

---

*) Den 9. April 1835 hatte Natalie ihren Vetter im Gefängniss Kroutitzki gesehen und am 10. April war er nach Perm abgereist.

»legt sich beängstigend auf das Herz. Meine »Seele verwelkt ohne Dich; wenn noch so »viel Schlechtes in mir ist, so ist es, weil Du »nicht bei mir bist, die Berührung mit einem »Engel reinigt den Menschen. Deine Briefe »haben mich erweckt; ich suchte die Mittel »mich selbst zu vergessen und fiel; Deine »Liebe allein kann mich über die gemeine »Menschheit erheben. Du hast geweint, als »ich schrieb, dass die Liebe der moralische »Anfang meines Daseins würde, ich sehe »die Wahrheit dieser Worte unaufhörlich be»stätigt. So bald mir etwas Gewöhnliches, »etwas Niedriges in den Sinn kommt, erhellt »der Gedanke an Deine Liebe meine Seele »und vor diesem Licht verschwinden alsbald »alle dunklen und niedrigen Dinge. Oh, »Natascha, glaub mir, es ist die Vorsehung, »die Dich mir gesandt hat. Meine heftigen »Leidenschaften, durch wen konnten sie zurück »gehalten werden? Durch die Liebe einer »Frau? Nein, ich habe es erfahren — nur »durch die Liebe eines Engels, eines himm»lischen Wesens. Deine Liebe allein kann »mich leiten.«

»Am 10. April.

»Gestern, mein Engel, hast Du den ganzen »Tag an mich gedacht, das weiss ich, und ich »habe auch an Dich gedacht. Obgleich ge»trennt, waren wir doch vereint. Es ist ein »grosser Tag, wie Du sagst; Gott selbst hat

»uns an ihm vereint. Neun Monate Gefäng-
»niss, ein Jahr des Exils sind vergessen um
»dieser einen Stunde willen. Gestern habe
»ich zwei Briefe von Dir erhalten, von denen
»der eine mich sehr unzufrieden macht. Was
»hast Du, Natascha? Woher kommt dieser
»peinliche, bittere Ton in Deine Seele, in der
»nur die Liebe allein herrschen sollte? Es ist
»nicht die Trennung, die Traurigkeit darüber,
»verstehe ich; ich selbst, ein Baum, seinem
»heimischen Boden, seinem Himmel entrissen,
»bin traurig, aber da ist noch etwas Anderes:
»,Erinnere Dich nur, Alexander, dass bei
»Deiner Natascha ausser der Liebe durchaus
»nichts Anderes ist‘. Das ist ja gerade, was
»meine Seele wünschte, weshalb denn so
»etwas sagen? Du hast entweder nicht nach-
»gedacht, indem Du das schriebst, oder Du
»vergassest, dass Du an Alexander schriebst.
»Gerade daran sehe ich, dass ausser der Liebe
»auch noch Vorurtheile da sind. Indem Du
»dies: ,erinnere Dich‘ schriebst und noch dazu
»unterstrichst, scheint es fast, als wolltest Du
»Bedingungen stellen, unter denen Du mein
»sein willst. Natascha, Du bist eine hohe
»Natur, ein Engel, verwirf solche Dummheiten;
»ich kenne Dich; nicht ich habe Dich ge-
»wählt, Gott hat Dich für mich gewählt. Er-
»innere auch Du Dich, dass die, welche er
»für mich wählte und welche schon das Ideal,
»das meine Phantasie sich geschaffen hatte,
»übertroffen hat, höher sein muss, als gewöhn-

»liche Wesen. Ein Kuss der Liebe soll uns ver-
»söhnen. Ich verstehe, dass sich zuweilen ein
»Augenblick der Trauer in die Seele schleicht
»und dass sie dann traurige Klänge giebt, wie
»die zerrissenen Saiten einer Harfe.

»Sieh, was wir jetzt thun müssen. Ich bin
»doch fast in offenem Krieg mit der Fürstin*),
»ich muss mich mit ihr versöhnen. Wie könnten
»wir uns sonst sehen? Könnte man nicht
»machen, dass sie mir schriebe, wenn es auch
»nur ein Wort wäre in einem Brief an meinen
»Vater? Dann schrieb ich ihr und wir würden
»versöhnt. Du wiederholst meine Worte, dass
»die Liebe meine Zukunft verderben würde;
»ich bin jetzt anderer Meinung; ich wollte
»damals die Idee der Liebe mit aller Macht
»verbannen und deshalb schrieb ich das. Ich
»habe Dich auch nicht gesucht, aber die Vor-
»sehung hat Dich mir gegeben. Sei überzeugt,
»dass sie es gut mit uns meint. Nein, die
»Liebe kann die Zukunft nicht verderben. Und
»wer darf sich auch eine besonders hohe Zu-
»kunft versprechen? Auch darin muss man
»es der Vorsehung anheim stellen.

»Dein für immer! A. Herzen.«

Endlich sei noch ein besonders charakte-
ristischer Brief Herzen's aus jener Zeit an-

---

*) Die Fürstin Khovanski, bei welcher Natalie war, liebte Herzen nicht wegen seiner Offenheit und seinem Widerwillen gegen alle Schmeichelei. Seine Gefangennahme beleidigte sie noch mehr und sie nannte ihn nun nur noch: »der unglückliche Sohn meines Bruders Ivan«.

geführt, in welchem sich seine edle Seele, die aus jeder Verirrung siegreich hervorgeht, in schöner Offenheit, welche ein Hauptzug seiner Natur war, offenbart.

»Wiatka, Ende April 1836.

»Es ist schon lange her, theure Freundin, »dass ich keinen Brief von Dir habe. Gebe »Gott, dass die Post mir heute etwas bringt, »wären es auch nur einige Worte. Natascha, »Du weisst es ja selbst, welche Freude es ist, »Briefe zu empfangen, und welche Qual, um- »sonst welche zu erwarten. Glücklicherweise »hat mein frivoles Leben nun ein Ende ge- »nommen; ich arbeite wieder, nicht ganz so »viel wie früher, aber mit wahrem Nutzen. »Man muss sich von den Menschen und der »reellen Welt nicht entfernen, das ist nur ein »altes deutsches Vorurtheil, denn es ist in der »reellen Welt, dass das Leben seinen vollen »Inhalt erreicht, der sich nicht in der Studir- »stube findet und aus dem man viel lernt. »Aber wehe dem, der seine Seele in die Leere »der Welt dahin giebt und die andere höhere »Seite derselben vergisst. Als ich hier ankam, »war ich niedergeschlagen, krank, traurig, und »deshalb suchte ich Trost in dem falschen »Lärm. Das konnte aber nicht lange dauern. »Du hast noch meine Rückkehr zum Ideal »beschleunigt, und dies Jahr ist kein ganz ver- »lornes in meinem Leben. Es ist reich an »Erfahrungen, an Gefühlen und besonders an

»Liebe für Dich, mein Engel. Jetzt habe ich
»den Plan eines sehr wichtigen Artikels in
»Gedanken, für dessen volle Entwickelung man
»vielleicht einen ganzen Roman schreiben muss,
»welcher das Thema, von dem ich Dir im
»vorigen Briefe sprach, und dabei Vieles aus
»meinem eignen Leben enthalten wird. Ich
»will entschieden in jeder meiner Compositionen
»einen Theil meines Seelenlebens aussprechen,
»ihre Zusammenstellung nachher wird vielleicht
»eine hieroglyphische Biographie von mir; es
»ist einerlei — ob die Eindrücke, durch welche
»ich durchgegangen bin, in einzelnen Novellen
»wiedergegeben werden, wo Alles reine Er-
»findung ist, wenn nur der Grund wahr ist.

»Jetzt bin ich sehr mit einer religiösen Idee
»beschäftigt: den Fall Lucifer's; eine colossale
»Allegorie; ich bin dabei zu wichtigen Re-
»sultaten gekommen. Aber das ist noch im
»Werden.

»Nun naht der Mai; es ist ein Jahr, dass
»ich hier bin, aber noch ist keine wirklich feste
»Hoffnung auf Rückkehr da. Gott, wie die
»Menschen uns hart behandeln! Im Lauf von
»beinah zwei Jahren haben sie uns eine einzige
»Zusammenkunft von einigen Minuten und einen
»einzigen Kuss gegönnt, und das war ein
»Abschiedskuss! Ach, und wir sind uns so
»nöthig Einer dem Andern! Das Schlimmste
»ist, dass noch gar keine bestimmte Hoffnung
»ist, Niemand will sich direkt für einen Exilirten
»verwenden. Ach, Natascha, hier habe ich

»noch erst recht die Niedrigkeit der gewöhn-
»lichen Menschen kennen gelernt, denn hier
»zeigt sie sich in ihrer ganzen Nacktheit, ohne
»nicht einmal mit dem geringsten Schleier von
»Erziehung bedeckt zu sein. Und wie muss
»ich dem Schicksal danken, dass ich selbst
»hier noch eine hohe Seele gefunden habe:
»Witberg.

»Aber weisst Du, das wird Dich sehr
»wundern, dass ich sogar hier von Dir spreche,
»beinah alle Tage — hier, in Wiatka! Ja,
»beinah alle Tage, und das ist für mich eine
»unaussprechliche Freude. Du wirst fragen:
»Aber mit wem? Die Liebe ist schüchtern,
»deshalb habe ich nie ein Wort darüber an
»Witberg sagen können, dessen granitner
»Charakter solche Anvertrauungen eher ent-
»fernt. Ich habe auch nicht darüber mit
»Pauline Medviedev sprechen wollen, denn ich
»weiss, es würde sie geschmerzt haben und
»sie ist schon ausserdem unglücklich genug*).
»Aber Du erinnerst Dich wohl einer andern
»Pauline, einer Deutschen, die hier bei einer
»Freundin lebt, von der ich Dir schon schrieb.
»Sie hat sehr viel Poesie und ich weiss nicht,
»wie es kam, aber sie war die Einzige, der
»ich meine ganze Liebe für Dich sagen konnte,

---

*) Madame Medviedev liebte Herzen; er hatte sich eine Zeitlang hinreissen lassen, dies Gefühl scheinbar zu theilen, eine Schuld, die er sich nachher Natalien gegenüber bitter vorwarf.

»und seit dem Augenblick bist Du der Gegen-
»stand unserer Unterhaltungen. Schreibe ihr
»daher, bitte, ein freundliches Wort, sie ver-
»dient es, denn sie wünscht von ganzem
»Herzen, dass Dein Alexander bald in Deine
»Arme eilen könne.

»Mama hat mir geschrieben, dass Du ein
»neues Piano bekommen hast. Mach so viel
»Musik, wie Du kannst. Ich werde nach Haus
»schreiben, dass man Dir ein Rondo von Herz
»giebt, das ich ausserordentlich liebe und mir
»hier oft vorspielen lasse.«

»29. April.

»Du schreibst, Ogareff habe sich in seine
»Braut verliebt wegen der deutschen Litteratur,
»und weil Du sie nicht kennst, sei es nicht
»der Mühe werth, Dich zu lieben. Hör' doch
»auf, solchen Unsinn zu schreiben, liebe
»Natascha, schäme Dich. Deine Seele erstaunt
»mich oft durch ihre Hoheit, ihre Heiligkeit,
»während, wenn Du auch selbst die Astronomie
»wüsstest, mich das noch nicht zur Bewunderung
»hinreissen würde. Erniedrige Dich nicht, Du
»Engel, Du mir von Gott selbst gesandt. Ich
»liebe Dich für Deine Seele; ich liebe Dich
»für Deine Liebe, die Dein „Ich" ist; ich liebe
»Dich, weil ich nicht kann, Dich nicht lieben.
»Ist es möglich, dass die glühende Sprache
»meiner Briefe, diese Feuerflamme, noch den
»Schatten eines Zweifels übrig lässt, ob ich

»solchen Aeusserlichkeiten irgend welche »Wichtigkeit beilege?

»Und so möge der Segen Deines Vaters »sich erfüllen und Alexander Nevski Dein »Schutzheiliger sein*). Mich hat Dein Vater »auch mit demselben Bild einmal gesegnet »und ich habe es hier mit mir. Denke noch »nicht an eine neue Trennung. Es sind genug »trübe Dinge in der Gegenwart. Ich werde »noch nicht in Moskau bleiben dürfen, auch »wenn man mich von Wiatka fortlässt, aber »ich gebe Dir mein Wort, dass, wenn nur die »leiseste Möglichkeit ist, ich mich nicht von »Dir trenne. Ich habe Dir schon geschrieben, »dass ich die Hälfte meiner Sorgen auf »Deine Schultern lege, trage sie mit Deinem »Alexander.

»Ende dieses Monats wird sich eine ernste »Frage entscheiden: Kann ich hoffen, noch in »1836 nach Moskau zu gehen? Wenn das »Gebet hülfe, welche Bitte würde der Himmel »lieber erhören als Deine?

»Wie Madame Witberg noch glücklich ist »im Unglück, bei ihrem Mann bleiben zu »können! Aber glaube mir, wir werden auch »noch Augenblicke haben, wo das Paradies

---

*) Natalie's Vater war der ältere Bruder vom Vater Herzen's. Als er starb, segnete er seine Kinder alle, aber Natalie besonders mit einem Bild Alexander Nevski's. Als dann die Mutter mit den Kindern Petersburg verliess und durch Moskau kam, nahm die Fürstin Khovanski die siebenjährige Natalie zu sich, um ihr eine Erziehung zu geben.

»uns beneiden wird. Leb' wohl, ich umarme »Dich. O, dass der Augenblick schnell käme, »wo ein lebendiger, langer, feuriger Kuss alles »Dunkle verschwinden machte!

»Dein Alexander.«

Endlich, nach drei Jahren des Exils, wurde durch Verwendung des Grossfürst-Thronfolgers, welcher durch Wiatka kam, Herzen daselbst sah und sein unverdientes Schicksal erfuhr, dessen Aufenthalt daselbst beendet und er wurde nach Wladimir geschickt, das, siebenhundert Werst näher an Moskau, ihm schon eine halbe Befreiung schien. Dennoch verliess er Wiatka nicht ohne Bedauern. Er hatte dort Bande aufrichtiger Freundschaft mit einigen jungen Leuten geschlossen, denen er Abends in einem kleinen Zimmer, bei 25 bis 30 Grad Kälte draussen, den Sinn für höhere Culturgedanken öffnete und deren innigste Sympathie ihn, als er schied, begleitete. Mit Rührung gedachte er mehr als 20 Jahre später noch dieser »hyperboräischen Freunde«, indem er alte Briefe von ihnen wieder las, in denen sie ihm Zeugniss gaben von dem, was er ihnen gewesen. »Ich zögere nicht, Dir anzuvertrauen,« schrieb Einer von ihnen am 26. Januar 1838, »dass ich jetzt ganz unglücklich bin. Hilf mir auf der Bahn weiter zu wandeln, die Du uns geführt hast; Dein Rath fehlt mir. Ich will mich mit aller Gewalt belehren. Wenn Du mich verlässest, begehst Du ein grosses Ver-

brechen.« Und ein Anderer schrieb: »Ich segne Dich, wie der Bauer den Regen segnet, der sein unbebautes Feld befruchtet hat.« Diese Beweise, dass sein Leben dort nicht ohne edle Wirkung geblieben, waren ihm Ersatz für die neun Monate Gefängniss und die drei Jahre Exil an der Grenze Sibiriens!

Von seiner Ankunft in Wladimir an beginnt eine neue Periode seines Lebens, eine reine, klare, junge, ernste, einsame, aber von Liebe erfüllte Periode. Herzen sagt davon: »Nur zitternd kann ich davon reden, ich fürchte, die Kraft wird mir dazu fehlen. Ausserordentliche Ereignisse, brennende Schmerzen kann man dem Papier leichter vertrauen, als ganz klare Erinnerungen, die keine Wolke verdunkelt hat. Ist es möglich, das Glück zu erzählen? Erwartet keine langen Berichte von dem Leben, das ich damals in meinem Innern führte. Es sind viele Dinge da vorgekommen, von denen ich zu Niemandem gesprochen habe, obgleich sie nichts Geheimnissvolles hatten, aber eine Art Schüchternheit des Herzens hielt mich zurück.«

Als er Wiatka verliess, schrieb er noch an Nathalie: »In Wladimir wird mein ganzes Leben Dir geweiht sein; ich werde mein Herz reinigen und Dich von Weitem in meinem Gebet anrufen. So hält der Pilger, bevor er in Jerusalem eintritt, irgendwo bei Emaus an, um des Aufenthalts dort würdig zu werden, und bittet Gott, das Vergangne zu vergessen. Ich

werde in dieser Stadt meine 40 Tage in der Wüste machen.«

Er hielt Wort. Vom ersten Tage an begann er ein ganz anderes Leben als das von Wiatka. Seine kleine Wohnung glich eher der Zelle eines Mönchs als der Wohnung eines Löwen der Gesellschaft in der Provinz. Auch kam ihm nicht einmal der Wunsch nach frivolen Zerstreuungen; sein Schutzgeist war ihm nun nahe; Briefe aus Moskau kamen am zweiten Tag nach Wladimir und es schien ihm, als trügen die beschriebnen Blätter noch die Spur des Blicks, der auf ihnen geruht hatte.

Aber die friedliche Existenz, die er in Wladimir führte, wurde bald beunruhigt durch Nachrichten, die ihm aus Moskau von verschiedenen Seiten zukamen. Es handelte sich um Nathalie's Schicksal.

Die Kindheit und Jugend dieses holden Mädchens war, wie schon erwähnt, eine traurige gewesen. Wie schon gesagt, war sie nach dem Tod des Vaters erst sieben Jahre alt, von Petersburg mit den übrigen Geschwistern von der Mutter, einer Leibeignen, fortgeführt und in Moskau der Fürstin Khovanski übergeben, welche sie zu erziehen versprach, worauf die Mutter fort zog in eine andere Stadt. Herzen hatte zunächst nur den Eindruck eines blassen, stillen, traurig aussehenden Kindes, das in einem langen wollnen Trauerkleid am Fenster sass und verschüchtert in den Hof hinunter sah, ohne zu sprechen, wenn er kam, die Fürstin

zu besuchen, was nicht oft geschah, da ihm das Haus der Tante kein sympathischer Aufenthalt sein konnte. Für die arme Waise aber war seine anziehende Jünglingsgestalt, vom Feuer einer edeln, von Idealen durchglühten Seele verschönt, in der traurigen Mitte, in der sie lebte, wie ein Lichtbild aus einer besseren Welt, und die Neigung für ihn wuchs mit ihr selbst empor, wie man es aus den Briefen sieht, bis sie zuletzt zu der das Leben beherrschenden Liebe wurde, durch die sich ihre Individualität und ihr Schicksal vollendeten.

In Wladimir nun wurde, wie gesagt, das ruhige, ernste Leben, das Herzen sich bereitet hatte, gestört durch die Nachrichten, die ihm von Moskau zukamen. Die Fürstin Khovanski hatte schon bei der Gefangennehmung Herzen's Verdacht geschöpft, als sie sah, welch tiefen Eindruck die Nachricht auf Nathalie machte, aber als das Exil dem Gefängnisse folgte, tröstete sie sich, indem sie meinte, dass in diesen unbekannten Orten, Perm, Wiatka, von denen Niemand wisse, wo sie seien, der »Staatsverbrecher, der unglückliche Sohn ihres Bruders Ivan«, sich den Hals brechen oder jedenfalls die junge Cousine vergessen werde.

Aber endlich kam es zu Tage, dass dies nicht geschehen sei; die geheime Correspondenz wurde entdeckt und alsbald ertheilte die Fürstin die strengsten Befehle an die Dienerschaft, keine Briefe von Nathalie fort oder welche zu ihr hin

zu bringen, und als nach zwei Jahren des Exils Stimmen laut wurden, dass dasselbe bald zu Ende gehen würde, da beschloss sie, ohne weitere Ueberlegung zu handeln, die arme Waise vor diesem »Menschen ohne Religion und ohne Grundsätze« zu retten und sie zu verheirathen. Sie ergriff dazu das sicherste Mittel; während sie früher immer seufzend bemerkt hatte, dass die arme Waise beinah nichts besitze und man daher irgend eine Versorgung für sie annehmen müsse, so beschloss sie nun, in der Angst vor Herzen's Rückkehr, die Waise zu verheirathen, als wäre sie ihre eigne Tochter; sie setzte ihr eine bedeutende Mitgift aus und bedachte sie in ihrem Testament. Mit solchen Vorzügen findet man überall, so auch in Moskau, leicht einen Freier, besonders wenn man noch dazu, so wie die Fürstin, dienstfertige, alte, devote Frauen um sich hat. Diese und die Kammerfrauen begannen Nathalie von dem Vorhaben der Fürstin zu unterrichten; sie erklärte ihnen aber, dass das völlig vergebliche Mühe sei. Darauf fingen unaufhörliche Verfolgungen der niedrigsten, demüthigendsten Art an. Auf dem Landgut, wo die Fürstin den Sommer zubrachte, musste sie bei kaltem, feuchtem Wetter in einem Zimmer mit drei alten Frauen bleiben, die sich von der Krankheit und dem Tod ihrer paralytischen Männer erzählten und die absurdesten Beschuldigungen gegen Herzen vorbrachten. Wieder in Moskau, wurde es noch

schlimmer; sie war gezwungen, auch Abends in Gesellschaft der alten Frauen zu sitzen und zu stricken und die albernen Gespräche, vermischt mit Ausfällen gegen Herzen, anzuhören, während man ihr verbot, sich in ein anderes Zimmer zurückzuziehen, um Clavier zu spielen. Als nun gar die Nachricht kam, Herzen sei nach Wladimir, so nahe Moskau, versetzt, da galt es, eilig zu sein. Nathalie wurde, in neuen Kleidern, zu einer bekannten Dame geführt, woselbst eine Gesellschaft versammelt war, in der sich ein Oberst befand, der seine Absicht unverhohlen kund gab, auch fernere Schritte that, bis Nathalie ihm ihre Abneigung so deutlich zeigte, dass er einen Vorwand suchte, sich zurückzuziehen, und vorgab, die Mitgift sei zu gering. Die Fürstin entschloss sich hierauf, zu dem demüthigenden Schritt noch den Besitz eines Gutes hinzuzufügen, aber auch das änderte nichts und dieser Versuch schlug fehl. Ein zweiter mit einem jungen, sehr empfehlenswerthen Offizier, wurde von Nathalie abgeschnitten, indem sie in's Geheim an den Offizier schrieb, mit edler Offenheit bekannte, dass sieeinen Andern liebe und ihn bei seiner Ehre beschwor, ihr nicht neue Qualen und Verfogungen zu bereiten. Der Offizier verstand und zog sich zurück. Die Fürstin, gekränkt und beschämt, forschte nach der Ursache; sie wurde durch die Schwester des Offiziers entdeckt und nun kannte die Entrüstung der Fürstin keine Grenzen. Nathalie

wurde in ihrem Zimmer eingeschlossen und ein Familienrath wurde zusammenberufen, um über die unglückliche Geschichte zu berathen. Herzen's Vater kam nicht; in seiner gewöhnlichen egoistischen Art liebte er nicht, sich in so missliche Dinge zu mischen. Aber der jüngere Bruder der Fürstin, der Senator, kam mit einem Neffen, welcher das Wort führen sollte, und nun wurde die Delinquentin vorgeladen. Aber anstatt des schüchternen stillen Mädchens, das sie bisher gekannt hatten, trat ihnen eine edel-stolze, entschlossne, hoheitsvolle Frau entgegen, bereit, für ihre Liebe jeden Kampf zu bestehen. Die Beredtsamkeit des Wortführers stockte endlich vor den entschiedenen Erklärungen Nathaliens, dass sie jede andere Bewerbung zurückweise und ihrer Liebe für Alexander treu bleibe, was man ihr immer gegen ihn vorbringen möge. Dann aber nahm die innere Erregung die Oberhand, sie brach in Thränen aus und wandte sich an den Senator, der immer gut gegen sie gewesen war, und bat ihn, sie vor dieser unwürdigen Behandlung zu schützen. Er, dem schon die ganze Scene missfiel, gerieth in völlige Wuth, als die vertraute Gesellschafterin der Fürstin, die schlimmste Verfolgerin Nathaliens, beim Familienrath zugegen, das Wort ergriff und mit höhnischer Bemerkung sich an die Fürstin wandte. Er donnerte die Person in solcher Weise an, dass sie erschreckt und beleidigt das Zimmer verliess. Auch Nathalie hatte auf

Befehl der Fürstin in ihr Zimmer gehen müssen, und nun überhäufte der Senator seine Schwester mit Vorwürfen und der Familienrath endete, wie gewöhnlich, mit Streit und Nervenzufällen der Fürstin, die zu Bett gebracht und von ihren Frauen mit Essenzen gerieben und mit dem Riechen von Salzen und dergleichen wieder gestärkt wurde. Der Senator aber ging zu Nathalie, die in bitterem Schmerze in ihrem Zimmer weinte, bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte ihr seinen Schutz und dass er nicht erlauben werde, dass man sie zu etwas zwinge.

Obgleich Nathalie das Gröbste, was ihr begegnete, dem Freund verschwieg, so genügte doch schon das, was er erfuhr, ihn auf das Heftigste zu beunruhigen, und er beschloss nun auch, seinerseits zu handeln. Zunächst schrieb er seinem Vater, bekannte ruhig und einfach seine Liebe für Nathalie und bat ihn nur, zusammen mit dem Senator das junge verwaiste Mädchen, das ihnen doch eben so nahe stände wie der Fürstin, vor Misshandlungen zu schützen.

Der Vater erwiderte, dass er sich nicht in Anderer Angelegenheiten mische und dass er dem Sohne rathe, eine Neigung, die wohl nur das Resultat des einsamen langweiligen Lebens im Exil sei, ruhen zu lassen und sich für eine Reise in's Ausland vorzubereiten. Dieser Plan, schon früher angeregt und begeistert von dem Jünglinge erfasst, wurde doch aus

Zartgefühl gegen den Vater kaum mehr erwähnt, da er bei seinem Abschied vor der Reise in's Exil wohl die Thräne gesehen hatte, die in des Vaters Auge glänzte und er nicht freiwillig eine Trennung vorschlagen wollte, zu der er nun gezwungen worden war. Umsomehr überraschte ihn dieser Vorschlag jetzt, wo eine derartige Reise ganz ausserhalb seiner Wünsche lag. Er hatte mit aller Schonung und vollkommen aufrichtig gegen den Vater gehandelt; so zurückgewiesen, ging ihm das Bewusstsein auf, dass er seine Zukunft nun selbst in die Hand nehmen müsse, was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, da er sie für völlig sicher und unfehlbar hielt in der Gewissheit ihrer gegenseitigen Liebe, welche ihnen beglückend bisher genügt hatte. Mit dem Gedanken, dass er nun selbständig den eignen Weg gehen und sein Schicksal selbst bestimmen müsse, wurde er zum Mann der That, der er nun hinfort bis an sein Lebensende blieb.

Er hatte in dem Augenblick in Wladimir den Besuch seines Bruders und eines Universitätsfreundes K. . . ., den er während der Jahre des Exils nicht gesehen hatte und der ihm nun von den übrigen Jugendfreunden, von den Veränderungen oder Fortschritten der Anschauungen etc. erzählen musste. Ihm vertraute er seine Liebe für Nathalie und seine Sorge um sie an und dieser, nachdem er umsonst alle Einwände versucht hatte, bot sich

an, mit Herzen's Vater zu sprechen. Zurückgekehrt nach Moskau, geschah dies alsbald, aber der Abgesandte war zu der diplomatischen Verhandlung mit dem aristokratischen, egoistischen Voltairianer nicht geeignet, und aus dem anfänglich höflichen Zwiegespräch wurde eine Discussion der unangenehmsten Art, von Seiten des alten Jacovlev mit spitzigen Bemerkungen über die Einmischung in Dinge, die Jenen nichts angingen und von diesem, in Gesinnung und Form ausgeprägtem Demokraten, mit Heftigkeit geführt. Herzen erhielt brieflich von Letzterem die Anzeige, nicht auf seinen Vater zu rechnen; so trieb nun die Sorge, die ihn quälte, ihn zu einem excentrischen Entschluss. Er sass mit seinem Bruder, der im Begriff war, nach Moskau zurückzukehren, beim Essen und überraschte diesen plötzlich mit der Frage, ob er ihn mit nach Moskau nehmen wolle, ihn an der Barriere bei der Einfuhr in die Stadt für seinen Bedienten ausgebend. Dem Bruder fiel die Gabel aus der Hand vor Erstaunen und er glaubte falsch gehört zu haben, aber als seine Bedenken alle an dem heissen Wunsch Herzen's, Nathalie zu sehen, scheiterten, entschloss er sich, die Sache zu wagen und zwei Stunden darauf rollten die Beiden mit raschen Postpferden dem ersehnten Ziel entgegen. In Moskau begab sich Herzen zu dem oben erwähnten Freund, der ihm half, sich am sichern Ort zu verbergen und am Abend, mittelst einiger Nathalien er-

gebner Domestiken, dieser eine Botschaft zu senden, die sie in Bestürzung und Seligkeit versetzte. Am folgenden Morgen um 6 Uhr konnte sie ihm eine Zusammenkunft gewähren, in welcher das Glück des Wiedersehens jeden andern Gedanken verschlang, so dass sie keine Verabredung irgend einer Art getroffen hatten, als die alte Dienerin kam, sie wieder zu trennen. Der Freund erzürnte sich, als er hörte, dass Nichts beschlossen sei, aber Herzen erklärte, er werde schreiben und eilte nach Wladimir zurück, damit seine Abwesenheit dort nicht bemerkt werde, da er sonst wegen dieses Ausflugs aus dem Exil ohne Erlaubniss strenger Strafe verfallen und vielleicht auf Lebenszeit nach Sibirien geschickt worden wäre. Zwei Monate vergingen nun in Vorbereitungen aller Art. Der Taufschein Nathalie's musste herbeigeschafft werden, die Fürstin hatte ihn in Verwahrung; ein Freund verschaffte einen anderen aus dem Archiv des Consistoriums, mittelst Geldgeschenken, Bitten, selbst Gastmählern etc. Herzen musste suchen Geld zu leihen, um die nöthigen grossen Ausgaben zu bestreiten, aber endlich war Alles bereit und er begab sich mit seinem treuen Diener Matvei, der ihm fast ein Freund war, auf die Fahrt. In Moskau ohne Hindernisse angelangt, stieg er bei einem andern Freund, der durch K. benachrichtigt war, ab, wo dieser ihn treffen wollte. Seine Ankunft verzögerte sich aber, da er am Sterbebett einer Freundin weilte, die

er nicht hatte verlassen können. Die Verzögerung versetzte Herzen in tödtliche Unruhe, denn in Moskau durfte er sich nicht lange aufhalten und die ganze Sache musste schnell abgemacht werden, wenn sie gelingen sollte. Endlich kam K. und brachte ihm den Segen der Sterbenden, einer vortrefflichen Frau, die er früher gekannt. Darauf gingen die zwei Freunde, um Nathalie, die vorbereitet war, zu holen. Herzen blieb mit der Frau des Freundes, die lebhaften Antheil an der Sache nahm, in peinvoller Erwartung zurück. Nach einiger Zeit, die den Wartenden eine Ewigkeit schien, erschien der Freund und rief schon von Weitem, es sei gelungen, K. sei mit Nathalie fort und erwarte Herzen ausserhalb der Stadt an einem bezeichneten Ort. Dieser warf sich schnell in eine Droschke und traf die Flüchtigen; Nathalie warf sich in seine Arme und sagte: »Für immer«. »Für immer«, wiederholte Herzen. Sie mussten in einem kleinen Gasthof verweilen und Matvei erwarten, der mit einem Reisewagen ankommen sollte. K. wurde besorgt, als dieser ausblieb, aber Herzen war unbesorgt, denn er wusste, dass die Fürstin zu stolz sei, sie polizeilich verfolgen zu lassen, dass sie ausserdem auch nichts thue, ohne den Senator zu fragen und dass dieser wiederum nichts thun lasse, ohne Herzen's Vater zu benachrichtigen, der Letztere aber nicht zugeben werde, dass man den Sohn mit der municipalen Polizei in Berührung bringe. Die

einzige, wirkliche Gefahr drohte nur von der geheimen Polizei dritter Abtheilung, dieser furchtbaren geheimen Macht, die über den Schicksalen der Russen schwebt. Aber Alles war mit solcher Raschheit ausgeführt, dass auch von dieser Seite nicht absolut etwas zu fürchten war und als endlich Matvei mit der Calesche kam, entliess der treue K. sie mit herzlichem Gruss und sie rollten, selig bewegt, dem kleinen Wladimir zu.

Dort angelangt, brachte Herzen seine Braut zu einer Familie, die er kannte, und begab sich sofort an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Alles war ihm günstig, selbst der Erzbischof, den er aufsuchen musste, um einen Priester zu bestimmen, die Trauung zu vollziehen, zeigte sich freundlich geneigt; zwei junge Leute, ein Offizier und ein Angestellter, die er kaum kannte, die er aber bat, seine Zeugen zu sein, willigten freudig ein, da sie sich durch sein Vertrauen geehrt fühlten, und als Alles bereit war, fuhren sie gegen Abend zu einer kleinen Kirche ausserhalb der Stadt; die sinkende Sonne grüsste sie mit feurigen Strahlen und die Verlobten sagten lächelnd: »Das ist unser Hochzeitsgeleit.« In der kleinen Kirche erwartete sie der Priester und die zwei Brautführer; ein alter Küster sang eine geistliche Melodie; ein Paar Kerzen erleuchteten die Kirche spärlich; der treue Matvei betrachtete das junge Paar mit Thränen in den Augen; der Erzbischof, der vorüber fuhr und

hörte, was sich in dem Kirchlein begebe, schickte ihnen seinen Segen und so wurde ihr Bund geschlossen.

In dem einfachen, fast ärmlichen Heim Herzen's hatte Matvei den alten Kronleuchter, der im Wohnzimmer hing, mit Lichtern versehen und diese angezündet und zwei Flaschen Wein herbei gebracht. Die wurden mit den zwei Brautführern geleert, wonach diese sich entfernten und das junge Paar seinem Glück überliessen.

Am folgenden Tag schrieb Herzen seinem Vater, bat, ihm nicht zu zürnen wegen der ohne seinen Willen vollzogenen Thatsache und ihm seine Vergebung und seinen Segen zu schicken. Der alte Jacovlev hatte die Gewohnheit, dem Sohn einmal die Woche einige Zeilen zu schreiben, auch diesmal schrieb er, aber nicht früher als gewöhnlich, äusserte sein Bedauern über das Geschehene, dem er sich nun unterwerfen müsse, da es vor Gott sanktionirt sei, fügte aber hinzu, dass, da der Sohn seinem Willen zuwider gehandelt habe, er nicht das Geringste der ihm bisher ertheilten Pension hinzufügen werde. Im heiteren Uebermuth des Glücks machte diese charakteristische Aeusserung des sich stets gleich bleibenden Wesens des alten Voltairianers das junge Paar herzlich lachen. Aber ihre ökonomische Lage war allerdings auf das Aeusserste beschränkt; das geborgte Geld war aufgebraucht; Matvei hatte sich aus Oekonomie zum Koch

gemacht, aber seine Kenntnisse in der Kochkunst reichten nicht weit und die Zusammensetzung der Mahlzeiten war oft höchst komisch; auch die Garderobe war so dürftig, dass sie eine Zeitlang nicht ausgehen konnten und wie Gefangene in ihrem kleinen Heim bleiben mussten. So blieb es beinah ein Jahr lang; dann sandte der älteste Bruder Nathaliens, der das väterliche Erbe allein besass (als der einzige legitime Sohn) eine Summe, mit welcher die Schulden bezahlt werden und eine geräumigere Wohnung genommen werden konnte. Auch der Vater schickte nun von Zeit zu Zeit kleine Extrasummen und so gestaltete sich das Leben auch äusserlich freundlich, da es sonst nichts zu wünschen übrig liess an tiefster Harmonie, an Liebesfülle, an Jugendlust und höchstem sittlichen und geistigen Ernst. Endlich krönte die Geburt eines Sohnes dieses reine Glück; das Höchste, was das Leben geben kann, war erreicht und es war natürlich, als im Jahre 1839 endlich die Erlaubniss kam, nach Moskau zurück zu kehren, dass Herzen sich fast schmerzlich ergriffen fühlte, den kleinen Ort zu verlassen, in welchem er das reinste Glück, das Sterblichen zu Theil werden kann, gefunden hatte, und sich wieder auf den grossen Lebensocean hinaus zu begeben, auf dem auch dem sichersten Schiffer Stürme und Gefahren drohen, über die er nicht Herr ist. In Moskau wurde er von dem Kreise junger Männer, die sich inzwischen

um den auch aus dem Exil zurückgekehrten Ogarev gesammelt hatten, freudigst empfangen und alsbald in die philosophischen Discussionen hinein gezogen, welche damals die Moskauer Jugend unter dem Einfluss der Philosophie von Hegel ganz und gar beschäftigten. Aber sein Aufenthalt in Moskau dauerte nicht lange. Auf Betrieb seines Vaters war ihm eine für seine Jugend angesehene Stellung im Ministerium zu Theil geworden und er musste, Ende des Jahres 1840, mit seiner Frau nach Petersburg ziehen. Bei seiner Abreise ermahnte ihn sein Vater, vorsichtig zu sein, da man dort überall von Spionen umgeben sei. Denselben Rath erhielt er gleich nach seiner Ankunft von mehreren befreundeten Menschen, und Alles, was er in der Hauptstadt sah und hörte, flösste ihm den tiefsten Widerwillen ein. Er war aber kaum in seine neuen Funktionen eingetreten, als man ihn schon wieder verdächtigt und beschuldigt hatte, eine Criminalgeschichte, die ganz Petersburg besprach, wiederholt zu haben mit hinzugefügten Bemerkungen gegen die Regierung; der Czar Nicolaus hatte ihn daher auf's Neue nach Wiatka verwiesen. Mehrere der einflussreichen Männer jedoch, selbst der Chef der geheimen Polizei, General Dubelt, verwendeten sich für ihn und so wurde ihm erlaubt, eine weniger entfernte Provinzialstadt als Wiatka zu wählen. Er wählte Novgorod, woselbst er eine Stelle in der Verwaltung zu übernehmen hatte. Nach

sechs Monaten dieser Arbeit aber war er so empört und mit Ekel erfüllt durch Alles, was er sah und hörte, dass er Krankheit vorschützte, um nicht mehr in das Bureau zu gehen. Inzwischen hatten seine Freunde Alles in Bewegung gesetzt, um ihm die Erlaubniss zur Rückkehr nach Moskau zu erwirken, und die Kaiserin selbst hatte bei einem Familienfest ihren Gemahl gebeten, diese Erlaubniss zu ertheilen. Es war ihr gelungen, sie zu erhalten unter dem Vorwand, dass Herzen's Frau krank und die Rückkehr nach Moskau ihr nothwendig sei. Darauf schrieb der Graf Benkendorf, der damals allmächtige Minister: es sei Herzen erlaubt, seine Frau zu begleiten. Sie beeilten sich, die elende kleine Stadt zu verlassen im Juli 1842.

Eine grosse Muthlosigkeit hatte sich Herzen's bemächtigt in der sinn- und geistlosen Thätigkeit, zu der er in diesem Bureauleben verurtheilt war neben dem Abscheu, den ihm der Einblick in die tiefe Corruption in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens einflösste. Der Drang nach edler Bethätigung der ihm innewohnenden geistigen Kräfte, der in der Oede dieses Lebens keinen Ausweg fand, verdüsterte seine Stimmung und lag schwer auf seinem Gemüth, so dass auch Nathalie anfing, deshalb zu leiden, weil sie sah, dass ihre Liebe nicht mehr allein im Stande war, sein Leben auszufüllen und ihm ein heiteres Genüge zu geben. Nach Moskau zurückgekehrt in den geistig

so bedeutend angeregten Kreis junger Kräfte und hervorragender Menschen, wie der geistvolle Belinski, der vortreffliche Granofski u. A., beruhigten sich diese Krisen wieder und es begann nun für Herzen die eigentliche Entfaltung seiner Manneskraft und Thätigkeit. Sein selbstgewählter Name wurde bald hervorragend und geschätzt in der russischen Litteratur durch Schriften wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, und er zog es in edlem Selbstgefühl vor, diesen Namen beizubehalten, als sein Vater ihn legitimiren und dadurch berechtigen wollte, Namen und Fürstentitel der alten Familie Jacovlev anzunehmen. Durch sich selbst wollte er den Namen adeln, den er trug, und er hat Wort gehalten. Der Name Jacovlev ist vergessen; der Name Herzen bleibt nicht nur in Russland ein Name von bedeutungsvollem Klang, der immer auf's Neue ruhmvoll tönt, wie sehr man seinen Schall auch zu ersticken versucht hat, sondern auch im Westen Europas, ja in der ganzen gebildeten Welt ist dieser Name bekannt, von Manchen gefürchtet, von Vielen geliebt und verehrt, von Allen anerkannt als einem Manne angehörig, der unter die bedeutendsten Gestalten der Mitte und zweiten Hälfte des eben beendeten Jahrhunderts gezählt werden muss.

Der Tod seines Vaters, der im Mai 1846 starb, löste für Herzen die engeren Bande, die ihn an Moskau knüpften, und entflammten seine Sehnsucht, den Westen Europas kennen zu

lernen, besonders Paris, welches den jungen Russen das Eldorado der Freiheit und der Bildung schien. Das Vermögen, das ihm sein Vater hinterliess, setzte ihn in den Stand, diesen Wunsch erfüllen zu können, aber die formellen Schwierigkeiten, um die Erlaubniss und einen Pass zur Reise zu erhalten, schienen unübersteigliche Hindernisse werden zu wollen. Er stand noch immer unter polizeilicher Aufsicht, wie ihm das gleich bei seinem Abschied von Novgorod angekündigt worden war und es bedurfte abermals eines Vorwandes: die Gesundheit seiner Frau, die ein ausländisches Bad besuchen müsse und der dringenden Verwendung angesehener Personen, bis ihm endlich ein Pass für ein Bad im Ausland zu Theil wurde. Am 21. Januar 1847 verliess er Moskau mit den Seinen, seine Mutter mit eingeschlossen. Eine Menge Schlitten folgten den Reisenden bis zur ersten Poststation und hier nahmen die Freunde tiefbewegten Abschied von ihnen, nicht ahnend, dass 23 Jahre später, auch am 21. Januar, diese geist- und lebenvolle Persönlichkeit Abschied vom Leben nehmen werde, ohne das Vaterland, das er so sehr liebte und für das er zu kämpfen entschlossen war, wiedergesehen zu haben.

Die Reise ging direkt ohne Aufenthalt nach Paris. Hier bildete sich alsbald ein Kreis bedeutender Menschen um den kühnen, die höchste Freiheit des Gedankens in geistvoller

Dialektik äussernden Russen. Männer aller Nationalitäten schaarten sich um ihn und als die revolutionäre Bewegung in Frankreich, Italien und Deutschland begann, stürzte er sich mit feuriger Hingebung mit in den Kampf. »Die Ferne lockte mich in das weite Feld der That, eröffnet durch den Kampf des freien Wortes,« schrieb er später an Freunde in Russland, »ich dürstete nach einer unabhängigen Arena, ich wollte meine Kräfte ohne Hindernisse erproben«. Aber die freudige Erregung, die ihn mit der vollen Gluth seines feurigen Temperaments in die revolutionäre Bewegung des westlichen Europa's gezogen hatte, musste bald der schmerzlichsten Enttäuschung weichen, als seine Ideale, anstatt sich zu verwirklichen, von der reaktionären Uebermacht erdrückt, in den Staub sanken, als persönliche Kränkungen und herbe Verluste sein Herz unheilbar verwundeten und seinen Glauben nach allen Seiten hin erschütterten. »Alles ist eingestürzt,« schrieb er später, »die Freiheit der Welt und das persönliche Glück! Die Revolution und der häusliche Herd, die Republik und das Dach meines Hauses!« aber er ermannt sich und setzt hinzu: »Keine Schwachheit! Wer überleben hat können, muss den Muth haben, sich zu erinnern.«

Diese Worte charakterisiren die Natur Herzen's, diese feurige Kämpfernatur, die der gewaltige Intellekt auch über einen Abgrund

der tiefsten Seelenschmerzen zum Sieg durch die That erhebt. Doch hatte er während der ersten Zeit der revolutionären Erhebung Momente der schönsten Begeisterung erlebt, besonders als er im Anfang der Bewegung mit den Seinen und einer befreundeten russischen Familie nach Italien und Rom eilte, wo die Sonne der Freiheit in leuchtender Klarheit aufgehn zu wollen schien. Er gedachte dieser Momente in Rom mit besonderer Innigkeit und sagte: »Es ist wahr, dass, ehe ich nach Rom kam, das Paris von 1847 mich erschrocken und voller Zweifel gelassen hatte, aber ich wurde bald wieder hingerissen durch die Ereignisse, welche hier um mich her in dem prachtvollen Rahmen von Italien vor sich gingen. Ich habe die Revolution am Fusse des Vesuvs gesehen; ich sah sie vor dem Vatikan; ich sah den König von Neapel vom Volk bezwungen und den Papst demüthig um das Almosen der Popularität bitten — und ich fing wieder an, leidenschaftlich zu glauben — es war eine Trunkenheit, ein Fieber, ein Sturmwind, der Alles fortriss, Alles aufwühlte; ganz Europa stand auf, schritt vorwärts — ich stürzte mich in den Wirbel — als ich anfing, wieder zu mir selbst zu kommen — war Alles verschwunden; die Nachtwandlerin, durch den Ruf der Polizei erschreckt, war vom Dache gefallen. Denn es war ein Anflug von Somnambulismus in dem Allen und nicht ein Erwachen.«

»O Rom, wie liebe ich es, an Dich zu denken, mir wie ein Geiziger über seinen Schätzen Tag für Tag, Stunde für Stunde meine Begeisterung für Dich zurück zu rufen! — Es ist Nacht, der Corso ist überfüllt mit Menschen; hie und da leuchten Fackeln; in Paris ist schon seit einem Monat die Republik proklamirt; aus Mailand lauten die Nachrichten, dass man sich schlägt, dass das Volk den Krieg gegen Oesterreich fordert; man sagt, dass Karl Albert mit seinen Truppen dazu bereit ist; das Gerede der aufgeregten Menge gleicht dem wechselnden Gebraus der heranrollenden und entfliehenden Wogen. Das Volk ordnet sich in Colonnen: »Vorwärts zum piemontesischen Gesandten, um zu fragen, ob der Krieg wirklich erklärt ist!

In die Reihen! in die Reihen, wenn Ihr für uns seid! ruft man uns zu.

Wir sind Fremde!

Desto besser, willkommen! Ihr seid unsere Gäste!

Und wir treten in die Reihen.

»Die Fremden voran! die Gäste voran, besonders die fremden Frauen!«

Und die Masse des Volkes theilt sich mit Jubel in zwei Hälften. Ciceruacchio, der Führer des Volks, und ein junger bleicher Römer, der die Fahne trägt, durchschreiten die Reihen und kommen, uns die Hand zu drücken. »Die fremden Frauen unter die Fahne!« ruft das Volk. Der Volkstribun

schreitet voran; mit der Fahne kommen meine Frau und die Töchter der befreundeten russischen Familie; dann der Zug der zehn- oder fünfzehntausend Menschen, der sich wie eine Riesenschlange von der Piazza del Popolo, den Corso entlang, durch die ewige Stadt windet, mit der majestätischen vornehmen Grazie, die nur der Römer besitzt und die gleich weit entfernt ist von dem soldatischen Marsch der Franzosen, wie von dem undisciplinirten Durcheinander der Engländer. Die ersten Reihen treten in den Palast des Gesandten ein. Nach einigen Minuten öffnet sich die Thüre des Balkons, der Gesandte tritt heraus und bestätigt die Nachricht. Ein Sturm der Begeisterung empfängt dieselbe unten. Ciceruacchio steht neben dem Gesandten und neben ihm, unter der Fahne, vier junge russische Frauen, alles hell von Fackeln und Candelabern beleuchtet. Ich sehe sie noch, als wäre es gestern gewesen, auf dieser steinernen, heraustretenden Tribüne eines alten Palastes und unten das hoch erregte Volk, welches in seinen Ruf nach Krieg und seine Drohungen öfter die Worte mischte: »Es leben die fremden Frauen! Vivat die fremden Schwestern!«

In England hätte man uns ausgepfiffen und beleidigt; in Frankreich uns für russische Agenten gehalten; aber der aristokratische Proletarier, der Nachkomme des Marius und der Tribunen, grüsste uns mit aufrichtigem

Wohlwollen. Er adoptirte uns in dem europäischen Kampf und so kommt es auch, dass sich das Band der Liebe nur mit Italien nie zerrissen hat, diese Erinnerung des Herzens wenigstens bleibt unbefleckt.

Welch seltsamer Traum! Aber ich beneide die Klugen nicht, die damals nüchtern blieben, nicht mit einem Lächeln der Hoffnung auf den Lippen einschliefen. Das Erwachen kam nur zu bald! Der unerbittliche Macbeth der Realität erhob schon die Hand, um den Schlummer zu tödten. ‚My dream was past, it had no further change!‘«

Nach den schönen Tagen in Italien, die aber auch dort schon in Enttäuschung endeten, ging Herzen mit den Seinen in die Schweiz. In Genf schrieb er in deutscher Sprache, wobei ihm der deutsche Revolutionär Fr. Kapp behülflich war, das merkwürdige Buch »Vom andern Ufer«, in das seine glühende Seele den ganzen Strom von Schmerz, Enttäuschung und Zorn über die zerstörten Ideale ergoss und mit der geistvollsten Dialektik und mit unerbittlicher Logik die miterlebten Ereignisse, besonders die Junitage 1848 und die brutale Freude der Sieger, der sogenannten Republikaner, den Präsidenten Cavaignac an der Spitze, geisselte. Dieses Buch, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben, bleibt eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte jenes kurzen Zeitraumes von 1848 bis 50. Es ist vollständig

unparteiisch, denn der Verfasser war ein Ausländer, den kein materielles oder Partei-Interesse bei den Vorgängen beeinflusste, sein Urtheil war das einer grossen Intelligenz und einer von edelster Humanität und reinstem Freiheitsdrang erfüllten Seele. Wenn man es jetzt, fast fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen, wieder liest, muss man erstaunen, wie klar damals schon das helle Auge dieses Russen bis auf den Grund der Uebel drang, an denen unser westliches Europa bis auf den heutigen Tag krankt, und noch ist nichts über jene Zeit geschrieben, was überzeugender die innere Wahrheit des Vorgefallnen darthut. Aber ausser der mit dem eignen Herzblut geschriebnen Darstellung der westlichen Ereignisse brachte es auch eine Betrachtung über russische Zustände, die nach Custine und Haxthausen als die dritte, aber bei Weitem vollständigere Offenbarung über das ferne Ostreich, dem Buche noch ein besonderes Interesse verlieh. Durch dieses Buch wurde Herzen's Name im westlichen Europa, besonders in Deutschland, zuerst bekannt, und zwar nicht nur bloss in litterarischen Kreisen; ich z. B. erhielt es aus der Hand eines Arbeiters in Hamburg, der es mir mit den Worten brachte: das ist auch Einer von den Unsern *). Von Genf kehrte Herzen allein auf kurze Zeit nach Paris zurück, wo ihn

---

*) s. Memoiren einer Idealistin.

besondere Freundschaft an Proudhon fesselte, dem er, mit der grossmüthigen Freigebigkeit, die in seiner Natur lag, bedeutende Summen zur Herausgabe seines Journals zur Verfügung stellte. Doch konnte seines Bleibens da nicht lange sein, denn die Polizei der Republik, in der sich der Staatsstreich und das Kaiserreich vorbereitete, ahnte in dem geistvollen, feurigen Russen einen nicht zu verachtenden Gegner und wiess ihn aus. Ebenso war ihm bereits die Rückkehr nach Russland unmöglich gemacht, da sein Name schon einen zu revolutionären Klang hatte. Er wählte nun Nizza zum vorläufig festen Aufenthalt, miethete eine schöne Villa und begab sich mit seiner Familie dorthin. Hier fand er sich in einem Kreis italienischer politischer Flüchtlinge, welche aus Neapel, Rom, Toskana vertrieben, hier in dem freisinnigen Piemont, das bereits für seine künftige Stellung wirkte, Zuflucht suchten. Aber es warteten seiner hier schwere Schicksalsschläge, die ein minder starkes männliches Herz gebrochen haben würden. Seine Mutter, eine noch kräftige, lebensvolle Frau, war mit ihrem Lieblingsenkel, dem zweiten Sohn Herzen's, und dessen Lehrer nach Paris zum Besuch von Freunden gereist und man erwartete ihre Rückkehr in der dazu festlich geschmückten Villa. Das Dampfschiff sollte sie von Marseille her bringen, und die Familie eilte zum Hafen, die Ankunft desselben zu erwarten. Aber statt des Gehofften kam ein

anderes Schiff und auf demselben die Kammerfrau von Herzen's Mutter, die schreckliche Kunde bringend, dass bei den Hyerischen Inseln ein Zusammenstoss der beiden Fahrzeuge stattgefunden habe, dass das Schiff, welches die Erwarteten trug, zum Sinken gebracht sei und dass die Letzteren den Tod in den Wellen gefunden hätten. Die verzweifelte Zofe war von dem unbeschädigten Schiff aus gerettet worden. Die Gesundheit von Nathalie Herzen, welche der Geburt eines Kindes entgegen sah, wurde so heftig von der furchtbaren Nachricht erschüttert, dass sie krank wurde und nach einigen Monaten mit dem neugebornen Kind starb. An ihrem Todbett kam die Erzieherin der Kinder Garibaldi's mit ihren Zöglingen (die in dem damals noch italienischen Nizza, dem Geburtsort des Vaters, lebten) zu beten, und ein Kreis edler italienischer Patrioten umgab den schwer getroffenen, russischen Gesinnungsgenossen, als er am Abend, beim Scheine der Fackeln, mit seinen kleinen Waisen an dem offnen Grabe stand, in das man die Hülle der so tief geliebten Frau senkte. Die Poesie seines Lebens war dahin; ihm blieb nichts mehr als die That, die revolutionäre That für das ferne Vaterland, das er nicht mehr betreten durfte, der Kampf, geführt mit den Waffen eines an der Erfahrung zur höchsten Freiheit des Gedankens gereiften Geistes, der Same, ausgestreut auf die noch jugendfrische Erde Russlands, in der

er eine reiche Saat aufgehn zu sehen die Hoffnung hatte.

Um dies zu können, blieb ihm nur eine Zufluchtsstätte. Er verliess Nizza, wo ihm die wohlthätige Pracht des Südens nun mit schwarzen Wolken verschleiert war, brachte seine kleinen Töchter nach Paris zu Freunden und kam nach London mit seinem jungen Sohn und einem Gefährten aus der Emigration, der sich ihm für einige Zeit angeschlossen hatte. Hier lernte ich ihn im Hause Kinkel's kennen, wie ich an einem anderen Ort erzählt habe *). Ich kannte ihn bisher nur, wie schon gesagt, aus seinem, mich so tief sympathisch berührt habenden Buch »Vom andern Ufer«, und die persönliche Bekanntschaft fügte dem Eindruck, den mir das Buch gemacht hatte, den einer ungewöhnlich bedeutenden und sympathischen Individualität hinzu. Ich sah ihn aber wenig in der ersten Zeit, da er alsbald an die Ausführung seines Plans zu einer litterarischen Thätigkeit für das Beste der Heimath ging und eine freie russische Presse auf seine Kosten in London gründete. Im Anfang brachte dieselbe nur Flugblätter und kürzere Abhandlungen, die zum grössten Theil gegen das an Polen verübte Unrecht gerichtet waren und den Polen Worte der Versöhnung entgegenbrachten. Diese Worte eines Russen fanden in der zahlreichen pol-

---

*) »Memoiren einer Idealistin.«

nischen Emigration in London enthusiastischen Beifall, und der edelste dieser Polen, Graf Stanislaus Worcell, der für seine Treue im Kampfe für die Unabhängigkeit Polens Alles geopfert hatte, kam Herzen in tiefer Rührung entgegen und schloss sich ihm in einer Freundschaft an, die nur im Tod ihr Ende fand.

Doch trieb ihn sein Herz auch wieder, Alles um sich zu vereinen, was ihm der Tod noch Liebes gelassen hatte; er wollte seine kleinen Mädchen bei sich haben und es musste wohl ein Zug gegenseitiger Sympathie sein, der ihn veranlasste, brieflich meinen Rath zu verlangen, wie er das Leben der Kleinen einrichten solle, da er sie des orthodoxen, conventionellen Zwanges wegen in keine englische Erziehungsanstalt oder Schule schicken wollte. Als ich ihm auf seine Anfrage, ob ich mich der Kinder annehmen könne, zusagte und ihm dabei meine warme Theilnahme für seine persönlichen Schicksale aussprach, schrieb er mir wieder:

»Sie erinnern mich durch Ihre Freundschaft an meine entschwundene Jugendzeit. Ihre Freundschaft ist eine thätige, das ist die einzige, die ich verstehe, die ich selbst habe. Passive Freundschaft hat man von allen Seiten, l'amitié raisonnée, collaboration, conspiration, framaçonnerie, die Freundschaft der Glaubensgenossen — aber alles das ist unbestimmt und abstrakt. Ich danke Ihnen auf das Wärmste, mich daran erinnert zu haben, dass es eine

andere, menschlichere, persönlichere Sympathie giebt, in diesem vacuum horrendum, mit dem uns die Welt umgiebt. Glauben Sie mir, dass trotz meines Aeussern à la Falstaff es kein noch so zartes, kaum fassbares, echtes Gefühl giebt, welches nicht ein Echo in meinem Herzen fände.«

Nach der Ankunft der kleinen Mädchen, welche von einer deutschen Bonne beaufsichtigt wurden, übernahm ich es, der Aelteren (die Andere war noch zu klein) Stunden zu geben und das Leben der Kinder etwas zu überwachen. Als der Sommer kam, ging ich zur Erholung von dem anstrengenden Leben in London eine Zeitlang an das Meer in einen kleinen, ziemlich einsamen Badeort, Broadstairs genannt, und Herzen versprach, mit den Kindern auch dahin zu kommen. Als dies nicht geschah, fragte ich brieflich nach dem Grund und sagte im Scherz, dass ihn die Meereinsamkeit wohl erschrecke. Darauf schrieb er, beinah verletzt, dass ich nicht glauben solle, dass ihm das Treiben der grossen Stadt noch etwas bedeute und fügte hinzu: »Ich habe »ein Leben in die Breite gehabt, ein Leben des »entraînement und des Glücks — tempi passati! »Was mir noch geblieben ist, das ist die Energie »des Kampfes — und ich werde kämpfen, der »Kampf ist meine Poesie. Alles Uebrige ist »mir beinah gleichgültig. Und Sie glauben, »dass mir etwas daran liegt, ob ich in London »oder Broadstairs bin? Ich sagte Ihnen vor einiger

»Zeit, dass Sie die einzige Person sind, mit der
»ich nicht nur freiwillig über allgemeine Dinge
»von Bedeutung spreche, denn das thue ich mit
»allen Menschen, die ich achte, sondern auch
»über intimere Angelegenheiten. Die Wohl-
»that, das zu können, wiegt, denke ich, die
»kleinen Mängel eines derartigen Aufenthalts
»mit solchem Reichthum auf, dass sie nicht
»mehr der Erwähnung werth sind.«

Es kamen dann aber auch, trotz seines Kampfesmuths, Stunden tiefster Melancholie und elegischer Stimmungen über ihn und so schrieb er mir in einem anderen Brief in Antwort auf eine Bemerkung meinerseits:
»Sich todtschiessen? Man tödtet sich nicht
»in Folge eines Raisonnements; die Kugel ist
»kein Syllogismus. Nur einmal in meinem
»Leben habe ich an Selbstmord gedacht,
»Niemand hat jemals etwas davon gewusst.
»Ich schämte mich, es einzugestehen und mich
»jenen Elenden gleichzustellen, welche den
»Selbstmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine
»Leidenschaft mehr, die stark genug wäre,
»mich zum Selbstmord zu treiben. Ich habe
»sogar einen ironischen Wunsch, eine blosse
»Neugierde, zu sehen, wie Alles weiter gehen
»wird. Vor zwei Jahren schrieb ich einem
»Freund: ich erwarte nichts mehr für mich;
»nichts wird mich mehr sehr erstaunen, nichts
»mehr sehr erfreuen. Ich habe so viel Kraft
»der Gleichgültigkeit, der Resignation, des
»Skepticismus, des Alters erlangt, dass ich alle

»Schläge des Schicksals überleben werde, ob-
»gleich ich weder wünsche lange zu leben, noch
»bald zu sterben. Das Ende wird kommen,
»wie der Anfang gekommen ist, durch Zufall,
»ohne Bewusstsein oder Vernunft. Ich werde
»es nicht zu beschleunigen suchen, noch es
»fliehen.

»Diese Zeilen waren in vollster Aufrichtigkeit
»geschrieben, denken Sie darüber nach. Sie
»könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn
»ich mich beklagte. Aber ich beklage mich
»niemals, ausser wenn eine Freundeshand an
»die schmerzlichen Saiten rührt. Sonst spreche
»ich von Revolution, demokratischen Comités,
»von Mailand, Amerika, der Moldau, kurz
»allem Möglichen. Viele Leute halten mich
»für den zufriedensten Menschen auf der Welt,
»Andere, wenn sie mich nachdenklich sehen,
»schreiben es politischem Ehrgeiz zu.

»Aber ja, es kommen noch Augenblicke,
»wo ein Sturm im Herzen tobt. Wie man
»sich da nach einem Freunde sehnt, nach einer
»Hand, einer Thräne — es wäre so viel zu
»sagen — dann wandere ich durch die Strassen
»— ich liebe London bei Nacht — ich gehe
»allein, gehe immer zu — an einem der letzten
»Tage war ich auf der Waterloo-Brücke —
»es war kein Mensch da ausser mir. Ich
»setzte mich eine lange Weile hin — mein
»Herz war so schwer — ein Jüngling von
»vierzig Jahren! — Aber auch das geht vor-
»über! Und nun genug davon! Ich liebe es

»nicht, mich in diesen lyrischen Ergüssen gehen
»zu lassen.«

Ich versuchte dann in meiner Antwort seinem Skepticismus die Ansicht gegenüber zu stellen, dass das Leben kein blosses Auf- und Untergehen ohne anderen Zweck als den der Neuheit sei, das blosse Spiel einer kalten Nothwendigkeit oder eines Zufalls, der nach Momenten eines Scheinglücks von Liebe, Schönheit, Geist uns wieder in das Nichts der Materie entliesse. Auch angenommen, dass die individuelle Entwickelung an den Organismus gebunden sei und mit ihm vergehe, so werde doch die Gesammtentwickelung des Bewusstseins gleichsam ein Konkretes, ein Allgemeines von Geist über der Welt, welches zu neuen Idealen fortschreite, zu dem vollkommneren Kunstwerk des Daseins, zu dem die vorhergehenden Epochen den Weg gebahnt und dass sich so, nach allem bitterem Kampf und Schmerz, die Einheit des Lebens wiederherstelle. Er erwiderte:

»Ich thue es nicht zum Schein, wenn ich
»mich mit der Moldau, mit Louis Napoleon
»oder dergleichen Dingen beschäftige; nein, ich
»werde leicht fortgerissen und dann bemächtigt
»sich meiner ein wahres, wenn auch nicht tiefes
»Interesse. Diese Leichtigkeit, mich hinreissen
»zu lassen, und eine grosse Beweglichkeit und
»Eindrucksfähigkeit tragen zu meiner Genesung,
»zu meiner Gesundheit bei, also ist das Alles
»kein Schein. Und auch jene Momente der

»Thätigkeit im Traurigen, wie die auf der
»Waterloo-Brücke, fliehe ich durchaus nicht;
»ich schäme mich im Gegentheil, dass sie zu
»selten sind. Es ist sonderbar, dass ich Ihren
»Gesichtspunkt beinah theile und doch ist ein
»Unterschied da. Nein Liebe, Glück, Freund-
»schaft, Hingebung sind keine Täuschungen,
»aber sie sind vergänglich, wie das Leben
»selbst. Ich bin sehr glücklich gewesen; ich
»habe die Heiterkeit gehabt, von der Sie
»sprechen; ich fühlte mich so gut zu Hause
»in dieser Welt — und nun ist es genug, es
»giebt kein chronisches Wohlsein. Für das
»Individuum ist Alles zu Ende; aber nicht für
»die Rasse, für die grosse Mitte, und sie sehen,
»wie die Natur ökonomisch ist, ich bleibe
»thätig. Die Briefe aus Russland sind gut;
»ich gestehe Ihnen, dass ich heisse Thränen ge-
»weint habe, als ich sie las. Ich steige dort
»mehr und mehr in die Höhe, das ist ein
»Beweis, dass das, was gethan werden musste,
»geschieht.«

Und wirklich nahm seine politische Thätig-
keit immer grössere Proportionen an. Nach
meiner Rückkehr vom Meer hatte ich mich
entschlossen, die Erziehung der kleinen Mäd-
chen ganz zu übernehmen und dem häuslichen
Leben wieder eine geordnete Gestalt zu geben,
da Herzen selbst dies nicht vermochte und
doch tief unter der Zerstörung desselben, be-
sonders der Kinder wegen, litt. Ich zog zu
dem Zweck ganz in das Haus und wurde nun

Zeuge der unermüdlichen Arbeitskraft und Thätigkeit und der unverwüstlichen Geistesfrische Herzen's. Seine Verbindungen mit Russland wurden immer eifriger; es waren nicht länger bloss die Polen, die sich erfreut und dankbar diesem Russen zuwandten, dessen gerechter Sinn, die an ihnen verübte Gewaltthat geisselnd, ihnen zur Versöhnung die Hand reichte. Es kamen ihm jetzt Briefe und Dokumente aller Art aus Russland zu, die ihn über die dortigen Zustände, die Massregeln der Regierung und die Missbräuche der Beamten unterrichteten und ihn zu Veröffentlichungen anregten, welche bald auf geheimem, aber sicherem Wege in Russland eingeführt wurden und eine wahre Begeisterung in dem freisinnigen Theil der russischen Gesellschaft hervorriefen. Die Besuche von russischen Reisenden, welche nach London kamen, mehrten sich; obgleich es immer ein Wagniss blieb, wenn entdeckt, Herzen zu besuchen, der nun schon ein Geächteter im Vaterland war, dessen unbewegliches Vermögen man confiscirt und dessen Namen man als den eines Schuldigen verpönt hatte. Einer von diesen Besuchern erzählte, wie ihm in der Postkutsche auf der Strasse nach Sibirien ein Reisender eines der Flugblätter Herzen's unter dem Siegel der Verschwiegenheit gezeigt habe; wie diese Blätter heimlich von Hand zu Hand gingen und man sogar in den Regierungslocalen, den Archiven und Bibliotheken Nachts

aufbleibe, um Copien zu verfertigen und zu vertheilen. Als im Jahre 1855 die Nachricht vom Tod des Kaisers Nicolaus kam, entstand in Herzen der Gedanke, eine grössere Monatsschrift herauszugeben unter dem Titel: »Polarstern«, den einst das Journal der fünf von Nicolaus geopferten Märtyrer der Revolution von 1825 getragen hatte. Hier fanden nun längere Aufsätze politischen und socialen Inhalts Platz, und zwar nicht nur allein von Herzen, sondern auch von bedeutenden russischen Persönlichkeiten, welche ihm dieselben zuschickten. Die Einführung seiner Schriften in Russland und die Sendungen von dort wurden immer besser organisirt und erreichten ihren Zweck, trotz der Aufmerksamkeit der russischen Polizei. Ich hatte mich zu der Zeit, besonderer Verhältnisse wegen, von der Familie Herzen getrennt, war aber in eifriger Correspondenz mit ihm. Er schrieb mir fortwährend von der Menge Russen, die ihn zu besuchen kamen und ihm von dem Einfluss erzählten, den seine Schriften in Russland hätten, wie die Beamtenwelt sie verabscheue, die Jugend aber von nichts Anderem wissen wolle, als vom »Polarstern« und den anderen Schriften. Im Jahre 1857 war dem Polarstern in Folge dieses beispiellosen Erfolgs die Veröffentlichung einer Wochenschrift mit dem Titel: »Die Glocke« gefolgt; an ihrem Inhalt betheiligte sich nun auch Herzen's intimster Jugendfreund, Ogarew, der gekommen war,

mit ihm zu bleiben. Diese »Glocke« wurde in der That mit ihrem Läuten ein Weckruf für die freien Geister in Russland. Aber auch der Kaiser Alexander II. las sie und sie hatte entschiednen Einfluss auf seine Entschliessungen. Herzen schrieb mir: »Alexander II. wird zum »grossen Mann; er hat im Ministerrath be»fohlen, eine Vorlage zu bereiten, um endlich die »Rangunterschiede im Civildienst abzuschaffen. »Er geht nach unserm Programm vor.« Und weiter: »Haben Sie gelesen, dass der Adel »von Nischnei die Bauern befreien will? Das »ist sehr wichtig, denn Nischnei ist central. »Wir haben aber auch schlechte Nachrichten; »der Adel im Norden und Osten macht da»gegen offne Opposition. Sie können denken, »wie wir diese Bestien in der Glocke geisseln »werden.« — — — ‚Ich habe einen Menschen »gesehen, welcher die Geschichte von K. genau »kennt.‘ (K. war in London bei Herzen ge»wesen und nachher in Petersburg verhaftet »worden.) K. hat es absolut verweigert, die »Leute zu nennen, mit denen er in Russland »verkehrt hat; er hat nur von mir und Ogarew »gesprochen. In dem Bericht Schuwalow's an »den Kaiser ist dies erwähnt und dieser hat »dazu geschrieben: ‚Sagen Sie ihm, dass ich »anfange, ihn deswegen zu achten.‘ Welche »Lehre für die feigen Angeber! — M. hat »Personen denuncirt, welche bei mir waren, »der Kaiser hat gesagt: lassen Sie sie ruhig. »Man schreibt uns von allen Seiten, vor allen

»Dingen nur die Frage der Aufhebung der »Leibeigenschaft zu fördern. Ein Grundbesitzer »von Tambow aber hat öffentlich in der Ver- »sammlung des Adels gesagt, dass der Kaiser »eine Insurrection der Bauern herbei führen »werde und dass die Regierung nicht verstehe, »dass die Emanzipation der Bauern zum »Sozialismus führe. Die Rede dieses Kerls »habe ich heute bekommen und morgen wird »sie in der ‚Glocke‘ gedruckt.«

Seinem kühnen Vorgehen setzte man aber auch immer schärferen Widerstand entgegen. Schon im Jahre 1858 schrieb mir Herzen: »Der »Krieg gegen uns hat begonnen. Die russische »Gesandtschaft dringt darauf, uns alle Ver- »bindungswege durch Deutschland abzu- »schneiden. Man ist in Correspondenz mit der »preussischen Regierung, es heisst: ‚Das Auf- »sehen und der unerhörte Lärm, den diese »russischen Schriften im Lande hervorrufen, »legen uns die Pflicht auf etc.‘

»Ein solches Geständniss der Schwäche ist »10,000 Francs werth. Sein Sie gewiss, dass »das Alles nicht vom Kaiser kommt, sondern »von der Camarilla, die unsere Enthüllungen »fürchtet.«

Es kam aber zu wirklichen Drohbriefen, worin man sogar mit Mord drohte. Darauf druckte Herzen in der Glocke einen Brief voller Ironie an den russischen Gesandten in London, der seinen damaligen Styl charakterisirt:

»Herr Baron! Sie erwarten sicher nicht, »von mir einen Brief zu erhalten. Es erstaunt »mich selbst, aber es ist im Interesse der »Regierung, welche den Vortheil hat, von »Ew. Excellenz vertreten zu sein, dass ich bitte, »einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit in »Anspruch nehmen zu dürfen. Ich werde kurz »und sparsam mit Worten sein.

»Zunächst vermuthe ich. Sie wissen, dass »Ogarew und ich Redakteure einer russischen »Zeitung sind, welche den Namen ‚Glocke' »führt. Als solche haben wir kürzlich mehrere »Briefe, voll von gemeinen Ausdrücken und »von Drohungen, erhalten. Man droht, Ogarew, »Prinz Peter Dolgoruky und mich ermorden »zu wollen. Dies hätte mich aber noch nicht »bestimmt, Ihnen zu schreiben. Jedoch vor- »gestern erhielt ich in Gegenwart mehrerer »Zeugen zwei Briefe, in denen ein unbekannter »Freund mir die Absicht der Petersburger ge- »heimen Polizei mittheilt, mich zu entführen »oder zu tödten, um unseren Veröffentlichungen »ein Ende zu machen. Die erste dieser Ab- »sichten, Herr Baron, ist nicht zu beachten, »sie ist zu lächerlich; mich bärtige Proserpina »und Schuwalow, Adjutant Sr. Majestät Pluto!! »das ist zu grotesk, um möglich zu sein. Es »bleibt also der Mord! Wer aber hat diesen »Mordversuch befohlen? Der Verdacht würde »natürlich auf das erhabne Haupt Sr. Majestät »des Kaisers fallen, ich bin aber vollständig »überzeugt, dass er dessen unfähig ist. Sie

»werden wohl wissen, dass der Kaiser und »ich in vielen Punkten total verschiedner »Meinung sind, aber das ist doch nicht hin- »reichend, um Mörder nach mir auszusenden — »ich würde das nie thun. Es passt das auch »gar nicht zu dem ritterlichen und sanften »Charakter Alexander's II., auch nicht zu den »Traditionen seiner Familie, er ist weder »Corse noch Borgia, um mit dem Stilet zu »spielen. Ich weiss wohl, Herr Baron, dass »man mir sagen könnte, es hätte Fälle ge- »geben, wo man der Natur etwas zuvor- »gekommen sei und den Lauf der Dinge be- »schleunigt hätte, aber das ist doch immer »nur in der grössten Intimität zwischen Mann »und Frau etwa oder Vater und Sohn ge- »schehen. Ich beanspruche nicht, auf solchem »Fuss mit Sr. Majestät zu stehen, um ein »Recht auf so viel Familiarität von seiner »Seite zu haben.

»Ich weise also jeden Verdacht von der »Person Alexander II. ab. Wäre es Graf Schu- »walow? Die Briefe sprechen gerade von der »dritten Section. Vor zwei Monaten ist es dem »Grafen gelungen, einen Herrn Salzmann in »Paris verhaften zu lassen, welcher durch einen »Prinzen Kotschubey eines Mordversuchs auf »dessen Person schuldig befunden wurde — »die Sache scheint mir etwas verwickelt — »und dieser Erfolg hat ihm vielleicht etwas »übertriebene Ideen über die Allmacht der »dritten Section beigebracht. Aber sei es

»Schuwalow oder ein Anderer, die Verant-
»wortung wird immer auf den unschuldigen
»Alexander fallen. Ich bin daher der Ansicht,
»dass wir auf der Regierung, welche die Ehre
»hat, von Ihnen repräsentirt zu werden, den
»Verdacht nicht sitzen lassen dürfen, dass sie
»Hinterhalte bereite und Polizei-Brutusse halte,
»die über das Meer fahren, ‚den Dolch im Ge-
»wande'! Die kaiserliche Gesandtschaft muss
»mir daher etwas zu Hülfe kommen, Herr
»Baron, um die Verleumder zu beschämen und
»nicht allein das, Sie müssen mich jetzt auch
»hüten wie Ihren Augapfel, denn bei jedem
»Haar, das von meinem Haupte fällt, wird man
»sagen, dass das russische Gouvernement es mir
»ausgerissen hat. Dies ist so sehr in Ihrem
»Interesse, dass ich, nachdem ich eine be-
»glaubigte Copie in sichere Hände niedergelegt
»habe, keine weiteren Massregeln ergreifen
»werde, da ich weiss, dass Sie solche nolens
»volens ergreifen müssen.

»Indem ich mich so der mütterlichen Für-
»sorge der russischen Gesandtschaft anvertraue,
»bitte ich Sie, Herr Gesandter, den Ausdruck
»meiner Hochachtung entgegen zu nehmen.
»A. Herzen, Redakteur der ‚Glocke'.«

In diesen ironisch-oppositionellen Ton wurde er hineingetrieben durch die albernen Beschuldigungen von der einen und die ebenso albernen Verfolgungen von der andern Seite. In der ersten Zeit seiner litterarischen Polemik hatte er sich meist nur auf die Forderungen

eines gerechten, aber gemässigten Fortschritts beschränkt: 1. Aufhebung der Leibeigenschaft; 2. Abschaffung der körperlichen Strafen und der Censur, und 3. Oeffentlichkeit der Gerichte. Mehr als einmal hatte er mir gesagt, es sei seine feste Ueberzeugung, dass Russland noch lange nicht reif sei für eine Republik und dass noch eine lange Erziehung des Volks, vor Allem aber die Autonomie der Provinzen vorangehen müsse; denn einen centralisirten Staat von so ungeheurer Ausdehnung hielt er mit Recht für eine Anomalie.

Als es nun endlich Gewissheit wurde, dass Alexander II. die Leibeigenschaft aufheben wolle, zu welchem Entschluss die Veröffentlichungen der Glocke viel beigetragen hatten, wie die glaubwürdigsten Zeugen versicherten, gerieth Herzen in die freudigste Aufregung und beschloss, die Veröffentlichung des Dekrets mit einem Fest zu feiern, wobei er einen Toast auf den Kaiser ausbringen und ihm die lebhafte Zustimmung seiner ganzen Partei versichern wollte. Am 10. April 1861 war das geräumige Haus Herzen's in London festlich geschmückt. Zwei Fahnen wehten am Hausthor, die eine mit der Inschrift: »Freedom of the Russian peasants«; die andere mit den Worten: »the free Russian press«. Eine internationale Gesellschaft bedeutender Menschen sollte sich in den mit Blumen geschmückten Räumen versammeln. Musik war bestellt, um durch die Klänge der

Marseillaise und russischer Volkshymnen die Stimmung zu erhöhen. Aber am Morgen des Tages brachte ein Telegramm die Nachricht von den in Warschau verübten blutigen Greueln, als auf höheren Befehl das Militär mit den Waffen in der Hand auf die Theilnehmer einer friedlich patriotischen und religiösen Ceremonie eingedrungen war und unbewaffnete Menschen verwundet und getödtet hatte. Herzen schilderte wie folgt in der Glocke den Eindruck, den diese Nachricht bei seinem Fest hervorgerufen hatte und die Daily News wiederholten diese Schilderung in Antwort auf einen tief sympathischen Brief Garibaldi's an Herzen, den sie auch gedruckt hatten.

»Unser Fest war traurig und düster. Wir »haben wenig schwerere Tage gekannt, in denen »die Seele so tief durch peinvolle und sich »widerstreitende Gefühle bedrückt gewesen »wäre. Niemals früher hingen Lampen so nahe »an Thränen. Wir sehen nun, die Zeit ist noch »fern, wo ein Russe irgend ein Fest in herz»licher Fröhlichkeit, ohne traurige Hinterge»danken, ohne Furcht und Sorge, feiern kann. »Wir waren wieder jung geworden durch die »Nachricht von der Emanzipation der Bauern, »sahen voll Hoffnung in die Zukunft und er»warteten voll Rührung unsere eingeladenen »Gäste, um zum ersten Mal in unserem Leben »unser Glas auf die Gesundheit des Kaisers »Alexander II., des Befreiers der Bauern, zu »leeren. Zwar wussten wir recht gut, welchem

»Tadel wir uns von Seiten eines engherzigen »politischen Puritanismus und kleinlicher Eifer- »sucht aussetzen würden, aber wir wussten »auch, dass dieser Toast in dem Herzen »Alexander II. ein Echo haben würde, ganz »verschieden von dem Echo eines Enthusias- »mus, der unter der Censur der Gendarmen »und durch die Polizei hervorgerufen ist. Doch »unsere Hand fiel nieder und unser Toast ver- »sank in dem Blut, das in Warschau vergossen »wurde; das Verbrechen war noch zu neu; die »Wunden bluteten noch; die Leichen waren »noch nicht kalt geworden! Der Name des »Czars starb auf unseren Lippen; ohne Reden, »ohne laute Freudenbezeugungen, mit der »religiös ernsten Sammlung, mit welcher man »sich einem anderen Kelche, auch zum Ge- »dächtniss eines Märtyrthums und einer Er- »lösung, naht, erhoben wir das Glas, tranken »dem erlösten befreiten Volke zu und brachten »nur den einen Trinkspruch aus: »Auf die »gänzliche absolute Unabhängigkeit Polens, »seine Emancipation von Russland und von »Deutschland und auf die brüderliche Freund- »schaft zwischen Russen und Polen.

»Nur nach der völligen Trennung Polens »von Russland werden die zwei Völker fähig »werden, sich zu verstehen. Der russische »Offizier, welcher bei den Ermordungen in »Warschau seinen Degen zerbrach, hat eine »neue Aera begonnen. Wenn er gestorben »ist, wie die Zeitungen sagen, wollen wir uns

»mit den Polen vereinigen, um ihm an der
»Grenze ein Monument zu errichten, das
»Monument einer neuen Brüderschaft.

»Und Sie, Sire, warum stören Sie unser
»Fest? Haben wir zu viele gehabt, seit wir
»auf der Welt sind? Was hatten wir Anderes
»zu feiern als Begräbnisse? Als sich vor sieben
»Jahren das ganze Volk über Ihre Thron-
»besteigung freute, war es auch aus Freude
»über einen Tod. Warum liessen Sie nicht
»wenigstens etwas Zeit vergehen zwischen der
»Befreiung der Bauern und der Ermordung
»unschuldiger Menschen? Warum zwangen
»Sie uns, die Oekonomie von Hamlets Mutter
»umzudrehen und unseren Festkuchen an dem
»Rand des Grabes zu essen, in das Ihre Polizei
»die Körper der Märtyrer geworfen hat?
»Kaum hatten sich unsere Herzen dem Gefühl
»der Versöhnung und der Freude geöffnet,
»als uns auch das wieder roh genommen wurde,
»so dass uns abermals nichts übrig bleibt als
»bittere und zornige Worte. Sire, keine
»Träumereien, keine Träumereien*)! Sie haben
»Polen verloren! Sie hatten die Macht, an
»die Spitze der slawischen Bewegung zu treten,
»Polen wiederherzustellen, ohne einen Tropfen
»Blut zu vergiessen. Sie haben die militärischen
»Dragonaden vorgezogen. Keine Träumereien,
»Sire! Sie haben Polen verloren, das heisst

*) Worte des Kaisers Alexander an die polnischen Adeligen im Jahr 1856.

»das lebendige Polen! Der Leichnam mag »als Trophäe für die tapferen Truppen Eurer »Majestät bleiben.

»Ich bin etc.

»Alexander Herzen

»Redakteur des »Kolokol« (Glocke).«

Bis zum Jahre 1863 war Herzen's Ruhm und sein mächtiger Einfluss in Russland fortwährend im Steigen und selten ist es wohl einem Publizisten gelungen, aus der Fremde eine solche Macht in der Heimath auszuüben. Wie fern aber stets sein Sinn von jedem gewaltsamen Eingreifen in die Entwicklung der Geschicke Russlands, von jeder Aufmunterung zur Revolution war, beweist sich am besten dadurch, dass Bakunin sich von ihm lossagte und ihn geradezu für einen Reaktionär erklärte. Bakunin war aus seiner Verbannung in Sibirien zurückgekehrt, als hätte das Eis jener Regionen ihn conservirt als den Revolutionär von 1848 und 49. Er hatte nichts von dem Verlauf der Geschichte gelernt und sein beschränktes Dogma stiess sich an dem weiten verständnissvollen Blick Herzens, der neben dem theoretisch heiss Verlangten sehr wohl das praktisch Mögliche erkannte. Wie hätte er auch wohl sonst die beispiellose Macht über die Gemüther in Russland ausüben können, wenn seine feurigen Worte nicht gerade die allgemein empfundnen Wünsche und Bedürfnisse getroffen hätten,

ohne eine empfindliche Seite des National-Charakters zu berühren? Wer in Zeiten der Gährung, wo vorschreitende Ideen zur That drängen, eine entscheidende Wirkung ausüben will, muss es verstehen, den lebensfähigen Nerv der Bewegung zu treffen, sonst bleibt sein Bemühen fruchtlos. Deshalb war Garibaldi im Augenblicke der Erhebung Italiens erfolgreicher als Mazzini und Herzen erfolgreicher als Bakunin, der mit seinen veralteten Verschwörermassregeln und seinem Nihilismus nichts erreichte, als ein Paar junge Leute, besonders unter der polnischen Emigration, um sich zu sammeln und mit ihnen sterile Aufstandspläne zu machen.

Es kam dann der Augenblick, wo Herzen's Liebe zur Gerechtigkeit und sein humanes Gefühl den vollständigen Sieg über den nationalen Egoismus davon trugen. Die polnische Revolution brach aus und die revolutionäre Partei schickte Abgesandte zu ihm, um seinen Beistand durch die Beeinflussung seiner Anhänger zu erbitten. So wie er stets gegen das an Polen durch Russland verübte Unrecht gewesen war, so erklärte er sich auch diesmal für die Unterdrückten, stellte jedoch bestimmte Forderungen, in erster Reihe: die Befreiung der Bauern. Natürlich erlag die Revolution der Uebermacht; die russische Regierung war so klug für die Bauern zu thun, was der polnische Adel nicht gethan hatte; im Uebrigen waltete die Schreckensherrschaft Murawiew's.

Das russische Nationalgefühl aber war durch Herzen's Theilnahme für Polen gekränkt; das übertriebene, immer stärker hervortretende Slavophilenthum erhob sich gegen ihn unter der Anführung des Journalisten Katkoff und der Einfluss der Glocke schwand mehr und mehr. Sie erschien mehrere Jahre in französischer Sprache in Brüssel und bis 1869 russisch, aber Herzen selbst fühlte, dass sein Einfluss auf die russische Jugend vorüber sei und dass es nutzlos wäre, die Veröffentlichung weiter fortzuführen. Ich schrieb ihm in diesem Sinn, und dass es edler und grösser wäre, selbst zurück zu treten, als den vergeblichen Kampf gegen eine Strömung, die für den Augenblick Alles fortriss, weiter zu kämpfen, und fügte hinzu: »Was können Sie jetzt anders sein als der Henker der Henker«, indem ich der Artikel gedachte, die er gegen die Greuelthaten Murawiew's geschrieben hatte. Er antwortete mir: »Sie haben das rechte Wort gefunden«, und die Glocke hörte bald darauf auf zu erscheinen.

Einige Zeit darauf machten junge Leute ihm den Vorschlag, an die Spitze eines neu von ihnen zu gründenden Blattes zu treten, und baten mich, mit ihm darüber zu verhandeln. Er schrieb mir über den Antrag und sagte: »Man hat uns nicht verlassen, weil die For- »derungen des Kolokol sich erfüllt haben, sondern »weil der Kampf einen wilden, unerbittlichen »Nationalismus wach gerufen hat; die Regierung

»hat weder die Apotheose Murawiew's noch die »Popularität Katkow's zu Stande bringen können. »Von welcher Classe der Civilisation sprechen »diese Herrn? Hat nicht der ganze Adel durch »seine Beifallsbezeigungen an jenen Greueln »Theil genommen? Seien Sie sicher, dass wir »Russland noch einmal einen grossen Dienst »geleistet haben; wir sind das lebende Zeugniss »der Protestation gegen die Vernichtung einer »Nationalität. Auch werfe ich es diesen jungen »Leuten vor, dass sie nicht die Ersten waren, »die es anerkannten, dass wir als Sühnopfer, »oder wenigstens als Reinigungsopfer gefallen »sind. Wir, und die schon ganz Verlorenen, »wie Michailow *), die Gefangenen, wie Tscher»nitschewsky u. A. — wir sind die Einzigen, »welche sich nicht mit Blut befleckt haben. »Was ist denn diese Rolle eines doctrinären »Civilisators, die man mir zumuthet? Ist es »die Rolle eines Peter des Grossen im Kleinen »oder die Leibeigenschaft der Civilisation? »Ich kann schweigen, das Eine oder Andere »schreiben, aber diese Rolle eines Hohen»priesters mag ich nicht. Und dann, wie »kommt es, dass diese jungen Leute, die theils »zu Hause, theils in der Fremde sind, weder »Kraft noch Talent, noch Liebe und Aus»dauer haben, um selbst eine periodische

*) Ein russischer Dichter, welcher Herzen in London besuchte, nachher nach Sibirien geschickt wurde und im Gefängniss starb.

»Schrift zu redigiren? Wir wollen ihnen »Artikel geben, ihnen die Druckerei und den »Drucker leihen, so mögen sie anfangen. Die »jetzige Sterilität der russischen Litteratur ist »merkwürdig — die Sterilität einer Wüste. »Wir sind bereit zu helfen, aber die Redaktion, »die moralische so wenig wie die materielle, »übernehmen wir nicht.«

Nie hatte jedoch, auch in der Zeit seiner angestrengtesten politischen Thätigkeit, sein feuriger, jedem grossen Lebensinteresse zugewandter Geist aufgehört, sich nach allen Richtungen hin verständnissvoll umzusehen und dem ästhetischen Bedürfniss seiner allseitigen Bildung neue Nahrung zuzuführen. So gönnte er sich, mitten auf dem Gipfel seiner Erfolge mit der Glocke, einige Tage Zeit, um eine wunderbar schöne Kunstausstellung in Manchester anzusehen, zu welcher alle Grossen Englands die reichen Schätze ihrer Privatsammlungen hergegeben hatten. Da er hörte, dass ich auch hinging, schrieb er mir: »Ich bin durchaus befriedigt von der »Manchester-Ausstellung. Der Reichthum des »Vorhandenen, das Lokal, die Abwechslung »vom Hören ernster Musik und der Be»trachtung der Bilder giebt eine tiefe Ruhe »und einen grossen Genuss. Der künstlerische »Epikurismus ist der einzige Hafen, das einzige »Gebiet, welches wir haben, um wirklich aus»zuruhen. Murillo beherrscht das Ganze, seine »Bilder füllen allein einen grossen Saal. Rem-

»brandt, Rubens und besonders Van Dyck »sind vortrefflich vertreten. Ich habe mich »etwas mehr wie früher mit Rubens befreundet. »Betrachten Sie besonders sein herrliches Bild »der Königin Thamari. Vergessen Sie nicht »Ruysdael, Van Cuyp und die andern grossen »Landschaftsmaler der Niederländer zu stu- »diren. Gehen Sie gar nicht in die Säle der »modernen Malerei, oder wenigstens, nur um »Portraits von Reynolds zu sehen. Denken »Sie auch daran, dass ich eine kleine Geliebte »in der Ausstellung habe, keine Aristokratin »vom Pinsel Rafael's oder Murillo's, sondern »eine Sigismonda von Farini.«

Es war dies das Bild eines jungen Mädchens, welches einen Shawl über den Kopf gezogen, unter einem Thorweg, wie auf Jemand wartend, steht; allerdings ein Geschöpf von unaussprechlicher Anmuth, welches in seiner Einfachheit eine ganze Geschichte voll Poesie erzählte.

Später, als ich mit seinen Töchtern in Florenz war und er kam, dieselben zu besuchen, fuhr er von da nach Venedig, welches er noch nicht kannte, und schrieb mir von da: »Seien »Sie überzeugt, dass Venedig die schönste Ab- »surdität ist, welche die Menschheit gemacht »hat. Es ist sublim aus Uebermaass des Un- »sinns und es ist der beste Commentar dazu, »weshalb die Mollusken prachtvolle Muscheln »mit Perlen und mit Alkoven von Perlmutter »machen. Wenn man nur Wasser anstatt Erde

»und nur Felsen als Fundament hat, so muss
»man bauen und bauen, schmücken und
»schmücken. Eine Stadt, welche Winter und
»Sommer ein Fussbad nimmt, muss wenigstens
»gut gekämmt sein. Um nichts in der Welt
»möchte ich hier leben, aber zuweilen auf eine
»Woche herzukommen, ist ein tief ästhetisches
»Vergnügen. Die Tage hier sind mir nur
»vergiftet worden durch den Lohndiener, der
»mir immer etwas zeigte, wenn ich nichts sehen
»wollte, und mich hinderte zu sehen, wenn
»ich es wünschte. Er hat mich um mehrere
»Franken betrogen, ich that als merkte ich es
»nicht, und so schieden wir als die besten
»Freunde für alle Ewigkeit. Uebrigens be-
»trügen hier Alle, das viele Wasser hilft nichts
»für die moralische Reinlichkeit. Der Carneval
»hat riesige Proportionen angenommen. Eine
»kleine Dummheit ist dumm; eine grosse kann
»schön und grandios werden. Das einfache
»Maskenfieber ist zum Nervenfieber geworden.
»Alle Plätze und Strassen sind mit Masken
»und Volk gefüllt; man kann nicht durch-
»kommen; die Circulation steht still; überall
»tönt Geschrei und Gelächter, aber nichts Un-
»anständiges wie in Paris. Diese Thatsache
»hat mich erobert; hier ist ein Volk, welches
»sich freut und lustig ist, aber es ist nicht
»das Arsenal eines öffentlichen Hauses, dessen
»Personal man ein Zeichen aufdrückt wie die
»Spitze einer Pickelhaube.«

Nachher aus Mailand schrieb er wieder:

»Nach Venedig habe ich nie eine solche »steinerne Narrheit gesehen, wie in dem »grossen Dom, so schier wahnsinnig, so un- »nütz erhaben, so stalaktitentoll. Ja, der Mensch »ist nur im Unsinn gross.«

Viel mehr noch aber als die Erzeugnisse der bildenden Kunst beschäftigten ihn die Ergebnisse der Litteratur. Wie schon gesagt, hatte er sich in den Jahren 47 und 48 in Paris sehr mit Proudhon befreundet und beträchtliche Summen zu dessen Journal beigetragen, wie er denn überhaupt stets bereit war, zur Förderung der Ideen oder zur Linderung der Noth Anderer grossmüthig beizustehen. Später hatten die Beziehungen zu Proudhon aufgehört, aber als dessen neuestes Buch erschien, schrieb er mir,: »Lange habe ich nicht einen so tiefen »Schmerz gefühlt, wie den, welchen mir das »Buch von Proudhon verursacht hat. O, die »romanische Welt geht zu Ende, dies ist ein »Grabdenkmal. Proudhon macht sich selbst »zur Bildsäule, wie die Frau Loth's. Nach- »dem er Alles verstanden hat, kommt er zu »dem Opfer des Menschen an die Familie zu- »rück, und danach — d a n a c h soll der »Triumph der G e r e c h t i g k e i t kommen? »Der dritte Theil, ausgenommen das Capitel »über den Fortschritt, ist traurig, traurig, «traurig! Es ist ein Greis, der sein Testament »macht.« Und später schrieb er wieder: »Ich »lese noch immer am dritten Band von »Proudhon — nun wohl, auch an ihm voll-

»zieht sich eine Fatalität! Der Mensch, der
»einen Band von mehr als 200 Seiten, voll —
»römischer Schändlichkeiten gegen die Frauen
»hat schreiben können, ist kein freier Mensch.
»Die Zeit der revolutionären Demagogie ist
»vorbei. Mit jedem Tage sehe ich klarer, dass
»die ganze Epoche der politischen Revolution
»zu Ende ist, ebenso wie die Epoche der
»Reformation; geschlossen, ohne die Frage
»gelöst zu haben. Ist denn die religiöse Frage
»beendigt? Nein, aber sie interessirt nicht
»mehr. Wir gehen einer neuen Zeit entgegen
»und Alles, was diese Herren, diese Ante-
»Diluvianer (‚die Veteranen von 48‘) schreiben,
»gehört der Vergangenheit.«

Man fing nämlich, besonders in der deutschen
Emigration, an, ihn mit allerlei absurden Beschuldigungen anzugreifen; unter Anderem behauptete man, dass er Russland zum Krieg
gegen Deutschland rathe. Er schrieb mir
darüber: »Wie könnte mir so ein verrückter
»Gedanke einfallen, dass man Deutschland er-
»obern soll? Einen Artikel will ich deshalb
»schon schreiben, aber der wird jene Politikaster,
»jene Menschen der alten Welt, nicht be-
»ruhigen. Glauben Sie, dass ich jetzt ein Jota
»ändern, oder mich wie Mazzini zum Heiligen
»und zum Gegner der Bewegung machen und
»der Letzteren dadurch schaden werde? Da-
»von bin ich weit entfernt. Nie, auch mit
»keinem Wort, habe ich je zum Krieg ge-
»rathen. Der Krieg ist da. Kein Mensch

»denkt an Deutschland; Oesterreich wird viel-
»leicht untergehen; Frankreich muss in einem
»Befreiungskrieg die Freiheit wieder erlernen
»oder es wird dem krassesten Despotismus
»anheim fallen. Der Krieg gegen Oesterreich
»wird in Russland höchst populär sein, und
»können Sie glauben, dass ich den lebendigen
»Einfluss, den wir haben, auf's Spiel setzen
»werde, zur Beruhigung der Mecklenburger
»oder der Thüringer, indem ich gegen eine
»Thatsache schreibe? Meine Linie ist vor-
»gezeichnet; sie kann manchmal abweichen,
»aber nur auf die Seite der Lebenden — nicht
»der Todten und Alten.«

Wie dann aber auch, inmitten der politischen Erregungen und der kritischen Schärfe seiner Urtheile in der Litteratur, poesievolle Stimmungen durch die feurige Seele dieses energischen Kämpfers zogen, bezeugte mir wieder die Beschreibung einer Excursion auf den Monte Rosa, die er mir im Manuscript zusandte. Er war von Zermatt vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um mit seinem Führer die Höhe des Berges, so weit als möglich ist, zu erreichen. »Ich hatte Angst,« sagt er, »dass der Tag nicht günstig sein würde; ein »weisslicher Nebel bedeckte Alles rings um»her, so dass man selbst den Cervin nicht sah. »Der Wirth machte mir noch mehr Angst, in»dem er sagte: ‚Ja, ja, der Wetterhorn! S'ischt »ein grosser Herr, lässt sich nit immer sehe »für Jedermann!‘

»Glücklicherweise war der grosse Herr »aber guter Laune und erschien bald in »voller Pracht. Ein feiner, kalter Regen »folgte auf den Nebel, und bald waren Regen »und Nebel weit unter uns, ein Ocean von »Dämpfen, eine Welt in Auflösung; aber über »uns war der Himmel rein und blau. Victor »Hugo erzählt von dem, was man auf dem »Berge hört. Man muss doch vermuthen, dass »der Berg, auf dem er so schöne Dinge hörte, »nicht sehr hoch gewesen ist. Wenigstens »war das Erste, was mir auf jenen Höhen »auffiel, die völlige Abwesenheit jedes Lärms, »jedes Tones. Man hörte absolut nichts. Nur »von Zeit zu Zeit unterbrach der Donner der »Lawinen, die vom Cervin stürzten, für einen »Augenblick diese durchsichtige, sichtbare und »— ich habe kein passendes Wort — sonore »Stille. Die grosse Dünne der Luft giebt »dieser mineralen Ruhe, diesem ewigen Schlafe »des Unorganischen, dieser elementaren Stumm- »heit eine Stimme. Das Leben unten in der Tiefe ist es, welches sich rührt, sich heftig »bewegt, schreit und lärmt; hier ist man dar- »über erhaben, das Alles ist unter dem Nebel »zurück geblieben. Selbst die Pflanzen, diese »Taubstummen der Natur, verschwinden und »sind nur durch kleine vertrocknete, graue, »halberfrorene Algen vertreten. Noch einige »Schritte höher — die Kälte nimmt zu; das »Glatteis, das niemals aufthaut, verdickt sich »und bildet eine fortgesetzte Schneedecke.

»Das ist die Grenze des Planeten. Ueber sie »hinaus nur Eis und Fels; da geschieht nichts »mehr, ausgenommen hie und da mechanische »Laute von Rissen und Einstürzen; es giebt »da kein Wesen mehr; nur ein einziges Thier, »das neugierigste von Allen, steigt trotz Mühe »und Gefahren hinauf, um einen Blick auf »diese unermessliche Oede zu werfen, auf diese »erhabensten Punkte, welche die Grenzen der »Erde bezeichnen, um Eis und Unendlichkeit »zu athmen und dann schnell zurückzukehren »in seine von Angst und Elend erfüllte Mitte, »in der es aber zu Hause ist.

»Wir hielten bei dem Eismeer an, welches »von einer Reihe von Höhen eingeschlossen »ist und wie ein unermessliches Colosseum »erscheint, das durch Wellen überschwemmt »wurde, die eine plötzlich eintretende eisige »Kälte in ihrem Anlauf überraschte und er»starrte. Die Formen der Bewegung sind fest»gehalten worden, ohne die Zeit gehabt zu «haben, sich in gerader Richtung auszubreiten, »und behalten nun für immer die Spur der »unterbrochenen Bewegung.

»Ich setzte mich allein in einiger Ent»fernung von dem Führer nieder, bei einem »Granitblock, der da durch eine Laune des »Eises in dem Schnee fest eingegraben war. »Vor mir breitete sich eine stumme Weisse «ohne Ende aus. Ein kleiner Wind wirbelte »von Zeit zu Zeit einen leichten Staub von »Schnee empor, liess ihn wieder fallen und

»Alles kehrte in die weisse, stumme Stille »zurück. Eine Lawine rollte, brach sich und »hinterliess beim Fallen eine Wolke von Eis; »die blitzte in tausend Funken auseinander »und verschwand.

»Der Mensch fühlt sich nicht wohl in »diesem Rahmen. Ergriffen, traurig, sich nicht «bei sich fühlend, ist er erstaunt, kommt sich »sich fremd und überflüssig vor. Und doch »athmet er hier freier und scheint sich für »einen Augenblick selbst rein und weiss zu »sein wie dieser Schnee, streng und ernst wie »das •Leichentuch, welches den Leichnam der »strengen, todten Natur bedeckt.«

Schon seit mehreren Jahren hatte Herzen seinen Aufenthalt in die Schweiz nach Genf verlegt und seine Druckerei ebenfalls dorthin übergesiedelt, da ihm der Aufenthalt in England aus mehrfachen Ursachen verleidet war. Leider zeigte sich bald nach seiner Uebersiedlung ein chronisches Leiden bei ihm, welches ihn nöthigte, eine Badecur zu gebrauchen, und sich einem streng vorgeschriebenen System zu unterwerfen, dessen Befolgung ihm aber noch ein langes Leben zu gewähren versprach, da er noch in voller geistiger und körperlicher Manneskraft stand. Doch lag viel Trübes, Persönliches und Allgemeines auf seinem Gemüth, besonders seitdem er einsah, dass er seine patriotisch - litterarische Thätigkeit aufgeben müsse. Als die letzte »Glocke« erschien, enthielt sie einen Brief an Ogarew,

worin Herzen ihm, oder vielmehr in dieser Form dem Publikum, die Gründe auseinandersetzte, die ihn zu dem Entschluss, die Veröffentlichung zu beenden, getrieben hatten. Der Brief war bewundernswerth in seiner Offenheit, Geradheit und Einfachheit. Ich schrieb an Herzen: »Es ist ruhmvoller so, sich zurück»zuziehen, als obstinat fortzufahren wie Bakunin »und seinesgleichen. Alles, was die noch vor»bringen, sind alte, verbrauchte Ansichten und »Phrasen, sie haben nichts gelernt. Sie aber »haben das rechte Wort gesagt: ‚die Jugend »geht vorwärts — den Alten haben wir nichts »mehr zu sagen.' — Ihnen liegt es jetzt ob, »dem Gang der Dinge, die Sie mächtig ge»holfen haben vorzubereiten, als Weiser zu»zusehen, und mit einem Lächeln des Mitleids »für diejenigen, welche Sie als Maulthier *) be»handeln, vorüber zu gehen. Ich begrüsse Sie »auf der Schwelle der Walhalla, wo sich die »Helden nach dem Kampf versammeln, und »bei unserem nächsten Wiedersehen wollen »wir zusammen auf die Gesundheit aller »wahren Idealisten anstossen — denn Sie, »sagen Sie was Sie wollen, sind doch auch »einer — und die zuletzt auch die wahren »Realisten sind, denn sie haben den Takt des »richtigen Augenblicks.«

*) Eine Aeusserung Bakunin's über Herzen, »das Maulthier sucht in Nebeln seinen Weg«, als er diesen für reaktionär erklärte nach der Aufhebung der Glocke.

Ich weilte damals schon seit mehreren Jahren in Italien, in Florenz, mit der jüngsten Tochter Herzen's, Olga, die von frühester Kindheit auf, mit Ausnahme von dem Intermezzo weniger Jahre, meiner liebenden Sorge anvertraut, mir wie eine theure Tochter geworden war. Der einzige Sohn Herzen's lebte auch dort und war Assistent bei dem berühmten Physiologen, Professor Moritz Schiff, und die älteste Tochter Nathalie theilte ihre Zeit zwischen den Geschwistern und dem Vater, der mit seinem Freund Ogarew in Genf war, noch immer, auch nach dem Aufhören der Glocke, mit den Gsdanken, den russischen Zuständen folgend, aber tief traurig über Alles, was in jener Epoche sich ringsum begab. So schrieb er mir im Anfang des Jahres 1868: »Ich sehe »nicht eine lichte Linie, nicht einen lichten »Punkt in dem Jahre, das anfängt. Versuchen »wir es, Alles mit der inneren Fülle zu besiegen »und resigniren wir uns mit Stolz. Jedoch die »Jugend sei jung! Am ersten Januar achtzehn»hundertachtundvierzig war ich in Rom und »überlas den ersten Artikel des: Vom »anderen Ufer, den ich gerade beendigt »hatte. Welch ein Band von Geschichte seit»dem! Und an jedem Jahr blieben Fetzen »unseres Fleisches hängen. Um classisch zu »sein, citire ich Ulysses, der erzählt, dass er, »als er nach Ithaka schwamm, jeden Felsen »mit Blut bedeckt zurückliess.«

Im folgenden Jahre schrieb er wieder in

ähnlicher Stimmung: »Eine Zeit des Kampfes »fängt überall an, die letzten Verbände, die »letzten Balken sind erschüttert. Ich habe »lange Zeit geglaubt, dass die Familie als eine »Naturgewalt widerstehen würde; sie wird auch »länger widerstehen als der Staat, auch sie »wird dahingehen wie eine überlebte historische »Form, wie die letzte Zuflucht des Conser- »vatismus. Wir haben Trauer getragen um »den lieben Gott, um die Seele, um die Freiheit »des Willens — bereiten wir uns jetzt, auch »die Trauer um die Familie zu tragen.

»Wissen Sie, dass ich Heimweh nach London »habe? O menschliche Unbeständigkeit! Es »ist nur eine Ausnahme und das ist in der »Freundschaft.«

Noch in einem anderen Briefe schrieb er: »Europa geht unter, seien Sie davon überzeugt; »Russland und Amerika aber, beide blutbe- »fleckt, steigen an beiden Seiten des Oceans »herauf, wie ich es seit 49 vorausgesagt habe.«

Diese energische, zur That geborene Natur des genialen Russen konnte aber nicht lange in müssiger Ruhe verharren. Der Gedanke, sich wieder ein bleibendes Heim zu schaffen, die Familie und die treusten Freunde, zu denen ich gehörte, um sich zu sammeln und sich einer anderen litterarischen Thätigkeit zu widmen, reifte in ihm zum Entschluss. Nach Russland zurückkehren zu können war unmöglich geworden; sein dort zurückgebliebner Besitz war von der Regierung confiscirt; die

meisten seiner dortigen Zeitgenossen und Freunde waren todt oder im Exil; seine politische Wirksamkeit war beendet. So wählte er Paris, das ihm eine Zeitlang verschlossen gewesen, nun aber wieder geöffnet war. Das bewegte geistige Leben dort, die grossen Mittel mannigfacher Bildung für die Jugend, die klimatisch angenehmeren Bedingungen des Lebens als in England, alles das bestimmte seine Wahl. Im Herbst 1869 folgte auch ich mit seiner jüngsten Tochter Olga ihm dahin nach. Bis eine wünschenswerthe Wohnung gefunden sein würde, miethete Herzen eine Reihe Zimmer in dem Hotel Pavillon de Rohan, in der rue Rivoli, den Tuilerien gegenüber. Hier versammelte sich Abends in einem grossen Saal alsbald ein Kreis bedeutender Menschen, unter ihnen viele Russen, um den Geistvollsten von Allen, dessen unverminderte geistsprühende Kraft immer noch grössere Vereinigungen zu beleben und zu beherrschen vermochte. Das Kaiserreich war noch in voller Blüthe und natürlich waren es lauter oppositionelle Elemente, die sich bei Herzen einfanden. Auch Iwan Turgeniew war unter ihnen. Er war von Baden-Baden, wo er sich zur Zeit bei der ihm innigst befreundeten Familie der berühmten Sängerin Viardot aufhielt, auf kurze Zeit herüber gekommen und da sein persönliches Verhältniss zu Herzen, das eine Zeitlang Trübungen erfahren hatte, wieder ganz rein

hergestellt war, verbrachte er meist seine freie Zeit bei dem Freunde. Er war der angenehmste Erzähler, den man sich denken kann; es war ebenso angenehm, ihm zuzuhören, als es angenehm ist, seine Bücher zu lesen und besonders lieferten ihm seine Erinnerungen aus dem Petersburger Hofleben einen unerschöpflichen Vorrath von amüsanten, mit Witz und Ironie vorgetragenen Anekdoten. Eines Abends aber kam er düster erregt und verstimmt und erzählte, dass er am frühen Morgen vor San Roquette einem schauerlichen Schauspiel beigewohnt habe, der Hinrichtung durch die Guillotine, eines Individuums, welches mehr einem wilden Thier als einem Menschen geglichen habe. Dieses Individuum hiess Troppmann, war ein Elsässer und hatte sieben Menschen, unter ihnen seine Eltern, ermordet. Die höchsten Gerichtspersonen hatten sich dem berühmten Romanschriftsteller zu verbinden geglaubt, indem sie ihn aufforderten und einluden, der Hinrichtung beizuwohnen, wahrscheinlich um ihm Gelegenheit zu geben, die menschliche Natur in ihrer thierischen Furchtbarkeit zu beobachten. Turgeniew hatte die Schwachheit gehabt, es anzunehmen, war aber nun ganz niedergedrückt von dem abscheulichen Eindruck, der ihm das Bild der Menschheit in einem greulichen Zerrbild gezeigt hatte. Einige Tage darauf kam er wieder zum Frühstück, um Abschied zu nehmen, da er nach Baden zurück wollte. Während der Mahlzeit

kam das Gespräch auf Wagner, gegen den Turgeniew Vieles einzuwenden hatte, da er zu sehr unter dem Banne italienischer und französischer Musik stand. Es entspann sich eine lebhafte Discussion zwischen ihm und mir, in welcher ich Wagner als Mensch und als Künstler siegreich vertheidigte, so dass Herzen mir nachher sagte: »So möchte man »immer von seinen Freunden vertheidigt sein.«

Am Abend desselben Tages ging Herzen aus um einer Versammlung der demokratischen Oppositionspartei beizuwohnen. Er kam aber früh zurück, da es in dem Saal sehr heiss gewesen war und er sich nicht wohl gefühlt hatte. Doch war er heiter und erzählte mir mit Lachen, dass Napoleon, der sich in Vichy zur Cur befand, geschrieben habe, man solle ihm Schneider schicken. Man beeilte sich alsbald, den damaligen Kammerpräsidenten Schneider hinzusenden, der ihm aber wahrscheinlich wenig Erheiterung zu seiner Cur gebracht hatte, da er nicht ihn, sondern die Schauspielerin Schneider gemeint hatte, welche damals von ganz Paris und insbesondere vom Kaiser sehr gefeiert wurde.

Nach dem heitern Gespräche ging er jedoch früh zur Ruh, weil er sich unwohl fühlte. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand und am Morgen musste der Arzt gerufen werden. Heftiges Fieber hatte sich eingestellt und am folgenden Tag erklärte sich die Lungenentzündung. Herzen hatte immer gesagt, dass

er an einer solchen sterben werde. Die Sache wurde auch gleich bedenklich, da die schon vorhandene chronische Krankheit den Mitteln feindlich war, die für dies neue Uebel angewendet werden mussten. Der Verlauf war ein äusserst rascher, schon nach fünf Tagen, wo bei immer steigendem Fieber Delirium eintrat und diesen glänzenden Geist umwölkte, sahen wir, dass keine Hoffnung mehr war und dass er, der sich am Abend des heissen Lebenstags noch einmal ein ruhiges Heim hatte schaffen wollen, nun einem anderen Heim zueilte, das freilich absolute Ruhe verheisst. Um Mitternacht des fünften Tages hörte das edle, grossmüthige Herz des starken Kämpfers auf zu schlagen; es war nichts Gewaltsames, nichts Erschreckendes in seinem Tod; es war die rasche Befreiung der lebensvollen Persönlichkeit, für die ein langsames Hinsiechen schrecklich gewesen wäre und insofern konnten wir, die ihm nahe standen, das Geschick nur segnen, das ihm die Qual einer langsamen Auflösung erspart hatte.

Sein Tod aber traf nicht nur uns, die Nächsten, die wir sein Sterbelager umstanden hatten *), mit tiefem Schmerz, er rief auch von nah und fern Beweise der innigsten Theilnahme hervor. Turgeniew schrieb einen schmerz-

*) Zu diesen gehörte sein nachheriger Schwiegersohn, Gabriel Monod, damals noch nicht verlobt, aber als treuer Freund in diesen Trauertagen bewährt.

erfüllten Brief mit bitterem Vorwurf gegen sich selbst, dass er gerade beim Beginn der Krankheit fortgegangen sei. Am Morgen nach dem Tode kam Michelet, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Ich führte ihn zu der Leiche des von ihm hoch verehrten Freundes, und er mischte seine Thränen mit den meinigen.

Die irdische Hülle sollte provisorisch auf dem Père-Lachaise beigesetzt werden, da der Sohn nach beendigten Geschäften sie hinüber führen wollte nach Nizza, an die Seite der dort begrabenen Gattin. Ein zahlreiches Gefolge von Gesinnungsgenossen aller Stände versammelte sich am Morgen des 23. Januar 1870 im Hôtel, den Tuilerien gegenüber, deren kaiserlicher, schon schwerkranker Bewohner wohl nicht ahnte, wie bald auch seine Stunde schlagen werde, nur nicht umgeben von so viel Zeugnissen reinster Sympathie, wie sich hier um diesen Sarg schaarten. Auf dem Friedhof war jedes Ceremoniell ausgeschlossen, und auf die Bitte der Nächsten wurden keine Reden gehalten. Nur ein befreundeter, in Paris lebender Russe, Wyruboff, trat an den Sarg und sprach in tief bewegten Worten davon, wie man in Russland jetzt nicht für den, dem man hier die letzten Ehren erwiese, Trauer anlegen könne, wie nur einige treu gebliebene Freunde sie tief im Herzen trügen. »Aber es »wird ein Tag kommen,« fuhr er fort, »wo »seine Landsleute ihre Geschichte besser be-

»greifen, und sich dieses einsamen Grabes er-
»innern werden. Dann werden sie kommen,
»um ein Monument darauf zu setzen und
»die Worte darauf einzugraben: dem grossen
»Bürger, dem grossen Verbannten, Alexander
»Herzen, das dankbare Russland. Jetzt aber,
»ihr Bürger, die ihr hierher mitgekommen seid,
»lasst mich im Namen der Familie, der nächsten
»Freunde und einiger hier anwesender Lands-
»leute, Euch Allen danken, die Ihr seinen
»Sarg begleitet habt. Vor Allen danke ich
»der Pariser Demokratie, welche ihn vor mehr
»als zwanzig Jahren mit so viel Sympathie
»aufnahm, und welche ihm so viele Freunde
»bewahrt hat, die nun gekommen sind, ihm
»das letzte Zeugniss der Liebe zu geben.

»Auch inmitten der socialen Umwälzungen,
»die wir durchmachen, inmitten des Triumphes
»des Schlechten und Hässlichen, ist es ein
»schönes und tröstendes Schauspiel, diese Ver-
»einigung aller Demokraten Europas zu sehen.
»Solche Anzeichen der Einigung sind nur noch
»vereinzelte Thatsachen, aber je häufiger sie
»werden, je mehr sind sie uns ein Pfand der
»Zukunft.

»Wenn ich mich der Hoffnung — dieser
»Religion aller Besiegten — überlasse und
»mir in Gedanken jene Zukunft vorstelle, so
»sehe ich in der Ferne eine Zeit, glücklicher
»als die unsere, in der die Völker die trennen-
»den Grenzen, diese Hindernisse der civili-
»sirenden Strömung, aufheben, den Rassenhass

»und die nationalen Vorurtheile besiegen und »vergessen und sich in einer grossen Brüder- »schaft vereinen werden. Dann kann man auf »dem Monument, welches Russland Herzen »errichten wird, noch die Worte hinzufügen: »Er hat es wohl verdient um die Mensch- »heit.«

Nach dieser Rede warf der Bürger Malardier einen Strauss Immortellen auf den Sarg und rief: »Dem Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts«.

Still und bewegt ging die Versammlung auseinander.

Ich beweinte bei diesem zu frühen Tode ausser dem persönlichen Verlust auch noch das, was damit für das geistige Leben der Welt unterging. Herzen hatte mir ausführlich von zwei grossen Arbeiten gesprochen, deren Plan bereits fertig in seinem Kopfe war und deren Untergang für Litteratur und Wissenschaft ein beklagenswerther Verlust ist. Die eine der Arbeiten war ein wissenschaftliches, die andere ein litterarisches Werk. Beide würden unter seiner geisterfüllten Feder wahre Meisterwerke geworden sein. Ueberhaupt würde in dem ruhigen Leben, welches er im Begriff war, für sich und die Seinigen zu schaffen, bei der ausserordentlichen Frische seines Geistes, der jetzt recht eigentlich auf der Höhe weisheitsvoller Entwickelung stand, noch unendlich viel Schönes entstanden sein. Das ist ja gerade der unstillbare Schmerz bei

dem Tode hervorragender Menschen, dass wir damit noch einen so grossen Theil ihres geistigen Daseins verlieren, den einzigen sicheren Theil Unsterblichkeit, den der Mensch dem grossen Schatze hinzubringen kann, welchen die Menschheit, als ein Denkmal ihrer ephemeren Erscheinung auf diesem Erdenkörper zurücklässt.

In seinem Nachlass fand sich der Anfang einer Reihe von Briefen, welche, an Bakunin's Beschuldigungen anknüpfend, seine zur Reife gelangten socialpolitischen Ansichten enthalten sollten. Schon das Vorhandne beweist zur Genüge, wie weit er davon entfernt war, den Nihilismus oder überhaupt gewaltthätiges Verfahren zu predigen oder nur zu vertheidigen. Die Basis seiner Weltanschauung war: ungehinderte Freiheit der Entwickelung auf den Bahnen, welche der Weltgeist die Geschichte der Menschheit führt, immer vorwärts, nie zurück; keine Reaction, von welcher Seite sie komme; kein doktrinäres philisterhaftes Festhalten an aufgestellten Maximen, wenn der grosse Strom des Lebens hinaus trieb auf den weiten Ocean, um neue Welten zu entdecken. So war er der muthige Schwimmer, der seinem Volk, an das er glaubte, voraus geeilt war durch die Sturmfluthen der Zeit, der neuen Welt entgegen, deren Sonnenaufgang er am fernen Horizont schimmern sah.

— — — — — — — — — — — — — —

Herzen liess mir ein theures Vermächtniss,

seine jüngste Tochter Olga, die ich, wie ich sie von kleinauf mütterlich geleitet hatte, so nun bis zu dem entscheidenden Augenblicke ihres Lebens, ihrer Verheirathung mit einem der trefflichsten aller Franzosen, Gabriel Monod, wie eine geliebte Tochter zur Seite hatte und der ich damals beim ersten Erscheinen dieses Buches die ersten Seiten widmete. Die ältere Tochter lebt, unverheirathet, ein wahres, stets opferbereites Liebesleben für die Ihren. Der Sohn, dem die Wissenschaft manches Bedeutende verdankt, setzt in sechs wackeren Söhnen dem Namen Herzen ein würdiges Denkmal. Das beste Denkmal aber bleiben seine Schriften, die noch heute durch ihre prophetische Wahrheit in Erstaunen setzen und durch ihre geistige Tiefe den Denker entzücken.

— — — — — — — — — — — — — —

Da das vorstehende Buch nach langer Ruh wieder auferstehen soll, so habe ich ihm, wie es mit einer Widmung an die Tochter beginnt, nun zum Schluss eine Erinnerung an den Vater hinzugefügt, die, wie ich hoffe, das hie und da von ihm Gesagte zu einem Gesammtbild vereinigen soll.

— — — — — — — — — — — — — —

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

DATE DUE			

DATE DUE

Mosaik.

Eine Nachlese

t den gesammelten Werken

von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von Gebr. Paetel.

1886.

S

Vorrede.

Bedarf es hier eigentlich einer solchen? — Ich
ıke: nein, wenigstens keiner Vorrede im gewöhn=
hen Sinn.

Zu frisch ist noch der Eindruck, den der Tod
s Dichters hinterlassen, zu tief der Schmerz um
ı herben Verlust, als daß schon ein besonderer
inweis nöthig wäre, das treulose Gedächtniß zu
ıhnen. Was ließe sich der literarischen Wür=
zung, die Alfred Meißner bei seinen Zeit=
ıossen gefunden, noch beifügen? Wie dürfte man
s Wagniß unternehmen, der bilder= und ge=
nkenreichen Geschichte seines Lebens, wie er sie uns
bst, wenn auch leider nur als Bruchstück erzählt
t, eine jener gedrängten Biographien, die bei
chen Gelegenheiten üblich sind, an die Seite zu
llen? Und sicherlich eben so überflüssig wäre
ıe Rechtfertigung, daß nun auch die kleineren,

Mosaik.

Eine Nachlese
zu den gesammelten Werken
von
Alfred Meißner.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

ST

Literarische Streifzüge.

Mosaik.

Eine Nachlese
zu den gesammelten Werken
von
Alfred Meißner.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

Vorrede.

Bedarf es hier eigentlich einer solchen? — Ich denke: nein, wenigstens keiner Vorrede im gewöhnlichen Sinn.

Zu frisch ist noch der Eindruck, den der Tod des Dichters hinterlassen, zu tief der Schmerz um den herben Verlust, als daß schon ein besonderer Hinweis nöthig wäre, das treulose Gedächtniß zu mahnen. Was ließe sich der literarischen Würdigung, die Alfred Meißner bei seinen Zeitgenossen gefunden, noch beifügen? Wie dürfte man das Wagniß unternehmen, der bilder- und gedankenreichen Geschichte seines Lebens, wie er sie uns selbst, wenn auch leider nur als Bruchstück erzählt hat, eine jener gedrängten Biographien, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, an die Seite zu stellen? Und sicherlich eben so überflüssig wäre eine Rechtfertigung, daß nun auch die kleineren,

zum Theil in Zeitschriften einzeln verstreuten Dichtungen einer so bedeutenden poetischen Kraft, die kritischen Aufsätze eines so feinsinnigen Kenners alter und neuer Literatur, die noch keiner Sammlung einverleibt sind, zu einem Buche vereinigt wurden; es müßte vielmehr den langjährigen Freund und Genossen, wenn diese Nachlese unterbliebe, der begründete Vorwurf eines seltsamen Mangels an Pietät treffen.

So darf ich füglich über all' das hinweggehen, und da es mir für den Leser am Ende auch gleichgültig erscheint, wer die Herausgabe überwacht, würde ich es am liebsten vermieden haben, persönlich hervorzutreten, wenn mir nicht doch einige Worte zur Verständigung nöthig erschienen.

Die beiden Bände, wie sie hier vorliegen, sind von mir nur zusammengestellt; der Inhalt derselben war von dem Verfasser selbst ausgewählt und größtentheils zur Buchausgabe schon vorbereitet; die Aenderungen stammen von seiner eigenen Hand; ja, sogar seine Anordnung ist im großen Ganzen beibehalten worden und nur dort leicht den Verhältnissen angepaßt, wo technische Gründe eine andere Vertheilung nothwendig machten. Wird nun von manchem vielleicht eins oder das

andere in dieser Sammlung vermißt, was er darin zu finden erwartete, so ist dies nicht etwa eine Vernachlässigung meinerseits, sondern der Verstorbene hat eben seiner nicht würdig befunden, was er nicht aufnahm. Eine solche Entscheidung zu treffen aber ist meines Erachtens das unantastbare Recht des Autors.

Des Dichters Werke sind sein würdigstes Denkmal, das setzt er sich selbst aus eigener Kraft, nach eigenem Ermessen. Daran soll Niemand rühren! Das Monument, welches sich der Sänger des Žiška in der Erinnerung seines Volkes errichtet hat, ist unvergänglicher als Erz und Marbelstein.

Bregenz, am ersten Jahrestage vom Tode Alfred Meißners, den 29. Mai 1886.

Robert Byr.

zum Theil
Dichtungen
die kritisch
alter und
lung einve
wurden;
Freund un
bliebe, de
Mangels

So d
und da e
gültig er
würde ich
lich herv
Worte zu

Die
von mir
selben w
und grö
reitet;
Hand;
Ganzen
den Ve
eine a
Wird

Gedichte.

Gedichte.

Unter Tagsgespenstern geh' ich
Stumm umher im Sonnenlicht,
Ihre Sprache wohl versteh' ich —
Aber sie verstehn mich nicht.

Was geheim ich in mir trage,
Weiß kein Mensch und jene, die
Mich umgeben alle Tage,
Just die letzten ahnen's sie.

Manchmal tändeln, manchmal scherzen
Kann ich mit der frohen Schar,
Doch der kalte Stolz im Herzen
Bleibt und grollt unwandelbar.

Mitternacht! Die Stunden dehnen
Sich so sehr! Daß ich mein Haupt
Könnt' an eine Schulter lehnen,
An ein Herz, das an mich glaubt!

Ritter, Tod und Teufel.

Auf dem alten Blatt des Dürer
Sehn wir einen Mann in Stahl,
Einen ernsten Reiterführer,
Traben durch ein schaurig Thal.

Hier im Felsenthal, im wilden,
Das ihn rechts und links beengt,
Ward von finstren Spukgebilden
Er umlagert und bedrängt.

Ein Phantom auf dürrem Rosse,
Reitet neben ihm der Tod,
Während ihm des Tods Genosse
Mit dem Schlangenrüssel droht.

Wurzeln von Alraunen mischen
Sich mit grausigem Gethier.
Gift'ge Pilze wachsen zwischen
Feuchten Wänden von Porphyr.

Hund und Roß des Reiters scheuen
In der Fratzen tollem Bann,
Doch den Muth des wackren, treuen
Manns im Harnisch ficht's nicht an.

Schuld hat nie sein Herz belastet,
Fürchten hat er nie erlernt,
Und die Burg, in der er rastet,
Ist nicht mehr gar weit entfernt.

Diese Burg auf mäß'ger Höhe,
Von der Mauern Rund umspannt,
Wenn ich sie im Bilde sehe —
Wie erscheint sie mir bekannt!

In gespenst'ger Fratzen Mitten
Hab' auch ich so manchen Tag
Ein Gehennah-Thal durchritten,
Dran ich nicht gedenken mag,

Bis ich in der Burg Bereiche
Trat, und dort die Herrin fand,
Deren Aug', das sonnengleiche,
Alles Graun der Nacht gebannt!

Nächtlicher Besuch.

Aufgethan hatt' ich die Truhe, drin in gräberhafter
Ruhe
Alte Schriftenbündel lagern, wie im Grabhaus
Sarg an Sarg;
Meine Blicke zogen, flogen über dichtbeschriebne
Bogen,
Die ich lang mir selbst verbarg.

Matte Helle von der Kante des Kamins die Lampe
sandte;
Das schon tief herabgebrannte Feuer hatt' ich neu
entfacht;
Draußen wirbelten die Flocken, und vom nahen
Thurm die Glocken
Kündeten die Mitternacht.

Und ich dachte: Wo geblieben ist der Mensch, der
das geschrieben,
Der sein Hoffen, Grollen, Lieben diesen Blättern
anvertraut?
Er ist fort, nicht mehr vorhanden, und ein Anderer
erstanden,
Der aus andern Augen schaut!

Unter meines Hirns Gewölbe blieb, was in mir denkt, dasselbe?
Eine einz'ge Nervenfaser? Ein Atom? Ich sage: nein!
In den Adern keinen Tropfen Blutes, den ich fühle klopfen,
Hab' ich mehr mit ihm gemein!

Geistig auch bin ich ein Andrer! Todt ist jener Erdenwandrer,
Der in diese Blätter seine unzufriedne Seele goß.
Raffe denn den Wust zusammen! Ueberliefre ihn den Flammen,
Und ein Spukbild wirst du los! —

Stille bei mir solches denkend, meinen Lehnstuhl seitab lenkend
Und den Kopf ins Kissen senkend, muß ich wohl entschlummert sein. —
Plötzlich öffnet sich die Thüre, wie wenn Zugwind sie berühre,
Jemand tritt ins Zimmer ein . . . . . .

Vor mir, wie ich jetzt gewahre, in der Tracht vergangner Jahre,
Mit gelocktem braunen Haare steht ein Jüngling, mittelgroß.
Wundernd mich, was er begehre, frag' ich: Wen hab' ich die Ehre? —
Er, als Antwort, lächelt bloß.

Selbst des Traumes tollste Launen setzen selten in
Erstaunen, —
Ich bescheide mich und frage nicht, was seines
Wollens hier;
Schon erkenn' ich, wie in trüber Nebelluft, mein
Gegenüber, —
Ja, ich stehe selbst vor mir!

„Bist entstiegen du dem Hades? Läßt dich deines
Erdenpfades
Ehdem ruhelos durchmess'ne, jetzt vergess'ne Spur
nicht ruhn?
Geh und lasse mir den Frieden, den die Jahre mir
beschieden;
Ich hab' nichts mit dir zu thun!

„Viel hab' ich durch dich gelitten! Hätt'st du dich
nicht selbst bestritten,
Blickt' ich nicht auf soviel Trümmer und auf so-
viel Schuld zurück.
Wahngebilden und Idolen hast du nachgejagt!
Bestohlen
Hast du mich um Gut und Glück!

„Junger Thor, der ewig grollte, weil die Welt
nicht anders rollte,
Den kein Lenz erfreuen wollte, weil die Welt noch
nicht befreit,

Ich betrachte dich mit Grauen, geh' und laß dich
nicht mehr schauen,
Fort, du bist dem Grab geweiht!" —

Er darauf, und ganz vernehmlich: „„Ei, wie macht
das Alter grämlich!
Anderen Empfangs gewärtig war ich, als ich dir
genaht.
Hättest du in gleichen Banden besser deine Zeit
verstanden?
Dich bewährt in andrer That?

„„Wähne nicht, dich zu erheben über dein ureignes
Leben!
Maß und Kräfte sind gegeben, selbst das End',
das Jeder nimmt.
Meine Wege würd'st du wandeln und, wie ich ge-
handelt, handeln, —
Alles ist vorausbestimmt!

Heut' enttäuscht, zerfetzt, zerschmettert, wie der Baum
vom Sturm umwettert,
Bleibst du immer mein entblättert Wesen nur, —
denn: ich bin du.
Zwischen uns sei keine Fehde! Darum ändre deine
Rede
Und bescheide dich zur Ruh'!""

Frühlingsabend.

(Piano di Sorrento.)

Es kam der Seewind, duftbeladen,
Von den Orangengärten her,
Unfern, von dämmernden Gestaden
Sah ich Gestalten, nackte, baden.
Ob's Knaben, Mädchen, ob Najaden,
Entstiegen dem azurnen Meer?

Im Felsgestein gelagert schaute
Ich reglos alles wie im Traum.
Zuweilen grüßten Flüsterlaute,
Wie eine Stimme, eine traute;
Erst als die Nacht herunterthaute,
Stieg ich empor vom Ufersaum.

Der Gattin eines Kritikers.

(Bei Uebersendung eines neuen Romans.)

Bei Rhadamant, dem Seelenrichter,
Der ernsthaft wägt im Tribunal
Lebend'ge und verstorbne Dichter,
Sitzt anmuthreich sein blond Gemahl.

Er kennt als Maßstab nur den strengsten:
Sei klassisch, oder geh' ins Nichts!
Es sehn die Besten nur mit Aengsten
Ihn furchtbar pflegen des Gerichts.

Sie aber mag nichts ganz verdammen,
Was einen Zug der Schönheit trägt,
Und raubt so manche Schrift den Flammen,
In die sie seine Hand schon legt.

In Ehrfurcht bring' ich heut' dies Buch dir,
Holdsel'ge Frau, gesenkten Blicks —
Vielleicht erwirkst du mildern Spruch mir —
Nicht allzu fern mehr braust der Styx!

An Josephine

(auf der Rückseite einer Photographie).

Haben Sie ein Buch zu eigen,
Wo Sie Bilder von Ruinen
Sammeln und den Freunden zeigen —
Legen Sie dies Bild zu ihnen.

Mittelalterliche Reste
Einer halb und halb schon grauen,
Blitz- und sturmgeprüften Veste
Sind auf diesem Blatt zu schauen.

Einsam ward's in diesen Räumen,
Aber Nachts geht eine Dame
Um darin, ein Bild aus Träumen —
Josephine ist ihr Name!

Römische Elegie.

(Rom, im März 1874.)

Die Erd' — trotz Galilei — unbeweglich,
Umkreist von goldnen Sternen groß und klein,
In ihrem Schlund die Hölle graus und kläglich,
Ob ihr das Paradies im lichten Schein —

Darin der Sohn, der Vater und die Taube
Des heil'gen Geistes über Beider Haupt —
So war es eh'mals, also wollt's der Glaube,
Und gut ging's keinem, der nicht dran geglaubt.

Ich aber, ihr Vertreter auf der Erde,
Ihr Vicekönig, saß auf höchstem Thron;
Mit goldnem Krummstab lenkt' ich meine Heerde
Und hoch und höher wölbt' ich meine Kron'.

Nepoten auszustatten und Maitressen
Verordnet' Ablaß ich und Jubeljahr,
Von goldnen Tellern pflegten wir zu essen, —
Mein Gott, der Priester lebt ja vom Altar.

Cassierern gleich am Eingang des Theaters
Vergaben Plätze wir ins Paradies,
Und alles huldigte der Macht des Vaters,
Der Seelen aus dem Fegefeuer ließ.

Daß Freitags Fleisch beleid'ge Gottes Nase,
Daß Fische essen sei ein frommer Brauch,
Daß nicht der Vetter heure seine Base,
Das statuirt' ich, doch ich löst' es auch.

Verbote gebend, doch zu allen Stunden
Sie wieder lösend, schaffte man sich Geld.
Wir hatten auch die Fastenzeit erfunden —
Der Dumme zahlte, daß er sie nicht hält.

Und lächelnd blickt' ich auf des Volks Gedränge,
Das glücklich in der Fülle seines Wahns,
Sah Knie an Knie und Kopf an Kopf die Menge
Beim Segen vom Balcon des Laterans.

Und nun, und nun! Die Erde kam ins Rollen,
Es wich der Himmel, der sich stützte drauf,
Entfesselt rollt sie weiter und im tollen
Gewirr nimmt sie zum Untergang den Lauf....

Wohl fluch' ich, doch was hilft es, daß ich wettre?
Die Meng' ist störrisch und der Himmel taub.
Mit meinen stärksten Bannesstrahlen schmettre
Ich keine Fliege nieder in den Staub.

O schrecklich! Einst ein Gott fast, und jetzunder
Der Schelme Stichblatt und der Buben Spott!
Wo seh' ich Hülfe? Himmel, wirk' ein Wunder! —
Allein du wirkst kein Wunder mehr, o Gott.

Ihr, meinem Herzen stets die innigst Theuern,
Ihr Geistesarmen, laßt ihr mich im Stich,
Genügt es denn, den Peterspfennig steuern?
Erhebt euch und bewaffnet euch für mich!

Ihr schweigt. Ich fluch' auch euch! O hätt' ich Kräfte
Wie Simson einst! Ich faßte Petri Dom
Und risse nieder diese Säulenschäfte,
Und eine Trümmerstätte wäre Rom!

Herculanum.

Es öffnet sich das Haus dem Fest.
Erklinge, sanftgestimmte Leier,
Ertönet, Flöten, wie im West —
Der Abend gilt der Hochzeitsfeier.
Es führt bei duft'ger Fackeln Schein
Sallust die junge Gattin ein.

Ungleicher Bund! Doch wenig weiß
Der Römer von des Herzens Flügen —
Des Vaters bündigem Geheiß
Muß schweigend sich die Jungfrau fügen.
Wo Reichthum fordert, Macht begehrt,
Wird fügsam jeder Wunsch gewährt.

Schon mancher Römer, alt und grau,
Erkor des jungen Mai's Gespielen —
Was blickst so bang du, junge Frau,
Und blickst so finster auf die Dielen?
Am Becher schleun'ge sich der Puls,
Und schon erklingt das Lied Catull's:

> Morgen liebe, wer die Liebe
> Nie gekannt —
> Morgen liebe, wer die Liebe
> Schon empfand —

Das Lied verstummt, denn ein Getos'
Vermischt sich jetzt mit einem Beben,
Als wolle etwas, Stoß um Stoß,
Sich aus der Erde Innern heben.
Empfindung plötzlicher Gefahr,
Noch unbestimmt, erfaßt die Schar.

Des Himmels Blau, dem Meer vermählt,
War ohne Trübung, Woch' um Woche,
Doch wer dem Berg genaht, erzählt,
Daß es im Innern koche, poche,
Als ob der Klumpfuß, der Vulcan,
Dort seine Schmiede aufgethan.

Die Rebe krankt' an gift'gem Thau —
Wo auch die Magd dem Brunnenrohre
Den Krug anlegt, es füllt' ein lau
Und schweflig Wasser die Amphore —
Todt aus den Lüften, blau und klar,
Fiel eine ganze Vogelschar.

Und stiller wird es denn zuvor.
Da folgt ein zweiter Schlag — es schwanken
Des Zimmers Wände, wie empor
Im Sturm gehob'ne Schiffesplanken.
Ein dritter Stoß, ein Donnerkrach —
Dem Berg entströmt ein Flammenbach.

Hinaus! Den Ausweg rasch gesucht!
Die Lichter löschen aus, die Lichter —
Geschrei und Rasen wilder Flucht —

Erstickend wird die Luft und dichter,
Doch schon der Ausweg ist ein Kampf
In Finsterniß und Schwefeldampf.

„Bricht denn das End' der Welt herein?"
Lavinia denkt's — ihr Fuß will stocken.
„Was will der jähe Flammenschein?
Erstickt die Welt in Aschenflocken?"
Da grüßt sie ein bekannter Ton:
„Ich bin dir nah, ob alle flohn."

„Du bist's, Myrtill?" — „Ich sucht' den Tod,
Auf deiner Schwelle wollt' ich sterben,
Nun wird mein Helfer in der Noth
Der andern Sterben und Verderben.
Zum mind'sten raub' ich dich dem Feind,
Der mich beraubt — und Tod vereint."

„Was fassest du mich an so wild?
Ich hab' vor deinem Blick ein Grauen —
Zum Tempel will ich und dem Bild
Der großen Göttin mich vertrauen —"
„Heut schützt nicht Tempel und Altar,
Die Götter selbst sind in Gefahr!

„Hör' mich, es sterben insgesammt,
Die sich an diese Scholle binden —
Doch denk' ich bei dem Schein, der flammt,
Noch am Gestad' mein Schiff zu finden.
Zur Rettung überlaß dich mir,
Versagst du's — sterb' ich gern mit dir!"

„Und bin ich jenes Gattin nicht?"
„Nicht mehr! Ihm und dem Tode raube
Ich dich." „O Gott, die Welt zerbricht
Und sargt uns ein mit ihrem Staube —
Die Erde und der Himmel loht,
Ach, diese Nacht ist mehr als Tod!"

Er fühlt, indeß er sie umfaßt,
Des Herzens Schlag, des Busens Schwellen,
Nicht sträubt sich mehr die holde Last,
Die ihm anheim die Götter stellen,
Er hebt empor, die sanft geschmiegt
An seinem Herzen weinend liegt.

Hinab die Gassen lang und schmal,
Er trägt sie fort auf kräft'gem Arme,
An ihm vorüber, bleich und fahl,
Jagt flüchtig Volk in wildem Schwarme —
Und vorwärts, vorwärts seine Bahn
Treibt ihn der Lavaschlangen Nahn.

Am Saum der Mauer ruht er aus.
„Erlöschen Mond und Sternenfunken,
Was kümmert mich noch Nacht und Graus —
An deinem Busen lieg' ich trunken!
In einem Kuß, in einem Hauch
Verschmelzen — wär's der letzte auch!"

Sie spricht: „Wie ist an deiner Brust
Das Leben mir noch eins so theuer!
Doch pflichtvergessen, schuldbewußt,

Erreicht mich noch ein rächend Feuer.
Vergessen hab' ich Stolz und Ehr' —"
„O schweig, du siehst ihn nimmermehr!"

Nun irren sie dahin, nun stehn
Sie still und schaun zurück. Es brennen
Paläste, Hallen, Propyläen,
Im Isistempelraum erkennen
Sie den gedrängten Menschenknäul —
Her durch die Nacht dringt das Geheul.

Der Circus wogt, ein rother See,
Deß Ränder hoch und höher steigen,
Es schmilzt und birst des Marmors Schnee,
Man sieht die Statuen sich neigen
Und niedertauchen in die Glut —
Wie Frau'n in eines Bades Flut.

Fort, fort! Nun sind sie schon am Meer!
Schon sengt die Asche die Sandalen.
Da steht das Schiff — drauf kam er her —
Die Wellen ringsum blutroth strahlen,
Und in das Schiff, still, ohne Laut,
Legt er die sterbensmatte Braut.

„Lavinia, du lebst, du lebst —
Und Rettung blüht uns in der Ferne —
Ach, wie du fieberst, wie du bebst,
Sieh nur — das ist das Licht der Sterne! —"
Und übers Meer mit müdem Leib
Führt er das schwererrung'ne Weib.

Nach dreier Tage Dunkelheit
Zeigt wieder ihr Gesicht die Sonne,
Doch fahl — als ob für alle Zeit
Vertrocknet ihre Strahlenbronne.
Mit Schaudern streift der Blick hinan
Und sieht des Berges Werk gethan.

Campania Felix ist ein Grab —
Die holde Stadt der Aphrodite
Ist eingesargt, daß, wo hinab
Sie sank, kein fremdes Aug' erriethe. —
Von Capris Küste blickt ein Paar
Hinüber, wo die Stadt einst war.

Der Theolog von Salamanca.

I.

Fray Eugenio Zapota,
Zu Philipp des Zweiten Zeit
Der Theologie Professor,
Hat die Bibel zu erklären
Den Studenten Salamanca's.
Doch er weiß nicht, wie dies thunlich,
Denn er selbst wird draus nicht klug,
Um so eifriger er forschet,
Desto dunkler wird sein Thema.

In der Zelle, die er täglich
Ein paar Stunden nur verläßt,
Hat Zapota von Folianten
Ein Gebirge aufgethürmt.
Er durchklimmt bei Tag und Nacht
Diese grauenhafte Wüste,
Einen Gipfel zu erreichen,
Wo sich alles klärt und rundet,
Doch umsonst! Unüberbrückbar
Starren um ihn her die Klüfte,
Glaubt er eine Höh' erstiegen,
Reißt ein Strom von Widersprüchen
Ihn herunter, stellt ihn wieder
Auf den Platz, von dem er aufstieg.

Eigner Kraft nicht mehr vertrauend,
Gänzlich rathlos, schier verzweifelnd,
Stellt er an die theolog'sche
Junta, an das Consistorium,
Schließlich eine Anzahl Fragen,
Und erbittet drauf sich Antwort.

„Wie beweis ich," schreibt Zapota,
„Edle, hochgelahrte Herren,
Daß die Juden, die wir heute
Gern verbrennen, sengen, hängen,
Vor viertausend Jahren Gottes
Auserwähltes Volk gewesen?
Konnte Gott, den ohne Lästrung
Man nicht ungerecht darf nennen,
Der nomad'schen jüd'schen Horde
Den Besitz der ganzen Erde
Einst versprechen — aber dann für
Eine andre sie verlassen,
Die zweihundert Jahre lang
Noch verachteter als jene?

„Warum that doch Gott den Juden
In der vorhistorischen Zeit
Eine solche Unzahl Wunder,
Und warum geschehen jetzt
Keine mehr, da wir doch auch
Gottes Volk sind, so zu sagen?

„Die Zeitrechnung der Chinesen,
Der Aegypter und Chaldäer,
Wie doch bring' ich sie in Einklang
Mit der Zeitrechnung der Juden?

„Spricht der Pentateuch von Städten,
Die zur Zeit noch nicht bestanden,
Und von Kön'gen, welche sieben
Hundert Jahre später lebten,
Ach, wie reim' ich das zusammen,
Ich, ein armer Licentiat?

„Wenn im Paradiesesgarten
Flüsse vier sind, deren Quellen
Tausend Meilen auseinander
Liegen, wie versöhn' ich dies?

„Bin nicht Chemiker genug
Zu erklären den Studiosen,
Wie das goldne Kalb an einem
Tage fabrizieret worden
Und am selben Tag von Moses
Ward zu Asche reduziert.
Denn wie wandl' ich Gold in Asche?

„Wenn das heil'ge Buch den Hasen
Einen Wiederkäuer nennt,
Wie erklär' ich den Studenten
Diesen zoolog'schen Schnitzer?

„Wie erklär' ich, daß der starke
Simson fing dreihundert Füchse,
Mit den Schwänzen aneinander
Sie gebunden und daran
Feuerbrände schlau befestigt —
Hielten denn die Füchslein stille?

„Doch mit diesem und noch anderm
(Von des Jonas Walfisch, vom
Esel Bileams) fänd ich mich
Wohl noch ab, ich könnte sagen:
Unsinn ist's, unwerth der Mühe,
Viel darüber nachzudenken;
Aber wie ergeht es mir
Mit dem neuen Testamente,
Wo doch alles inspiriert?
Das Geschlechtsregister Lucä
Und Mathäi zu vereinen —
Nimmermehr gelingt mir dies!
O, erleuchtet mich, Ihr Weisen,
Soll ich lesen nach Mathäus,
Daß die heilige Familie
Nach Aegypten sich geflüchtet,
Oder laß ich mit den andern
Sie in Palästina bleiben?

„Wer erklärt das astronom'sche
Phänomen des Sternes, der
Die drei Kön'ge (oder Magier)
Führte zur bewußten Krippe?

„Daß die römischen Geschichten
Nichts vom Kindermorde wissen,
Die doch sonst die ärgsten Dinge
Von den Kaisern uns berichten —
Bringt mich in gewalt'ge Noth.
Wer erklärt der Kindlein Tod?

„Daß der Teufel konnte wagen
Zu versuchen Gottes Sohn,
Und von eines Berges-Spitze
Alle Reiche ihm gezeigt —
— Hoch ist dieser Berg gewesen —
Dieses auch verblüfft mich sehr.

„Mich verblüfft auch die Geschichte
Von den vielen hundert Teufeln,
Welche fuhren in die Schweine,
Die sich dann ins Meer gestürzt.
Wie doch kam in eine Gegend,
Wo die Schweinezucht verpönt war,
Plötzlich so viel Borstenvieh?

„Und so hätt' ich noch unzähl'ge
Weitre Fragen vorzulegen,
Ueber die mein schwacher Kopf
Unablässig sinnt und grübelt.
Nun, ich laß es dran genug sein!
Sicherlich, verehrte Herren,
Schenkt Ihr die erwünschte Auskunft
Eurem ganz unwürd'gen Diener,
Fray Eugenio Zapota!"

II.

Als man im Consistorium
Zapotas Fragen verlesen,
Entstand daselbst ein Scandalum,
Wie nie noch eines gewesen.

Der Eine sprach: „Welch trauriger Thor!
Was soll man zu ihm sagen?
Er legt uns Fragen zur Antwort vor,
Mit denen nur Narren sich plagen."

„Der ist so dumm nicht, als er sich stellt!"
Versetzt ein Anderer hämisch.
„Ich meine, dies Papier enthält
Sehr vieles, was blasphemisch."

Ein Dritter ruft: „In seiner Schrift
Liegt Schuld auf Schuld gehäufet,
Der hat seit Jahren ein feines Gift
In junge Gemüther geträufet!"

Der Bischof sprach: „Drum seid nicht faul,
Und thut, was Gottes Gebot ist!
Ein solcher Freidenker hält sein Maul
Am sichersten, wenn er todt ist!"

Anhub eine heiße Redeschlacht,
Sie dauerte Tage und Wochen.
Mit dreizehn Stimmen gegen acht
Ward schließlich das Urtheil gesprochen.

Aufgingen nun in Valladolid's
Gefängnißhause die Pforten,
Dahinter die Opfer des heil'gen Offiz
Verfaulten und verdorrten.

Vermummte Büßer ziehen voran,
Es folgen die Familiaren,
Die Dominikaner mit Kreuz und Fahn',
Der Klerus in Festtalaren.

Im safranfarbenen Büßergewand,
Von grimmigen Schergen geleitet,
Eine ausgelöschte Kerz' in der Hand
Der arme Zapota schreitet.

Er ist so hager, er ist so bleich,
Er blickt empor zu den Dächern,
Altanen und Fenstern, wo anmuthreich
Die schönen Señoras sich fächern.

Die schönen Señoras sich fächern, scheel
Den armen Sünder betrachten,
Und statt zu beten für seine Seel',
Mit schmucken Hidalgos schmachten.

Und als Zapota zum Holzstoß kam,
Da schaut er um sich im Kreise,
Aus seinen Zügen weicht der Gram,
Er spricht, nicht laut, nicht leise:

„Ergeben verlaß ich und unverzagt
Ein Leben, das nimmer mich freute,
Auf alle Fragen, die mich geplagt,
Erhalt' ich die Antwort noch heute."

Man zündet das Reisig, und hoch hinan
Die Flammen lecken und schlagen:
Das war die Antwort, die dem Mann
Geworden auf seine Fragen.

König Poltys.

Poltys, Fürst im Thrakerlande,
Sieht mit Kummer, sieht mit Leid,
Wie der Krieg am Nachbarstrande
Einst Befreundete entzweit.

Hie Trojaner! Hie Achaier!
Und nun fällt der Götter Schaar,
Mars voran, der tolle Schreier,
Selbst einander in das Haar!

„Paris“, lautet Poltys' Rede,
„Weil das Gastrecht er verletzt,
Ist der Stifter dieser Fehde,
Die den Himmel selbst entsetzt.

„Dennoch kann ich ihn entschuldigen —
Er ist jung und sie ist schön,
Und der Macht der Schönheit huldigen
Götter selbst auf Ida's Höhn.

„Aber darf er sie behalten?
Die gebrochen sonder Scheu
Schwüre, die dem Gatten galten,
Bleibt dem Buhlen auch nicht treu.

„Wieder ist nicht zu begehren
Vom Atriden Menelaus,
Nachsicht Jener zu gewähren,
Die so schnöd verließ das Haus.

„Müßte ich den Fall entscheiden —
Ich erkenn' ihn ganz genau —
Sollte keinem dieser Beiden
Mehr gehören jene Frau!

„Aber beide glühn und brennen,
Stürzen sich in Kampf und Schlacht —
Sie zu sänftigen, zu trennen,
Hab' ein Mittel ich erdacht!

„Unter meinen hundert Frauen
Hab ich zwei noch nicht berührt,
Beide lieblich anzuschauen,
Werth, daß sie ein Gott erkürt.

„Paris, meinem jungen Vetter,
Führt' ich gern die eine zu,
Und die andre, Freund der Götter,
Menelaus, erhieltest du!

„So beseitigt wäre diese
Kriegsnoth, so die Welt entflammt,
Und die fernste Nachwelt priese
Poltys und sein Mittleramt!“ ....

Also spricht der gute König,
Doch sein Antrag wird verlacht.
Höchste Weisheit gilt nur wenig,
Wo die Leidenschaft entfacht.

Karghegan.

Der Nordlandsküste Schrecken war
Karghegan, der Pirat;
Der Schloßhof brennt, der Lehnsherr fällt,
Wo er das Land betrat.

Des Sengens satt, stand wider ihn
Des Schiffes Mannschaft auf;
Er hat es in den Grund gebohrt
Mitten im schnellsten Lauf!

Wohl vierzig Klafter unter der See
Das Wrack des Schiffes bleicht
Mit Tonnen, Tau'n und Takelwerk,
Durch das der Krake schleicht.

Doch kommt ein Sturm und pflügt das Meer,
Hebt sich des Schiffes Last,
Der Nebel bläht als Segel sich
Schwerwuchtig vor dem Mast.

Entsetzen faßt den Schiffer, dem
Das Geisterschiff sich naht —
Am Helme steht, wie ehedem,
Karghegan, der Pirat.

Böser Zauber.

In der Felsenmühle sitzt
Einsam wach der Mühlgeselle,
Eine Lampe brennt — er schnitzt
Keile bei der Flackerhelle.

Draußen gehen ihren Gang
Sturm und Bach — er muß sich fragen,
Wohin endlich und wie lang
Sein Verhängniß ihn wird jagen?

An die Schnöde lang und viel
Denkt er, die sein Herz verlachte,
Daß er floh zu Wein und Spiel
Und sich um sein Erbgut brachte.

„Thor, vergissest du sie nie?"
Fragt er, „warum diese Thränen,
Als du vor sie tratest?" Sie
Lachte mit den blanken Zähnen.

Mit den Zähnen perlenweiß,
Die ihm einst das Herz zerrissen,
Doch von dem, was in ihm heiß
Wogte, schien sie nichts zu wissen.

Zwar — der, welcher sie gefreit,
Hat's nicht gut, kein Knecht will bleiben,
Denn ein Spuk soll nächt'ger Zeit
In dem Haus sein Wesen treiben.

Ihn erschreckt's nicht; müd gehetzt,
Doch noch Sklav' der holden Mienen,
In der Felsenmühle jetzt,
Der verruf'nen, will er dienen.

Also sinnt er, denkt und wacht
Einsam bei der Flackerhelle.
Um die Zeit der Mitternacht
Führt sein Messer der Geselle.

Zwölfe schlägt's — — mit einem Ruck
Fällt das Uhrgewicht zur Erde —
Und er fragt sich, ob ein Spuk
Ihn schon heut erschrecken werde?

Und ein Fenster thut sich auf — —
Auf geräuschlos weichen Tatzen
Jetzt in Sprüngen, jetzt im Lauf,
Kommt herein ein Zug von Katzen.

Aufrecht schreitend, zierlich, leicht
Ziehn sie Kreise und miauen —
Haltung und Bewegung gleicht
Wundersam der Art von Frauen.

Eine, wie mit Mehl bestäubt,
Springt ihm auf das Knie mit Schmeicheln
Und beginnt, ob er sich sträubt,
Sein zerzaustes Kinn zu streicheln.

Wie er auch sich wehrt vor ihr,
Sie umkost ihn wie im Ringe —
Da — dem unheimlichen Thier
Stößt er in den Leib die Klinge!

Ha! Schon wälzt es sich in Blut —
Aber jetzt aus allen Ecken
Stürmt auf ihn die Unholdsbrut —
Er entflieht mit jähem Schrecken . . . .

Draußen steht er, faßt es kaum,
Daß ihn fort die Füße trugen,
Weiß nur, daß im düstren Raum
Flammen aus dem Boden schlugen.

Sinnlos, mit gesträubtem Haar,
Spricht er: „Flieh! das Thor ist offen —
Die, in deren Bann ich war,
Hab' ich durch das Herz getroffen!"

Novelletten.

Tannhäuser im Orient.

Vor einigen Jahren hatte ich in Venedig einen gebildeten jungen Armenier kennen gelernt. Wir trafen uns nach Tische auf dem Marcusplatze unter den Procuratien und pflegten den Kaffee mit einander zu trinken. Alles, was der junge Mann von dem wunderbaren Hochlande, seiner Heimat, erzählte, interessirte mich in hohem Grade: von der Geschichte der verschiedenen Dynastien, die dort regiert, und der merkwürdigen Menschen, die dort gelebt, war mir fast Alles neu. Eines Abends, als die Militär-Capelle spielte, beklagten wir Beide den unwürdigen Charakter der vorgetragenen Compositionen, und ich belobte unsere deutsche Musik. Ich sprach von der Wirkung, die Mendelssohn's Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum" und Wagner's Einzugsmarsch aus dem „Tannhäuser", von ähnlichen Militär-Capellen vorgetragen, unwiderleglich ausüben. Der Name Tannhäuser, den er schon öfter vernommen, veranlaßte meinen Armenier zu allerlei Fragen; er wollte die Fabel, auf welcher die Oper

erbaut ist, kennen. Ich erzählte, daß im Thüringerlande, nicht weit von Friedrichroda, ein Berg von seltsamer Gestalt emporrage, der Hörselberg genannt, aus dem zuweilen fröhliche, verführerische Musik, Gesang und Tanz hervorklinge. Ein altes Volkslied, das „Lied vom Dannhäuser", der Schreibart nach aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, erzähle, wie ein junger Ritter plötzlich seinen Freunden verschwand. Er war in jenen Berg gerathen, wo Frau Venus, die heidnische Göttin, als „schöne Teufelin" wohnt. Des Freudenlebens überdrüssig geworden, nahm der junge Ritter endlich Urlaub und pilgerte nach Rom, um vom Papste Absolution seiner Sünden zu empfangen, wurde aber bald vom bittersten Heimweh nach der Huldin erfaßt, so daß er sie wieder aufzusuchen ging. Er verschwand im Berge und soll, wie das Volkslied sagt, darin verbleiben „bis zum jüngsten Tag".

„Das alte Tannhäuserlied," so schloß ich meinen literar-historischen Bericht, „war nach des ursprünglichen Verfassers Meldung in der Absicht verfaßt, „fromme Christenseelen vor Satan's List zu warnen". Aber diese wohlgemeinte Warnungsstimme gerieth bald in Vergessenheit. So lange Lied und Sage nur in Kornmanni mons Veneris aufbewahrt waren, blieb der Tannhäuser wirklich ein ganz verschollener, in einer Höhle verborgen lebender Mann. Nun fand das Lied Aufnahme in „Des Knaben Wunderhorn", und Ludwig Tieck, der Romantiker,

erzählte die Geschichte in seinem „Phantasus". Dennoch kümmerte sich Niemand sonderlich um den guten Tannhäuser. Es wurde erst anders, als Heinrich Heine gegen das Ende der Dreißiger-Jahre eine unvergleichliche Umarbeitung des alten Gedichtes brachte, deren Schluß jedoch in den wildesten Ton der Travestie hineingerieth. Nun fing man an, die Schönheit der alten Dichtung anzuerkennen. Da kam zehn Jahre später Richard Wagner. Er entnahm der Heine'schen Ballade die angedeuteten dramatischen Momente, verflocht die Tannhäusersage mit der Sage vom Sängerkriege und machte auf Einmal durch die überlegene Kraft dramatischer Mittel Tannhäuser zu einem berühmten Manne. Von da ab scheint die Geschichte zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Anregungen geworden zu sein. Die im Thüringer Berge verschlossenen Geister ruhen nicht, denn jedes Jahr bringt ein großes Gedicht oder einen neuen Roman, dessen Titel schon („Tannhäuser", „Der neue Tannhäuser", „Im Hörselberg", „Frau Venus" u. s. w.) die Beziehung zur alten Sage aufweist. Alle diese Bücher variiren mit der feierlichen Umständlichkeit, die zu den charakteristischen Zügen unserer neuen Literatur gehört, das alte bekannte Thema . . ."

Dies Alles interessirte meinen jungen Forscher, er blieb eine Weile nachdenklich; endlich sagte er:

„Wir haben bei uns eine ähnliche Sage. Die tiefe Symbolik, die in Ihrer deutschen Volksdichtung

liegt, besitzt die unsere allerdings nicht, dennoch scheint sie mir nicht ganz ohne eine gewisse Idee zu sein. Sie stammt aber auch nicht aus so früher Zeit. Unsern Tannhäuser wollen noch etwelche alte Leute in meiner Heimat gesehen und gekannt haben."

Ich bat den jungen Mann, mir die Geschichte nicht vorzuenthalten, und er erzählte mir Folgendes:

„Hatsan Schahum, ein junger christlicher Kaufmann, belud einige Züge von Kameelen mit kostbaren Seiden= und Silberstoffen und trat mit großem Gefolge eine Reise nach Persien an. In Ispahan angekommen, fand er für seine Waaren guten Absatz, ruhte sich aus und ergab sich dem Wohlleben. Er war gebildeten Geistes, ein angenehmer Gesellschafter, nur liebte er allzusehr den Wein und die Frauen. Eines Tages, im Kreise fröhlicher Genossen, sagte er:

Ich habe mich im schönen Ispahan nun viel herumgetrieben und kenne die Stadt durch und durch. Aber der Umgang mit einem schönen Weibe ist mir noch nicht zu Theil geworden. Ist keine Hoffnung dazu?"

Ein Freund erwiderte:

„Ich glaube dir rathen zu können. Es lebt in dieser Stadt ein altes Weib, in Heilmitteln, Liebestränken und allerlei geheimer Kunst wohl erfahren. Ich will sie dir schicken. Vertraue dich ihr an, und Alles wird nach deinem Wunsche gehen."

Am andern Tage hatte der Freund seines

Versprechens gedacht, und als es dämmerte, erschien, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Matrone an der Thür des jungen Gesellen.

Hatsan Schahum schenkte ihr ein Stück Damast und sagte:

„Mütterchen, ich brenne danach, von einer Schönheit dieses Landes Gunst zu erlangen. Mein Herz ist durstig und möchte getränkt sein. Hilf mir, ich will es dir Dank wissen."

Das Mütterchen erwiderte:

„Ich glaube, dir versprechen zu können, wonach dein Herz sich sehnt. Ich weiß eine Schönheit, deiner würdig. Sie wäre ein sicheres Heilmittel deines Grams. Ich hoffe, diese Gazelle, so scheu sie auch ist, in dein Netz zu führen. Ich habe Zutritt zu ihr. Sie wird meinen Bitten nicht widerstehen."

Damit humpelte die alte Hexe davon und war drei Tage nicht zu sehen. Hatsan Schahum blieb in peinlicher Erwartung.

Am vierten Tage kündigte ein Diener die Rückkehr der Alten an. Der junge Mann flog ihr entgegen und fragte, ob sie Alles ins Reine gebracht habe?

„Drei Tage und drei Nächte," erwiderte die Alte hastig, „habe ich der Schönheit in die Seele gesprochen. Ich bin noch ganz müde davon."

Damit setzte sie sich.

Hatsan Schahum sagte:

„Ruhet aus und erfrischt euch mit Sorbet."

Das that die Matrone und fuhr fort:

„Ich hatte meiner Schönheit kaum dein Anliegen vorgetragen, als sie in fürchterlichem Zorn auffuhr. Ihre Locken schüttelnd, sagte sie: Muß ich von dir solche Ungeziemlichkeit erfahren? Hast du mich je auf verbotenen Wegen angetroffen?... So ging es fort, bald stritten wir uns, bald verglichen wir uns wieder, endlich hat sie meinen Bitten nachgegeben, denn ich sagte ihr, wie du in der Blüthe der Jahre stündest, mit Schönheit begabt, unendlich reich und freigebig seiest. Der Widerstand ist besiegt, die Gelegenheit günstig, du magst dich unter meiner Führung zur Schönen begeben."

Auf diese Nachricht hin wußte der junge Kaufmann sich vor Freude gar nicht zu fassen. Er öffnete eine Truhe und gab der Alten mehrere Stücke des schönsten Stoffes als Botenlohn. Ein goldenes Armband mit Edelsteinen, das zehntausend Aspern gekostet, steckte er zu sich in den Gürtel.

„Ich habe dir nur noch," sagte die Alte, „das tiefste Stillschweigen zu empfehlen. Geheimniß ist die Bedingung deines Glückes. Ein Wort, das du laut werden ließest, würde Alles zerstören. Es wird Abend. Reite durch das Westthor hinaus und folge der Straße, bis du mich triffst. Ich eile voraus und werde dir den Weg zeigen."

Damit ging sie fort. Der Glückliche schmückte sich, wählte die hellsten Kleider und bestieg sein edelstes Pferd. Draußen auf der einsamen Landstraße traf er die Alte.

Sie wies ihm einen Garten, in dessen Mitte ein reicher Pavillon emporragte. Ringsum standen hohe Palmen und erhoben ihre Häupter über Orangen- und Granatbäume. Hatsan Schahum trat durch das vergoldete Gitterthor und schritt durch einen schattigen Laubgang. Sein Herz schlug heftig, er war vom Dufte der Blumen wie berauscht, Alles machte den Eindruck tiefster seligster Abgeschiedenheit.

Unter dem hufeisenförmigen Bogen des Eingangsthores wurde Hatsan Schahum von einem stummen schwarzen Diener begrüßt. Er schritt weiter durch einen kurzen Corridor und befand sich bald in einer halboffenen Halle, deren Oberbau von zierlichen Säulen getragen war. Die Wände derselben waren mit Goldschmelzmosaik überkleidet, aus der sich farbige Ornamente heraushoben, ein Fenster war geöffnet, die Gardine aufgezogen, und gewährte einen Ausblick auf die mondbeschienene Heimlichkeit des Gartens.

Auf brocatenen Kissen, die auf weichen Teppichen gehäuft waren, ruhte die Schönheit. Der erste Willkomm, den sie dem jungen Manne bot, raubte ihm sogleich alle Besinnung. Allmälig faßte er sich und sagte:

„Heil mir, daß Ihr mich mit dem Glücke, so viel Reiz zu schauen, begnadigt! Ich bin euer Sklave und will es ewig bleiben!“

Die Schöne lächelte ihm hold entgegen und

forderte ihn auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Sie winkte, man brachte Wein von Schiras, sie goß zwei Becher voll; der Wein funkelte geheimnißvoll.

Nun trat eine Schaar unvergleichlicher Dienerinnen mit musikalischen Instrumenten heran und stellte sich im Halbkreise auf. Die Einen spielten, die Andern tanzten. Der Glückliche hielt seine Geliebte im Arme, und so verlängerten Beide bis gegen Mitternacht das süße Gefühl der Liebesfreude.

Und so ging es nun von Tag zu Tag, vom Abend bis zum Morgen. Die Liebe des jungen Kaufmannes nahm immer zu, die Stunden, da er sich von der Geliebten trennen mußte, wurden ihm zu Ewigkeiten. Er zog sich von aller Gesellschaft zurück und wanderte jeden Abend hinaus in den Garten, wo die unvergleichliche Schönheit seiner wartete. Täglich brachte er ihr ein neues Geschenk, eines immer prachtvoller als das andere. Nicht immer grüßte sie ihn freudig. Zuweilen war ihr Gesicht bleich wie das einer Todten und von unendlich leidendem Ausdrucke. Aber Spiel, Tanz und Liebesfreuden heiterten sie immer wieder auf.

So brachte Hatsan Schahum Gott weiß wie viele Monate im Dienste seiner Gebieterin zu, bis er, nachdem er auch seine Sklaven verkauft hatte, ganz nachdenklich ward. Er sah sein Verderben vor sich und sah die Nothwendigkeit ein, in sein Vaterland zurückzureisen. Als er wieder bei ihr war, sagte er:

„So lange ich, geliebte Seele, auch deines Umgangs genieße, kann ich dessen nicht satt werden. Dennoch zwingt mich die Lage, in meine Heimat zurückzukehren. All mein Vermögen ist in deinem Dienste aufgegangen. Ich habe aber daheim bedeutende Güter. Diese will ich veräußern und bei meiner Rückkehr Alles zu deinen Füßen niederlegen. Dann aber will ich mein ganzes Leben hindurch als dein treuer Diener bei dir weilen."

Die Schöne war während dieser Rede erblaßt; sie erwiderte, indem sie ihre zarten Hände um den Geliebten schlang:

„Treuer Freund, verweile hier! Wenn es dir an Gold mangelt — ich habe Ueberfluß daran. Mach' dir darüber keine trüben Gedanken."

Aber Hatsan Schahum erwiderte:

„Deiner Huld stand es wohl an, das zu sagen, was du gesagt; aber so lange ich mein Vorhaben nicht ausgeführt, habe ich nicht Rast noch Ruhe. Ich sage dir auf eine zeitlang Lebewohl!"

Damit stand er auf; die Schöne nahm ein Tuch vor die Augen, sie weinte.

Da schmolz auch des Jünglings Herz; er umarmte sie, und ihre Thränen flossen ineinander. Dennoch sagte er: „Der Augenblick der Trennung ist gekommen."

„So lebe wohl!"

Auf eine Weile setzten sie sich noch einander gegenüber. Die Schöne hatte Schahum's rechte

Hand ergriffen, wiegte sie lange und zärtlich auf ihren Knien und drückte sie dann traurig schweigend an ihre Lippen. Er überließ sie ihr gern. Nun glättete sie dieselbe zwischen ihren Händen, jetzt zog sie jeden Finger durch die ihrigen, tändelte damit wie mit einem lieben Spielzeug. Dabei küßte sie die Hand glühend und wiederholt. Jeden Augenblick schienen die Thränen aufs neue in ihre Augen treten zu wollen. Nun nahm sie Hatsan Schahum's kleinen Finger zwischen ihre Zähne, biß leicht hinein, sah ihn lächelnd an und fragte:

„Darf ich?"

„Nur zu!" sagte der Verliebte.

In diesem Augenblicke fühlte er einen jähen Schmerz und sah gleichzeitig das rothe Blut zwischen den weißen Zähnen der Geliebten hervorquillen.

Sie hatte ihm den kleinen Finger unterhalb des zweiten Gelenkes abgebissen.

„O, was hab' ich gethan!" rief die Schöne.

Hatsan Schahum's Züge hatten sich verdüstert, er sagte sehr ernst:

„Tröste dich, es entstellt mich nicht und heilt bald."

„Nun hab' ich einen Theil deines theuren Selbst als Andenken!" sagte die Schöne und verbarg den Finger in ihrer Brust.

Hatsan Schahum kam heim. Seine Augen waren eingesunken, sein Gesicht von ernstem Ausdrucke, Niemand sah ihn lächeln. Mit blutender

Seele rief er sich fortwährend die verflossene glückliche Zeit ins Gedächtniß. Seine Seele war bei der Geliebten.

Die Freunde, die ihn so traurig sahen, wollten die Ursache seines Kummers wissen. Er sagte ihnen, er sei in die Hände von Räubern gefallen, die ihm all seine Güter genommen und nur das Leben gelassen hätten.

„Da magst du Gott danken," sagten die Freunde, „daß du mit dem Verluste eines Fingergliedes davongekommen. Dir ist noch viel übrig gelassen!"

So verweilte dann Hatsan Schahum ein Jahr und darüber in seiner Vaterstadt, ohne die Gluth seines Innern löschen zu können. Die Sehnsucht nach Persien überwältigte ihn, er raffte sein Vermögen zusammen und rüstete sich zu neuer Reise. In der Nähe von Ispahan angekommen, sendete er einen Diener voraus, die Geliebte aufzufordern, ihm entgegenzukommen. Aber Niemand erschien. Das beunruhigte den jungen Mann, er besorgte ein Unglück oder schwere Erkrankung.

In der Stadt machte er nicht Halt und entsendete einen zweiten Diener mit Willkommgeschenken. Dieser kam zurück und meldete, er sei huldvoll aufgenommen worden. „Grüße mir den Herrn," hatte die Schöne gesagt. „Er sei mein Gast!"

Nun machte sich Hatsan Schahum auf; in der Abendstunde, wie er es gewohnt gewesen, betrat er das Gartenhaus. Er fand die Schöne an der Schwelle, in der Mitte ihrer Sklavinnen.

„Selbstsüchtige," rief er ihr entgegen. „Hätte es dir geschadet, mir entgegenzukommen?"

„Um Eurem Wunsche Genüge zu leisten," erwiderte die Huldin, indem sie die Hände vor dem Busen kreuzte, „müßten wir zuvor bekannt sein, während mir das Vergnügen Eurer Bekanntschaft erst heute zu Theil wird!"

Der junge Mann war wie vom Schlage gerührt, endlich sagte er:

„Zauberin, ist das Scherz oder Ernst?"

„Was ist da scherzhaft?" fragte sie entgegen.

„Ich bin dein Sklave," erwiderte er, „der mit dir in diesen Räumen so oft die schönsten Stunden verlebt. Ich habe mich nur von dir losgerissen, um den Rest meines Vermögens zu holen und ihn zu deinen Füßen niederzulegen. Noch sind nicht zwei Jahre verflossen, seit ich dieselben geküßt ... Was, du kennst mich nicht mehr? Sollte ich mich so verändert haben? Soll ich dir die Namen deiner Sklavinnen nennen? Auch sie kennen mich. Frage sie!"

Die Schöne erwiderte:

„Ich weiß mich auf Alles, was Ihr da sagt, nicht im geringsten zu besinnen. Ich sehe Euch heute zum erstenmale!"

„Treulose!“ rief Hatsan Schahum in hellem Zorne, „erinnerst du dich nicht unserer Scheidestunde? Kennst du diese Hand?“

Er streckte ihr den verstümmelten Finger seiner Rechten entgegen.

Die Schöne schwieg eine Weile, als ob sie sich besänne, dann sagte sie:

„Kann wohl sein, daß du wahr gesprochen!“

Damit griff sie in die Tasche, die an einer goldenen Kette von ihrem Gürtel herabhing.

„Welcher ist der deine?“ fragte sie, „damit ich dich unter Jenen erkenne, von denen ich mir ähnliche Andenken genommen.“

Damit schüttelte sie den Inhalt ihrer Tasche auf einen unfern stehenden Marmortisch. Wohl ein volles Hundert dürrer, brauner, zusammengeschrumpfter Fingerglieder rollte auf die Platte!

Der junge Mann kam, als er das sah, wie von Sinnen. „Buhlin!“ rief er. „Du hast mich schändlich betrogen! All mein Habe habe ich verschwendet, nun erkenne ich deinen Unwerth. Böser Geist, Vampyr, weiche von mir! Wenn du nur ein Blendwerk bist, wie ich vermuthe, im Namen des allmächtigen Gottes befehle ich dir: Entweiche!“

Da erfolgte ein gewaltiger Schlag, und mit Einemmale war Alles verschwunden, Garten und Lusthaus. Hatsan Schahum, der vom Luftdrucke zu Boden geworfen war, erhob sich langsam und sah zu seinem Entsetzen, daß er sich auf einem

wüsten, dürren Anger vor den Thoren von Ispahan befinde, der nur Disteln trug.

Hassan Schahum kehrte in seine Heimat zurück und wurde noch viele Jahre in Teheran gesehen als ein verarmter, gebrochener Mann, der das Erlebniß seiner Jugend gern erzählte und dabei seinen verstümmelten Finger zeigte.

Viele haben ihn für verrückt gehalten, Andere haben an die Geschichte geglaubt."

Das war's, was mir der junge Armenier während einer schönen Mondnacht unter den Procuratien erzählte. Ich sehe, daß ich unabsichtlich dazu gekommen bin, zur fort und fort anschwellenden Literatur über die Tannhäusersage einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Das Gastmahl des Skopas.

Unter den vielen wunderbaren Geistergeschichten, welche von den Alten erzählt werden, scheint mir die des Simonides eine der schönsten, und der Wiederholung und Erneuerung nicht unwerth. Ihre Wahrheit ist wohl unanfechtbar; es berichtet sie der höchst ernsthafte Quintilian in seinem Buche der „Institutionen“.

Die Stadt Pharsalus in Thessalien feierte ihren Mitbürger Skopas, der als Sieger aus den Spielen zu Olympia hervorgegangen war; er hatte den Preis im Ringkampf erhalten. Das war nichts Geringes in einer Zeit, welche unendlich viel gab auf einen kräftigen Leib und gelenke Glieder, auf starke Fäuste und rasche Beine. Der Mann, der sich in den öffentlichen Spielen, sei's in Pytho, sei's zu Olympia hervorgethan und dort mit den Zweigen des wilden Oelbaumes gekrönt worden, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Alle Stamm- und Zunftgenossen, mit ihm durch gemeinsame Opfer verbrüdert, meinten, einen Antheil

an seinem Siege zu haben. Er wurde feierlich eingeholt, es war sogar Brauch, ein Thor oder einen Theil der Stadtmauer einzureißen, damit der Sieger durch eine offene grüne Triumphpforte schreite. Daheim angelangt, verfügte sich dieser mit allen seinen Verwandten und Freunden in den Tempel, den Göttern ein Opfer darzubringen; ein großartiges Gastmahl mit einem langandauernden Trinkgelage pflegte das Fest zu beschließen.

Bei solchen Feierlichkeiten durfte auch eine poetische Verherrlichung nicht fehlen. Irgend ein namhafter Dichter wurde mit der Anfertigung einer Ode beauftragt, die ein lyrisches Kunstwerk und für musikalischen Vortrag berechnet sein mußte. Sie wurde von einem wohlgeübten Chor von Jünglingen und Mädchen im Wechselgesange vorgetragen. Doch von Lyrik und Musik war nach antiken Begriffen ein mimischer Tanz unzertrennlich und dieser begleitete denn auch, meist feierlich und würdevoll, die Dichtung.

Diesmal war es unzweifelhaft, daß der Festgesang, das Epinikion, nach Wunsch der Stadt Pharsalus und des Siegers ausfallen werde. Der Dichter Simonides, der in seiner Heimat Athen lange Zeit festliche Chöre geleitet und zahlreiche Lieder auf Sieger in Wettkämpfen gedichtet, lebte seit dem Sturze Hipparchs in Thessalien, am Hofe der Aleuaden. Er hatte das Siegesgedicht zu liefern übernommen; Skopas hatte ihm für diese Arbeit

ein Talent Goldes versprochen, kein geringes Honorar, wenn wir bedenken, daß die Gelehrten das athenische Talent mit 1350 Thalern berechnen.

Selten aber war noch dem Simonides ein ähnliches Gedicht so schwer geworden wie dieses. Es war wirklich von Skopas wenig zu sagen, außer daß er ein ungemein muskulöser junger Mann sei. Auch an den Ruhm seiner Vorfahren und Verwandten ließ sich nicht anknüpfen. Er stammte nicht von Göttern ab. Großvater, Ahn, Bruder und Oheim waren Krämer, Kaufleute gewesen, hatten im offenen Laden mit Oel und Korinthen gehandelt und nie im Rennwagen oder im Faustkampf gesiegt. In seiner Verlegenheit half sich aber Simonides nach Möglichkeit. Nachdem er an Skopas gelobt hatte, was zu loben war, machte er einen kecken lyrischen Sprung und kam auf die beiden göttlichen Faustkämpfer Castor und Pollux und deren heroische Thaten. So fügte es sich, daß ihnen schließlich ein guter Theil des Gedichtes gewidmet war. Als der Festgesang, trefflich vorgetragen, zu Ende war, stellte sich ein Zuruf von allen Seiten ein.

„Ein schönes Gedicht!" rief Alles.

„Herrlich, des gefeierten Sängers von Ceos würdig!"

„Und würdig des edlen Skopas!" fügten die Schmarotzer und Schmeichler des reichen Festgebers hinzu.

„Ja, Dein Gedicht ist wohlgelungen, schwung-

haft und voll Anmuth!“ wandte sich der Gefeierte an Simonides. „Mache Dir aber, Bester,“ setzte er mit kaufmännischer Kälte hinzu, „doch nur auf ein Drittheil der versprochenen Summe Rechnung. Ein Kaufmann ist ein Mann von Wort, Du aber hast auch nur zum dritten Theile Wort gehalten! Dreißig Strophen hast Du niedergeschrieben; zwanzig davon feiern die Tyndariden. Drum zahle ich nur meinen Theil, zwanzig Minen, die weitern vierzig laß Dir von Castor und Pollux entrichten. Sie sind großmüthig und mögen Dir lohnen. . . . Und nun, Freunde, in den Tempel, den Göttern unser Dankopfer darzubringen. Sodann begeben wir uns in meines Vaters Haus, wo ein Mahl uns erwartet. Es ist selbstverständlich, Simonides, daß Du bei diesem einen Ehrensitz einnimmst . . .“

So Skopas zur allgemeinen Heiterkeit der Gäste; sein Wortbruch hatte bei keinem ein Wort der Mißbilligung gefunden. Und hier muß ich dem Simonides den ernstlichen Vorwurf machen, daß er nicht stracks davonging. Doch er sagte zu sich: „Bleib’ ich weg, so ärgert er sich; ich habe Zank mit ihm und er prellt mich auch noch ums letzte Drittheil. Ich muß gute Miene zum bösen Spiel machen . . . .“

Nach beendigtem Gottesdienst hatte man sich in den Festsaal begeben, wo die lorbeergekrönte Büste des Skopas und die ihm gespendeten Gaben aufgestellt waren. Ein großartiges Mahl nahm

seinen Anfang. Vom Hintergrunde des Saales her erklang sanfte Musik von Cithern und Flöten.

Simonides war noch unter dem Eindrucke der erlittenen Kränkung. Der Bissen blieb ihm im Munde stecken, kaum berührte er den Becher, er bereute jedes Wort, das er zum Lobe des Wichts gesprochen. „Welche Narren," dachte er bei sich, „sind wir, der schwülstige Pindar an der Spitze, daß wir solche Helden der Faust besingen!"

Schon ein paarmal hatte sich indeß ein Krachen im Gebälk vernehmen lassen, war aber im allgemeinen Tumult der Unterhaltung, der Musik und der Tänze weiter nicht beachtet worden.

Da trat ein Sklave ein, näherte sich Simonides und meldete, daß zwei wunderschöne, ungewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, beide zu Pferde, vor dem Thore hielten und den Dichter zu sprechen wünschten.

„Wohl ein Irrthum, sie werden Skopas beglückwünschen wollen," meinte Simonides, noch ganz in seinem Aerger verloren.

„Es sind sonderbare, gar gewaltige Leute," setzte der Sklave hinzu. „Ihr Wesen, ihre Stimme, ihre Kleidung sind, wie ich Aehnliches an Menschen nie gesehen . . ."

„Ei, so geh', heiße sie absteigen und führe sie herein!" rief Skopas. „Sie sollen mir willkommen sein. Unsere Gesellschaft begehrt nach Neuem. Sie kommen eben recht zum Symposium. Eben wurden

die Mischkrüge aufgestellt. Du Simonides, magst ihnen noch einmal Dein Gedicht vorlesen! . ."

Simonides trat in die sternenhelle Nacht hinaus und sah in der That zwei Reiter vor dem Peristyle halten. Es waren heroische Gestalten, auf ganz unbändigen Pferden. Ein Band war jedem um die Stirne geschlungen, armdick ringelten sich die Locken um den Hals.

Der Eine sah den Dichter mit großen leuchtenden Augen an und winkte ihm freundlich näher zu treten.

„Simonides," rief er, „habe Dank von denen, die Du in einem unsterblichen Liede gefeiert hast! Wir sind die Tyndariden, Castor und Pollux. Lebe lange und sei glücklich bis ins höchste Alter!"

Beide winkten freundlich, dann spornten sie die Pferde und diese sausten davon, doch nicht die Straße dahin, sondern durch die Luft hoch hinauf, über den Festsaal hinweg.

Unter ihren Hufen dröhnte es sonderbar.

Simonides blieb durchschaudert, von Geisterhauch angeweht, stehen.

„Wer so etwas erlebte," dachte er, „geht sobald nicht mehr unter Menschen. Ich kehre nicht mehr in den Festsaal zurück. Nein, nicht mehr! Nicht mehr!"

Da erschütterte ein furchtbares Krachen, von hundertstimmigem Wehgeschrei begleitet, die Luft. Eine Staubwolke wirbelte empor und verhüllte den

Blicken das Nächstgelegene. Als sie sich verzog, sah Simonides einen furchtbaren Riß im Gebäude, vor dem er stand. Die Decke des Festsaales mußte eingestürzt sein, sie hatte aller Wahrscheinlichkeit nach alles, was da geathmet, unter Trümmern begraben.

Es war eine Katastrophe, als ob ein Erdbeben gewüthet.

Simonides stand starr vor Entsetzen da. Dann befühlte er Stirn und Brust, denn er begriff kaum, daß er unverletzt sei. Da und dort löste sich noch ein Balken unter dem Dache, riß einen Pfeiler mit fort und stürzte in den Schutt.

Simonides beugte sich tief, seine Stirne berührte den Boden. Er begriff, was geschehen: Die allsehenden Göttersöhne hatten ihm durch Lebensrettung ihren Dank abgetragen!

Und nun war in Pharsalus, das sich noch eben einer ungemessenen Freude hingab, ungemessene Trauer und Wehklage. Es gab fast keine Familie von Ansehen im Orte, die nicht einen Angehörigen verloren.

Die Nacht verging mit dem Wegräumen des Gebälkes. Stellenweise waren die Leichen so unkenntlich gemacht, daß die Herbeigeeilten sie nicht unterscheiden konnten. Da soll nun Simonides mittelst seines wunderbaren Gedächtnisses die Ordnung, in der die Gäste gesessen, angegeben und so jede Leiche den Ihrigen angewiesen haben.

Skopas war unter den Wenigen, die lebendig aus dem Schutte hervorgezogen wurden. Er hatte beide Beine gebrochen, aber seine ungeheure Natur half ihm durch. Man sah ihn noch Jahre lang auf Krücken in den Gassen von Pharsalus herumhinken.

* *
*

Das ist die Geschichte von Simonides. Sie zeigt uns, welchen Schutzes, welcher hohen Protection in alter Zeit sich die Sänger erfreuten, wie man im Olymp auf ihre Lieder Acht hatte und wie die Götter zürnten, wenn literarische Auftraggeber ihnen den Lohn verkürzten. Aber das ist nun lange her. Noch immer besteht ungeschwächt der Gegensatz kaufmännischer Geriebenheit und idealistischen, unpraktischen Vertrauens. Und auch heute noch finden sich einzelne in der so ehrenwerthen Schaar der bücherverlegenden Geschäftsleute und en gros-Händler mit Geistesprodukten, bei denen es leider fast stehender Brauch zu sein scheint — ich spreche aus mancher Erfahrung — eingegangene Verpflichtungen streitig zu machen, und zum geringsten Theile zu erfüllen. Aber diese Nachkommen des Skopas tafeln, vom Zorn der Götter ungestört, weiter, und ihre Häuser krachen ihnen nur in den seltensten Fällen über dem Kopf zusammen.

Es ist doch schade um die alten Götter!

Die Frühmesse.

So oft ich in die benachbarte Stadt komme, der das dortige Jesuitenkollegium eine gewisse Berühmtheit verleiht, reizt es mich, die Persönlichkeiten ins Auge zu fassen, die dort als Besucher aus aller Herren Ländern einkehren.

Es sind fast ohne Ausnahme düstere Persönlichkeiten mit charakteristischen Köpfen, Leute, die sich sehr kriegerisch gegen unsere Zeit und unsere heutige Gesellschaft stellen.

Ihre Söhne wollen sie zu Kämpfern gegen den Zeitgeist heranwachsen sehen und bringen diese bei den Jesuiten unter; die Mädchen wollen sie mit dem auserlesensten Geist katholischer Gesinnung tränken und übergeben sie den Damen vom Herzen Jesu zur Erziehung; beide Klöster sind nämlich hier einander so nahe, daß die regsten Beziehungen zwischen ihnen leicht und ungezwungen unterhalten werden können.

Aber in welche Kategorie der Frommen — so fragte ich mich im Herbste des vorigen Jahres —

gehört wohl die stolze, blonde Engländerin, jetzt Vicomtesse de Renuphar aus Paris, die ihre Söhne, zwei Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren, zu den Jesuiten in die Schule schickt, sich aber von ihnen nicht trennen mag und Monat um Monat fern von der Weltstadt in der schaurigen Oede des kleinen Orts verlebt? Eine prachtvolle Frau. Sie müßte die Aufmerksamkeit selbst auf dem Boulevard des Italiens erregen. Dabei versteht sie es unvergleichlich, ihre Erscheinung durch alle Mittel der Toilette zu heben. Als wandelte sie noch dort, wo tausend Gafferaugen prüfend jede Erscheinung mustern, umspannt sie ihre Taille mit dem engsten Metallgürtel und hat das kunstvolle Lockengebäude von blondem Haar mit Goldstaub gepudert. Und diese Frau lebt in der Stadt, der die feuchten, kalten Laubengänge einen eigenen düsteren Charakter verleihen, in der Stadt, wo man immer den Weihrauch der Kirche zu riechen meint.

Geschieht das Alles wegen des jungen, fast knabenhaften Lieutenants, der allwöchentlich auf einen Tag aus der benachbarten Garnisonsstadt herkommt, im selben Gasthaus wohnt und dann immer an der Seite der Vicomtesse zu sehen ist? Doch wohl nicht. Er ist gar zu jung, zu unbeholfen und bengelhaft. Selbst der aus Scribe's Lustspiel wohlbekannte Masham muß die Gabe haben, etwas aus sich zu machen, sonst begreift man nicht, wie die Damen ihm nachlaufen.

Wie komisch er aussieht in seiner polnischen Mütze, seinem blauen, mit Goldtressen besetzten kurzen Jäcklein, seinen scharlachnen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Er spricht näselnd; sein Regiment liegt in Bosnien. Er nun giebt sich die Miene eines Mentors bei den beiden Knaben, die als externe Schüler des Instituts fortwährend um die jugendliche Mutter sind, und doch erscheint er eher als deren Freund und Gespiele.

Gar fromme Knaben, die jungen Franzosen! Auf der allerdings einsamen Promenade saß jeder mit einem Buch in der Hand im Schatten und las. Ich beobachtete die Knaben und den hohen Ernst ihrer Gesichter. Nach einer halben Stunde eifriger Lektüre sahen sie ihren jungen Freund zwischen den Bäumen daherkommen; das dicke Buch wurde zugeschlagen, es bekreuzte sich zuerst der Aeltere, dann der Jüngere — das, was ich für ein Schulbuch gehalten, mußte ein Gebetbuch gewesen sein.

„Nein! nein," sagte der Wirth, der mich seiner besonderen Freundschaft würdigte, „zwischen der Frau Vicomtesse und dem Herrn Lieutenant besteht lediglich eine Freundschaft; er ist nämlich ein besonderer Kinderfreund und übt sich auch gern in der französischen Umgangssprache. Dazu hat er hier die schönste Gelegenheit. Und sie ist eine gute Mutter. Zuerst hat es ihr hier, man kann es wohl begreifen, gar nicht gefallen wollen. Gleich nachdem sie die Knaben hergebracht, wollte sie wieder

fortreisen. Weiß nicht, auf einmal hat sie doch ein Wohlgefallen gefunden an unserer Gegend, und hat erst eine Woche zugegeben, dann wieder eine und jetzt ist sie schon bald ein Vierteljahr lang da.

Nun ja, sie ist die beste Mutter! Um bei den zwei Knaben zu sein, wohnt sie hier jetzt schon monatelang fern von ihrem Gemahl, der große Güter in der Normandie hat, und geht eigentlich in gar keine Gesellschaft. Sie sucht sie auch gar nicht auf. Samstag Abends kommt der Herr Lieutenant herüber, da machen sie ein paar Spaziergänge zusammen mit den Kindern, und er speist mit ihnen an der Wirthstafel.

Alles in Ehren! Die Vicomtesse — sie hat übrigens an den Kindern eine gute Schutzwehr — ist so besorgt um ihren Ruf, daß ich dem Herrn Lieutenant nie ein Zimmer auf demselben Flur geben soll. Aber wie ist das möglich in einem besuchten Hotel? Heute, zum Beispiel, habe ich dem Herrn Nummer 6 geben müssen. Nummer 5 war auch frei, ehe Sie da eingezogen; aber nein, nein, sagte die Vicomtesse, neben unserem Zimmer dürfen Sie ihn nicht einlogiren. Das könnte ja zu Gerede Anlaß geben."

„Die Vicomtesse wohnt also auf Nummer 4?"

„So ist es. Und auf Nummer 6 der Herr Lieutenant. Sie sind mitten drin."

Mit dem Bilde der schönen Frau in der Seele ging ich nach diesem Gespräch auf mein Zimmer.

Es war halb zehn. Links ist der Lieutenant vermuthlich zu Bett gegangen, im Nebenzimmer rechts, auf dessen durch eine Kommode verbarrikadirte Thür mein erster Blick fiel, war auch Alles still, die Knaben schliefen wohl schon längst, aber ein feiner Lichtstreif, der durch die obere Thürspalte hereinfiel, zeigte an, daß die Vicomtesse noch wache, vermuthlich bei einer Handarbeit oder bei einem Buche. Was sie wohl lesen mag? Einen Roman oder ein Erbauungsbuch? Vermuthlich ein Erbauungsbuch. Es kann Eins und das Andere sein, denn jetzt höre ich sie gähnen. Sie stand auf, die Dielen knisterten unter leisen Schritten. Es schlug zehn.

Ich hörte ein Gewand rauschen, ein Seidenkleid rieselte zu Boden, das Licht wurde ausgeblasen, die Vicomtesse war schlafen gegangen.

Es giebt nichts Beunruhigenderes als die Nachbarschaft einer schönen Frau. Da erst weiß ein Einsamer, was er entbehrt. Giebt es etwas Reizenderes, als einem schönen Weibe zuzusehen, das sich für die Nachtruhe vorbereitet. Das Fenster geöffnet, und eine Weile hinaus gesehen zu den Sternen, das beschwichtigt das Blut!

Wirklich hatte ich lange im Fenster gelehnt. Wie still Alles! Es versetzte mich in eine gewisse Unruhe, daß ich ihr Nachbar sei. Dennoch schlief ich ein; da weckte mich, nachdem ich ganz kurze Zeit geschlafen zu haben glaubte, ein Gespräch im Nebenzimmer. Ich konnte es durch die dünne

Wand und die schlecht schließende Thür genau hören, wiewohl es nur leise geführt wurde.

Der Knabe sagt: „Aber, Mama, was willst du? Warum stehst du auf?"

„Warum? Ich kleide mich an, mein Kind."

„Und wohin gehst du?"

„In die Frühmesse, lieber Cäsar, es ist ja Sonntag."

„Aber es ist ja noch ganz finstere Nacht!"

„Kind, zum Beten ist es nie zu früh. Uebrigens irrst du dich. Die Fensterladen machen es so dunkel. Es hat auch schon zur Frühmesse geläutet."

„Ach ja, die versäumst du keinen Sonntag."

„Das ist auch nur Pflicht, mein Kind. Schlafe nur wieder ein, mein Kind, und wecke den Bruder nicht."

Ich höre das Rauschen eines Kleides, das man anzieht, eilige Schritte durchs Zimmer, ein Oeffnen und ein Schließen der Thür.

Wie fest ich doch geschlafen haben muß, und wie man doch im Schlaf alles Zeitmaß verliert! Es ist also schon Tag. Ich hätte gedacht, um diese Stunde könnte höchstens eine Christmette gehalten werden. Immerhin, so früh hinaus in die scharfe Morgenluft, in die kalte, düstere, gruftähnlich riechende Kirche — es ist etwas Eigenes um die Frömmigkeit. Die Frommen legen sich Opfer auf, die sonst kein Anderer begreift.

Aber schon regt sich's im andern Nebenzimmer.

Die Thür ist aufgegangen. Sollte der Offizier auch schon zur Kirche eilen, etwa als Begleiter? Gewiß ist es so. Doch nein, er ist im Zimmer geblieben. Ich höre von seiner Seite her ein rastloses Zischeln. Es sind zwei Stimmen zu unterscheiden. Die eine ist eine männliche; sobald sie sich ein wenig erhebt, wird sie durch ein leises Pst beschwichtigt. Ist das nicht der Laut gewechselter Küsse?

Ich bin empört, wirklich empört. Ja gewiß, sie ist bei ihm. Und immer unruhiger wird mein Nachbar. Und dabei soll man schlafen? Schließlich hör' ich ihn sagen:

„Bist du gut von den Kindern losgekommen?"

„Cäsar wurde wach, aber ich habe ihn beschwichtigt."

„Womit doch?"

„Du weißt es."

„Mit der Frühmesse?"

„Allerdings. Was macht man den Kindern nicht weiß."

„Es lebe die Frühmesse!"

„Es lebe die Frühmesse!"

Und von seinem, mit zwei Stimmen geführten Monolog belustigt, tummelt sich der Lieutenant wie freudebesessen.

Als ich wieder erwache, ist die Vicomtesse von der Frühmesse zurück und wieder auf ihrem Zimmer Nr. 4 angelangt.

„Die Kirche hat heute lange gedauert," sagt der kleine Cäsar mit einer kläglichen Stimme. „Es ist finster gewesen, und ich habe mich gefürchtet...."

„Der Caplan ist jung und liest nicht so rasch wie der Pfarrer. Schlafe nur weiter, mein Cäsar, du bist zart und Schlaf ist dir ein Bedürfniß. Auch ich lege mich noch ein Weilchen."

Alles beruhigt sich auf Nr. 4. Aber von Nr. 6 herüber stört mich das Schnarchen des Nachbars.

Man steht nicht ungestraft so früh auf und hält dabei so sonderbare Selbstgespräche . . .

Um die Frühstücksstunde sah ich sie Alle wieder; die schöne Mutter mit dem goldgepuderten Lockengebäude und dem funkelnden, amazonenhaften Metallgürtel, die sittigen Knaben und schließlich den Lieutenant. Er nahte voll Rücksicht und Anstand und machte der Dame ein Compliment über ihr herrliches Aussehen.

* *
*

Als ich in diesem Jahre wieder ins Hotel kam, fragte ich den Wirth: „Nun, und die schöne Anglo-Französin, die vorigen Herbst hier war —?"

„Die Vicomtesse Nenuphar aus Paris? Sie lebt noch immer in der Nähe und besucht zeitweise unser Haus. Ihre Söhne sind noch immer bei den frommen Vätern, jetzt ganz im Collegium untergebracht. Eine liebenswürdige Dame, ganz Mutter, die Frau Vicomtesse."

„Und was ist aus dem jungen brünetten Lieutenant mit dem schwer auszusprechenden Namen geworden?“

„Ja, der Lieutenant, der Lieutenant. Unter uns, über die Beziehungen der Beiden denke ich doch jetzt anders . . . Der Herr Lieutenant kam noch immer jeden Samstag, bis tief in den Herbst hinein. Dann aber zeigte er sich seltener, kehrte auch in einem andern Gasthof ein. Er hatte eine reiche Fabrikantentochter aus der Umgegend kennen gelernt und fing an, ihr den Hof zu machen. Beim letzten November-Avancement ist er Oberlieutenant geworden. Nun hieß es, er werde heirathen. Dem Schwiegervater wär's eine Kleinigkeit, die Caution zehnfach zu erlegen. Aber es gab Streit mit der Vicomtesse, die konnte sich mit dem Gedanken seiner Heirath gar nicht befreunden. Es hat Streit gegeben und heftige Auftritte. Zuletzt kam auch der Herr Gemahl.“

„Nun, und wie ist die Sache schließlich ausgegangen?“

„Vor vier Wochen hat der Herr Oberlieutenant wirklich geheirathet. Seitdem lebt die Vicomtesse ganz für die Kinder. Eben jetzt macht sie die Exercitien mit den Damen vom Herzen Jesu mit. Ist ganz dort einquartirt. Es heißt aber, der Herr Vicomte werde bald herkommen und Frau und Kinder wieder heimnehmen.“

Klingenberg's Jugend.

Im Erdgeschosse des herzoglichen Hoftheaters zu . . . . befindet sich eine Restauration mit Billard, in welcher sich während der Theatersaison alle Vormittage ein Cirkel von sieben bis acht regelmäßigen Gästen versammelt. Es erscheint in den gastlich dämmrigen, altdeutsch möblirten Räumen der Bonvivant Herr Palmer, der Komiker Herr Hagemann, der Père noble und noch Der und Jener. Man bleibt am gemüthlichen Kneiptisch längere oder kürzere Zeit, wie es einem Jeden die größere oder mehr episodische Rolle gestattet. Ein freundlicher Theatergeist ruft Jeden rechtzeitig ab, wenn er gebraucht wird. Die Hauptperson in diesem Kreise ist der Heldenspieler Klingenberg, ein Schauspieler von noch kräftigen, aber schon stark abgebrauchten Mitteln, ein pathetischer Mann, hoch und hager, mit einem braunrothen pergamentenen Gesichte, in welchem eine gewaltige Nase dominirt. Er steht am Rande der Vierzig, aber das verhindert ihn nicht, sich auf den weltbedeutenden Brettern der kleinen Residenz dann und wann noch als Prinz

in der „Emilia Galotti", ja sogar als Romeo zu zeigen. Ursprünglich für Liebhaberrollen engagirt, hält er den Besitz derselben mit einer eisernen Hand fest. Er ist der Tyrann des Repertoires und ein durch seine Energie gefürchteter Mann.

Eines Vormittags im Januar — die Wintersonne drang nur matten Strahles durch die Doppelfenster und zeigte den Residenzplatz, wo das Standbild des seligen Fürsten emporragt, in abschreckender Oede — war ein Reisender mit Pelz und Pelzmütze in die Restauration getreten. Ihn begleitete ein mächtiger Hund von Bulldog-Race. Der Reisende entledigte sich seiner überreichen Erwärmungsmittel und entpuppte sich schließlich als ein rundlich wohlbeleibter junger Mann von überquellender Gesundheit und jovialem Aussehen. Er lächelte aber auch die Gesellschaft am runden Mitteltische so harmlos und lebensfroh an, daß diese sofort instinctiv zusammenrückte, ihm freundlich Platz zu machen. Der Ankömmling war, wie einem auch wenig Lebenskundigen ersichtlich, ein deutscher Handlungsreisender und gab sich sofort als solcher zu erkennen.

„Meine Herren," sagte der junge Mann, nach rechts und links sich verbeugend, „mein Name ist Manz, es ist mir außerordentlich erfreulich, unter den Heldensöhnen der Bühne Platz nehmen zu dürfen. Sie sehen in mir, obwohl ich Kaufmann bin, einen glühenden Verehrer der Kunst. Das war gestern wieder einmal ein famoser Abend! (Man hatte das

„Wintermärchen" gespielt.) Ihr Tityrus, Herr Hagemann, war köstlich; über Ihren Autolykus, Herr Palmer, hätte ich mich beinahe krank gelacht. Aber da erkenne ich sofort Leontes — Herr Klingenberg, Sie haben mich zu packen gewußt. Sie haben die Eifersucht, die in Schmerz getränkte Rachbegierde in Verkörperung vorgeführt. Wie Sie als König und Ankläger zum öffentlichen Gerichte schritten — das spielt Ihnen Niemand nach! Herr Klingenberg, Sie sehen in mir Ihren wärmsten Verehrer!"

In diesem Tone fuhr der junge Mann eine ganze Weile fort; aber der Heldenspieler, an den er vornehmlich seine Rede richtete, wurde dabei nicht froh. Kaum hatte nämlich der junge Mann wieder ein großartiges Compliment vom Stapel gelassen, so schlug ein ironischer Ton durch. Klingenberg wurde mißtrauisch und zog sich in eine imponirende Ruhe zurück. Aber dies schüchterte den Reisenden nicht ein. Er hatte Flaschenwein aufsetzen lassen und wurde immer lebendiger.

„Sie müssen doch ein fabelhaftes Glück bei den Damen gehabt haben," sagte er plötzlich, den Helden wieder ins Auge fassend. „Wenn ich Sie so betrachte — diese Nase — diese römische Nase — diese siegreiche Caesaren-Nase — o, Sie müssen viel Glück gehabt haben . . ."

„Man hätte vielleicht heut noch Glück," versetzte Klingenberg, „wenn man es aufsuchen und verfolgen wollte —"

„Sie dürfen es keck mit den Jüngsten aufnehmen,“ fuhr Manz fort. „Der junge Stugau, der so gerne Ihre jüngeren Rollen spielen möchte, wird noch eine gute Weile warten können, bis er darankommt. Sie haben eine unverwüstliche Kraf und Frische. Dazu diese Perrücke — schlicht über die Stirn gekämmt à la Sonnenthal, famos! Sie kleidet Sie vorzüglich. Eine ganze Weile habe ich geglaubt, Sie trügen Ihr eigenes Haar . . .“

Dem Helden wurde der Mann fatal. Gewohnt, daß man sein falsches Haar ignorire, erwiderte er sehr ernst:

„Eine Perrücke trage ich nicht. Was ich da oben sitzen habe, ist einfach eine Haartour, groß wie ein Handteller, eine winzige Atzel. Haben Sie etwas dagegen?“

„Ich etwas dagegen?“ versetzte Manz. „In nicht allzu ferner Zeit steht auch mir solch ein Ding bevor. Wenn ich aber offen sein soll — ich denke, Sie müßten im Leben ohne Haartour noch besser aussehen. Die Glatze ist die Tonsur des Weltmannes — Sie sind Weltmann durch und durch — Sie sollten das Abzeichen desselben auch offen tragen.“

Klingenberg stutzte, abermals wußte er nicht, ob das Gesagte Ernst oder Hohn sei. Rings im Kreise lachte man, aber der Reisende ließ nicht los.

„Sie gestatten doch, daß ich mir das Ding näher ansehe?“ fragte er harmlos, und mit einer Gewandtheit, die jedem Friseur Ehre gemacht hätte,

hob er Klingenberg mit einer einzigen raschen Handbewegung die Perrücke vom Kopfe.

Der Held war sprachlos vor Erstaunen ob solcher Dreistigkeit. So unverschämt war ihm im Leben noch Niemand begegnet! Seine Augen glotzten, sein braunes Gesicht wurde dunkelroth. Zudem hatte er das Bewußtsein, in diesem Momente um zwanzig Jahre gealtert auszusehen.

Indeß hatte die Atzel in der Hand des jungen Mannes längst schon die Aufmerksamkeit des ihn begleitenden Bulldoggs erregt. Mit funkelnden Augen betrachtete er sie, plötzlich hatte er sie gefaßt und begann, sie hin und her zausend, im Zimmer herumzugaloppiren.

„Das ist zu viel der Frechheit!“ lärmte Klingenberg, sich erhebend. „Befehlen Sie dieser Bestie, meine Tour hinzulegen. Doch, was sage ich! Soll ich die Tour wieder aufsetzen, die Ihr Hund im Maule gehabt?“

„Hieher, Block!“ herrschte der Reisende seinen Hund an. „Hieher, niederlegen!“ Der Hund folgte. „Ich bin untröstlich über den Streich, den das Thier uns gespielt,“ setzte Manz hinzu.

„Ihre Entschuldigung genügt mir nicht. Ich verlange Schadenersatz.“

„Auch zu diesem bin ich bereit. Was kostet die Haartour?“

„Diese Haartour,“ sagte Klingenberg, „ist sehr werthvoll, eine Pariser Arbeit, ein Meisterstück, das Sie gar nicht zu schätzen wissen . . .“

„Was ist ihr Preis?“

„Zweihundert Francs hat sie mich selbst gekostet.“

Alles lachte.

„Sie glauben mir nicht? . . . Wenn Sie etwas von der Sache verstünden . . .“

„Mann Gottes, Ihr Wort genügt.“ Der Reisende griff in die Brusttasche und zog ein großes Portefeuille hervor, in welchem er eifrig umherzusuchen anfing. Endlich hatte er zwei blaßblaue Noten gefunden und sagte, indem er sie mit einer gewissen Feierlichkeit überreichte:

„Empfangen Sie hier den Werth der geschädigten Atzel! Zwei Banknoten à hundert Francs.“

Die Bereitwilligkeit, die Summe zu zahlen, setzte Klingenberg in Erstaunen, aber er blieb sehr ruhig. Er nahm die Banknoten, steckte sie ein, drehte sich auf dem Absatz um und sagte:

„Es sei Ihnen dies eine Warnung, junger Mann, künftighin in Ihren Handlungen weniger vorschnell zu sein. Guten Morgen, meine Herren!“

Und in gewohnter Weise den Hut über das Haupt schwingend, daß er schräg über dem rechten Ohr zu sitzen kam, ging Klingenberg, jeder Zoll ein Held, stolzen Schrittes davon. Er hatte auf der Probe zu thun.

Die Gesellschaft blieb zurück, getheilt zwischen Mißbilligung des Helden und Bewunderung der Großmuth des jungen Mannes. Man musterte die Perrücke und fand sie alt, verwittert, kein Friseur

hätte einen Groschen für sie gegeben. „Sie sind schmählich barbiert worden," meinte Hagemann, der Komiker. „Es wird wohl wahr sein, was man erzählt, daß Klingenberg, bevor er ein Schauspieler geworden, ein Bartkratzer gewesen."

„Mag er was immer gewesen sein," erwiderte Manz, „heute ist Klingenberg ein großer Künstler. Sein edler Scalp ist mit den zwei Noten nicht zu theuer bezahlt. Er hänge hier in der Restauration, wo er gelöst wurde, und bleibe Späterkommenden ein Gegenstand der Verehrung."

Er sprang auf einen Stuhl und befestigte die Haartour an der lichtertragenden Seejungfrau, die vom altdeutschen Plafond herabhing.

Erst gegen 1 Uhr zerstreute sich die Gesellschaft.

* * *

Wenn nun auch Klingenberg mit dem Mienenspiel eines Schwergekränkten und mit allen Zeichen der Entrüstung das Local im Erdgeschosse des Theaters verlassen hatte, in welchem an seiner Würde so arg gefrevelt worden, so war er doch mit seinem Vormittage nicht übel zufrieden. Er war einem jungen Fant imponirend entgegengetreten, hatte diesen ganz gehörig geduckt und für eine alte, abgenützte Haartour, die er demnächst wegzuwerfen gedachte, den Preis von zehn neuen erhalten. Man konnte sagen, daß sein specieller Bedarf an Perrücken auf Jahre hinaus gedeckt war. Was etwa im kleinen

Orte über seinen Handel gesprochen werden konnte, war ihm vollständig gleichgiltig; er stand ja hocherhaben über der öffentlichen Meinung da.

In dieser Stimmung trat er auf das Theater, auf dem die Probe bereits begonnen hatte. Er konnte das um so leichter, als er unter allen Umständen sicher war, den Hut nicht lüften zu müssen: es war bei der auf der Bühne herrschenden Zugluft Sitte geworden, den Kopf aufs nachdrücklichste zu schützen. Ein militärischer Griff an den Hutrand gehörte übrigens seit Jahren zu seinen stereotypen Gewohnheiten. So trat er denn ruhig und als ob er keine Blöße zu decken habe, in die Aktion ein.

Nun aber existirt eine koboldartige, dämonische Macht, die es darauf abgesehen zu haben scheint, dem, der sich am sichersten fühlt, einen Streich zu spielen. Sie springt, so bald und so oft es ihr beliebt, in den Kreis menschlicher Berechnungen, vereitelt Absichten und Entschlüsse, macht die freie Selbstbestimmung zu Schanden und wirft im Nu eine feste Situation über den Haufen. Diese Macht — man nenne sie meinetwegen den diabolischen Zufall — stellte sich sofort ein. Hinter den Coulissen und an der hintern Ausgangspforte entstand eine gewisse Unruhe, Schritte mehrerer Eintretender ließen sich vernehmen, auf die Bühne trat, was seit Jahren nicht zu dieser Stunde geschehen war, Serenissimus.

Die Häupter aller Schauspieler entblößten

sich. Es war ein schrecklicher Moment, in welchem Klingenberg, die hohe Gestalt des Landesfürsten gewahr werdend, ihrem Beispiele folgen und den Hut abnehmen mußte.

Der Souverain, ein Herr in den mittleren Jahren, blickte im Kreise umher und sagte leutselig:

„Wir überraschen Sie — stören aber nur ganz vorübergehend. Das große Unglück in Nizza fordert zur Vorsicht auf. Wir kommen, die Feuersicherheits-Verhältnisse des Hauses zu prüfen."

Der Fürst wendete sich kurz um und wollte durch die Coulisse abgehen, hinter die sich Klingenberg still bescheiden zurückgezogen hatte.

Aber die Lampe auf dem Regisseurtisch warf ein verrätherisches Licht herüber.

„Ei, Klingenberg," sagte der Fürst, einen Schritt zurückweichend. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt. Ist das wirklich Klingenberg? Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens im Négligé ein so würdiges Aussehen hat. Bedecken Sie sich, Klingenberg, bedecken Sie sich, sonst holen Sie sich eine Erkältung."

Damit entfernte sich der Fürst, immer guter Dinge, wie es seine Art war.

Eine ganze Weile lehnte Klingenberg an der Coulisse, wie von einem Streiche auf das Haupt getroffen. Der Sarkasmus des Fürsten schien ihm blutig. O, das nimmt kein gutes Ende! war sein erster Gedanke. Da ließ sich die Stimme des

Ober-Regisseurs vernehmen, man wollte mit der Probe fortfahren. Indeß wirkte die schreckliche Situation, in der Klingenberg gestanden, mit steigender Macht in ihm nach. Ein- ums anderemal ließ ihn sein Gedächtniß im Stich; bei sich wiederholte er die bösen Worte: „Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens ein so ehrwürdiges Aussehen hat."

Ganz verstört kam er nach Hause.

Unserm Heldenspieler gefiel sein Handel mit der Perrücke schon lange nicht mehr. Am Morgen des andern Tages saß er, mit seiner Toilette beschäftigt, noch vor dem Spiegel, als der Theaterdiener eintrat und meldete, der Herr General-Intendant lasse Herrn Klingenberg auf einen Moment in sein Bureau bitten.

Der Gerufene verfügte sich sofort elastischen Schrittes dahin.

Der Herr General-Intendant, ein Baron in der Mitte der Fünfzig, mit den Manieren eines vieux marquis, pedantisch und förmlich, saß, das dünne ergrauende Haar schön gescheitelt, die gesteiften Spitzen seines Schnurrbartes hornartig nach oben gedreht, vor seinem Arbeitstische zwischen Papieren, die er zu prüfen und signiren hatte.

Er empfing den Eintretenden nicht eben kalt, aber auch nicht mit jenem zauberischen, lächelnden Wohlwollen, mit dem er sonst alle Herzen zu gewinnen verstand.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, lieber Klingenberg," begann er leichthin, „steht Ihrer bühnlichen Wirksamkeit ganz ferne, es betrifft das Privatleben. Ich habe mich, streng genommen, darum nicht zu kümmern — doch, Sie wissen, ich wache mit der ängstlichen Sorge eines Hausvaters über das meiner Aufsicht anvertraute Institut. Alles und Jedes, was das Ansehen des Instituts oder das Ansehen eines seiner Mitglieder zu schmälern, zu schädigen geeignet ist, geht mir nahe — sehr nahe. Zudem, lieber Himmel, existiren in der Welt so viele Vorurtheile gegen den Stand des Schauspielers, daß Alles und Jedes vermieden werden sollte, was der Uebeldeutung, dem Tadel verfallen kann, was zum Tagesgespräch Nahrung zu geben fähig ist. Da ist mir nun ein Geschichtchen, das sich gestern oder vorgestern in der Theater-Restauration zugetragen haben soll, sehr peinlich zu hören gewesen. Ich wiederhole noch einmal, daß, was beim Frühstück vorkommt, mich, streng genommen, gar nichts angeht, indeß —"

„Ich errieth sofort, worauf Excellenz anspielen," fiel Klingenberg ein, als sich hier der ölglatt hinfließende Redestrom des Barons staute. „Excellenz meinen die Geschichte mit meiner Atzel —"

„So ist es," sagte der Baron, „die Geschichte mit Ihrer Atzel! Sie sollen diese von Ihrem Kopfe weg einem jungen Handlungsreisenden für einen horrenden Preis verkauft haben, den Ihnen dieser

auch, allerdings nur wie zum Hohne, ausgezahlt haben soll. Ihre Collegen haben nun, wie Ihnen bekannt sein wird, besagte Tour gleichsam zur Schau ausgestellt. Sie hängt in der Restauration, mit einem Zettel daran: „Klingenberg's Jugend, Preis zweihundert Francs." Schlechter Witz, sehr schlechter Witz, giebt aber Anlaß zu Stadtgespräch, Redereien aller Art. Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß die Sache in Ordnung komme."

Klingenberg, der dies Alles bisher gesenkten Kopfes über sich hatte ergehen lassen, warf nun das Haupt zurück und sagte: „Ich sehe, Excellenz kennen die ganze Geschichte; Excellenz dürfen somit auch von meiner Seite eine heftige Zornesaufwallung über einen ungezogenen jungen Menschen und den Wunsch, ihn empfindlich zu strafen, begreiflich finden. Ich sah meinen Scheitel von frecher Hand entblößt, meine Kopfbedeckung das Spielzeug eines Hundes geworden. Da beherrsche und meistere ein Anderer das leicht überwallende Künstlerblut! Habe ich für die Haartour einen zu hohen Preis gefordert — nun, der junge Mensch sollte seine Strafe haben! Indeß gestehe ich meine Uebereilung ein; ich bin auch gewillt, die Schwierigkeit, in die ich hineingerathen, auf noble Weise zu lösen."

„Haben Sie den Handel rückgängig gemacht und dem jungen Manne sein Geld zurückgestellt?" fragte der Bühnen-Chef rasch.

„Das zu thun, liegt nicht in meiner Macht,"

erwiderte Klingenberg, „da der junge Mensch abgereist ist und Niemand mir zu sagen weiß, wohin er sich gewendet. Doch zeigt sich mir ein Ausweg. Ein neu zusammengetretenes Comité sammelt für die Abgebrannten unserer Nachbarstadt. Ich gedenke, diesem Comité die volle Summe, wie ich sie erhalten, zu übersenden.“

„Ja, so macht es sich in der That!“ rief der Baron plötzlich erheitert. „Ein guter Gedanke! Es wird mich freuen, Ihren Namen mit dieser Spende in der Zeitung zu lesen. Und dann sorgen wir dafür, daß das Corpus delicti aus der Restauration entfernt werde. Ich will selbst dazu den Auftrag geben. Guten Tag, Klingenberg.“

Der Heldenspieler verbeugte sich und wollte sich entfernen, der Baron winkte ihn noch einmal zurück.

„Noch Eins!“ sagte er. „Sie werden sich demnächst für einen größeren — theilweise neuen Rollenkreis vorzubereiten haben. Hoheit äußerten sich gestern dahin, daß wir das schöne Talent Herrn Stugau's nicht so unbenützt liegen lassen sollen. Ich fürchte, Hoheit haben an einigen Ihrer letzten Rollen die eigentliche jugendliche Frische vermißt. Wir werden auf ein neues Feld hinüberzuschreiten haben . . . . .“

Klingenberg senkte das Haupt und verließ das Gemach mit gedämpftem Heldenschritte.

*   *

*

Nicht ohne inneren Kampf hatte sich Klingenberg von den beiden blaßblauen Blättchen getrennt, die ihm der handlungsbeflissene Manz feierlich in die Hand gelegt hatte. Schließlich waren sie doch dem Comité für die Abgebrannten in X . . . . . übersendet worden.

Das Bewußtsein einer edlen That stärkte Klingenberg in diesem Momente, wo ohnehin schon der Zweifel an seiner Jugendlichkeit schwerer als sonst auf seiner Seele lastete, und gehobenen Hauptes, ein heroisches Lächeln um den Mund, betrat er die drei Tage hindurch gemiedenen Räume der Restauration, überzeugt, daß er den alten Theil seines Selbst in der Hand der Seejungfrau dort nicht mehr gewahr werden würde.

Das war auch der Fall. Der leidige Gegenstand war entfernt worden.

Klingenberg fand die gewöhnliche Gesellschaft beisammen und theilte ihnen sofort seine edle Handlung mit.

„Nobel, nobel,“ sagte der perfide alte Komiker Hagemann. „Das läßt sich von einem Klingenberg gar nicht anders erwarten. Du hast damit auf manchen edlen Tropfen verzichtet, aber — noblesse oblige! Es geht ja die Sage, daß Du ein heimlicher Baron bist! . . . .“

„Ich habe mich gern von dem Gelde befreit, das ich besser nie angerührt hätte,“ sagte Klingenberg. „Der Mensch war doch recht ordinär . . . .“

„Da, glaube ich, thust Du dem jungen Manne Unrecht," sagte Hagemann. „Er war nur keck und übermüthig. Du hast an ihm den wärmsten Verehrer . . . ."

Da trat der Kellner heran und übergab dem Heldenspieler einen Brief großen Formats, der eben an ihn eingelaufen war.

„Das Comité meint sich für die ungewöhnlich große Gabe eigens bedanken zu müssen," sagte Klingenberg zu sich selbst und riß das Couvert auf.

Seine beiden Banknoten blickten ihm daraus entgegen; das sie begleitende Schreiben lautete:

„Das unterzeichnete Comité spricht Herrn Hofschauspieler Klingenberg für seine hochherzige Gabe von zweihundert Francs den besten Dank aus, muß demselben jedoch bekannt geben, daß die beiden eingesendeten Banknoten seit Jahren außer Curs gesetzt sind und der Einlösungstermin derselben ungeläugst abgelaufen ist. Da E. W. die Spende zweifellos aufrechthalten, sieht das unterzeichnete Comité der erneuerten Zusendung in anderweitiger Münze entgegen."

Klingenberg blieb nach Lesung dieser Zeilen einige Minuten sprachlos. Er mußte ans Fenster treten, um seine Aufregung zu verbergen.

„An diesen Verehrer werde ich denken!" sagte er endlich zu sich. „O nun erst sehe ich Alles! Traue Einer noch einem so gutmüthig dummen Gesichte! Darum, weil er etwas ganz Werthloses

hergab, war er so schnell dabei, mir den Schaden zu ersetzen! Mit welcher spöttischen Feierlichkeit er mir die beiden Noten überreichte! Erst jetzt verstehe ich dies Lächeln: er dachte sich, da gebe ich dir, was ebensoviel werth, als deine Atzel — auch sie ist außer Curs! Er gab mir unbrauchbares Zeug, das er in seinem Portefeuille bei Seite gesteckt hatte. Er ist auch nicht zu verfolgen, er redet sich aus, daß Alles ein Scherz gewesen, er hat ja auch darum die Tour zurückgelassen, daß ich sie, wenn mich der Handel gereue, jeden Moment wieder abholen könne. O ich Thor! Mit dem hohen Preise, den ich verlangte, habe ich mich nur selbst geschädigt. Und das geschieht mir, der ich immer zu knapp bei Gelde bin! Daß ich die Noten nicht zuvor habe prüfen lassen! Nun muß ich für meine colossale Großmuth einstehen, und noch gute Miene machen, um nicht zu allem Schaden noch den Spott zu tragen. Es hilft nichts, als das Opfer rasch beendigen, wenn nicht die Sache public werden soll."

Er griff nach Hut und Stöckchen und brauste davon mit einem Gesichte, das für Macbeth's Abgang in die Schlacht am Platze gewesen wäre.

Auf dem Heimwege konnte er sich's nicht versagen, noch im Hotel, in welchem der Handlungsreisende aller Wahrscheinlichkeit nach abgestiegen war, anzufragen.

„Kennen Sie einen Reisenden Namens Manz?"

„Gewiß," erwiderte der Oberkellner. „Er war erst vor drei Tagen da."

„Kommt er bald wieder?"

„Herr Klingenberg, wie soll ich das wissen?"

„Wenn er wieder erscheint, setzen Sie mich davon sofort in Kenntniß. Ich habe mit dem ein Wörtchen zu reden."

„Soll geschehen, Herr Klingenberg."

Damit wendete sich der Held heimwärts, die Seele voll kochenden Zornes, aber die Demüthigungen, die dieser Tag ihm bringen sollte, waren noch nicht zu Ende.

Der Theaterdiener erschien im Namen des General-Intendanten, eine Anzahl Rollen abzuverlangen.

Es waren jüngere Heldenrollen, und es war kein Zweifel, wem sie übergeben werden sollten.

Klingenberg knirschte. Es war wirklich, als sei ihm mit jener verhängnißvollen Atzel zugleich die mühsam vorgehaltene Maske der Jugend, eine theure Fiction, entrissen worden.

„Sie haben zweifelsohne diese Rolle zu Herrn Stugau zu tragen?" fragte Klingenberg mit finster verzogenen Brauen. „Ich gedenke, Beschwerden gegen dieses Gebahren zu erheben. Uebrigens — können wir eigentlich lächelnd zusehen, wie sich Herr Stugau seine Blamagen holt. Hier sind die Rollen! . . ."

Das ist die Geschichte von Klingenberg's Atzel. Seit sie sich zugetragen, hat sich an der Bühne

der kleinen Residenz Manches verändert. Herr Stugau ist in den Besitz der jüngeren Heldenrollen getreten, ohne sich, wie es Klingenberg vorhergesagt, Blamagen zu holen, dieser aber tragirt ältere Helden und Väter. Nun ist aber Eines sehr bemerkenswerth: Klingenberg erzielt mit denselben eine Wirkung, die er in den letzten Jahren mit jugendlichen Rollen zu erreichen nie im Stande war! Das versöhnt ihn mit dem Schicksale und läßt ihn sogar seinen Uebergang zum ältern Fache als eine glückliche Wendung erkennen. „Beim Himmel," sagte er neulich, nachdem er als Götz von Berlichingen einen großen Erfolg erzielt und zum Schlusse mehreremal gerufen worden war, „ich bin ein Thor gewesen, daß ich fort und fort nur junge Laffen spielen und keinen Fuß auf den Fleck setzen wollte, wo meine eigentlichen Lorbeeren gedeihen. Gereifte Männlichkeit, das sehe ich jetzt klar, ist mein eigentliches Gebiet! Zu dieser Erkenntniß habe ich gewaltsam gestoßen werden müssen, von selbst wäre ich nie dahin gelangt. Und so kann ich sagen: Böses hat zum Guten ausgeschlagen. Darum bleibt aber doch aufrecht, daß ich dem Reisenden mit dem Hunde ewige Rache geschworen. Er soll sich vorsehen, wenn er jemals wieder hier erscheint . . . ."

Indeß hat sich der junge Mann im Weichbilde der Residenz nie mehr blicken lassen.

Isabella von San Felice.

In einem Bündel alter Familienpapiere, die mir vor vielen Jahren von befreundeter Seite zur Durchsicht, allenfalls auch zur Benützung, eine Zeit lang anvertraut wurden, habe ich zuerst den Namen gefunden, der an der Spitze dieser Zeilen steht. Die geschichtlichen Verhältnisse, in die er verflochten war, fesselten mich außerordentlich, und es reizte mich, sie in umfassender Darstellung wiederzugeben. Aber dies war nicht ohne große Studien und Durchforschung einer ganzen Geschichtsperiode möglich. Es waren Zustände zu malen, denen Roms nach Vitellius' Tode ähnlich, Neapel und Palermo, Scenen des Bürgerkrieges, Kämpfe zwischen Despotie und Freiheit, ein Hof voll schamloser Günstlingswirthschaft, höllische Glaubensschaaren, furchtbare Tribunale, wo Habsucht und Privatrache als Richter sitzen, mitten darin das Bild einer hohen Frau, die wehrlos mit römischem Stoicismus untergeht. Der Stoff war unendlich lockend, dessenungeachtet ist die Arbeit daran nie

begonnen worden . . . Erst jetzt, da ich dem Namen San Felice als Titel des in Mannheim mit einem Preise gekrönten Trauerspieles wieder begegne, suche ich die einst niedergeschriebenen Notizen aus der alten verwitterten Handschrift, die ich seit sechzehn Jahren nicht in Händen gehabt, wieder hervor. War es möglich, frage ich mich, das reiche Ereigniß- und Personenleben jener Epoche in den knappen Rahmen eines Trauerspiels zu bannen, so daß dem Zuschauer ein richtiges Bild jener gewaltigen Katastrophen werde? Meiner Meinung nach hätte das nur ein Roman gekonnt. Und da ohnehin unsere Hoftheater sich nicht beeilen dürften, einen Stoff dem Publicum vorzuführen, aus dem so wenig Achtung der bestehenden Gewalten zu schöpfen ist, sei die Geschichte der Isabella von San Felice, wie ich sie nach jenen streng wahrhaftigen Aufzeichnungen geben kann, hier ohne Weiteres, wenn auch nur skizzenweise, erzählt.

* * *

In Neapel hatte, entsetzlich lange, die wildeste Anarchie gewüthet. Vor einem furchtbaren Aufstand war der königliche Statthalter nach Sicilien, der neapolitanische Oberbefehlshaber sogar in das französische Lager geflüchtet. Die Sturmglocken läuteten ohne Unterlaß, die Landleute zur Hilfe herbeizurufen. Drei Tage hindurch hatten die bewaffneten Lazzaroni Straße um Straße gegen die

vordringende französische Armee vertheidigt. Jeder Schritt vorwärts hatte blutig erkämpft werden müssen. Am vierten Tage waren die Mittel des Widerstandes erschöpft, war der Sieg den Franzosen gesichert. Nun kamen zwei Tage, an denen Mord und Plünderung von beiden Seiten verübt wurden, bis endlich am 25. Januar 1799 Championnet mit dem Kern seiner Truppen einrückte.

Der französische General suchte eine Behörde, mit der er verhandeln könne; alle waren verschwunden, die Stadtregierung aufgelöst. Endlich gelang es Championnet, die einheimischen, den gebildeten Ständen angehörigen Republikaner um sich zu sammeln. Die parthenopeïsche Republik wurde proclamirt.

Es war ein gar seltsamer Hof, der von den Ereignissen hinweggefegt worden war. Man möchte die Sitten, die dort herrschten, nicht für möglich halten, wenn nicht die übereinstimmenden Berichte von Gorani, Dutnes de Campan und Anderen vorlägen. Der König, völlig ungebildet und einzig der Jagdleidenschaft hingegeben, hatte seit Jahren die oberste Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin und dem Günstling Ritter Acton überlassen. Was seitdem unternommen wurde, war das Werk dieser Beiden. Von tödtlichem Hasse gegen die Revolution erfüllt, hatten sie die Zeit nicht abgewartet, bis die Alliirten Frankreich den Krieg erklärten, vielmehr den König bestimmt, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Ein ungeübtes, von einem

unfähigen General befehligtes Heer war in den Kirchenstaat eingerückt. Rom wurde besetzt, die neapolitanischen Truppen drangen bis Toscana vor, zogen sich jedoch ebenso schnell wieder vor den Franzosen zurück, die in Neapel einfielen. Bestürzt und rathlos hatte der König seine eigene Kriegsflotte in Brand schießen lassen, sein Land den Siegern preisgegeben und war, von Nelson escortirt, nach Palermo geflüchtet.

Neapel zählte Republikaner aus Ueberzeugung, wie jedes Land, in welchem die Monarchie unfähig oder ihrer Aufgaben und Pflichten uneingedenk ist; sie gehörten aber sämmtlich den mittleren und oberen Ständen an und standen dem Volke fremd gegenüber. Konnte man es ihnen verübeln, daß sie sich bei steten Verhaftungen, Dienstentsetzungen und beständig vermehrten Auflagen übel zu befinden glaubten? Am lautesten äußerte sich der Oppositionsgeist unter dem sicilianischen Reichsadel. Nun aber war, die gemachte Eroberung für das raubgierige Directorium auszubeuten, ein Heer von Blutsaugern aus Frankreich mitgekommen, das den edlen Namen der Republik in Verruf bringen mußte. Schändliche Expressungen begannen. Neapel sollte eine bedeutende Contribution zahlen. So begründet man keine neue Ordnung. Aeußerliche Ruhe, durch Bajonnette erzwungen, trat ein, während tief unten unversöhnlicher Zwiespalt wüthete.

Auf diesen Zwiespalt aber setzte die vertriebene

Dynastie alle ihre Hoffnungen. Fort und fort wurden Agenten verhaftet, die ihr Einverständniß mit dem Hofe von Palermo oder mit den Engländern eingestanden, die sich auf Capri festgesetzt hatten.

Zu den ersten Frauen Neapels gehörte Isabella von San Felice — Isabella, nicht Luigia, wie im Trauerspiele von Richard Voß, heißt sie in meinen Mittheilungen. Sie stand im vierundzwanzigsten Jahre, war schön, lebhaft, von gebildetem Geiste. Ihre Salons waren die Vereinigung von Allem, was Neapel an Talenten besaß. Isabella war eine aufrichtige Royalistin, konnte ihrer Erziehung nach gar nichts Anderes sein; ihr Gemahl hatte eine Stellung am Hofe. Aber versöhnlichen Geistes, war sie dazu angethan, ein Bindemittel zwischen Extremen zu sein. Um sich ihr nähern zu dürfen, ließen Republikaner ihre strenge Gesinnung draußen. Sie war von einer Liebenswürdigkeit, die den schroffsten Parteimann gefangen nahm, und ausgezeichneten Männern befreundet. Der alte Admiral Francesco Caracciolo, Bruder des Herzogs von Roccaromana, jetzt im Dienste der republikanischen Regierung, war mit ihr verwandt. Cimarosa, der Tondichter des „Matrimonio secreto“ und so vieler anderer melodiöser Opern, war als Hausfreund ein- und ausgegangen.

Isabella hatte aber mächtige Feinde. Der von Winckelmann und Goethe gepriesene Sir William Hamilton, ein italienisirter Schotte und alter Epi-

kuräer, hatte in seiner consequenten Kunstliebe das Aeußerste gethan und seine Mannesehre geopfert, um ein Weib sein zu nennen, das ihm die plastischen Marmorbilder von Hellas lebendig vorführen konnte. Emma Harte, jetzige Lady Hamilton, hatte eine merkwürdige Laufbahn hinter sich. Zuerst Magd in einer Taverne, Malermodell, sodann von Dr. Grahom — dem Erfinder des „wunderbaren Bettes“ — für die Rolle der Göttin Hygiea engagirt, die sie schleierlos spielte, war sie die Maitresse Charles Greville's geworden, der sie schließlich seinem kunstbegeisterten Oheim, Sir William Hamilton, abtrat. Jetzt war Nelson der Sklave ihrer Reize geworden, die sie noch immer einem Kreise bevorzugter Persönlichkeiten, sei's im Tanze, sei's in plastischen Attitüden, zeigte. Der Hof von Neapel stieß sich nicht an der Vergangenheit dieser Dame; im Gegentheile, Lady Hamilton war die Freundin und Vertraute der Königsfamilie geworden. Welche Zeit, welche Sitten! Die ehemalige Göttin Hygiea war eine allmächtige Frau. Unverhehlter Widerwille vor der emporgekommenen Hetäre zog Isabella von San Felice schließlich eine hohe Ungnade zu, und während ihr Gatte mit dem Hofe nach Palermo zog, blieb sie in Neapel zurück. . .

In den Schreckenstagen war ihr Haus der Plünderung und Verheerung entgangen. Es öffnete sich wieder, und mancher Unglückliche und Hilfsbedürftige fand dort ein Asyl.

Eines Tages fiel Isabellen bei einer jungen Verwandten, die im Hause lebte, ein roh aus Olivenholz gearbeitetes, mit einzelnen Buchstaben bezeichnetes Crucifix auf, das diese bei sich trug. Das Mädchen legte eine eigenthümliche Befangenheit an den Tag und wich der Frage nach der Bedeutung dieses Kreuzes scheu aus. Einige Tage vergingen, Isabella erneute ihre Frage. Da endlich entschloß sich das Mädchen, zu sprechen. „Nehmt es," sagte sie, „ich werde mir ein zweites zu verschaffen wissen. Es nahen schwere Zeiten. Nur diejenigen werden verschont bleiben, die sich durch Besitz solch eines Kreuzes ausweisen können, getreue Unterthanen des Königs zu sein." Kurz, Isabella erfuhr, daß eine Liga, ein Blutbund bestehe und eine Verschwörung im Gange sei, die alle Häupter der neuen Ordnung, nebstdem auch alle Lauen und Unzuverlässigen vernichten sollte.

Also Wiederkehr aller schon erlebten Greuel, eine ausgedehnte Verschwörung! Was da kommen würde, sollte möglicherweise noch schrecklicher sein als Alles, was gewesen.

Isabella rief nun diejenigen ihrer Familie, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, zusammen und forderte sie zu Rath und Beistand auf. Alle waren voll Entsetzen, aber Niemand wollte eine Anzeige beim Sicherheits-Tribunale machen. Man rieth, zu schweigen; seit langer Zeit schon war man vor keinem Freunde, keinem Be-

kannten, keinem durch Wohlthaten Verpflichteten mehr sicher; man rieth zur Abreise. Isabella, im Widerspruche mit all den Ihrigen, wendete sich an ihren Rechtsanwalt, Fiani, um Rath. Der vorsichtige Mann erwiderte: „Der Urheber der Anzeige ist verloren, wenn es nicht gelingt, alle Verschwörer zu fassen. Also schweigen Sie. Ich kann Ihnen sagen, daß Tausende von dem Blutbunde wissen und auch schweigen. Was geht Sie die sich vorbereitende neue sicilianische Vesper an, da Sie jetzt das Sicherheitskreuz besitzen? Auch ich habe eines!"

Er wies es vor.

Dabei aber konnte sich Isabella nicht beruhigen. Es lebte in dieser Frau ein heiliger Rettungseifer, der sie jede Gefahr gering achten ließ. Sie begab sich auf das Tribunal und machte die Anzeige, erwirkte aber zugleich die Zusage, daß nur die Haupturheber des Bundes zur Strafe gezogen werden sollten . . .

Man war von der sich vorbereitenden Verschwörung ohne jede Kunde gewesen; nun wurden Maßregeln getroffen, die Untersuchung begann. Die Verwandte Isabella's, bei der zuerst das Kreuz zum Vorschein gekommen, wurde des Eides, den sie geleistet, kirchlich entbunden und machte den namhaft, von dem sie es erhalten; nun galt es, weiter bis an die Quelle zu kommen. Wer den Empfang des Sicherheitskreuzes aus den Händen

eines Andern nachweisen konnte, wurde nach gelobtem Stillschweigen entlassen. Hunderte kamen vors Gericht. Schließlich gelangte die Nachforschung auf einen gewissen Baccherio. Er war deutscher Abkunft, sein noch lebender Vater hatte seinen Namen italienisirt. Alle tausend Zeichen kamen von ihm. Er wurde als ein Haupt der Verschwörung gefaßt, er hatte sich bei seiner Verhaftung wie ein Teufel gewehrt. Es stellte sich Baccherio's Verbindung mit den Engländern auf Capri heraus. Diese sollten auch auf Procida und Nisida Fuß fassen und von da nach Neapel gelangen. In diesem Momente sollte die Verschwörung losbrechen und ein Blutbad alle Republikaner, sowie alle zweideutigen Anhänger des Königthums vernichten.

Wirklich bemächtigten sich die Engländer während der Untersuchung beider Inseln, auch eine Landung am Cap Misene wurde versucht, von den vereinigten Republikanern jedoch zurückgeschlagen. Die Verschwornen blieben seit der Verhaftung Baccherio's ruhig.

Neapel war durch Isabella von San Felice's muthige That einer neuen sicilianischen Vesper entgangen.

Baccherio zeigte eine seltene Festigkeit; er nannte keinen seiner Mitverschwornen. Als ihm die Wahl zwischen Tod und Begnadigung gestellt wurde, wofern er seine Mitverschwornen nenne, erlitt er den Tod, ohne sich des Verrathes der Seinigen schuldig gemacht zu haben.

Indeß gewannen die Verbündeten einige Siege; in Apulien und Calabrien aber, wo sich seit den letzten Monaten 1798 bereits räuberisches und fanatisches Landvolk gegen die Städter zusammengerottet hatte, brach ein gewaltiger Aufstand los. Die gefährdete Religion und Monarchie wurden vorgeschützt, um zu sengen und zu rauben. Frühere Mörder und Räuber von Profession, wie Michael Pazza, genannt Diavolo, erschienen an der Spitze zahlreicher Banden. Cardinal Ruffo, wegen Unterschleifen aus dem Vatican verjagt, doch unmittelbar darauf zum päpstlichen General-Vicar ernannt, erschien in Calabrien und rief das Landvolk auf. Er hatte vom Königshofe zu Palermo unbedingte Vollmachten erhalten.

Die Sanfedisten, wie sich die Rotten Cardinal Ruffo's nannten, waren Bluthunde, die vor keiner Grausamkeit zurückscheuten, jedoch religiösen Bräuchen blind ergeben. Jeder trug Scapulier und Rosenkranz. Mord, Plünderung, Unzucht war gestattet, aber jeden Freitag und Samstag wurde gefastet und nach jedem Blutbade wurden Wachskerzen der Madonna angezündet. Die Mordbrennerbanden zogen unter dem Rufe: „Viva il re e viva la santa fede!“ Es war ein Kreuzzug, der mit dem gegen die Albigenser die größte Aehnlichkeit hatte.

Die Republikaner in den einzelnen Städten wehrten sich wie Verzweifelte. Aber Stadt um Stadt wurden genommen und der Plünderung über-

geben. Die Sanfedisten mordeten und sengten Alles nieder, was ihnen in die Hände fiel. In Alta Nuova entgingen höchstens hundert Einwohner dem Massacre. Sie sammelten sich wieder in Aquaviva, wo ein Regiment Franzosen und einige neapolitanische Truppen unter Hector Caraffa ihnen Schutz boten.

Zwei Monate erst waren vergangen und schon brach die parthenopeïsche Republik — ohne Heer, ohne Finanzen — einzig durch die von Macdonald befehligten Franzosen gestützt, in sich zusammen.

Noch sind die beiden Proclamationen, die republikanische, bei der Flucht des Königs erlassene, und die sanfedistische erhalten. Es ist heute noch interessant und lehrreich, beide mit einander zu vergleichen.

Die republikanische lautete:

„Neapolitaner, euer Claudius ist entflohen . . . Endlich tritt der Mensch in seine Rechte ein. Neapolitaner, ihr werdet eine freie, auf den Principien der Rechtsgleichheit begründete Regierung erhalten! Möge ein heiliger Enthusiasmus Alle entflammen. Die dreifarbige Fahne, der Regenbogen einer neuen Aera von Friede und Wohlstand, wehe in euren Städten und Landschaften! Man pflege den Freiheitsbaum und er wachse in eurem Boden. Laßt municipale Verwaltungen, laßt die Nationalgarde sich organisiren, die Schicksale Italiens mögen sich erfüllen . . .“

Die Proclamation Cardinal Ruffo's dagegen lautete:

„Meine Kinder, der Heilige Vater und euer vielgeliebter König, der von eurem Unglück und Leid tief ergriffen ist, senden mich unter euch! Trotz des Undankes Einiger bringe ich euch in ihrem Namen Worte des Friedens und der Verzeihung! Die Republikaner, wie es ihre Thaten bezeugen, wollen eure Altäre umwerfen, die heiligen Bilder der Gottesmutter und eurer himmlischen Fürsprecher zertrümmern, den König ermorden, den Gott euch in seiner Barmherzigkeit gegeben, den Papst und die Diener eurer heiligen Religion ausrotten. Der Statthalter Christi dagegen in so unendlichem Erbarmen bietet eine General-Indulgenz Allen, die sich waffnen, die bedrohte Kirche zu vertheidigen! Der König, euch nicht minder geneigt, bietet die Güter der Aufrührerischen, die unwerth geworden sind, sie zu besitzen, und eine zweijährige Steuerfreiheit allen Soldaten des Glaubens und des Thrones, noch mehr: eine General-Amnestie Allen, welche, verführt und irregeleitet, die Strenge der Gesetze zu fürchten hätten. Euch, die ihr der Kirche und der legitimen Königsgewalt treu sein werdet, alle geistigen Güter des Paradieses und die zeitlichen Güter der Welt! Meinen Segen im Namen Gottes und des Heiligen Vaters! Vorwärts mit dem Rufe Es lebe die Santa fede! Es lebe der König!"

Man sieht den Unterschied. Das eine Programm führt Dinge auf, die den Betreffenden ganz unbekannt sind, Freiheit, Rechtsgleichheit. Das

andere Dinge, die sie ganz richtig zu taxiren wissen: Paradies, General-Absolution, confiscirte Güter! „Endlich seid ihr frei!" Und sie wissen nicht, was Freiheit? „Euer Claudius ist entflohen" — und ihr König heißt ja Ferdinand! Welcher Wortschwall, den das Volk nicht verstehen konnte! Da kann es nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrifft.

Wirklich bemächtigte sich Cardinal Ruffo am Schreckenstage des 13. Juni Neapels. Was die cannibalische Wuth der Calabresen an Greueln verübte, ist unsagbar. Zwei volle Tage dauerte das Blutvergießen auf den Straßen und in den Häusern. Die angesehensten und compromittirtesten Persönlichkeiten unter den Republikanern hatten sich in die Castelle geflüchtet und vertheidigten diese. Auf San Elmo saß der französische Befehlshaber mit den Häuptern der Regierung. Von diesen Punkten aus konnte die Stadt in Brand geschossen werden, also wurde Capitulation, eine Uebergabe mit Bedingungen angetragen. Ruffo als Reichsverweser sicherte den größtentheils zur Auswanderung bereiten Republikanern freien Abzug zu, und die Castelle wurden geräumt.

Nun hatte man, was man wollte. Sofort erschien Nelson vor der Rhede von Neapel, an seiner Seite Emma Hamilton. Die ohne Genehmigung des Königs geschlossene Capitulation wurde für null und nichtig erkärt. Es wurde eine Staats-

junta ernannt unter dem Vorsitze N. Speziale's. Dieses Scheusal hatte bereits auf der Insel Procida, durch Nelson's Flotte geschützt, seine Blutarbeit begonnen. Speziale hatte Galgen aufrichten lassen, sich mit Henkern umgeben und keinen Tag ohne Opfer vorübergehen lassen. Nun setzte er in Neapel sein blutiges Richteramt fort. Vierzigtausend Menschen wurden zum Tode, ebensoviel zur Verbannung verurtheilt, an viertausend wurden factisch hingerichtet, die übrigen in gräßlichen Kerkern zu Tode gepeinigt; es ging zu, wie in der Pariser Schreckenszeit. Tortur wurde angewendet, um Geständnisse zu erpressen. Spietato come sopra cadaveri! (Erbarmungslos, wie wenn es Leichnamen gälte!) war die Parole des Richters Vanni!

Am zehnten Juni war der König in seiner Hauptstadt eingekehrt. San Felice war mit ihm. Er traf sein Weib gefaßt, gefaßter als er selbst war. Sie hatte dem öffentlichen Wohle gedient, das konnte jetzt nichts anders als ihr Verderben sein! Man wollte sie heimlich nach Rom flüchten, sie widersetzte sich.

Acht Tage gingen hin; schon trug man sich mit der Hoffnung, daß das Tribunal über sie hinwegsehe. Doch das war Täuschung; am neunten Tage nach der Rückkehr des Königs wurde sie verhaftet. Verwendung nützte nichts. Isabella wurde in die „Consorterie“ gebracht, von wo nach drei Tagen, in denen „geistlicher Zuspruch“ zur An-

wendung kam, die Verurtheilten zum Tode geführt wurden. Die Junta unter Ritter Acton hatte die Anzeige der Verschwörung Baccherio's als Hoch- und Landesverrath bezeichnet und die Todesstrafe über Isabella ausgesprochen. Von diesem Gerichtshofe gab es keine Berufung.

Alles Mögliche wurde versucht, die Unglückliche zu retten. Endlich wurde ein Aufschub bewilligt, weil sie gesegneten Leibes war.

Nun blieb sie verhaftet, der Stunde ihrer Entbindung entgegensehend.

Endlich erschien die Stunde der Niederkunft. Isabella genas eines todten Kindes. Drei Tage später wurde sie hingerichtet. Mit der Standhaftigkeit einer Römerin bestieg sie das Blutgerüst.

Als Isabella von San Felice unter den Händen der Henker geendet hatte, rühmte sich Lady Hamilton, daß, wenn man ihre Vermittlung angesucht hätte, es in ihrer Macht gestanden, die Verurtheilte zu retten.

Die Untersuchungen, die Hinrichtungen gingen weiter. Schneider wurden gehenkt, weil sie für Municipal-Beamte Uniformen verfertigt hatten. Fiani, ein früherer Freund Speziale's, konnte des angeschuldigten Verbrechens nicht überführt werden. Da läßt ihn Speziale in sein Zimmer bringen, umarmt ihn und sagt mit Thränen im Auge: „Armer Freund, in welchem Zustande muß ich dich wiedersehen! Ich bin des Henkeramtes müde und

will dich retten! Nicht vor deinem Richter, vor deinem Freunde stehst du hier! Aber du mußt mir Alles entdecken, wenn ich dich retten soll . . ." Fiani ließ sich täuschen, und am andern Tage mußte er aufs Schaffot. Zu Velasco, einem braven Officier, sagte Speziale: „Ich werde dich auf das Blutgerüst schicken!" — „Du schickst mich nicht, ich gehe selbst in den Tod!" antwortete Velasco und stürzte sich zum Fenster hinaus.

Schmählich und schandvoll war die Rolle, welche die brutalen Engländer und ihr Abgott Nelson bei diesem Trauerspiele freiwillig übernahmen. Der britische Admiral gab nicht nur die Segelstangen seiner Flotte zum Aufknüpfen der Verurtheilten her, er ließ auf seinem eigenen Admiralsschiff das Blutgericht über die verdientesten neapolitanischen See-Officiere halten. Er widersetzte sich nicht nur den neapolitanischen Blutrichtern, als diese dem hochverdienten Admiral Caracciolo, der auch Nelson's Freund gewesen, einen Aufschub des Processes gewähren wollten, er verwandelte eigenmächtig den auf lebenslängliche Haft lautenden Spruch in ein Todesurtheil und ließ Caracciolo auf seiner eigenen Fregatte an den Mastbaum hängen. Als der König, der wieder nach Sicilien gegangen war, zum zweitenmale von Palermo heimkehrend, in die Bai von Neapel einlief, schwamm die ins Meer geworfene Leiche des greisen Admirals heran. Eine Welle hob den Oberleib, und der König, der vorne

am Schiffe stand, erkannte den einst ihm befreundeten Mann. „Ha, Caracciolo!“ rief er. „Was will dieser Todte von mir?“

„Er kommt, sich ein christliches Begräbniß zu erbitten,“ erwiderte ein dem Könige zur Seite stehender Mönch.

„O daß er es hätte!“ sagte der König. Aber statt die Ordre zu ertheilen, den Leichnam heraufzuholen, ging er in die Cajüte hinab.

Auf eine solche Seele versagt auch das Grauenhafteste die Wirkung.

Auch der sanfte Cimarosa hatte Schreckliches ausgestanden. Er wurde zwar durch russische Vermittlung vom Tode gerettet und durfte auswandern, starb aber an den Folgen der ihm im Kerker widerfahrenen Mißhandlungen schon 1801 in Venedig.

So war denn nach kaum fünfmonatlichem Bestande die parthenopeïsche Republik in sich zusammengestürzt. Ein kurzer Kampf zwischen Despotie und Freiheit hatte Alles hinweggerafft, was das schöne Land in der Blüthe seiner Bürger, Gelehrten, Künstler besessen hatte.

Wie Heilige entstehen.

Von jeher mit Vorliebe der Lectüre von Büchern zugekehrt, welche den Glaubens- und Gedankenkreis vergangener Jahrhunderte abspiegeln, las ich unlängst mit großem Interesse eine voluminöse Chronik: Vita Papae Benedicti XIII. „Das ruhm- und wunderwürdige Leben Papst Benedict's des Dreizehnten aus dem Hause Orsini!" Das lebendigste Bild Roms wie es zu Anfang des vorigen Säculums gewesen, stand da vor mir. Im Grunde sind die Verhältnisse von den heute bestehenden nicht gar sehr verschieden. Da giebt es hundertfache Noth und Bedrängniß des päpstlichen Stuhls, zügelloses Treiben in den Kreisen des Adels und der Prälaten, eine geleerte Staatscasse, Raub, Mord und Todtschlag in den Gassen der heiligen Stadt; mitten darin aber, wie unbekümmert um alle Zeichen drohenden Zusammensturzes, steht ein Greis, unermüdlich beschäftigt, durch Allocutionen und Heiligsprechungen, d. h. durch Vermehrung der himmlischen Schutzpatrone, das Wohl der katholischen Menschheit zu fördern.

Die Aehnlichkeit des Characters Benedict des Dreizehnten mit dem Sr. jetzt regierenden Heiligkeit*) ist unverkennbar, und sieht man nun das beigegebene Porträt Benedicts in seinem Häublein an, so ist man neu überrascht, auch in den Zügen die größte Aehnlichkeit Beider wieder zu finden.

Vor vielem Andern interessirte mich in dieser Chronik die Beschreibung der Canonisation Johanns von Nepomuk. Man müßte nicht in Böhmen geboren sein, um nicht eine besondere Devotion für diesen Heiligen im Blute zu haben. Er ist der Schutzpatron des Landes, er blickt von der uralten Steinbrücke Prags wie ein Schirmgott über Strom und Inseln, zu seinen Ehren entzünden sich allabendlich, sobald es dunkelt, die fünf Laternen über seinem Standbild, welche an die fünf Sterne mahnen, welche über seinem Leichnam schwammen. Sein Namensfest bringt Leben und Bewegung in die sonst so melancholisch und verdrießlich hinbrütende gefallene Königsstadt. Es fällt in die schönste Maienzeit. Die Tage vom 16.—22. Mai sind ihm ausschließlich gewidmet. Mehrere Tage zuvor wogen alle Landstraßen von Wallfahrern, die sich langsam, Litaneien abbetend und fromme Lieder singend, in geschlossener Heeressäule gegen Prag bewegen. Bald wimmelt die Stadt von ländlichen Ankömmlingen in den verschiedensten

*) Pius IX.

Trachten; denn auch die Schwesterländer Mähren und Schlesien haben Repräsentanten geschickt. Die Brücke und die Domkirche besonders sind das Ziel aller Wanderungen.

Man betrachtet einen braunen, mit einem Kreuze gezierten Marmorstein auf dem Brückengeländer — das ist die Stelle seines Sturzes. Man singt und betet vor seiner Statue — sie ist von zwei böhmischen Künstlern modellirt und in Nürnberg gegossen worden — seit 1683 ist sie aufgestellt. Die Waller ziehen zum Dome und sehen seinen Sarg von silbernen Engeln hoch emporgehalten; so kann man seine ganze Leidensgeschichte verfolgen bis zu der Stätte seiner Glorie. Am Vorabend des Festes gleichen die Gassen der Altstadt einem wimmelnden Ameisenhaufen. Alle Wirthshäuser sind überfüllt. Hunderte von Menschen, Männer und Frauen, welche kein Unterkommen finden oder den Schlafkreuzer sparen wollen, betten sich endlich, in landsmannschaftlichen Gruppen zusammengedrängt, einer uralten Sitte gemäß auf dem Trottoir der Steinbrücke, am liebsten in unmittelbarer Nähe des Heiligen (in vormärzlicher Zeit). Andere wählen sich die Vorhallen der Kirchen und Klöster als Schlafstätte. Tags darauf hallen alle Glocken, das Volk wandert von Kirche zu Kirche. Abends, sobald es dunkel, füllen sich die Brücken und Quais mit Tausenden und Abertausenden. Wenn dann die Raketen in den dunkel-

blauen Himmel hinansteigen, auf der Spitze der Schützeninsel das „Heiliger Johannes, bitte für uns!“ in Flammenschrift erscheint und dieser sich Aller Augen zuwenden — da leugne noch Einer, daß dieser Heilige nicht lebendig im Volksbewußtsein stehe! Die Canonisationsbulle bezeichnet Johann von Nepomuk als einen Mann, der nach göttlicher Veranstaltung zur Welt kommen mußte, „als in den von Christo gepflanzten und mit seinem Blute begossenen Weingarten ein brennender Wind ketzerischer Lehren eingebrochen“. Da sollte er „gleichsam wie eine Schanze aufgerichtet werden“. Er war Prager Canonicus und Beichtvater der Königin Johanna, Gemahlin Wenzels des Vierten, welche an der Seite ihres ausschweifenden Gatten ein kummervolles Leben führte. Die Acte erzählt die aller Welt bekannte Geschichte: Der König beargwohnt die Tugend seiner Gemahlin; er läßt den Beichtvater rufen und verlangt zu wissen, was zuerst die Königin gebeichtet. Der Priester giebt ihm eine ausweichende Antwort, er habe die Sünden der Königin nicht mehr im Gedächtniß; der entrüstete König, des Widerspruches ungewohnt, läßt ihn in den Kerker werfen und foltern, und als er auch dann seinen frommen Widerstand nicht zu besiegen vermag, ihn in einen Sack binden und in die Moldau werfen. Da erglänzen sogleich fünf Sterne über den Wellen und verrathen den Ort, wo die Leiche liegt. Der König, erschreckt von diesem Zeichen,

eilt in die Feste Zebrak. Alles dieses geschieht nach den Canonisationsacten im Jahre 1383.

Wo es sich um eine Heiligsprechung handelt, wird vor Allem die Frage nach den Wundern ins Auge gefaßt, und die Rota Canonisationis, der römische Kirchenrath, wo die Heiligsprechungen verhandelt werden, hat vor Allem zu prüfen, welche Wunder dieser oder jener zu Canonisirende gewirkt hat. Die außerordentliche Gabe, als sterblicher Mensch auf Erden Wunder zu wirken, ist nämlich das sicherste Kriterium der das ganze Subject durchdringenden „heiligmachenden Gnade".

Neu stattfindende Canonisationen erwecken wohl bei Manchem einen Zweifel und er denkt so in seinem unvernünftigen Sinne: ist es nicht eine Vermessenheit des päpstlichen Stuhles, Jene zu bezeichnen, welche die Heiligen Gottes sind, und somit seinen allerhöchsten Hofstaat ausmachen? Sollte Gott auch wirklich Alle als Heilige acceptiren, welche ihm die Kirche vorgeschlagen hat? Aber der Theolog hat die Antwort hierauf fertig, und zwar eine schlagende Antwort. Er sagt: Eben durch die Wunder, die aus der göttlichen Gnade fließen, und welche zu wirken dem oder jenem beschieden ist, hat Gott ja bereits angezeigt, daß ihm dieser als Heiliger convenirt, und daß er ihn in den Chor der Heiligen berufen hat. Dieß ist unwiderleglich, und es wird sonach von der Rota Canonisationis nur zu erwägen sein, ob wirklich übernatürliche Thaten vorliegen. Man fordert deren vier, um

desto sicherer zu gehen; jedoch kann der Heilige auch vom vierten Wunder dispensirt werden. Je mehr der Wunderwerke vorliegen, umsomehr wird die Heiligkeit eines Heiligen geschätzt, denn desto voller scheint er der Gnaden zu sein. Dessenungeachtet kann die Heiligkeit, wie auch die Theologen eingestehen, nicht allein in den Wunderwerken bestehen, sonst müßten die Mutter Gottes, sowie auch Johannes der Täufer gar nicht zu den Heiligen zu zählen sein. Von Maria ist weder in den Evangelien, noch anderswo zu lesen, daß sie ein Mirakel gewirkt, von dem heiligen Vorläufer Johannes aber steht (Ev. Joh. 10.) klar geschrieben, daß er weder Zeichen noch Wunder gethan. Doch diese Beiden sind Ausnahmen von der Regel, im Allgemeinen gilt der alte Spruch: Keine Heiligkeit ohne Wunder! Was nun das Leben des heiligen Johannes von Nepomuk betrifft, so steht es allerdings im Punkte der Wunder gegen das des heiligen Dominicus, des heiligen Franz von Assisi, des heiligen Anton von Padua weit zurück. Das Leben dieses letzteren, welcher „das Licht der Welt" genannt wurde, ist von Wundern überfüllt.

Die Anrufung seines Namens genügte, Stürme zu beschwichtigen und die Menschen aus den drohendsten Lebensgefahren zu befreien; ja es schien, als ob dieser außerordentliche Heilige zürne und gewaltig unzufrieden werde, wenn man über seine eilfertige Hülfe nur den leisesten Zweifel hege!

Bekannt und von den Theologen beglaubigt

ist seine Antwort an den Jesuiten-Pater Colnago, die ich hier so beiläufig anführe. Ein Roß war aus dem Stalle eines armen Landmannes gestohlen worden. Die betrübte Bäuerin wußte keinen bessern Rath, als zum Pater Colnago zu laufen. Dieser, als er ihre Klage vernommen, schlug die Augen gen Himmel und rief mit gewohnter Zuversicht zu seinem heiligen Vorsprecher: „Hilf, heiliger Antonius!" Nun befahl er dem Weibe, nach Hause zu gehen, das verlorene Roß werde sich schon einfinden. Sie jedoch, die aus Furcht vor ihrem zornigen Gatten sich nicht nach Hause begeben wollte und auch der Meinung war, das Roß sei noch nicht gefunden, nahm noch einmal ihre Zuflucht zu Pater Colnago mit den Worten: „Der heilige Antonius habe noch nicht geholfen!" Nun ergriff Colnago den ersten besten Stein, legte ihn in des Weibes Hand und sprach: „Gehe flugs in die Franziskaner-Kirche zum Altar des heiligen Antonius und richte ihm die Worte aus: ‚Pater Colnago lasse ihm sagen, er habe ein härteres Herz als dieser Stein!'" Das Weib legte den Stein auf den Altar und ging davon, beim Rückweg aber, und zwar noch in der Kirche, erschien ihr der heilige Antonius mit eben diesem Stein, gab ihr diesen in die Hand und sprach: „Richte du dem Pater Colnago wieder aus, daß sein Herz härter als Stein, indem er so oft die schnelle Fürbitte Sankt Antonii erfahren und dennoch nicht trauen will, das Roß habe sich schon eingefunden." Und so war es denn auch wirklich

der Fall, und die Theologen, voran Sigismund Scholz von der Gesellschaft Jesu, führen diese Geschichte zum Beleg der besonderen Schnelligkeit der Hülfe an, welche der heilige Antonius bringt, und des Eifers, mit dem er jeden Zweifel in seine Hülfsbereitschaft widerlegt. Solch auffallende Thaten hat nun allerdings Johann von Nepomuk nicht vollbracht, weder bei seinen Lebzeiten, noch später, nach seinem Tode, wo für manchen Heiligen erst die schönste Thatenlaufbahn beginnt. Seine Wunder bestehen in einigen Heilungen, in der Wiedererweckung eines Mädchens, welches in die Wattawa gefallen war, in dem Schutz seiner Vaterstadt Nepomuk vor der Pest ꝛc. Als Heiligen bezeichnet ihn vornehmlich nach der Canonisationsbulle, daß nach seinem Morde die Moldau wie mit Flammen geleuchtet, insbesondere aber das Verhalten seiner Zunge, als der ertränkte Leichnam nach langem Liegen wieder ausgegraben wurde.

Alles an ihm war Asche, die Hirnschale mit Erde angefüllt; nur die Zunge, „des sacramentalen Beichtsigills unüberwindliche Beschützerin“, war unversehrt wie die eines Lebenden, beweglich, gleichsam lebendig. Alle diese Wunder und Zeichen, wie sie theils in der Tradition lebendig vorlagen, theils noch sichtbar waren, findet man in dem Buche „Acta utriusque processus in causa canonisationis beati Joannis Nepomuceni. Romae 1729“ beleuchtet und einer genauen Durchforschung durch ein Zeugenverhör unterzogen. Der Prozeß geht durch drei

Instanzen und dauert an zehn Jahre. Wohl an fünfzig Zeugen werden vernommen und bestätigen die einzelnen Wunderthaten. Der Advocatus Diaboli mußte demnach den Kürzeren ziehen und Benedict der Dreizehnte konnte die Canonisation vornehmen. Sie fand am 29. März des Jahres 1729 statt und ward noch durch ein besonderes Wunder verherrlicht, als ob der Himmel dieser Feierlichkeit noch eine ganz besondere Sanction geben wollte. Während der Papst im festlich gezierten Lateran mit seiner gebrechlichen Greisenstimme das Te Deum laudamus anstimmte, die Glocken läuteten und die Kanonen der Engelsburg darein donnerten, wurden die Massen des Volkes, das sich draußen stieß und drängte, durch einen seltsamen Eindruck erschüttert. Ein Weib, das lange vom Teufel besessen gewesen, eine Italienerin von Geburt, welche ihr Lebtag kein Wort Deutsch gekonnt, fing auf einmal in dieser Sprache zu reden an, wobei der böse Feind von ihr wich und sie, ohne daß ein Exorcismus bei ihr in Anwendung gebracht worden wäre, allerlei Glas, Nadeln, Haare durch den Mund von sich gab.

Dies Alles giebt einen festen Unterbau von Wundern und Zeichen, und doch — man muß wirklich sagen, daß es ist, als hätten alle Zweige der Forschung sich das Wort gegeben, nichts von alledem gelten zu lassen, was die Kirche statuirt. Vom Augenblicke an, wo die Geschichte Böhmens einer wissenschaftlichen Behandlung anheimfiel,

mußten die Gelehrten es auffallend finden, daß die Geschichte wohl einen Johann von Pomuk kennt, dieser aber ein ganz Verschiedener von dem ist, den die Canonisationsacte bezeichnet! Eine kritische Opposition war zwar schon 1747 rege geworden, jedoch fast unbeachtet geblieben, später erst, da die böhmische Geschichte immer mehr Bearbeiter fand, konnten arge und weit um sich greifende Bedenken nicht mehr unterdrückt werden. Des Prager Canonicus, der 1383 ertränkt worden sein sollte, erwähnte kein gleichzeitiger Chronist, ja die Archive wiesen nach, daß es keinen Canonicus dieses Namens gegeben, hingegen war allerdings zehn Jahre später ein Priester Johann von Pomuk ertränkt worden, jedoch aus ganz anderen Ursachen.

Dieser Geistliche stammte aus einem deutschen Bürgergeschlechte zu Nepomuk, sein Familienname lautet, wie seine eigenhändige Unterschrift als erzbischöflicher Notar auf einer Urkunde aus dem Jahre 1372 darthut, „Wolflin“ (Wölflein). Er war in seiner Stellung als Generalvicar mit König Wenzel wegen der Abtei Kladrub in Streit gerathen, weil er den neuerwählten Abt Albert Olonus dem königlichen Willen entgegen bestätigt. Er wurde, wie man in dem urkundlichen Berichte, den Erzbischof Johann von Innstein gleich nach dem Tode seines Vicars nach Rom geschickt und dessen Original 1754 nach Prag zurückkam, mit den Details seiner Folterung und Hinrichtung nachlesen kann,

ins Gefängniß geworfen. Der König legte in der Folterkammer selbst Hand an und verbrannte die Seite des Unglücklichen derart mit Pechfackeln, daß derselbe schon in Folge dieser Verletzungen nicht länger hätte leben können, dann wurde er zur Brücke geführt und, nachdem der Mund ihm mit einem Holze auseinander gespreizt, die Füße in Form eines Rades zum Kopf gebunden, hinabgestürzt und ertränkt. Es gab, als diese Thatsache aufgestellt wurde, einen argen Lärm. Broschüren folgten auf Broschüren. Der Ritter von Steinsberg, der zuerst den Muth zu „kritischen Bemerkungen" gehabt, eilte nach München und fand im dortigen Staatsarchiv, daß die Königin Johanna bereits im Jahre 1386 gestorben, somit schon sieben Jahre todt gewesen sei, als der wahre Johann von Pomuk in die Moldau gestürzt wurde. Somit gab es keinen Märtyrer des Beichtsigills mehr, und der freche Steinsberg wagte 1783 den Ausruf, der in einer in Böhmen erschienenen Schrift kühn war (freilich war damals die Presse freier als heutzutage): „so hat man einen Heiligen canonisirt, der nie gelebt hat!"

Jetzt versuchten Andere die beiden Gestalten in eine zusammenzuschweißen, dies aber wollte durchaus nicht gehen, da einerseits die Canonisationsacten, andererseits die Geschichte so klar sprechen. Und da nun die Existenz des canonisirten Johann von Nepomuk nicht geleugnet werden durfte, die des historischen nicht geleugnet werden konnte,

suchte ein seltsamer Kauz, Pater Jos. Zimmermann, in seinem Büchlein: „Vorbothe der Lebensgeschichte des heiligen Johann von Nepomuk. Prag 1829" einen neuen Ausweg: er nahm zwei Johanne an, und nach seiner Auffassung gestaltet sich die Sache so:

In dem kleinen Städtchen Pomuk, welches dazumal höchstens dreißig Familien zählte, werden unter der Regierung Karls des Vierten zwei Kinder männlichen Geschlechts geboren, welche beide den priesterlichen Stand erwählen, beide im Laufe der Jahre zu hohen Würden gelangen, beide Johann von Nepomuk heißen und beide unter König Wenzel den Tod in der Moldau finden. Ihr Lebenslauf theilt sich folgendermaßen:

Johann, geboren zu Nepomuk, Prediger an der Theinkirche, Domherr an der Prager Hauptkirche, ist Beichtvater der Königin Johanna.	Johann, geboren zu Pomuk, öffentlicher Notar, Domherr auf dem Wischehrad, Doctor des kanonischen Rechts, ist Generalvicar.
Die Canonisationsacte weiß von ihm viele Wunder zu erzählen.	Die Geschichte weiß von ihm keine Wunder zu erzählen.
Er erregt den Zorn des Königs, weil er die Beichte der Königin Johanna nicht verrathen will.	Er erregt den Zorn des Königs, der in der Abtei Kladrub ein Bisthum errichten will, weil er bei Erwählung eines neuen Abtes diesen ohne weiteres bestätigt.
Er erleidet den Tod in der Moldau 1383.	Er erleidet den Tod 1393.
Er findet sich im Kalender, aber nicht in der Geschichte.	Er findet sich in der Geschichte, aber nicht im Kalender.

Die Annahme zweier Johanne hatte den Stempel unwillkürlicher Komik an sich.

Und doch liegt hier wohl eine Vertauschung zweier Johanne vor, wenn auch nicht gerade der Genannten. Auf die Frage, warum der legendarische Johann erfunden wurde, sagt Abl: Der 16. Mai wurde in dem Kalender der böhmischen Brudergemeinde als Gedächtnißtag Huß' angeführt. Die Bildsäule ist nur Copie der Hußstatue in Pankratz.

Der Cultus des Johann von Nepomuk ist ein Werk der Jesuiten.

Man konnte doch nicht Huß feiern lassen, da wurde das Andenken des Prager Märtyrers aufgefrischt. Es ging leicht:

Beide heißen Johann, waren Magister und Doctoren an der Prager Universität.

Huß war Beichtvater der zweiten Gemahlin Wenzels gewesen.

Beide waren mit Wenzel in nähere Beziehung zu bringen.

Davon weiß freilich Pater Zimmermann nichts.

So gut gemeint sein Büchlein war, erregte es großen Anstoß und wurde unterdrückt. Nur wenige Exemplare haben sich erhalten.

Seitdem schläft die Frage nach dem problematischen Heiligen; selbst Palacky weicht in seiner Geschichte Böhmens jeder Erörterung vorsichtig aus; nur Tomak im 3. Bande seiner Geschichte

der Stadt Prag erörtert die Thatsache ausführlich. Der Cultus der heiligen Persönlichkeit aber wächst und steigert sich mit den Jahren, deren jedes mehr Wallfahrer herbeiführt. Der Forscher, allein unter solchen Menschenwogen, sieht alle Anstalten zur Andacht, die Lichter und Lampen und geschmückten Altäre; in sich kann er es nicht verhindern, daß solche Feste ihn zu interessanten Schlüssen führen. Er sieht ja, wie die Entstehung legendarischer und mythischer Persönlichkeiten noch bis in die letzten Jahrhunderte reicht und somit vielleicht noch immer stattfinden kann. Thatsächlich verhält es sich mit dem wahren Johann von Nepomuk und seinem legendarischen Namensbruder wie mit gewissen Helden auf dem Gebiete der Poetik. Der Dichter kann zuweilen den Helden nicht so brauchen, wie die Geschichte ihn bietet, er versetzt Jahreszahlen, ändert Motive, legt ihm Ideen unter, welche ihm wirksamer scheinen, und so kommt es, daß wir manchmal, wenn das Werk geräth, zwei Persönlichkeiten, neben der historischen eine poetische, erhalten, und daß die poetische Persönlichkeit endlich die historische ganz in den Schatten drängt.

So existirt neben dem poetischen Egmont ein historischer, neben dem poetischen Don Carlos und Waldstein ein anderer geschichtlicher Don Carlos und Wallenstein, der jenem gar nicht einmal recht ähnlich sieht. Das heilige Offiz, das

den in die Moldau geworfenen Mann canonisirte, war auch ein solcher Dichter, der den Helden nicht so brauchen konnte, wie er vorlag. Einen Geistlichen zu canonisiren, weil er für die Superiorität der geistlichen Macht über die weltliche eintrat, das lag nicht im Ideenkreise des verflossenen Jahrhunderts, daher mußte das Motiv ein anderes werden und es wurde das Beichtgeheimniß substituirt. Was ist nun die Folge? Der Johann von Pomuk, der geschichtlich lebt, kein Wunder verrichtet und noch mit zwei Anderen den Tod gefunden, ist nun ganz zurückgetreten, sein Andenken erloschen, sein Name lediglich in Büchern vorhanden. Der Andere dagegen, der legendarische, ist wahrhaftig und im Bewußtsein der Menge lebend. Er lebt in Inschriften, Gebeten, Hymnen, Gemälden, Statuen, Universarien. Und wenn er auch in der Geschichte nie vorhanden war, im Kalender befindet er sich unbestreitbar und somit wohl auch im Himmel.

Eine Jesuitenpredigt.

Das Gespräch hatte sich während eines großen Theils des Nachmittags um Rom und die Curie gedreht. Ein sanguinischer Freund, vorwiegend Gemüthsmensch, hatte sich der Weissagung vermessen: wenn auch nicht der jetzt regierende, so doch der nächste Papst — werde, im Gefühl, der Welt den Frieden zurückzugeben, mit einem neugebildeten Concil die Unfehlbarkeit zurücknehmen und abermals die Auflösung der Jesuiten decretiren. Wir dagegen hatten behauptet, das Papstthum, wie es heute ist, könne ebensowenig die Unfehlbarkeit wie die Jesuiten, seine Elitetruppen, entbehren und so waren wir gespannt und fast im Zerwürfnisse auseinandergegangen.

Als wir in der Dämmerung die Gasse hinabgingen, sahen wir durch die hohen gothischen Fenster einer Kirche Lichtschimmer, allerlei Männer standen vor der Thüre und auf den Stufen. Wir fragten, was es gebe, und erhielten die Antwort: ein Jesuitenpater sei als Missionsprediger da und halte heute

Abend wieder eine „Conferenz“, „blos für Männer“. In der Stimmung, die von unserem Gespräche noch nachklang, konnte ich nicht vorübergehen und trat ein. Eine Menge, deren Köpfe ich in der halben Dunkelheit kaum unterscheiden konnte, füllte die Räume, die durch ein paar Kerzen auf den Wandleuchtern weniger als nothdürftig erleuchtet waren. Bald erschien der Pater im weißen Chorhemd auf der Kanzel und der Vortrag begann.

Ich hätte es schwerlich besser treffen können. Der Jesuit — nicht etwa ein obscurer Name, vielmehr eins der bewährtesten und berühmtesten Rüstzeuge seines Ordens — legte die Standpunkte der neukatholischen Dogmatik mit einer Offenheit und Klarheit dar, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Er begann mit einer gedrängten, aber schneidend scharfen Kritik der Evangelien. Selten habe ich noch von dem Complex von Schriften, die man das Neue Testament nennt, geringschätziger und despectirlicher reden hören — auf der Kanzel war es schier undenkbar! Er behandelte sie als eine Reihe zufällig zusammengeraffter, fragmentarischer Aufzeichnungen, mit denen allein, wie er sich ausdrückte, „sauber nichts anzufangen sei“. Das älteste der Evangelien, das des Matthäus, ursprünglich hebräisch geschrieben, sei etwa ein halbes Jahrhundert nach Jesu Tode erschienen, die beiden anderen Schriften der sogenannten Synoptiker, offenbar aus den niedrigsten Schichten der Gemeinde

hervorgegangener Persönlichkeiten, seien, wie immer klarer werde, compilatorisch einer gemeinsamen schriftlichen Quelle entnommen, die verloren gegangen. Noch mißlicher sehe es mit dem vierten Evangelium aus, das ganz fälschlich dem Busenjünger Jesu zugeschrieben werde, in Wahrheit aber das Werk eines im zweiten Jahrhundert lebenden Gelehrten sei. Und auf diese lückenhaften Compendien, diese durch Zufall erhaltenen Broschüren möchten die Protestanten das Gebäude christlichen Glaubens erbaut wissen, das die ganze Welt umspannen soll!

Aber war es auch wirklich, fuhr der Redner fort, Jesu Absicht, daß seine Lehre aufgezeichnet werde? Nirgendwo gab er den Auftrag dazu, er selbst schrieb nichts nieder, denn er wußte, daß das Wort vieldeutig und biegsam und vieler Auslegungen fähig. Es war ihm aber Ernst mit der Erlösung des Menschengeschlechts, blutiger Ernst, es lag ihm als Gottmensch daran, daß seine Lehre bis ans Ende der Welt gewahrt bleibe, und bis ans Ende der Tage in seinem Geiste da sei. Er mußte dafür sorgen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden.

Die Evangelien allein, und gäbe es deren hundert statt vier, überhaupt Schriften allein, konnten diesen Zweck nicht erfüllen! Das vermochte nur ein mit übernatürlichen Gnaden ausgestatteter, in Wahrheit nie sterbender Nachfolger, dem ein

in Christi Geist fortwirkender Lehrkörper untersteht. Darum setzte der Gottessohn Petrus als seinen Statthalter ein und verlieh ihm übernatürliche Gaben mit dem Auftrage, sie weiterzugeben an seinen Nachfolger. Dieser Lehrkörper nun, der Papst an der Spitze, wirkt und lehrt heute noch mit denselben Gnaden wie am Tage der Einsetzung und verwaltet die Heilmittel der Kirche. Nicht auf Papier, das geduldig, auf Wort, das unsicher ist, wenn es berichtet, was durch vieler Mund gegangen und vieldeutig ist im Geiste der Menschen, baute Jesus seine Kirche, sondern auf die lebendige, jeden Tag vorhandene, greifbare, göttlich inspirirte und daher unfehlbare Autorität seines Nachfolgers.

Der katholische Lehrkörper vom heiligen Geiste erfüllt, getrieben, lehrt nun fort und fort und muß lehren, wie ihm anbefohlen wurde: gehet hin und lehret! Der Kampf mit einer dem Unglauben verfallenen Staatsgewalt ist da und muß immer erbitterter werden. Alle katholischen Priester müssen ihn aufnehmen. Die nicht mitthun, sind, um sich eines Ausdrucks der Schrift zu bedienen, jene faulen Hunde, die das ihnen anvertraute Haus schlecht bewachen.

Wer aber dem Priester widerstrebt, dem Episcopat Christi, dem vom Gottmenschen selbst zur Fortführung seiner Lehre und zur Ermöglichung seiner ewigen Zwecke eingesetzten Lehrkörper, der widerstrebt Gott selbst, „für ihn ist die Hölle da“.

Dies in Kurzem der Inhalt des Vortrags. Ich muß gestehen, daß er mich frappirte. Man stellt sich aus der Ferne den Jesuitismus altmodisch, scholastisch, mittelalterlich vor und ist erstaunt, ihn mit den Resultaten moderner Bibelkritik vertraut zu finden. Das Erstaunen wächst, wenn man ihn die Quellen freier Forschung als Wasser auf seine Mühle leiten sieht. . . .

Während sich die Kirche langsam entleerte, hörte ich hinter mir einen der Hinausgehenden, es war noch dazu ein geistlicher Herr, der Pfarrer von Hellthal, zu seinem Begleiter sagen:

„So deutlich wie heute hab' ich es doch noch nie erklären gehört, wozu der Papst da ist. Freilich, freilich, wenn sonst gar nichts gilt, kann man ihn nicht entbehren!"

Und das Papstthum sollte sich je entschließen können, die Jesuiten aufzuheben, die sich mit seinen Interessen so identificirt haben?

Fragmente aus Olympia.

I. Am Vorabende.

(Esplanade. Garten mit Springbrunnen. Ein Gewühl von Spaziergängern wogt auf und nieder. Begrüßen, Wiedererkennen von vielen Seiten. Ab und zu ein „Hoch", vorübergehenden Notabilitäten gebracht. An runden Tischen Gäste; Kellner serviren.)

(Holm, Gutsbesitzer, in den besten Jahren, seine Frau am Arme, begegnet dem Baron Aaronsohn mit Gemahlin.)

Baron (den Hut ziehend): Was sehen meine Augen! Herr v. Holm und seine reizende Gemahlin — (als Holm mit dem Wiedererkennen zögert) zuletzt in Reichenhall —

Holm (rasch, gutmüthig): Allerdings, allerdings!

(Gegenseitiges Händeschütteln.)

Baronin (zu Frau Holm): Also auch hier in Deutsch-Olympia?

Holm (mit einem Seufzer, übrigens jovial): Ach ja, auch hier. Meine Frau befand sich ganz wohl auf unserem stillen Landsitz. Auch an guter Musik fehlte es nicht. Aber die Mode ist mächtig und wirkt epidemisch. Meine Frau wurde plötzlich An-

hängerin der neuen Schule und hatte keine Ruhe, bis sie die Patronatsscheine in ihrer Cassette fand. . . .

Emilie: Es war mein sehnlichster Wunsch, das Titanenwerk moderner Tondichtung kennen zu lernen. Guter Karl —

Baronin: Wer möchte versäumen, was wiederkehrt vielleicht alle hundert Jahre? Sie werden bekehrt werden, Herr v. Holm. Jeder wird hier bekehrt. Die Vorbereitungen sind ungeheuer. (An Baron Rosenstein, der neben ihr steht, sich wendend): Sie haben ihm ja auch verziehen die Broschüre, über die Sie so empört waren?

Baron Rosenstein: Mein Gott, schimpf' ich ja selbst auf die Juden!

Baron Aaronsohn (geschwätzig zu Holm): Wenn Sie nicht würden machen solche Sachen, schätzbarster Herr v. Holm, wüßten Sie nicht, wohin mit Ihrem Geld. Man ist sich das schuldig. Und ich sage öfter zu meiner Frau: Wer hier ins Theater gegangen ist, braucht dann über Jahr und Tag nicht mehr zu hören eine Oper. Er hat auf lange genug. . . . Ach, was bin ich doch für ein besonderer Verehrer von dem großen, großen Mann! In einer Oper von ihm kann ich sitzen stundenlang und vergleichen die Musik mit dem Textbuch, und Alles paßt und stimmt wie ein Contocorrent. Wenn es heißt: Pferd, so trappelt es und man hört im Orchester einen kleinen Galopp; heißt es: Vogel, so pfeift es; heißt es: Donner, so donnert es; heißt

es: Feuer, so prasselt es. Niest Einer — Sie werden es morgen hören — so niest es auch in der Musik. Was ein ungeheurer Fortschritt gegen die Kunst von die früheren Meister!

Baronin (indem sie die Gesellschaft zum Gehen einladet): Und mich hat er gewonnen durch seine urgermanische Richtung. Als Mädchen schon habe ich geschwärmt für reckenhafte Gestalten und blonde Bärte. Meine Tochter hat müssen Elsa heißen, und jetzt — bin ich ganz Nibelungenlied . . . .

(Die Gesellschaft zieht vorüber. Beowulf, aufgeregter junger, langhaariger Musiker, trifft auf die Arm in Arm daherkommenden Fasolt, Fafner und Gerdel und stellt sich grotesk vor ihnen auf.)

Nu, das ist famos. Rhein, Donau und Ostsee beisammen! Ist das ein Dreiklang! Drei bessere Kerle konnte der Teufel selbst nicht zusammenführen. Seit wann kennt ihr euch denn?

Fasolt (pathetisch): Eigentlich von aller Dinge Uranfang an, (prosaisch): seit einer Stunde.

Beowulf: Im Buffet bekannt geworden?

Fafner: Im Buffet. Gemeinsamer Cult und gemeinsamer Trunk verbrüdern schnell.

Beowulf (zu Gerdel): Nu, was sagst du? Bist doch auch in der letzten Probe gewesen?

Gerdel: Bin jeder Zoll Bewunderung.

Fafner: Götterdämmerige Anbetung.

Beowulf: Ja, das geht über Alles, was man sich gedacht. Rein um sich die Haare auszuraufen! Seht Kinder, es giebt sonst gar nichts.

Ich könnte oft vor Entzücken in die Partitur hineinheulen wie ein Kind ... Himmel voll Geigen! Man begreift gar nicht, wie Holz, Darm, Haar das zuwege bringen.

Gerdel: Riesig. Mächtig. Colossal. Das nenne ich die Sprache der deutschen Götter! Ja freilich, wenn jeder Gedanke so seine fünfundzwanzig Contrabässe oder fünfzig Geigen hinter sich hat ...

Beowulf: Und da paßt auf, Jungen (auf einen älteren grauen Mann zeigend): Nach der Photographie der leibhaftige Hagen. Ich weiß, er wurde heute noch erwartet.

Gerdel (den Hut schwenkend): Ein Hurrah dem Verfasser der „Streitschriften". — Er ist es!

Beowulf: Gestatten Sie, verehrter Mann —

Fafner: Gieb dir keine Mühe, er ist total taub.

Gerdel: Was taub? — Und doch? —

Fafner: Einer der Unserigen mit Leib und Seele. Immer mit der Partitur. Nimmt die feinsten Nuancen wahr. Hat durch den Willen einen zweiten Gehörsinn in sich entwickelt.

Fasolt: Alle Teufel!

Fafner: Philosophisch ganz gut erklärbar. Ja, Jungen, total taub, dabei aber der raffinirteste Schwelger in Tonfarben.

Hagen (sein Hörrohr hervorziehend): Ja, meine Herren, eigenthümliche Geschichte. War mit achtzehn Jahren schon musikalisch, und — ich sage es offen — gegen die jetzige Richtung eingenommen. Eine

Explosion bringt mich um das Gehör, und — ich bin ein verlorener Mensch. Lebendig todt. Da — nach Jahren und Jahren — führt mich der Zufall in ein Musikdrama des Meisters. Ich wollte nur die Ausstattung sehen. Leute, was sagt ihr? Ich, der den vorüberfahrenden Wagen nicht hörte — höre diese Musik, notabene nur diese — partienweise. Da wird Saulus zum Paulus — Dankbarkeit, neues Geschenk des Lebens treibt mich dem Meister zu. Er lebe!

Beowulf: Er lebe! Das werde beim vollen Glas besiegelt.

(Die Gesellschaft nimmt an einem der benachbarten Tische Platz. Holm und Skanderson, dessen Freund, sind inzwischen im Gespräch herbeigekommen und bleiben unfern der Gruppe stehen.)

Holm: Sie finden eigentlich hier nichts groß, als den praktischen Sinn und den unerschütterlichen Willen, den ein solches Unternehmen mit Vereinigung aller Kräfte ins Leben ruft?

Skanderson: Abstract genommen, ja. Doch wie sollte ich Kraft loben, auf solchen Inhalt gerichtet? Noch einmal betone ich es: Die echten Musen sind keusch; keusch, ursprünglich, stolz. Sie verschmähen Toilettenkünste, jede bleibt in ihrem Wesen, jede gibt nur sich selbst, keine borgt von der andern. Was sagten Sie zu einem Maler, der den Eindruck seiner Bilder durch bengalisches Licht erhöhen möchte, zu einem — Phidias, der seine Figuren bei Musik

zeigte? Und hier? Die Musik im Bunde mit Decorations-Malerei, Ballet, Pyrotechnik! Und diese mit allem denkbaren Trödel behangene Kokette nennt sich die deutsche, die echtdeutsche Muse! Sehen Sie, das empört mich, das bringt mein Blut zum Wallen —

Holm: Weniger laut, Freund. Die Gesellschaft dort wird nachgerade auf Sie aufmerksam.

Skanderson (fortfahrend, ohne ihn zu beachten): Und die Musik! Dieses formlose Ganze, aus zusammengebackenen rhythmischen Einzelphrasen, Leitmotive genannt, bestehend, dieses Convolut harmonischer und unharmonischer Wendungen... nein, was sich in keine Form schließt, ist für mich absolut nicht da. Eine einzige schöne Melodie, ein schöner aus der Seele quellender musikalischer Gedanke —

Beowulf (aufspringend, höhnisch): Sie wollen eine Melodie? Eine Arie à la Donizetti oder Bellini, gepfiffen à la Patti? Halten Sie sich einen Dompfaffen im Käfig, der wird Ihnen Melodieen pfeifen!

Gerdel: Seien Sie froh, junger Mann, daß Sie von der Melodie erlöst sind. „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen?“ „O du mein lieber Augustin.“ Ja, junger Mann, die Melodie ist hin.

Skanderson (ruhig zu Holm): In diesen Köpfen, sehe ich, ist eine totale Sonnenfinsterniß eingebrochen. Ich sage Ihnen, meine Herren, Ihre Riesen und Zwerge, Nixen und durchs Sprachrohr singende Drachen sind für Kinder und Narren da —

Beowulf: Herr —

Skanderson: Ich bin für mein Geld hier — in einem Dachstübchen untergebracht, als unbestochener, unabhängiger Beobachter — und kann denken, wie ich will.

Gerdel: Gedankenfreiheit ist Ihnen unbenommen, reden dürfen Sie nicht so.

Skanderson: Wenn Sie reden dürfen, werde ich es auch können. Sie werden es mir nicht untersagen.

Fafner (sich erhebend): Und wer gibt Ihnen das Recht, solchen Werken gegenüber Ansichten zu haben? Wie dürfen Sie über Dinge, die so weit über Ihren Horizont gehen, sich ein Urtheil herausnehmen? Wollen Sie Ihre Spatzenseele solchen Geistescolossen gegenüber in Anschlag bringen? Wenn Sie etwas an diesen Werken nicht verdauen können, wird es an Ihrem dyspeptischen Magen liegen.

Fasolt: Ja, und hier herrscht überhaupt nur Eine Meinung. Wer hier den Einklang der Gemüther stört, wird, kurz gesagt, hinausgeworfen.

Alle: Hinaus! Hinaus! (Sie drängen drohend gegen Skanderson und Holm vor.)

Skanderson: Wollen Sie Spectakel anfangen? Ich fürchte mich nicht!

(Als der Lärm aufs Höchste gestiegen, erscheint der Meister. Er ist im Sammetrock; großes altdeutsches Barett auf dem Kopfe. Er kommt langsam, feierlich daher. Allgemeine Stille.)

Meister (groß, bedeutsam): Ich gebiete Ruhe. Habe ich schöpferisch alle Nationen in meinem Hause vereinigt — den Deutschen dem Franzmann, den Sohn der Puszta dem Russen verbrüdert, Kunstsöhne aller Weltgegenden in meinen Dienst berufen, gehorsame Elemente meines Genius zu sein, daß jetzt, in vorletzter Stunde, Mißton die allgemeine Harmonie störe? (Im Kreise der Seinigen herumblickend): Quos ego!

(Die Schüler verbeugen sich tief und stumm. Holm und Skanderson entfernen sich.)

Der Meister: Ueber die Farbe meiner Intentionen wird kein Vernünftiger mehr in Zweifel sein können. Die Narren auf eigene Faust laßt laufen, ihre Privatansicht ist bedeutungslos. Schon hält das universale Musikfest der Gesammtanschauung die Maske furchtbar tragischen Ernstes entgegen. Auf Wiedersehen morgen!

(Er thut einige Schritte vorwärts. Alles weicht zurück. Pause des Gemurmels. — Der Meister majestätisch ab.)

II. In der Werkstätte.

(Des Meisters Arbeitszimmer, als Tempel des Selbstcultus eingerichtet. Große Pracht. Porträts, Büsten des Meisters und Figuren aus seinen Werken allenthalben auf altarartigen Consolen aufgestellt.)

Der Meister (eine Partitur auf dem Pulte aufschlagend): Tag und Nacht keine Ruhe. Millionen Dinge im Kopfe und dazu noch componiren

müssen. . . . Es geht nicht anders. Die Festcantate, mit der sie mich überraschen wollen, entbehrt jedes Schwunges. Es bleibt nichts übrig, als sie mit möglichster Schnelligkeit verbessern, das heißt: die Sache selbst machen. Nur wenn ich sie selbst dichte, wird sie mir genügen können. An die Arbeit!

(Er setzt sich und springt gleich darauf wieder empor.)

Gibt's etwas, das prosaischer wäre, als solch ein heller, klarer Morgen? Er gibt mir nur das Gefühl der Leere. Bei solchem prosaischen, alltäglichen Tageslicht componire ein Anderer! Steige hernieder, magische Dämmerung!

(Er zieht die Vorhänge zu. Es wird finster. Er zieht an einer Schnur, eine Ampel schwebt in die Mitte des Gemachs herab. Auf dem Pulte entzünden sich zwei Armleuchter.)

Diese Vorrichtung, eine Spende meines erhabenen Patrons, ist allerliebst. Dies milde Silberlicht hebt, glättet, beschwichtigt. (Schreibt.) Nein, es geht nicht. Vergebens beschwöre ich den Geist der Töne. Ich soll Pracht ausdrücken, große Entfaltung, und diese Lichter sind kümmerlich. Ein Flammenkreis strahle mir von der Decke herab!

(Er zieht eine Schnur, ein Kronleuchter steigt herunter.)

So, nun verweilt, hohe Accorde! Mindestens so lange, bis ich euch banne, festhalte. Ich soll Jubel malen, in Verklärung übergehend. Mehr Licht, mehr Licht! Die Flammen sollen sich in

Krystall vervielfältigen — ein Funkenmeer umwoge mich . . .

(Er berührt einen Knopf. Wandspiegel fliegen auf.)

So ist's recht! Jetzt fühl' ich meinen Genius, jetzt banne ich dich, in mir wohnender Geistergesang. (Schreibt.) Nicht so schnell . . . Laßt mir Zeit!

Geht es? Ja, ich glaube, es geht. Doch ich brauche das befreiende Gefühl des Schwebens, des Emporsteigens! Ikarusflügel, empor! empor!

(Er eilt an einen Apparat. Man vernimmt das Arbeiten einer in der Wand verborgenen Maschinerie. Das ganze Arbeitszimmer beginnt langsam emporzusteigen.)

Der Meister (an das Pult eilend): Herrlich, herrlich. Unübertrefflicher Dädalus! So schraubt man sich empor, so schafft man sich Schwingen. Hinan, hinan! Excelsior!

(Als die Aufzugmaschine stillsteht): Hoch bin ich, hoch! Verlöscht, Lichter! Ich will in die Klarheit hinausschauen. Ein Blick von der Höhe labt.

(Die Lichter verlöschen, er schlägt das Fenster auf. Am offenen Dachfenster des gegenüberstehenden Hauses steht Skanderson.)

Skanderson (ohne den Meister gewahr zu werden, singt):

Ich brauch' nicht Gold, nicht Edelgestein,
Ich brauch' nicht Spiegel und Kerzen,
Die Welt ist helle überall,
Tagt es nur recht im Herzen.

Meister (zurückfahrend): Ha, der verdammte Kerl von gestern! Daß dich der Teufel — — (er wirft das Fenster zu und gibt der Maschinerie einen Fußtritt. Das Arbeitszimmer fährt mit Gepolter in die Tiefe.)

Wieder unten. Die Maschine taugt nicht viel. Veraltet. Ich will über etwas nachsinnen, der Grotte von Capri ähnlich. Blaues Licht, metallisches Wellenspiel. Das wäre vielleicht etwas. (Es klopft.)

Nicht eine Viertelstunde hat man für sich. (Geht an die Thür und öffnet.) Was gibt's denn?

Schüler: Trotz ausdrücklichen Verbots mußte ich stören. Diese Depesche —

Meister (das Couvert aufreißend): Vom Monarchen .... (Nach einer Pause verdrießlich:) Er trifft heute ein, verweilt aber nur einen Tag!

Schüler (die Hände zusammenschlagend): Nur einen Tag! ... O diese Großen!

Meister: Es wäre thöricht, darüber des Längeren zu klagen. Hören Sie. Veränderte Lagen erfordern andere Dispositionen. Erstlich: Es wird heute nebst dem Vorspiel noch die ganze erste Abtheilung in Scene gehen. Und wenn es zwölf Stunden dauern sollte! Zweitens: Der gute Magistrat hat die mir zugedachte Ueberraschung schon heute in Scene zu setzen. Hier (übergibt die auf dem Pulte liegenden Blätter) der Festgesang! Die dritte Anordnung ist nicht die unwichtigste. Die Hausfrau rüste schon für heute ein größtes, allergrößtes

Souper, alle Leibeigenen mit Champagner tractiren. Alle Reptilien. Alle! Gehen Sie.

Schüler: Ich eile, die Anordnungen des Meisters ins Werk zu setzen.

III. In der Vorhalle.

(Die Vorhalle des Theaters splendid beleuchtet. Ueber den Platz daher kommt Holm und nimmt auf einer Treppenstufe Platz.)

Holm (sich die Stirne trocknend): Hieher will ich mich setzen. Ich bin erschöpft, der Kopf ist zerschellt, durch diese Exaltationen bin ich völlig unfähig geworden, noch irgend einen Eindruck in mir aufzunehmen. . . . An diesen alten Göttertag will ich denken! Zum erstenmale im Leben Zank mit Emilie, weil ich fort wollte — fort mußte.

Merkwürdig aber, welche Stimmung sich in uns entwickelt, wenn wir es, zwischen Fremde eingekeilt, gegen unseren Willen in uns aufnehmen sollen, was uns pervers erscheint. . . . Das Buch, das wir nicht mögen, werfen wir weg; aber stundenlang als Gefangener sitzen und anhören müssen, wogegen wir uns sträuben — daraus entwickelt sich ein eigener Fanatismus. . . . Doch — kurz und gut, trotz ihrer und Anderer zornigen Blicke — ich mußte hinaus.

Da wäre ich. Heil dir, himmlische, vom Lärm erlösende Stille! Wehe um mich, reinige meine Ohren von allen erlebten Dingen und mache

sie bald wieder fähig, Musik zu vernehmen. Und du, toller Dämonenspuk, in einem überreizten Hirn geboren, verlaß mich bald, daß ich die Wirklichkeit des Lebens wieder empfinde . . . .

Wie es nur Emilie oben aushält? So oft wieder Eine ohnmächtig herausgetragen wurde, trieb's mich über den Platz her: ob sie es wäre? Eine davon war die arme Baronin Aaronsohn. . . . O Emilie, Emilie! — wenn ich mir denke, daß sie vollends eine Anhängerin der neuen Musik-Religion werden könnte. . . . Ich würde den Gedanken an Scheidung ins Auge fassen müssen. . . .

Skanderson (hinzutretend): Ha, ha, auch zu feig, bis ans Ende auszudauern? Freund, ich bin guten Muthes. Die Walpurgisnacht leitet helle Tage ein. Wir werden jetzt bald zur Natur zurückkehren dürfen.

Holm: Sie meinen? Doch hören Sie — das Stück muß zu Ende sein.

(Man vernimmt ein verworrenes Getöse; der Lärm des allgemeinen Aufbruchs, der sich fortwährend steigert, wird vom Rufe: „Der Meister hoch!" unterbrochen. Eine Masse Menschen wälzt sich heran.)

Stimmen von allen Seiten: Der Meister hoch! Triumph! Triumph!

Holm (seine Frau erblickend): Auch ich rufe Triumph!

Emilie: Du hast leicht reden. Hier draußen, Böser, hast du dir die Musik angehört?

Holm: Und sollte doch als Gatte Leid und

Freud mit dir theilen? Kind, es war noch draußen genug zu hören. — Wie geht es dir?

Emilie: Ich habe für acht Tage Migräne.

Holm: Ich weiß ein Mittel dagegen. Das Largo aus Haydn's XIII. Symphonie. Was meinst du?

Emilie: Ja, vierhändig, daheim.

(Der Meister, von seinem engeren Hofstaate umgeben, erscheint.)

Stimmen: Der Meister hoch! Er wird sprechen —

Meister: Wir haben dem Genius des Jahrhunderts das ihm gebührende künstlerische Opfer dargebracht. Ich bin mit Ihnen zufrieden!

(Händeklatschen, Blumenwerfen der Damen.)

Beowulf (der Dichter, vortretend): Gestatten Sie eine Ansprache, Größter der Sterblichen.

Meister: Reden Sie!

Beowulf:

Baldur, der Bildner,
Der Beweger,
Kam in Hropt's Wohnung
Von Molthinur
Runen kiesend,
Golden Gebälk
Im hohen Gimle hochaufrichtend,
Glück genießend,
Gewaltiges gebend,
Giftige Nattern
Glänzend, gleißend,
Allbesiegend,
Allbezwinger,
Sonn' überstrahlend,
Söhn' ansetzend,
Im hohen Windheim —

Der Meister (einfallend): Sehr gut, sehr gut. So vernünftig hat man mich schon lange nicht gelobt.

Beowulf: Nur schüchtern und unvollkommen habe ich überwallenden Gefühlen Ausdruck zu geben versucht —

Meister (ihn auf die Schulter klopfend): Freilich, freilich.

(Alles weicht zurück. Der Monarch kommt langsam die für ihn reservirte Treppe herab.)

(Gemurmel:) Er wird sprechen. (Allgemeine Spannung.)

Monarch (huldvoll): Sehr contentirt gewesen. (Ab.)

(Es treten von der andern Seite die Abgeordneten des Stadtrathes ein.)

Der Bürgermeister: Unsere Stadt — glücklich, hochgeehrt im Besitze des Mannes — der — der —

Meister: Weniger Befangenheit, bitte ich, und größere Klarheit!

Bürgermeister: — hat beschlossen, ihrem großen Mitbürger eine Statue auf dem Platze — seiner Siege aufzustellen. Eigentlich — ist sie schon da — und wird jetzt enthüllt werden.

Meister: Freut mich, ist mir lieb wegen des Verfertigers.

Bürgermeister (fortfahrend): Damit noch in den spätesten Tagen —

Meister (einfallend): die wir hoffentlich noch erleben. Doch, kurz und gut, ich danke Ihnen. Gratuliren Sie dem Bildhauer; wie der Sperling, der sich auf des Adlers Schulter setzte, fliegt er mit in die Unsterblichkeit. (Er entläßt den Magistrat.) (Alle Blicke wenden sich nach dem Platze. Von der Bildsäule des Meisters fällt die Umhüllung. Bengalisches Licht. Die ersten Töne des Festgedichtes erklingen.)

Der Erste des Hofstaates: Der Giganten- und Titanenkampf unseres Jahrhunderts ist ausgekämpft. Die Götterburg steht fest für alle Zeit und im Besitze des Genius!

Der Meister: Das wäre der erste Tag. Steigern sich an den weiteren Ehre und Beifall gleichmäßig, darf ich zufrieden sein.

Reisebilder.

Winterfahrt durch Graubündten.

Ueber dem Bodenseegebiete liegt der Nebel weiß, eintönig und verhüllt dem Blicke die mächtige Säntiskette. Auch die Appenzeller Vorberge sehen nur wie durch einen Schleier herüber, kaum daß man erkennen kann, was Wald, was Wiesenabhang. Schon seit Wochen dringt die Sonne selbst in den Mittagsstunden nicht durch diesen Vorhang und ist nur wie ein Oelfleck auf einem weißen Bogen Papier zu sehen. Das ist nun einmal die unselige Eigenschaft des Winters in der Nähe großer, ausgedehnter Wasserflächen. Bis in das Rheinthal dringt das Nebelmeer. Das alte schwarze Feldkirch in seiner Felsenge ist ganz in einer wüsten Dunstschicht versunken; wie ein Felsenriff aus einem Binnensee taucht die alte Montfort'sche Schattenburg empor und entzieht sich sofort dem Blicke. Naßkälte dringt durch die dicksten Kleider und mißmuthig schaut der Reisende aus der Coupé-Ecke auf die einförmige Fläche, die ihn rechts und links mit tannenbewaldeten mächtigen Bergen einschließt.

In Buchs ist man in einem weiten, weiten Bogen auf die Schweizer Seite gekommen. Es hellt sich ein wenig auf. Das uralte Städtchen Werdenberg und der mächtige Würfel dabei, das Stammschloß der ehemaligen Grafen dieses Namens, blickt von der Höhe herab; hier saß der Sage nach jener Graf von Werdenberg, der die Prinzessin von Portugal heirathete. Immer großartiger wird die Gegend. Man befindet sich in einer weiten Thalebene, die von zwei ungeheuren Höhenzügen, der Alvierkette einerseits, den drei Schwestern andererseits eingeschlossen ist. Vaduz mit seinem Schlosse erscheint, über das ganze Fürstenthum Liechtenstein geht der Blick. Ragaz mit seinen großartigen Neubauten liegt verwaist da, kaum ein paar Personen in dem im Sommer so besuchten Curorte. Man erkennt den Felseinschnitt der Tamina, an dessen Ende das wunderbare Bad Pfäffers liegt.

Heller und heller wird es, die Bodensee-Nebel werden dünner, je höher man den Rhein hinaufkommt, und so gelangt man gegen Zehn bei Sonnenschein nach Landquart, das, nur eine kurze Strecke von der alten Bischofsstadt Chur entfernt, in einer sumpfigen Ebene daliegt.

Hier beginnt unsere Reise. So lange es anging, ist der Wagen benützt worden, jetzt hat man den sechssitzigen Kutschkasten auf die Kufen eines starken Schlittens gesetzt. Vier Pferde werden vorgespannt. Andere gewöhnliche Schlitten ersetzen die

Beiwagen. Der Conducteur ist ein Fünfziger, sein wettergebräuntes Gesicht ist das eines alten Condottiere. Beim ersten Blick traut man ihm Besonnenheit und Muth zu. Anstrengungen und Gefahren sind ihm wohlbekannte Dinge. Er ordnet vorsichtig das leichtere Gepäck auf der Höhe des Kutschkastens und bringt das schwerere auf einem Schlitten unter, der dem Hauptschlitten angehängt wird.

Wiewohl der Reisende im leichten offenen Schlitten weniger Gefahr läuft, strebt doch Alles, in den großen Kutschkasten zu kommen. Der Eine schlüpft in seinen Fußsack, der Andere zieht seine Fausthandschuhe und Pelzstiefel an. Der Kutscher sitzt schon auf dem hohen Bocke, der Conducteur schwingt sich ihm nach, und fort geht es. Die Kufen knirschen auf dem noch spärlichen Schnee.

Die schnurgerade Straße führt vorerst durch ein ödes, verwüstetes, mit Geröll und magerem Gebüsch bedecktes Gelände, man gelangt nach Grüsch. Die Landschaft, bisher fast schneefrei, erhält hier ihr weißes Kleid. Hohe Felsterrassen steigen empor, hier und dort klebt das letzte Trümmerstück einer Burg am Felsen.

Die Straße tritt zwischen enge Felswände ein. Ein Wasserfall, der über eine ungeheure Wand platt herabgeht, ist ganz erglast. Ueber deren schwarzbraune Felsen hängt ein ungeheurer Mantel durchsichtigen Krystalls, von dem Diamant-Fransen

herabhängen. Sie blitzen eben in der Mittagssonne. Einzelne Wellen haben sich in klafterlange Glassäulen verwandelt, die von Wurzeln und niederhangenden Baumästen umrankt sind und jetzt triefen und funkeln.

Je höher wir steigen, desto höher liegt der Schnee. Die Straße ist bewundernswürdig, ein früherer Maulthier- und Saumroßsteig, hoch und gefahrvoll über Wildbächen und Felsabstürzen gezogen, ist jetzt zur Kunststraße geworden, auf der Armeen ohne Hinderniß marschiren könnten. Wie lange ist's doch her, daß Albrecht v. Haller schrieb: „Ueber die Alpen geht kein Rad!" Unfern Jenatsch begegnet uns die von Davos kommende Post — wir können im vollen Laufe aneinander vorüberfahren.

Klosters, ein ansehnliches Dorf, der Hauptort des Prättigäu, wird gegen 4 Uhr erreicht. Wie es doch Menschen gibt, die es in solcher Gegend, wo der Winter fast drei Viertel des Jahres währt, aushalten! Die mit Schindeln bekleideten Häuser drängen sich aneinander, wie um es wärmer zu haben, aber wie sollen die kleinen Fenster, die dem Manne an der Arbeitsbank Licht geben wollen, ihren Zweck erfüllen? Im Sommer allerdings, wenn ringsum Alles grün ist und das Vieh auf den Matten weidet, mag es hier schön sein — doch wie lange währt der Sommer! Jetzt ist Alles weiß; dräuend blicken die schwarzen Felsgrate auf den weiten

Thalgrund nieder — von der Ferne schauen die Vermuntgletscher in kalter Majestät herüber.

Vor dem Gasthause, das zugleich Post ist, halten die Schlitten. Die Pferde rauchen förmlich, der Postknecht wirft ihnen die Decke über und führt sie in den Stall. Kein Hausknecht erscheint, der Wirth begrüßt uns, man muß sich selbst aus dem Wagen helfen. Außer ein paar Sperlingen, die auf dem Brunnen saßen, der eine merkwürdige Stalaktitenbildung zeigt, und die jetzt heranflattern, einige Körner aufzupicken, die aus einem Futtersack gefallen, ist kein Bewohner von Klosters auf der Straße.

Wir treten in die niedrigen Gastzimmer ein, von denen das eine zugleich als Wohnstube dient. Die Wände sind mit dem Holze des Arvenbaumes getäfelt. Der gewaltige Ofen strahlt eine freundliche Wärme aus; wir treten sofort an ihn heran, um uns vom Froste einigermaßen zu erholen. Es duftet nach Bratwürsten; auch Kaffee und Warmbier, Wachholder und Cognac kann man haben. An einem langen Tische, der fast die ganze Breite der Stube einnimmt, sitzen mehrere Gäste. Einer derselben erzählt von einem Unglücke, das sich auf der Paßhöhe gegen das Schlapinathal hin zugetragen. Dort, wo der Weg eine plötzliche Wendung macht und ein schwarzer Steinhaufen aus dem Schnee hervorragt, wurden die armen Weiber mit Körben auf dem Rücken erfroren gefunden.

Sie wollten mit Schmuggelwaaren nach Gaschurn ins Oesterreichische.

Die Sache erweckt wenig Interesse, und der Erzähler stopft sich eine frische Pfeife.

Nun ist wieder eingespannt. Welch wackere Pferde! Ihre Augen sind so lebhaft, sie bewegen die Ohren und haben die Nüstern weit geöffnet. Sie wissen, daß sie ein hartes Stück Weges zu bewältigen haben.

Und so ist's in der That. Jetzt in gewaltigen Windungen, jetzt in kurzem Zickzack geht die Straße die Klosterser Stütz hinan, den waldigen Guwwall, welcher Prättigäu von Davos trennt. Endlich, endlich ist man auf der Höhe. Es dunkelt bereits, aber der Mond ist aufgegangen. Ein ungeheurer Thalkessel, um den herum rauhe, graue, zerrissene Bergriesen einen Wall bilden, liegt vor uns. Manche dieser Bergriesen sind breit und wuchtig, andere, wie das Jacobshorn, phantastisch zugespitzt. Auf dem untern Theil der Berge liegen Wälder mit mächtigen Einrissen. Die Tannen dort haben einen ewigen Kampf mit den Elementen zu bestehen, sie bewahren noch ihre starre Haltung, aber ihre Reihen sind gelichtet. Manche Wände bieten das trostlose Bild völliger Verheerung. Am Eingange liegt ein See, der neun Monate im Jahre, sage neun Monate, zugefroren ist.

Weit, weit zerstreut, wohl auf eine halbe Stunde Weges, liegen die Häuser von Davos. Palastartige

Hotels glänzen mit hundert erleuchteten Fenstern. Hier bringt eine Krankencolonie, die vielleicht mehr als tausend Personen zählt, den Winter zu und hofft von der Hochgebirgsluft Besserung. Schrecklicher Irrthum, von gewissenloser Reclame genährt! Man behauptet, die dünne Luft erleichtere den Athmungsproceß, in Wahrheit zeigt sich das Gegentheil. Die Lunge muß in diesen Regionen, um die gleiche Menge Sauerstoff zu erhalten, schneller athmen, als in den tiefen Regionen, und das greift die geschwächte Lunge verderblich an.

Doch genug von diesem entsetzlichen Orte, über den gelassen zu schreiben ich nicht im Stande wäre ...

Wieder im Kutschkasten, der auf Schlittenkufen ruht, geht es am andern Morgen weiter. Nur eine alte Frau, mit der ich jedoch nicht reden kann, weil sie nur Romanisch versteht, macht die Reise mit, aber Frachtstücke gibt es vollauf, denn Fleisch und Gemüse und noch hundert andere Dinge müssen den Orten hier von ferne zugeführt werden. Eine seit 1867 dem Verkehr übergebene Poststraße führt durch das Fluela- oder Flögiathal, in diese lenken wir ein. Man fährt um Sieben ab, es dämmert kaum, sofort erlebt man ein wunderbar prächtiges Schauspiel. Der Scheitel eines mächtigen Schneebergs ist plötzlich wie mit einem Strom von Rosa übergossen. Im nächsten Momente flammt ein zweiter auf, ein dritter und vierter; zehn mächtige Dome erglühen, rosafarbene Licht-

ströme scheinen die Bergwände herabzufließen. Es dauert nur einige Minuten. Der Tag tritt ein, die sanft rosigen Wellen verschwinden; starr, todt und kalt, in weiße Grabtücher gehüllt, stehen die Bergriesen wieder da, die einen wie Silber leuchtend, die anderen im stumpfen Weiß der Kreide.

Hier, Reisender, blick' umher! Hier herrscht der Winter, der Bruder des Todes, in unbestrittener Macht. Es ist, als wolle er mit seiner Schneeschaufel alle Klüfte ausfüllen, aber das gelingt ihm doch nicht. Verschwunden sind Matten und Flur. Rings das furchtbarste Schweigen! Kein Vogel nimmt seinen Flug über die weiße Fläche, kein Thier erscheint am Saume des blaugrünen Forstes. Jedes Geräusch ist todt: das Schweigen der Natur wechselt nur mit furchtbarem Donner, wenn die Lawinen niedergehen.

In diesen Gegenden war noch vor einigen Jahrzehnten der Bär zu Hause; es ist noch nicht so lange her, daß man von der Rathhausmauer in den größeren Ortschaften die Bären- und Wolfsköpfe, die dort angenagelt waren, zu entfernen angefangen hat. Heute noch wird hier viel erzählt von kühnen Jägern, die es besonders auf den brummenden Mutz abgesehen. Einer der kühnsten — ach, ich habe seinen Namen vergessen — saß unfern von Sils-Maria. Eines Tages beschlich er mit mehreren Freunden ein Bärenlager, wo es junge Brut gab — er hatte sie einem Bärentanzmeister

aus dem Veltlin versprochen. Die Begleiter stellten sich am Fuße des kaum ersteigbaren Felsens auf; er, seiner oft erprobten Büchse trauend, klettert hinein. Schon am Eingang der Höhle stürzt sich die ergrimmte Wöchnerin auf den Schützen. Er schießt — er fehlt. Um die Bärin in Schreck zu erhalten, bleibt er im Anschlag liegen — die Bärin entreißt ihm sein Gewehr und faßt seinen rechten Arm. Was bleibt dem Schützen zu thun übrig? Nur das Desperateste! Er schwingt sich auf die Bestie, sattelt sich fest auf ihrem zottigen Rücken und tractirt sie wie ein Roß. Er ergreift beide Ohren des Thieres und beißt sie mit den Zähnen. Das Thier, entsetzt über den ungewohnten Reiter, jagt in Schrecken und Raserei davon, den Abhang herunter. Je wilder es dahinfährt, um so fester sitzt der Reiter.

Die Leute unten, die ihren Führer auf der braunen Bestie dahinjagen sehen, folgen ihm mit den Augen. Helfen kann ihm Niemand. Aber ist er es auch? Ist das nicht ein Hexenmeister, der in der angenommenen Gestalt dahinfährt?

Wilde, entsetzliche Jagd, die Schluchten hinab und wieder hinauf, bald gradaus, bald quer durch Busch und Tann. Eine rothe Fährte ist auf dem Schnee gezeichnet. Die Bärin wird endlich müde, aber der Bärenreiter ist es auch. Sein Entsetzen wächst, als das Thier gerade auf einen Abgrund losfährt; er sieht sein Ende unausweichlich vor

sich. Er läßt sich nach hinten ausgleiten — die scheue Bärin braust weiter.

Der Jäger rafft sich auf, kehrt aber noch um — zur Bärenhöhle. Da spielen die Kleinen ganz ausgelassen in Abwesenheit der strengen Mama. Der Jäger nimmt sie, trägt sie davon. Er kehrt zu seinen Freunden zurück, deren Schrecken der Freude weicht. Seine Wunde heilt; er heißt seitdem der Bärenreiter. Der Bärentanzmeister hat die Kleinen auf seine Kunstreise mitgenommen . . .

Nach zweistündiger Fahrt ist man in Tschuggen angelangt, einem wegen der Lawinen, die von den benachbarten Pischagletschern herabzugehen pflegen, gefährlichen Thale. Wenn es bald nachher die Paßhöhe hinangeht, verläßt man gerne den Wagen und wandert zu Fuß. Es ist ein Tag geworden von wunderbarer Klarheit. Der Himmel ist tief- blau und völlig wolkenlos, während gleichzeitig das Tiefland vielleicht ganz im Nebel steckt. Deut- licher als im Sommer heben sich alle Umrisse der Bergspitzen ab, denn Alles ist weiß. Der Schnee aber scheint Leben empfangen zu haben. Er glitzert in Milliarden und Milliarden funkelnder Sternchen, daß man zeitweilig, vom Glanze geblendet, die Augen schließen muß. Man wandelt auf weißem, grellblinkendem Marmor. Und es ist warm ge- worden. Früh zeigte das Thermometer zwölf Grad Kälte, jetzt gegen Mittag hat die Sonne ganz ge- waltig Kraft gewonnen, das Thermometer möchte

jetzt sicher zwölf bis fünfzehn Grad Wärme zeigen. Wo das Sonnenlicht auf feste Körper trifft, steigt die Temperatur noch höher. Gegen die schindelgepanzerte Wand eines Hauses gestellt, kann man sich förmlich mitten im Schnee braten lassen.

Die Paßhöhe, 7400 Fuß hoch gelegen, ist erreicht. Dort steht ein Schutzhaus zwischen zwei kleinen gefrorenen Seen. Eine prachtvolle Aussicht auf das 9698 Fuß hohe Schwarzhorn bietet sich dar.

Nun hinab. Die Sonne hat gewirkt; die Pferde sinken dann und wann bis ans Knie in den Schnee, die Gefahr des Gleitens ist sehr groß. Die Thiere sind schwerfällig, aber sicher, auch ist's ein Glück, daß sie denselben Weg so oft wiederholen. Dennoch liegt ein Unglück immer nahe. An einem Nagel, an einem Holze hängt des Menschen Leben.

Welche Gelegenheiten, den Hals zu brechen, den man doch noch eine zeitlang auf den Schultern zu tragen wünscht! Man befindet sich immer auf der Höhe eines dritten Stockwerkes, dann und wann auch auf der Höhe eines sechsten oder siebenten. Der Schlitten bewegt sich auf einem mindestens klafterhohen, schräg abfallenden Schneedamme. Nur die angespannteste Aufmerksamkeit des Kutschers, seine Kraft und Gewöhnung der Gefahr können uns da vorüberhelfen. Verlöre er einen Augenblick den Kopf, wäre Alles verloren. Eine ungeheure Tiefe gähnt uns an. So rutscht man, den Kopf gesenkt, gefaßt und gelassen, an den

wunderbarsten Naturschönheiten vorüber und sieht sich die Schluchten an, in denen man jeden Augenblick begraben sein kann. Kehre um Kehre wird im scharfen Trab genommen. Die wackeren Pferde führen wahre Seiltänzerstückchen aus . . .

Seit einiger Zeit zeigt der Conducteur eine gewisse Unruhe. Er lugt mit gespannter Aufmerksamkeit aus. Bald errathen wir die Ursache. Unten in der Tiefe liegt auf der Straße eine lange schwarze Masse: es ist ein dicht zusammengedrängter Zug von Schlitten, die bergan wollen. Wie will man auf dem schmalen Fahrdamm aneinander vorüberfahren? Dem in derlei Dingen Unerfahrenen scheint es geradezu unthunlich. Dessenungeachtet geht es vorwärts. In angemessener Entfernung vor dem Veltliner Schlittenzug wird Halt gemacht. Die Italiener, die ihn führen, schwarzbraune Gesellen, denen die große grüne Schneebrille, die sie Alle tragen, ein noch wilderes Aussehen verleiht, schreien und geberden sich ganz aufgeregt. Unser Conducteur bleibt ruhig. Gegen den Berg zu ist eine Einbuchtung, sie wird durch Ausschaufeln erweitert, eben weit genug, daß unser Postwagen hineinfahren kann — unsere Schlitten bleiben zurück. Und nun wird durch eine Reihe von klugen Schachzügen der Uebergang bewerkstelligt.

Zuerst haben die Schlitten aus dem Veltlin am Postwagen vorüberzufahren, bis über die Einbuchtung hinaus, so daß die Köpfe ihres ersten

Pferdepaares dicht an denen unserer zurückgebliebenen Schlitten stehen.

So wird der voranfahrende Postwagen frei.

Nun haben die Veltliner Schlitten zurückzuweichen, daß unser erster Beischlitten in die Einbuchtung fahren kann. Bei diesem Zurücktreten, das den Pferden ohnehin unangenehm ist, bäumt sich einer der Veltliner Gäule, roh ins Maul gerissen, versinkt und gelangt bis an die Brust in den Schnee. Er ist aber klug genug, sich ganz ruhig zu verhalten, er weiß, daß er bei jeder Bewegung tiefer versinken würde. Man macht ihn frei, spannt ihn aus und bringt ihn wieder auf die Füße. Abermals rücken die Veltliner Schlitten vor, und unser erster Beischlitten wird frei.

Noch einmal wird dasselbe Manöver wiederholt, und unsere drei Gefährte können nun wieder die Thalfahrt fortsetzen, während die Männer aus Veltlin langsam der Höhe entgegenziehen. Aber noch manches Maledetto! ist von der Höhe zu hören.

Allmälig verlassen wir die Bergwüste, die Klüfte verschwinden, die Wälder treten zurück, wir erblicken eine wirthlichere Gegend und menschliche Wohnstätten. Im Orte Lavin überrascht eine Reihe stattlicher, großer, mitunter palastähnlicher Häuser. Ihr Holzwerk ist weiß oder rosenroth angestrichen, der Fries bunt bemalt, die zahlreichen kleinen Fenster haben vergoldetes Gitterwerk. Auch Gartenanlagen mit allerdings nur ruthenähnlichen

Gesträuchen sind zu sehen, und Lauben aus Lattenwerk, hellgrün angestrichen, die im Sommer einen dürftigen Ueberzug von Vegetation haben mögen. Die Eigenthümer dieser großen, vogelhausähnlichen Bauten und abgezirkelten Gärten sind lauter ehemalige Zuckerbäcker, denn seltsam, in diesem weltentlegenen ladinischen Winkel lebt ein ganzes Geschlecht, das den Beruf in sich fühlt, angenehme Getränke zu bereiten, Früchte in Zucker zu sieden, kurz, den übrigen Menschen das Leben zu versüßen! Knaben, die daheim in ihren Bergen nie ein Zuckerbrot gekostet oder süßes Eis gesehen, wandern aus nach Norddeutschland, Polen, Rußland, nach Italien, Spanien, Portugal, ja bis über das Weltmeer und treten in Conditoreien ein. Nachdem sie jahrelang in ihren weißen Schürzen und weißen Mützen den Großstädtern Leckereien servirt, gründen sie selbst Zuckerbäckereien und Cafés. Alle bewahren in der fremden Umgebung die Anhänglichkeit an ihre Berge. Als graue Männer kehren sie heim und bringen ihr erworbenes Vermögen der Heimat zurück. Die in aller Welt bekannten Namen: Josty, Stehely, Giovanoli, Spargnapani stammen aus dieser Gegend. Auch ich könnte hier oder ganz in der Nähe einen alten Bekannten aus dieser ehrsamen Zunft finden: einen ehemaligen Zuckerbäcker und Cafetier aus Prag. Er ist jetzt Holzhändler geworden, führt jedoch in seiner Gemeinde den stolzen Namen: „Herr Präsident“.

Etwas nach 4 Uhr langen wir ordnungsmäßig in Schuls an, dem Hauptorte des Unter-Engadin, malerisch am wilden Inn und am Ausgange des Clozzatobels gelegen. Man hat wunderbare Partien voll erhabener Scenerien gesehen, eine Fahrt, zuweilen voll inneren Grauens, bestanden und kann froh der besiegten Gefahren zum Abendessen niedersitzen.

Salzburg.

Unter den Städten Deutschlands ist die alte Juvavia, wenn nicht eine der schönsten, gewiß eine der interessantesten. Man muß nur so einmal beim Morgengrauen eines Frühlingstages von Berchtesgaden abgereist sein und nun, wenn die Sonne hell emporsteigt, sich der Stadt nähern. Der Untersberg, dessen seltsame Form die Phantasie des Volkes von jeher so sehr beschäftigt, daß sie in ihn bald den Kaiser Karl den Großen, bald ein ganzes Volk von Zwergen versetzt, der Berg mit den blutrothen Marmorwänden will das Auge noch immer festhalten; eine ganze Kette beschneiter Bergriesen schließt sich ihm an. Doch ein Bild von sanfterem Reiz läßt den Wanderer bald nur immer vor sich schauen. Aus den weiten grünen Wiesenmatten, aus welchen ein zarter weißer Dunst aufschwebt, um gleich wieder zu zerfließen, tauchen Wäldchen von Ahornen, Buchen, Linden auf, grüne Anhöhen beschränken bald da, bald dort den Blick, nun steigt ein mächtiges Schloß empor und hebt sich mit seiner gelbgrauen Fronte gegen den blauen

Himmel ab. Das ist Hohensalzburg. Ein ganzes Geschwader von Krähen, das die Risse und Schornsteine des halbverfallenen Baues verlassen, setzt sich in diesem Moment in Bewegung, zieht kreischend über unsere Köpfe hinweg und seltsame Schatten flattern und huschen über den hellgrünen Plan. Nun zeigen sich Alleen und Avenuen, dahinter glänzende Kuppeln, alte Thürme, neugeweißte Häuser und nach einigem Gepolter über ein schlechtes Pflaster setzt uns der Wagen auf dem Residenzplatz ab.

Ja, auf dem „Residenzplatz", denn Salzburg hält seine Erinnerungen als Hauptstadt eines geistlichen Fürstenthums fest. An diese Zeit erinnert die ganze Architektur dieses Platzes, erinnern die hohen, vielstöckigen Häuser mit den italienisch platten Dächern, erinnern der majestätische Residenzbau, die Domkirche, vor allem aber der Hofbrunnen. Dieser Brunnen, den Erzbischof Guidobald von Thun ums Jahr 1668 vom Italiener Antonio Dario ausführen ließ, galt schon im vorigen Jahrhunderte für das schönste Werk dieser Art im ganzen deutschen Reiche; er ist, vom flüssigen Element belebt, wirklich imposant. Vier ungeheure Flußpferde bäumen sich nach den vier Weltgegenden und sprühen das Wasser aus Maul und Nüstern, vier Atlanten tragen keuchend eine riesige überfließende Muschel, oben spritzt ein Triton jauchzend den Wasserstrahl in die Luft. Die Muschel, die Atlanten, die Pferde,

alle sind weißer Marmor und Monolithen. Der Cicerone sagt uns, daß das untere Wasserbehältniß, die Stufen nicht mit gerechnet, hundertsiebenundsiebzig Fuß im Umfange habe. Doch wenn schon die Größe imponirt, das Kunstwerk wirkt ganz besonders durch seine Eigenthümlichkeit. Bei der Auszierung eines erzbischöflichen Palastes waren die vollbusige Amphitrite mit ihren üppigen Gesellschaftsdamen nicht vorführbar, die Composition mußte einen ausschließlich männlichen Charakter haben und ihre Wirkung ist nun die einer durch nichts gemilderten Strenge. Doch wenn man beim Eintritt in die Stadt auf den Prunk, den Reichthum, den starren Glanz ihrer Vergangenheit aufmerksam gemacht werden sollte, so war eine passendere Einführung nicht denkbar.

Wenn wir uns nun diese Erzbischöfe aus alter Zeit etwas näher rücken wollen, da müssen wir z. B. in dem so außerordentlich interessanten städtischen Museum vor dem Bildnisse des Erzbischofs Wolf Dittrich Halt machen. Er regierte zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Ein finsterer, bärtiger Mann im Harnisch, wie ein zorniger Mars. Seine Geliebte ist die schöne Salome Alt, für die er das nahe Schloß Mirabell erbaute. Er hatte mit ihr mehrere Kinder. Sein Werk ist der alte Marstall, für hundertunddreißig Pferde bestimmt. Von jeher nach der Propstei von Berchtesgaden lüstern, machte Erzbischof Wolf

Dittrich 1611 einen Einfall in das Ländchen unterhalb des Watzmanns; der Propst von Berchtesgaden jedoch, bairischer Prinz, sammelte seine Mannen, fiel bald über Salzburg her und Wolf Dittrich floh nach Kärnthen. Er wurde eingeholt, zuerst in der Festung Werfen eingekerkert, dann zurückgebracht. Er starb 1612 in einem Kerkerloch der Burg Hohensalzburg und liegt auf dem St. Sebastiansfriedhofe in der Gertrudscapelle begraben.

Dieses Hohensalzburg, das die Stadt überragt, ist das, was man mit dem herkömmlichen Ausdruck „eine ehrwürdige Veste" bezeichnet. Aber es ist etwas Eigenes um die Ehrwürdigkeit des Alters bei schrecklicher Vergangenheit und blutigen Thaten. Schon die Bezeichnungen: Schlangenrondell, Giftthurm, Thurm des heimlichen Gerichts, flößen kein sonderliches Behagen ein, und wer z. B. in Regensburg bereits die Torturkammern mit ihrem gräßlichen Apparat und die heimlichen Verließe, die schaurigen Oubliettes mit ihren Fallthüren gesehen, der schenkt sich gern die Wiederholung solcher Eindrücke. Die Rundsicht von den oberen Galerien dieses Schlosses soll prachtvoll sein, da aber der Eintritt nicht ohne Förmlichkeiten stattfinden kann, ziehen wir den Blick vom Mönchsberg vor.

Weniger rauh und düster sind die Bilder, die wir von den Erzbischöfen Salzburgs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Da folgen auf einander: Graf Thun, Graf Harrach, Freiherr

von Firmian. Graf Thun ließ in Salzburg sieben Kirchen bauen „und hinterließ trotzdem Geld im Schatze“. Graf Harrach lebte prächtig und machte Schulden, „es ging Alles stets in Freuden zu“. So der alte Krysler in seinem Buche: Neueste Reisen 1729. Leopold Eleutherius Freiherr von Firmian war sparsam, an seiner Marschallstafel speisten täglich bloß sechszehn bis achtzehn Personen, aber er unterhielt, theils in der Stadt, theils auf seinen Lustschlössern, zweihundertundfünfzig Pferde, was für einen Apostel Dessen, der auf einer Eselin Füllen ritt, ganz genug sein mag. Im Marstall am Mönchsberg fraßen sämmtliche Pferde aus marmornen Krippen und Eleutherius Firmian rühmte sich, „daß dergleichen selbst in Versailles nicht zu sehen sei“. In der Sommerreitschule wurden Thierhetzen gehalten, damals ein äußerst beliebtes Vergnügen. Diese Reitschule, ein in den Felsen eingehauenes Amphitheater mit drei Reihen von Galerien, ist äußerst sehenswerth. Von der ersten Reihe aus sahen die Hofleute und die begünstigten Damen der Stadt zu. Es wird unter ihnen so manche Adelheid von Walldorf gewesen sein. . . .

Seine erzbischöflichen Gnaden waren ein großer Liebhaber der Jagd, sein Schwestersohn, Graf von Arco, war Oberjägermeister. In Belvedere stand ein herrliches Fasanenhaus. Seine liebste Landwohnung war in Hellbrunn. Da gab es einen

Garten mit allerlei Wasserkünsten, Teichen, Bassins, in deren hellen Wassern Forellen und Saiblinge schwammen und mit Lebern von Ochsen und Kälbern gespeist wurden. Die Wasser trieben allenthalben kleine Mühlen, oder auch Figuren von Scheerenschleifern und Töpfern. Trat man in die oder jene Grotte, wurde man mit dem „Vexirwasser“ übergossen.

Der Domherren gab es unter Erzbischof Firmian zweiundzwanzig mit ungeheuern Dotationen, es waren sämmtlich Grafen des heiligen römischen Reichs. Er selbst hatte die Bischöfe von Freising, Regensburg, Passau, Brixen, Gurk, Chiemsee, Seccau und Lavant unter sich, seine jährlichen Einkünfte wurden auf achthunderttausend Gulden geschätzt.

Wir haben uns bei diesem Erzbischof Leopold Eleutherius Firmian etwas aufgehalten, weil er als der Bedrücker und Verfolger der Protestanten Salzburgs seinen Platz in der Geschichte hat. Unter seiner Regierung, 1729 bis 1733, wanderten, um den Leiden zu entgehen, die sie von ihm zu erdulden hatten, dreißigtausend brave Menschen aus und trugen ihre Thätigkeit in andere deutsche Länder, auch bis nach Holland und England; die Geschichte ihrer Leiden und ihrer Auswanderung ist bekannt. Die Volksmenge des Fürstenthums aber sank darnach auf einhundertundneunzigtausend herab und man kann sagen, daß von dieser Zeit an der Verfall der Stadt datire.

Und mögen das nun manche Leute für äußerst kindisch halten, ich gestehe, daß alle diese Erinnerungen schon nach wenig Stunden Aufenthalts in der schönen Stadt an der schönen, grünen Salzach mir die Romantik des Ortes verleiden. Wie berauscht komme ich jedesmal an, ich fühle, daß ich auf einem entzückenden Erdenflecke stehe, aber alle diese Klöster, Kirchen, Capellen und Kreuzgänge mit dem aus ihnen strömenden Weihrauchduft, die uralten Holzstiegen, aus deren Schatten Crucifixe hervortauchen, diese Lichter aus den geöffneten Kirchenpforten wirken bald ganz unleidlich auf meine Nerven. Die Namen Mönchsberg, Capuzinerberg, Nonnenthal, Lorettogasse beunruhigen mich; doch da seh' ich auch eine Hexenthurmgasse und sie führt vermuthlich zum alten Hexenthurm, dem Verließ für Zauberer und Hexen, von denen die letzte hierorts vor etwas mehr als hundert Jahren — 1750 — verbrannt wurde. Ach, der gespenstige Spuk des Mittelalters ist fürchterlich — ich mache wohl bald, daß ich fortkomme und ihn nicht mehr sehe.

Das alte Erzbisthum ist freilich verweltlicht, die Revenuen des Salzburger Erzbischofs, des Nachfolgers Derer, die vom Kaiser „Ew. Liebden" titulirt wurden und die auf den Reichstagen den ersten Sitz auf der geistlichen Fürstenbank hatten, stehen jetzt sogar denen des Erzbischofs von Olmütz oder Prag nach; sie betragen kaum mehr als zwölftausend

Gulden. Seine Eminenz selbst kann mich weder einkerkern, noch torquiren lassen, wie in der guten alten Zeit, noch ausweisen, wie im „Jahrhundert der Aufklärung" geschah — und dennoch ist die alte erzbischöfliche Zeit in Salzburg doch noch zu lebendig, als daß ich da leben möchte. Ueber den Geist der Duldsamkeit, der dort zu Hause, hat mich eine erbauliche Geschichte selbst nahe berührt.

Der Vater eines meiner Freunde, ein würdiger alter Herr, den ich lieb hatte, war von seinem Arzte nach Venedig geschickt worden, starb aber auf der Reise in Salzburg. Was war natürlicher, als daß man ihn in Salzburg begrabe? Aber der alte Herr war ein Jude gewesen; in den katholischen Kirchhof konnte er selbstverständlich nicht hineinkommen, der Sohn ließ im Anzeigeblatt inseriren, daß er dreihundert Gulden für ein Grundstück auf einem Felde oder in einem Garten geben wolle. Sogleich verbot man ihm, seinen Vater hier begraben zu wollen, er solle ihn fortschaffen. Ein Professor der medicinischen Facultät an der Salzburger Hochschule, der kein Landskind war, nahm sich, über so viel Intoleranz empört, des jungen Mannes an. Er wies in einer Zuschrift an das erzbischöfliche Consistorium nach, daß ein kaiserlicher Soldat jüdischer Confession in Salzburg gestorben und dort auch begraben worden sei. Die Antwort erfolgte: „Man wisse das, es sei leider aus Irrthum geschehen und werde sich nicht wieder-

holen, der Fall werde der einzige bleiben." Unter freiem Himmel, in einem Wagen, mußte der Leichnam im Sarge bleiben, bis ein Kutscher gefunden wurde, der ihn auflud und bis Prag führte. Dies trug sich im Jahr 1853 zu.

Und da es nun Abend geworden, besuchen wir noch den uralten, so unendlich pittoresken Friedhof von St. Peter, unfern der Domkirche. Ich stand zum erstenmal ganz unversehens in demselben. Welch' überraschend schöner Anblick ward mir zu Theil! Oben die drohenden Mauern und Thürme der alten Veste, zur Linken über den Dächern und Kuppeln der Stadt die Gipfel der nahen Berge; unmittelbar vor uns die Nagelfluewand des Mönchsbergs. Längs dieser laufen Bogengänge mit Familiengräbern, deren Denkmäler bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückgehen. Marmorne Basreliefs, ganze Figuren, Epitaphien! Links erhebt sich die düstere Margarethenkirche aus dem Jahr 1485, seitab steht die Katharinencapelle mit dem Grab des heiligen Vitalis und, an die Felswand hingebaut, die Kreuzcapelle. Von dort führt eine in den Stein gehauene Treppe in die Einsiedelei des heiligen Einsiedlers Maximin, welcher hier mit andern frommen Brüdern gewohnt und beim Einfall der Heruler (478) den Martertod gefunden haben soll. Abermals nichts als Capellen, Heilige, Marterplätze, Kreuze, und darunter — auf dem kleinen Raume — haben die Jahrhunderte das

aufgehäuft, was von uns übrig bleibt: mit Rasen und Blumen bedeckten Staub. Die letzten Sonnenblicke glänzen auf den Votivtafeln, der halbverwitterten Vergoldung der Kreuze, den welken Blumenkränzen. Hier liegt Michael Haydn, der Bruder des Tondichters der „Schöpfung", begraben. Doch was will Michael Haydn in der Stadt bedeuten, wo Mozart das Licht gesehen?

Diesem Friedhof widmete Lenau die schönen Verse, über welche, was selten bei ihm, der Schimmer eines Auferstehungsglaubens hinspielt:

O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt er leichter hier: wir seh'n uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Auf der Fahrt im neuen Reich.

Auf der Strecke von Eisenach nach Leipzig war ich in den Strom der Krieger hineingerathen, der sich von Frankreich heimbewegte. Es waren theils Officiere der Infanterie, theils Dragoner und Husaren; die Köpfe ihrer mitgeführten Pferde blickten über die Bretter der Waggons.

Von den fünf, die mit uns im Coupé saßen, hatten drei das Eiserne Kreuz auf der Brust; es sind sämmtlich kerngesunde junge Recken. Das muß man gestehen, ein Menschenschlag wächst da empor an dem Gestade der Nord- und Ostsee, vor dem man Respect haben muß. Jeder mißt gut seine sechs Schuh und welchen gesunden Brustkorb, welche rothe Wangen sie haben, diese jungen bärtigen Siegfriede! Und fest und tüchtig, wie die Leute selbst, ist ihr Anzug. Was haben sie an den Beinen für wackere, hoch bis übers Knie gehende Stiefel, welch dauerhaftes Tuch am bequemen Rock, welchen behaglich flaumigen Flanell am Mantel. Man denke sich solch stattlichen Reitersmann, so ausgerüstet auf einem kräftigen,

gesunden Pferde, da ist Alles beisammen, was dem Mitglied eines reichsräthlichen Cavallerie-Ausschusses als Ideal seiner Träume vorschweben mag.

Alle sitzen ruhig und gelassen da, kaum daß sie mit einem Blick und einem Scherz die grünen Triumphpforten der Bahnhöfe mit ihren sie willkommen heißenden Versen grüßen. Die Zeitungen, französische und deutsche, sind ausgelesen. Aber jeder hat ein Bündel Photographien von Städten, Bauwerken, Trachtenbildern französischer Landleute als Souvenir bei sich, man tauscht sie gegenseitig aus und dabei ergibt sich dies und jenes Wort. Ich erfahre, daß der Eine bei der Katastrophe von Laon gegenwärtig gewesen. Auf den Achselstücken Zweier lese ich die Nummern der Regimenter, die bei Gorze und Rezonville mehr als decimirt wurden. Verhängnißvolle Namen und Zeichen, die an gestürmte Höhen, aufgethürmte Leichenhaufen und an das Hineinreiten ins Feuer der Mitrailleusen erinnern.

Soll doch Einer versuchen, Leute, die das mitgemacht, gleichgiltig wie andere Leute zu betrachten! Es geht nicht. Es bildet sich, was man auch sage, an Jenen, die unsern großen deutschen Krieg mitgemacht und sich darin hervorgethan, eine Ritterschaft aus, vor der jeder Spott versagt. Solche Schlachtfelder verleihen einen Adel auf lebenslang. Was ist die Folge davon? Wird sich diese Ritterschaft überheben, wie es bisher die Art

jeder andern war? Nein! denn es war keine Soldateska, es war ein Volk in Waffen, welches auszog, seine Rechte zu wahren und da hat es allenthalben der Bürger dem Berufssoldaten an Tapferkeit gleich gethan. Da gibt's kein Mehr und Minder. Und ruhig fügt sich nun wieder Jeder dem gewöhnlichen Leben ein, ruhig, wie bloß nach gethaner Pflicht. Und was hatten die Mattherzigen Alles von der Verwilderung in so langem Kriegszustand, von gesäeten bösen Keimen gefaselt! Nichts davon ist bis jetzt bekannt geworden, nur der allgemeine Stolz ist mächtig hoch gewachsen und dieser Stolz ist schön; er ist der Bürge weiterer Entfaltung, ein fester Bürge dafür, daß das deutsche Erbe respectirt und fortan unangetastet bleiben wird, und daß nie mehr wird gefrevelt werden können am deutschen Namen ....

Still saß ich in meiner Ecke und sah stumm die an, die ich am liebsten gleich angeredet, begrüßt, ausgefragt hätte. Offen heraus: man präsentirt sich nicht gut als Oesterreicher. Unvergessen ist das wilde Hetzen unserer lieben Staatsgenossen und aller Derjenigen, die eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich befürworteten. Ob unser Verhalten in den ersten fünf Wochen, nämlich bis zur Zeit, wo die Ueberlegenheit der deutschen Waffen sich herausgestellt hatte, ein zutrauenerweckendes war, mögen Andere entscheiden. Als wir nun Farbe bekannten und neutral wurden, ward uns jede

Demonstration verboten und — wir demonstrirten hie und dort nur ganz gelinde, im Großen und Ganzen waren wir folgsam. Und nun vollends sich als Schriftsteller präsentiren! Wie viel Poeten in Oesterreich haben denn ihre Sympathie mit Ereignissen, die das ganze deutsche Volk adelten, kundgegeben, wie viel Journale machten eine Ausnahme von der beliebten objectiven Haltung! Tadellos steht in dieser Beziehung seit dem ersten Tage des französisch-deutschen Conflictes die „Presse" da, aber wie viele Blätter hielten eine gleiche Sprache? Wie schrieb das Organ der österreichischen Armee? Welche Illustration zu den Geschehnissen brachten die „Witzblätter" Wiens? Es gibt keine Infamie, die nicht gegen die Helden des deutschen Volkes, gegen ihr Heer und ihren Kaiser geschleudert wurde. Und so mag sich als Oesterreicher zu nennen, den Franzosen gegenüber als Empfehlung gelten, Deutschen gegenüber nimmermehr. Wir bilden das Seitenstück zum edlen Volk der Schweizer .... Tragen wir denn die Last der Solidarität und schweigen wir kleinlaut, wo wir am liebsten ein volles Herz ausschütten möchten!

Bei Walthershausen kommt ein alter Oberst zu uns ins Coupé. Im Gegensatz zu dem frischen jungen Volk, das so kerngesund heimkehrt, sieht der sonst herkulisch gebaute Mann matt und verfallen aus. Welche Strapazen und Entbehrungen sind in diesem Gesicht eingeschrieben! Die Jungen

salutiren ihn, er nennt seinen Namen, sie nennen die ihrigen, damit ist's vorläufig abgethan, denn ihm liegen die Pferde im Kopf, die er heimbringt, aus dem Fenster heraus hat er noch Unterredungen mit seinem Burschen wegen des maroden Fuchsen und des Braunen, die der Sattel gedrückt hat; auch macht er sich nicht bequem, steckt keine Cigarre an und ist immer wie auf dem Sprunge.

Als endlich ein Gespräch in Gang kommt, erwähnt der alte Kriegsmann so beiläufig, daß ihn Niemand daheim erwarte als seine Mutter. Es überrascht jedesmal, wenn ein schon ganz ergrauter Mann von seinen noch lebenden Eltern spricht. Der Oberst bemerkt die Wirkung und sagt: „Die alte Frau hat nämlich bereits ihren dreiundachtzigsten Geburtstag hinter sich. Gott sei gedankt, sie ist noch recht rüstig. Es war schwer, sie zurückzuhalten, sie wäre mir am liebsten bis Frankreich entgegengereist."

Ja, die Mütter, und die deutschen Frauen insgesammt, was haben die im vergangenen Jahre ausgestanden und welches Herz zu erkennen gegeben! Was haben sie gegeben und zusammengetragen, was geleistet an werkthätiger Liebe! Vor einigen Tagen war mir eine Dame — die Frau eines Hauptmannes — gezeigt worden, die, wiewohl vermögend, sich während der Abwesenheit ihres Gatten Alles versagte. Sie kaufte sich von dem Tag an, da er in den Krieg zog, kein Kleid mehr. Sie gab ihren

gewöhnlichen Tisch auf, da ja ihr Mann gewiß nichts Rechtes zu essen habe. Als der Winter kam, ließ sie ihr Zimmer nicht heizen, denn ihr Mann fror ja auch gewiß zur selbigen Stunde. Fortwährend, von Morgens bis spät in die Nacht, war sie in den Hilfsvereinen thätig, denn sie hatte keine Kinder. Es fehlte nicht viel, sie hätte statt im Bett nur auf einem Stuhl geschlafen, denn ihr Mann hatte gewiß kein warmes oder bequemes Lager. Ich sah diese wunderliche Schwärmerin, die noch dazu jung und schön war, mit eigenthümlichen Blicken an, sie schien mir ein Bild, der Darstellung durch einen künftigen Dichter werth. Und so thun sich allenthalben, wo man ins Leben hineinsieht, Bilder auf, die die Tiefe des deutschen Gemüths beleuchten.

Man behauptet immer wieder: unsere patriotische Poesie von 1870 stehe hinter der der Befreiungskriege weit zurück. Mag sein; wir hatten keinen Körner, Rückert, Arndt. Aber nur der schwere Hammer weckt den vollen Glockenschlag, nur die letzte Anspannung in Schmerz und Unglück ergibt die edelsten Töne und ein fortwährend siegreicher Feldzug reift keine Lieder, wie sie ein unglücklicher gereift hätte. An den herrlichsten Wallungen hat es darum doch nicht gefehlt und die Thaten wogen Lieder auf.

Man war auf die Francs-tireurs, auf die fanatisirten Bauern, auf die verrätherischen Dach-

lucken und Kellerlöcher, auf den vergifteten Wein in den Kneipen, kurz, auf die Gefahren zu sprechen gekommen, deren man besonders in der letzteren Hälfte des Krieges gewärtig sein mußte. Verhängnißvoll zumal waren die Ufer der Loire, wo fast ebensoviele wackere Soldaten fielen im Krieg mit Gesindel, Bauern und alten Weibern, wie im ehrlichen Kampf. Im Gegensatz zu mancher schaurigen Geschichte weiß nun ein junger Husar eine Anekdote mit harmlosem Ausgang zu erzählen. Er hatte einmal im Winter, unfern Vionville, über Land reiten müssen; die Nacht brach herein, das Pferd konnte nicht mehr fort, es blieb nichts übrig, als Halt zu machen und ein Nachtquartier auf einige Stunden zu verlangen; der junge Lieutenant pocht an einer einsam daliegenden Herrenwohnung. Das zierliche Haus war von der Herrschaft verlassen, ein paar alte Köchinnen und ein Diener schienen die einzigen Bewohner. Ein Bett wurde verlangt und ein Abendessen, Alles steht zu Diensten, der junge Reiter betritt prachtvolle Räume, einen Saal mit alten Familienbildern in vergoldeten Rahmen, ein Zimmer mit einer Glasthür im Fond, aus der, wenn man sie öffnet, die Düfte eines Gewächshauses entgegenwehen. So viel Comfort, gewärmte Räume, nachdem man acht Stunden durch Sturm und Schnee geritten, dazu ein feines Souper und eine Flasche köstlichen Chateau d'Yquem versetzen in die behaglichste Stimmung — der junge

Mann wählt sich das zierliche Glasthürzimmer zum Schlafgemach und legt sich angekleidet auf den Divan, wo er bald einschläft.

Bald weckt ihn ein Geräusch. Es war, als ob die Portièren rauschten, er richtet sich auf und fragt: wer da? Keine Antwort, und doch rauscht es bald darauf wieder, der nächtliche Störer scheint sogar ganz nahe herangeschlichen. Zum Unglück versagen alle Zündhölzer, es ist stockfinster im Zimmer. Der junge Mann macht, den Revolver in der Hand, eine Rundtour, späht umher — nichts zu sehen! Und doch fühlt er, daß der mysteriöse Spuk nicht gewichen, ein dunkles Grauengefühl ist nicht zu bewältigen. Er legt sich scharflauschend nieder, doch seine Ermüdung ist so groß, daß er abermals einschläft. Laut und klar ausgesprochene Worte in einer fremden Sprache wecken ihn wieder und zugleich sieht er bei der jetzt etwas geringeren Dunkelheit, daß in der Ecke ein langer Gegenstand sich bewegt. Er fährt empor und macht einen Sprung, den geheimnißvollen Gegner zu fassen — greift aber in einen Mantel, der — sein eigen ist. Indeß ist etwas über seinen Kopf hinweggeflogen. Der Gegenstand des nächtlichen Schreckens war ein ostindischer Rabe, der aus einem Käfig entkommen, sich auf den Kleiderrechen gesetzt hatte . . . . . .

Indeß bewegten wir uns vorwärts durch Gegenden, an welche sich der Erinnerungen an die

früheren Kämpfe mit Frankreich nur zu viele knüpften. Dort war Gotha, und der grüne Park mit dem Friedenstein in der Ferne blickte herüber. Hier kam einst Napoleon als Krieger an und der halbverrückte Herzog wollte ihn in seiner Residenz in einem Wagen abholen, der einen Todtenkopf darstellte. Das war ein dummer Spaß und Napoleon stieg natürlich nicht ein. Später forderte er doch den Fürsten, der sich bisher immer einer correcten Haltung beflissen, auf, eine Bitte auszusprechen; der Herzog bat um einen Kuß! Verächtlich wendete sich der Kaiser ab.

Nun kommt Erfurt mit der Cyriaksburg auf der Höhe. Wer sieht es und denkt nicht an das „Parterre von Königen", das im September 1808 dort von Napoleon geladen war! Wer sieht endlich die Saale, die in ihrem tiefen Bette dahinrauscht, ohne der Kämpfe zu gedenken, die Anno Sechs an ihren Ufern stattfanden? Damals, welche Reihenfolge von Unglücksschlägen, welche Erbärmlichkeit an den Höfen, im Heere welcher Mangel an Organisation; kurz, welcher Stand der Dinge gegen heute! Aber an den Vorgängen von dort hat man auch das Maß, die Strecke zu messen, die Deutschland seit damals vorwärts gegangen, vorwärts auf dem Wege der Macht, der Würde, der Einigkeit, mit einem Worte: der Kraft.

Unsere Gesellschaft von jungen Officieren hatte das Coupé geräumt, der alte Oberst war geblieben.

Schließlich, an Früheres von den Gefahren und den Geschichten der Einzelrache anknüpfend, erzählte er einen Fall, der ihn noch immer im Gewissen zu beunruhigen schien, weil er bei mehr Vorsicht vielleicht hätte vermieden werden können. Er hatte einen jungen Husaren, Mehl zu requiriren, in eine Mühle geschickt, die eine halbe Stunde von der Station entfernt lag. Der Soldat war nicht wiedergekommen und wurde auch noch am andern Tag vermißt. Der Oberst machte sich Vorwürfe, ihn allein ausgeschickt zu haben und sendete sogleich eine Patrouille von einigen Mann in die Mühle, nachzusehen, was sich dort zugetragen? Man leugnete, irgend einen Husaren gesehen zu haben; die Leute aber wurden auf Blutspuren aufmerksam, die sich im Hofe fanden. Auf die Frage, was diese Spuren bedeuten, hieß es: man habe ein Schwein geschlachtet. Nun begab sich der Oberst selbst in die Mühle, trotzdem der Aufbruch stündlich zu erwarten war. Der Müller blieb ganz ruhig und sagte, das geschlachtete Schwein sei ja noch im Keller zu sehen! „Er soll es zeigen!“ war die Antwort. Er dagegen: Das sei nicht möglich, das Thier sei zu schwer, daß er es heraufbringen könne, denn außer seinem Burschen habe er Niemanden im Hause, doch der Herr Colonel könne ja hinabkommen. Nun galt's in einen Keller zu steigen, zu dem eine enge, finstere Stiege hinunterführte; ein böser Anschlag war wahrscheinlich.

Mit dem Licht in der Hand mußte der Müller vorausgehen, der Obrist folgte. In der That, da lag ein Schwein. Der Oberst befühlte es: seltsam, es war noch warm. War Täuschung im Spiele? War es hinterher geschlachtet worden — nämlich erst nach der Heimkehr der Patrouille? Vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich! Nicht ohne Gefühl der Gefahr ging es wieder aus dem Keller ans Licht und die Sache war unentschieden. Schon Morgens hatten die Leute etwas Blut von den Spuren im Hofe auf Papier gethan und zurückgebracht, nun wurde Blut vom Schwein genommen; der Doctor solle über die Identität oder Nicht-Identität der Blutkügelchen entscheiden. Doch als man zu ihm kam, hatte er kein Mikroskop und das Blut war trocken; er wagte sich nicht, ein Urtheil zu fällen . . ."

„Und der Müller?" fragten wir.

„Den haben wir mitgenommen und lange mit uns herumgeführt," erwiderte der Oberst, „denn die Sache war sehr verdächtig. Er blieb beim Leugnen und konnte nicht überwiesen werden. Der junge Husar kam nie wieder zum Vorschein. Ein so lieber, braver Junge; man findet selten so Einen! In der Schlacht gibts einen schönen Tod — so aber — durch Mörders Hand — ich kann mir nicht verzeihen, daß ich ihn allein in die Mühle geschickt, nie, nie, nimmermehr! Oft schon hat mir geträumt, der arme Bursche liegt im Keller ver-

scharrt, eben dort, wo mir der Müller das Schwein gezeigt."

Wunderliches Menschenherz! Er hatte Tausende in den Kampf geführt und Hunderte um sich fallen gesehen, aber um den Einen, dessen Tod ein zu umgehender Zufall verschuldet, klagte er noch immer.

Berliner Eindrücke eines Oesterreichers.

I.

Auf fünfzig Norddeutsche, die vergnügungshalber nach Oesterreich reisen, kommt kaum Ein Oesterreicher, der nach Norddeutschland geht. Eine vergleichende Lectüre des Wiener und des Berliner „Fremdenblattes" kann dafür täglich den Beweis führen. Man kann in letzterem lange suchen, bis man einen Landsmann findet, und ist er gefunden, so ist es der Name eines Bade-Arztes, der seine Collegen besuchen gegangen, oder einer Tiroler Sängerfamilie.

Wie kommt das? Während der Norddeutsche in Oesterreich das Land sieht, wo Milch und Honig fließt und der Grundsatz gilt: Leben und leben lassen, das Land der Alpen und Seen, das Land der Backhendl und guten Mehlspeisen, das Land der leichtlebigen Mädchen und Frauen, sieht der Oesterreicher in der Mark noch immer die deutsche Reichs-Streusandbüchse, in der Spree ein graues Wasser, in Berlin nur Kritik und Negation. Der Norddeutsche ist ohne Vorurtheil, er liebt Oester-

reich, so wenig er auch von dessen Zuständen erbaut ist, und fühlt ein wirkliches Wohlwollen für dessen Volk. Der Krieg von Sechsundsechzig ist ihm ein Duell der Cabinette, zu welchem er nothgedrungen auszog, um die Stellung Deutschlands zu retten, ein Kampf, bei welchem er eine gar schmerzliche Pflicht erfüllte. Er bedauert den deutschen Bruder in Oesterreich mit allen seinen Wirren, die ihm halb unverständlich bleiben, mit einem Gefühle, daß er an dessen Stelle sich da bald zurechtfinden und Ordnung schaffen würde. Der Oesterreicher dagegen bewahrt seine Vorurtheile hartnäckig, kann Vergangenes nicht verschmerzen und verbleibt Preußen gegenüber nicht bloß kühl, sondern gereizt, im Verhältniß achtungsvoller Entfernung. Das ist lange schon so und wird noch eine gute Weile hinhalten. Auch die Umwandlung der preußischen Hauptstadt in die deutsche Kaiserstadt wird daran schwerlich etwas ändern.

Und doch — wie heilsam wäre es dem Oesterreicher, hieherzukommen, den Aufbau und das Wachsthum eines mächtigen Organismus anzusehen, deutsche Art und Sitte in ihrem Mittelpunkt kennen zu lernen! Hier sollte er Festigkeit und Gefühl der Kraft gewinnen, hier merken, wozu Ordnung und Haushalt es bringen können. Hier sollte er die Linien seines Verhaltens zu den anderen Nationalitäten studiren. Denn auch Preußen birgt eine nationale Partei in sich, die von Gleich-

berechtigung spricht, hat aber nie daran gedacht, in sich ein neues Jagellonenreich aufrichten zu lassen, und die Gleichberechtigung nie anders verstanden, als zwischen Nationen, die auf gleicher Höhe der Ausbildung stehen.

Er sollte lernen — ja, wenn er es könnte, wenn es ihm sein Naturell gestattete! Aber der ganze Unterschied norddeutschen und deutsch-österreichischen Wesens lehnt sich gagegen auf und liegt dazwischen. Dieser Unterschied besteht vor Allem in einem entschiedenen, klaren, bestimmten, und einem schlafferen, unklaren, unbestimmten Wollen. Nicht nur Erscheinung, Haltung, Wort, Ausdrucksweise, auch das ganze Thun, wie es sich in Geschichte und Gegenwart kundgibt, legt dafür Zeugniß ab und die Literatur spricht es aus als unbeirrbarer Spiegel.

Daß wir uns in Thatkraft nicht vergleichen können mit jenem Volke, das einen kargen Boden zu überwinden und darin alle Quellen des Wohlstandes zu öffnen verstand, das alle auf seinem Boden wohnenden fremden Stämme zu absorbiren wußte, die Führerschaft in deutscher Wissenschaft und Literatur übernahm und zweimal die Franzosen schlug — das brauchen wir nicht erst zu betonen. Wie der Baum, der einem harten Boden entsproßt und fortwährend mit zausenden Winden zu kämpfen hat, eine zähere Faser gewinnt, als der Baum in geschütztem Thale, so ist es hier mit den

Menschen-Naturen. Aber unser Mangel liegt tiefer, im innersten Wollen. Dies ist nie so spontan und geht nie so unbeirrt aufs Ziel los.

Den Norddeutschen kennzeichnet, daß er mit der Idee seines Staates völlig zusammengeschlossen ist. Eine zähe, feste Consequenz hat den Zusammenhang aller Provinzen bewerkstelligt, ein strenges Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdringt das Ganze. Der Deutsch-Oesterreicher dagegen kann sich fortwährend auch als etwas anderes denken, als er ist. Er hält die Einreihung in ein anderes Staatengebilde, sei es so oder anders geartet, für möglich, der Boden, auf dem er fußt, ist für ihn nicht fest.

Und nicht nur die staatliche Gestaltung des Terrains, auf dem er lebt, ist ihm fraglich — er hält sich auch davon fern, seine Nationalität entschieden zu behaupten. Im Verkehre mit nichtdeutschen und deutschfeindlichen Stämmen hat sich sein deutsches Bewußtsein nicht gestählt, nicht, wie das bei dem Norddeutschen der Fall ist, bis zur Herbheit geschärft, es hat sich abgeschwächt. Er ist zu Concessionen und Ausgleichen nach allen Seiten erbötig. Er duckt sich, während Jener in der Fremde, wie zu Hause den Kopf hoch und stolz aufrecht hält. War vollends seine Mutter vielleicht eine Böhmin, Ungarin, Croatin, also einem Stamme angehörig, der seine staatliche Existenz negirt, so kann er in gewissen gemüthlichen Augenblicken sogar dahin

kommen, sich als einen deutsch redenden Nicht-deutschen zu denken.

Allerdings nicht immer. Ebenso oft denkt er sich in nächster Zukunft ohneweiters dem Reiche einverleibt. Er sieht die Heere, welche Frankreich besiegt haben, nach kurzer Rast wieder im Anmarsche auf Cisleithanien. Manchmal erscheint ihm das schrecklich, manchmal wieder das einzige Heilmittel, denn die Wirren daheim sind allerdings nur durch eine energische Hand zu lösen. Lauter Visionen, Gebilde der Furcht, Hallucinationen der Unsicherheit! Deutschland sinnt auf nichts weniger, als auf neue Eroberungen. In den bisherigen Grenzen bleiben, das Errungene schützen, einigen, consolidiren und es mit deutschem Geiste erfüllen, die Anschläge Roms vernichten — das und nichts Weiteres ist Vorsatz im Reiche. Es fand im Maßhalten stets seine Kraft und weiß es.

Nur von Oesterreich selbst müßte der Anlaß ausgegangen sein, wenn es anders käme. Allerdings, als die Hohenwart'schen Pläne ihrer Verwirklichung nahe schienen, ging eine große Aufregung durchs Reich. Sie würden sich wieder einstellen, wenn Galizien seine Absichten durchsetzte, denn Feuerstellen hart an seiner Mauer kann das Deutsche Reich nicht dulden. Dann aber hätte man Preußen zu Schritten gedrängt, die es nicht sucht, nicht wünscht. Das ernstliche Wohlwollen für Oesterreich und dessen Gedeihen, das man allent-

halben äußern hört, das einstimmige: „Bis hieher und nicht weiter“ können unmöglich bloß Folge einer diplomatischklugen Verabredung sein.

II.

Wer zwischen zwei und drei Uhr durch die verhältnißmäßig stille Wilhelmstraße geht, kann fast gewiß sein, dem Fürsten Bismarck zu begegnen. Es ist dies die Stunde, wo er das Reichskanzleramt zu verlassen pflegt, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen. Er schreitet einher, die Militärmütze mit gelben Streifen auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, im weiten Officiers-Paletot, den Säbel zur Seite. Sein hoher Wuchs — er mißt sicher über sechs Fuß — läßt ihn von fern her auffallen, ehe noch das Auge die historischen Züge seines Gesichtes erkennt.

Den Jahren und der Arbeit hat selbst dieser herkulische Körperbau nicht widerstanden. Der Fürst ist seit dem letzten Kriege recht gealtert. Das spärliche Haar ist stark grau geworden, die Enden seines Schnurrbartes sind fast weiß. Aber auf dem starken, festen Gesichte liegt der alte kampfbereite Trotz, vermischt mit einem heiteren, frischen Element.

Zahllos sind die Bilder und Porträt-Darstellungen dieses großen Mannes; sie fehlen im Schaufenster keiner Buch- oder Kunsthandlung, keines Erz- oder Gypsgießers — geben aber sein

Wesen nur unvollkommen wieder. Wahrhaft für die Kunst gewonnen ist dieser Kopf erst in einer mittelgroßen Büste von Eisen oder imitirter Bronze, die ihn mit dem Kürassierhelm zeigt. Unter diesem echt altdeutschen Reiterhelm gewinnen diese energischen, wettergeprüften Züge erst ihren wahren Ausdruck. Er erscheint da mit mehr Recht der „eiserne Fürst", als die Engländer einst ihren Wellington the iron duke nannten.

Da mich Geschäfte denselben Weg führten, ging ich dem Fürsten die ganze Strecke vom Palast in der Wilhelmstraße bis zum Brandenburger Thore und in der Lennéstraße nach und konnte recht dabei die Wahrnehmung machen, welche Verehrung er genießt. Da war Keiner, der ihn nicht augenblicklich erkannt hätte, stillgestanden wäre und den Hut vor ihm gezogen hätte. Vor und hinter ihm bildete sich von selbst ein Spalier, und solche einfache, spontane Huldigung ist wohl das Höchste, was ein Mensch erreichen mag.

Nun wären wir an das Brandenburger Thor gekommen. Von dem griechisch-einfachen, von eng aneinanderstehenden weißen Säulen getragenen Siegesthor Friedrich's des Zweiten, das mächtige Paläste feierlich ernst umstehen, sieht der für alle Zeit von Paris zurückgeführte Siegeswagen mit seinen Rossen herab — ein prachtvoller Anblick. Alles mahnt an die Vergangenheit, an große, blutige, im Schlachtensturm errungene Siege. Es ist

charakteristisch für Berlin, daß wir auf dessen Boden fortwährend an die Ideen, die Preußen verfocht, gemahnt werden. Dort die in Erz gegossenen Helden des siebenjährigen Krieges, dort wieder die Männer der Befreiungskriege, die Streiter für Sicherstellung bürgerlicher Freiheit und deutschen Geistesrechtes. Dort zieht unabsehbar die Königgrätzer-Straße hin. Endlich weit im Thiergarten draußen, wo die mächtigen Avenuen in einen Stern zusammenlaufen, wird das neue Siegesdenkmal, das Erinnerungsmal der letzten Kämpfe, bald hoch aufgerichtet dastehen.

Wir wandeln unter einem streitbaren Volke, in welchem das allgemeine Wehrsystem Jeglichem seine Stelle in der Vertheidigung des Vaterlandes angewiesen: der Geist Preußens ist ein militärischer. Bereits der kleine Junge, den das Kindermädchen an der Hand führt, hat sich die Militärmütze von seinem Papa erbeten und geht wie ein kleiner Soldat einher. Dennoch gibt es kaum eine Stadt, in der man so wenig das Soldatenthum merkt. Ich bin sechs Wochen lang von früh Morgens bis spät Abends auf den Füßen gewesen, ohne ein Regiment vorübermarschiren gesehen zu haben, was in anderen Städten kaum vorkommen dürfte. Nirgends hört man einen Säbel rasseln. Es ist, als hätten die Officiere, die hundert Schlachttage gesehen, sich das Wort gegeben, sich nirgends auffallend bemerkbar zu machen. Ernst und gemessen

treten sie an öffentlichen Orten ein, man hört von ihnen kein lauteres Wort, als von jedem Anderen. Jeder scheint ein Gentleman, jeder scheint zu fühlen: Officier und gebildeter Mann müßten identische Begriffe sein.

Eines zur Bestätigung des Gesagten: In einem erbärmlichen Stück, das auf einer Vorstadt-Bühne gegeben wird, der „Spitzenkönigin", sieht man — der Ort der Handlung ist Berlin — einen Officier in einer sogenannten französischen Conditorei sich inmitten der sittenlosesten Gesellschaft hin- und herbewegen. Sein Thun ist allerdings harmlos: er thut nicht viel Schlimmeres, als daß er mit zweideutigen Leuten Sekt trinkt. Doch hörte ich rechts und links sagen: „Was ist das? Wo in Berlin gibt's ein Café, in dem ein Officier in Uniform sitzen und mit derlei Personagen verkehren könnte?" Der Verfasser hat ohneweiters französische oder andere Verhältnisse in sein Stück herübergenommen, ohne auch nur zu fragen, ob sie passen und auf diesem Boden auch denkbar sind. Dieser preußische Officier müßte morgen aufhören, einer zu sein. Die Sobbe's und Putzky's von Ehedem hat die letzte Zeit unerbittlich weggefegt.

Der Thiergarten ist erreicht. Um diese Stunde, vor der Essenszeit der reicheren Classen, rollen die Wagen, die sich sonst nach allen Richtungen zerstreuen, mit Vorliebe der herrlichen Straße zu, die einerseits eine unabsehbare Reihe palastartiger Villen einfaßt,

während andererseits der Blick auf die waldähnlichen Anlagen frei bleibt. Hier offene Carossen, in denen schöne Frauen die gewagtesten Moden zur Schau führen, dort bescheidene Droschken, deren Kutscher vollauf zu thun haben, das Pferd mit der Peitsche vorwärts zu bringen — das Gedränge ist außerordentlich. Ein wohlgelaunter Winter hat uns schon im Februar Frühlingstage beschieden, die Sonne scheint warm und heiter vom Himmel, wie verwundert, noch kein Grün zu finden.

Auf dem Fußwege geht es nur wie in langsamer Procession vorwärts; da schreiten Familienväter mit Frauen und Töchtern, da schmucke Officiere, zu denen schöne Augen theilnahmsvoll aufschauen. Auch die Literatur, welche sich in den prachtvollen, aber stilleren Seitenstraßen des Thiergartens mit Vorliebe niedergelassen hat, macht nach den Stunden der Arbeit ihren Spaziergang. Nun kommt Berthold Auerbach mit Familie heran, immer jovial, redselig, allenthalben Bekannte findend und mit denselben Ständchen haltend; er hat die kleine Schwäche, an so schönen Tagen, wo Alles auf den Füßen, sein Knopfloch mit den verschiedenen Bändchen zu schmücken, die er sein nennt. Wir ziehen weiter. Der interessante Kopf dort, von längerem schwarzen Haar umbuscht, ist der Julius Rodenberg's — und dort um die Ecke der Hohenzollernstraße biegt Friedrich Spielhagen daher, liebenswürdig, geistvoll und lebhaft, wie man

sich seinen „Oswald“ aus den „Problematischen Naturen“ in reiferen Jahren denken mag.

Doch ein leichter, zweispänniger Wagen fährt rasch vorüber, so rasch, daß die Spaziergänger, auf ihn aufmerksam geworden, kaum Zeit finden, vor dem Darinsitzenden den Hut zu ziehen. Es ist der Kaiser, der aus der Ecke heraus nach rechts und links grüßt. Wack'rer alter Herr, möge er noch manches Jahr die Zügel seines Wagens führen können! Auf seinem biederen, braven Soldatengesichte mit den energischen Zügen sind Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit mit unverkennbarer Schrift geschrieben. Und es gab eine Zeit, wo „Witzblätter“ dieses Gesicht in ein Tiger-Antlitz zu travestiren gewohnt waren! Dem dummen und blinden Hasse ist eben Alles möglich.

III.

Mit wie gutem Grunde man auch Berlin als Stadt den Vorwurf der Monotonie machen kann, so scheint mir doch, daß keine Stadt der Welt in Architekturwerken mehr bietet, als in den Raum zwischen dem Denkmal Friedrich's des Großen bis zum Königsschlosse zusammengedrängt ist. Die mächtigen Fronten der Bau-Akademie und der Universität, der Platz, den die Bibliothek und das Opernhaus begrenzen, das Palais des Kronprinzen, die Schloßbrücke, das Museum mit seinem majestätischen jonischen Porticus, hinter dessen Säulen

man wie eine prächtige Decoration den Schinkel'schen Gemälde-Cyklus hervorblicken sieht, endlich das in seinen massigen Formen so ernste und kraftvolle Königsschloß — sie reihen sich alle in Anlage und Anordnung zu einem Ganzen, das hinter gar nichts zurücksteht. Man fühlt sich von den größten Formen ergriffen, und es drängt sich unwillkürlich dem Beschauer der gewaltige Sinn der Herrscher auf, die dies Alles ins Leben gerufen. Nach meinem Gefühle rivalisiren diese Werke, im märkischen Sande emporgewachsen, mit den allerersten Architekturen, und so kenne ich kaum ein größeres Vergnügen, als an einem schönen sonnigen Tage diese mächtige Straße hin zu wandeln und den herz- und sinnerweiternden Eindruck dieser Bauformen in mir aufzunehmen. Das Ziel meiner Wanderung ist dann die Kurfürsten-Brücke, wo das Standbild des großen Kurfürsten, von seinen Erzfiguren umgeben, das Meisterwerk des alten Schlüter, mir immer wieder zu schauen gibt. Beiläufig gesagt, ist dies einer der Plätze, auf die man Jene hinführen soll, welche behaupten, daß Berlin jedes romantischen Reizes entbehre.

Dagegen gestehe ich, daß ich von dem Schiller-Denkmal nur frappirt, im Ganzen aber in meinen hohen Erwartungen herabgestimmt worden bin. Seine Anordnung ist folgende: Auf den vier vorspringenden Ecken eines Aufbaues von weißem Marmor sitzen vier weibliche Figuren, in deren

Mitte erhoben und überlebensgroß Schiller steht. Er schreitet leicht vor, mit der Rechten hat er den Mantel an der Brust zusammengefaßt, mit der Linken, die gleichfalls zur Brust erhoben, hält er eine Schriftrolle. Sein Haupt, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, ist pathetisch emporgekehrt. In den allegorischen Figuren soll man die Hauptseiten seines Schaffens sehen. Vorne, links, sitzt ein üppiges Weib mit sinnlich vollen Formen, die Lyrik; ihre Rechte greift leichthin in die Saiten einer Leier, die vor ihr auf der Erde steht. An der zweiten Vorderecke sieht man die Tragödie, eine Matrone mit herben männlichen Zügen; sie hat die Knie gekreuzt, in der gesenkten Hand einen Dolch. Ihr zunächst sitzt, in Nachdenken versunken, die Geschichte, eine jugendlich schöne Gestalt, das rechte Bein über zwei große Tafeln geschlagen, das linke an eine Tafel lehnend, auf welche sie Schiller's Namen einschreibt. Die vierte ist die Philosophie, ein altes, in Sorgen gebeugtes Weib, das Haupt von struppigen Haarbüscheln umrahmt. Ihre rechte Hand ist an die Wange gelehnt, die linke hält eine Rolle.

Der Effect des Ganzen ist sicherlich malerisch, der Aufbau der Figuren schön; nur stört schon beim ersten Blicke an der Figur Schiller's das maskenartige starre Gesicht und der übermäßige Oberschenkel, der aus den Fluthen des Talars hervorschaut. Da kommen uns aber bald Bedenken

in Menge. Sollen denn die allegorischen Figuren nur als Personification von Lyrik, Geschichte, Tragödie und Philosophie gedacht sein, und in keinem Bezuge zu Schiller stehen, um den sie gruppirt sind? Was hat dieses sinnlich üppige Weib, die Lyrik, von wahrhaft vlämischen Formen, wie Rubens sie liebt, mit der Lyrik Schiller's gemein? Wahrlich, dieser Person wären das „Lied von der Glocke" oder „die Ideale" nie eingefallen, nur das Lob derb sinnlicher Freuden möchte man von ihr erwarten. Die Geschichte hat die unbequemste und unpassendste Stellung angenommen, um etwas in Erz zu schreiben. Und nun vollends die Philosophie! Was hätte dieses wilde, finstere Weib mit der Philosophie Schiller's zu thun, die, wie Jedermann weiß, ein Versuch war, die Kant'sche Lehre in seine, populäre, allgemein verständliche Formen zu übertragen? Hat sich überhaupt Jemand die Philosophie je so gedacht? Mit einer Gelenkigkeit, die dem Begriffe des Alters geradezu Hohn spricht, führt die Alte das Kunststück aus, ihr Bein dort zu halten, wo, akrobatische Künstler ausgenommen, noch Niemand sein Bein gehalten hat, und vermag, o Wunder, noch dabei zu studiren! Merkwürdige Greisin! Je mehr ich sie ansehe, desto klarer wird mir, daß sie ihren Fuß dort hält, wo andere Frauen ihren Fächer halten, und ich glaube wirklich, daß sie sich mit dem Fuße fächeln will. Allerdings ist er mit seinen auseinandergespreizten Zehen groß genug,

daß diese scheinbar gewagte Annahme der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrte.

Diese Massenhaftigkeit von Brüsten und Schenkeln, diese unerhörten Posen — Michel Angelo hat sie auf dem Gewissen! Die Philosophie aber, vielleicht das groteskeste Kunstwerk, das mir vorgekommen, möchte ich ein in Stein gehauenes Stück Victor Hugo nennen.

Daß übrigens Schiller dem königlichen Schauspielhause, vor dessen Freitreppe er steht, den Rücken kehrt und die eben vollendete Schriftrolle an seine Brust drückt, als wolle er sie dort sicher wahren und hegen, unter keiner Bedingung aber bei der Hoftheater-Intendanz einreichen, finde ich ganz in der Ordnung. Was da zeitweilig gespielt wird, verdient seine Beachtung nicht. Mit dem größten Erstaunen sieht man ein Theater, das ein erstes sein möchte und keinen jugendlichen Liebhaber, keinen Helden-, keinen tragischen Charakterspieler und eigentlich auch keine Heldin besitzt und aus diesem Grunde im Fahrwasser der bürgerlichen Comödie auskommen muß. Der alte Döring, die Friederike Blumauer und der wackere Oberländer sind die einzigen Künstler von hoher Bedeutung in diesem Verbande.

Und doch — trotz des tiefen Verfalles der königlichen Hofbühne — bin ich in Berlin wie noch nirgendwo der festen Ueberzeugung geworden, daß dem deutschen Theater noch eine Zukunft er-

blüht. Diese Hoffnung fußt auf der unendlich großen Schaulust der Menge und dem Interesse für dramatische Darstellung, welches seit Einführung der Theaterfreiheit ganz neue Kreise ins Theater hereinbringt. Neben der Hofbühne und den vordem concessionirten Theatern haben sich zahlreiche Bühnen aufgethan, welche alles Wirksame aufgreifen und es einem empfänglichen Publicum vorführen. Die Theaterfreiheit datirt erst seit 1869. Im Kriegsjahre konnte sie noch keine Früchte tragen, jetzt aber zeigt sie bereits ihre Wirkungen. Große geräumige Vorstadt-Theater führen, vorerst allerdings nur mit Künstlern zweiten Ranges, die Meisterwerke Shakspeare's, Schiller's und Goethe's, dann Kleist's, Lessing's, Otto Ludwig's auf, bieten neuen Werken die Hand und wecken den Sinn fürs höhere Drama in Schichten der Bevölkerung, die bisher das Theater nur von seiner niedrigsten Seite kannten.

Worin hatte der Verfall des Dramas zum großen Theile seine Ursache? Die neuen Industrie-Verhältnisse haben eine zahlreiche Gesellschaft mit rein materiellen Interessen erschaffen, eine Gesellschaft, die nichts erwärmt, als was rechten Profit abwirft. Unmassen ordinärer Menschen sind in unseren Tagen reich geworden und verflachen die besseren Kreise, in die sie durch ihr Geld eingeführt werden. Solche Leute geben den Ton an und füllen die Theater, wo nur der gemeinste Sinnen-

kitzel, die geistlose Farce und der ordinäre Spaß ihre Anziehung üben. So erklärt sich Jacques Offenbach, der jetzt längst nicht mehr als der Einzige in seinem Fache dasteht, und manches Verwandte. Also auf der einen Seite die Hoftheater mit ihren tausend Rücksichten, auf der andern Seite die Theater der Lüderlichkeit — wohin wollten die Dichter ernstgemeinter Schöpfungen flüchten? An die kleinen Hof- und Stadt-Theater? An diesen war ihr Stück nach drei Vorstellungen von der ganzen Stadt gesehen und somit begraben. Da öffnen nun zum Heile der dramatisch-producirenden Poeten Theater ihre Pforten, welche ein wirksames Stück so lange geben, als es zieht. Eine ganze Bevölkerung kann es ansehen, eine große Presse bespricht es, prüft es.

Es strömt in diese Vorstadt-Theater, welche ältere classische Stücke und neue Arbeiten geben, vorerst der nach Bildung strebende kleine Mittelstand. Der Bürgersmann führt Weib und Töchter mit, er mag keine unanständigen Stücke sehen, er hat von den berühmten Meisterwerken unseres Volkes und anderer Nationen gehört, er will sie kennen lernen und bringt — was das Wichtigste ist — die größte Empfänglichkeit mit.

Man kann an ein paar Säulen, welche mit den Zetteln der dreiundzwanzig Theater Berlins beklebt sind, die interessantesten Studien machen. National-Theater: „Wilhelm Tell.“ Belle-Alliance-Theater: „Maria Stuart.“ Stadt-Theater: „Das

Urbild des Tartüffe.“ Residenztheater: „Fernande“ von Sardou. An einem anderen Theater: „Der Erbförster.“ Dies zur Auswahl an Einem Abend — was will man mehr?

Die Schaulust ist groß. Man berechnet, daß täglich zehntausend Menschen die Theater Berlins füllen. Was strömen da für Gedanken, Eindrücke, Ideen, Kenntnisse auf die Massen ein! Jede Bühne cultivirt ihr Genre. Belle-Alliance und National-Theater bieten fast nur größere historische Dramen, wozu sie durch ihre Räumlichkeiten aufgefordert werden. Das „Residenztheater“ in der Blumenstraße cultivirt mit trefflichen und wohlgeschulten Kräften ein Genre, dem des Pariser Gymnase ähnlich; es hat in diesem Winter „Fernande“ wohl über fünfzigmal gegeben, ohne daß sich eine Abnahme der Zugkraft dieses Stückes bemerkbar machte. Auch das Stadt-Theater hat ein gutes, reiches Repertoire, während die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne der Muse Offenbach's huldigt.

Solche Concurrenz hat ihr Gutes. Je mehr Schauspielhäuser, desto mehr Schauspiele, desto mehr Aussicht für die Dichter, ihre Producte anzubringen. In Zukunft wird Niemand sagen können, seinem Talente habe Gelegenheit gefehlt, sich zu zeigen und zu erhärten. Selbst über die „Restaurant-Theater“ weit draußen in der Vorstadt, die vor der größten Aufgabe nicht zurückschrecken und für drei Silbergroschen die Massen mit „Wallenstein“ und der

„Jungfrau von Orleans“ bekannt machen wollen — selbst über diese sei nicht der Stab gebrochen. Sie haben vorerst das große Verdienst, die wüsten Coupletsänger todtgemacht zu haben. Niemand mag mehr die Zoten dieser Gesellen hören und Berlin ist einer Seuche ledig geworden, die in Wien aufs Bedenklichste grassirt!

Saxon-les-bains.

Der Frühling erwacht, der Schnee verschwindet auf den Abhängen der großen Gebirge, die Sonne verspricht eine Reihe warmer Tage. Das ist so ein Wetter, denkt, als er Morgens ans Fenster tritt, der Tourist, der eben an den Ufern des Genfersees weilt, eine Partie ins obere Rhonethal zu machen. Prächtiger als sonst leuchten um diese Zeit die Eisfelder, wilder gehen die Wasser zu Thal. Und kaum gedacht, fängt er schon die Handtasche zu packen an. „Es wird eine Tour von zwei, drei Tagen werden,“ reflectirt er weiter. „Als erstes Nachtquartier bietet sich Dir Saxon dar. Und in Anbetracht dieses Umstandes mache es verkehrt wie Rodrigo: stecke nicht viel Geld in Deinen Beutel! Wie trefflich es auch mit den Grundsätzen beschaffen sein mag, es bleibt doch immer gefährlich, mit mehrerem Geld einer Roulette nahe zu kommen.“

Eine Stunde später sitzt der Tourist im Coupé.

Noch einmal erscheinen die grauen Thürme des Schlosses Chillon — noch einmal glänzt die

amethystblaue Seefläche, dann lenkt die Bahn in das Rhonethal ein. Sie scheint uns bis an den Fuß des Schnee- und Eispalastes des Dent du Midi führen zu wollen. Welche Schlünde, welche Risse, welche Zacken! Ein großartiges Bild, doch man kann nicht dabei verweilen, man geht bald an dies, bald an jenes Fenster, denn bald stiegen hier, bald dort neue, phantastische Felshörner auf, vor Allem die schneebedeckten Diablerets. Jetzt hält man eine Minute in Aigle, jetzt in Bex. Beides sind prachtvoll in weiten Thalkesseln gelegene Orte. Freundlich blicken Hotels und Pensionen durch grüne Büsche und blühende Baumgruppen daher. Ein großer Personenverkehr belebt alle Stationsplätze.

Ernster werden die Bilder und ernster wird das Gemüth des Beschauers, wie er sich der Grenze von Wallis nähert. Der Zug ist schon leer geworden, die Stationsplätze sehen verlassen aus, aber die Romantik der Gegend wird immer mächtiger und mächtiger. Ein unheimlich langer Tunnel bereitet auf immer größere Bergwunder vor. Da sind wir endlich in St. Maurice. Es zeigen sich uralte graue Mauern und Thürme, aus römischen Fundamenten emporgewachsen, ein grauer, düsterer Ort, von kahlem, furchtbar verwittertem Gebirg umschlossen, voll mittelalterlicher und mönchischer Erinnerungen. Hier schwur 515 König Sigismund auf einer Kirchenversammlung den Arianismus ab, hier wurde zwei Jahrhunderte später eine prächtige

Kirche eingeweiht, wobei hundert Mönche Tag und Nacht sangen. Die Thürme und Portale, die Klostergärten mit darin wandelnden Chorherren sind noch wie ein Nachklang dieser Zeit. Und wie gut passen Mönche als Staffage zu öden, verwitterten Gebirgen! Felsen und Mönche haben ja miteinander etwas Verwandtes. Wie paßt der Abt in Byron's „Manfred" hinein, und wer möchte sich den großen St. Bernhard und seine Hospiz ohne Kutten denken. . . .

Der große St. Bernhard — dort zeigt er schon seinen schneeglänzenden Rücken! Wiederholt leuchtet er über die anderen Gebirge herüber. Die Bahn passirt eine arme, sumpfige, von Wassern verheerte Gegend, wo nur Weiden und Schilf zu gedeihen scheinen. Schlammströme, die vom Dent du Midi herabkommen, haben ungeheure Trümmerfelder geschaffen. Bei Verneyaz stürzt sich die Sallenche mit voller Macht ins Thal, weiterhin öffnet sich das düstere Trunthal, welches direct nach Chamouny führt; nun sind wir in Martigny, wo der Paß über den großen St. Bernhard sich öffnet.

Von St. Maurice ab sitzt ein Mensch mir im Coupé gegenüber, der einen unheimlichen Eindruck macht. Er ist ungefähr sechsunddreißig Jahre alt, aus seinen schwarzen Augen blickt eine eigenthümliche Entschlossenheit und ein die Umgebung belauerndes Etwas, das beunruhigt. Der Anzug

des Menschen ist völlig verwahrlost, der Hut mit der breiten, abgegriffenen Krämpe eine Ruine, Hose und Rock sind elend über jeden Begriff — aber wunderlich genug — an den Füßen hat der Kerl ein paar ganz neue Stiefel von wundervoller Arbeit. Es sind Stiefel mit starken Doppelsohlen von einem fremdartigen, mir unbekannten, seltsam gerieften Leder. Sie reichen bis an die Mitte der Wade und sind zu schnüren. Ein lackirtes, arabeskenartig ausgeschnittenes Leder bildet vorne eine Verzierung, die Zehen sind durch einen elegant umnähten Besatz geschützt. Wie kommt der Vagabund zu einer Fußbekleidung, die weit mehr werth ist als sein ganzer übriger Anzug? Jetzt zieht er ein Schnupftuch, das die Metamorphose einer alten Küchenschürze darstellt, aus der Tasche, und stäubt die beiden Kunstwerke sorgfältig ab. Wirklich, immer wieder muß ich mir diese Stiefel betrachten, und fange mir über sie den Kopf zu zerbrechen an. Gibt es, frage ich mich, einen Menschen, der sein ganzes Aeußere zerfallen läßt, nur um ein Paar prachtvolle Stiefel zu haben? Zwar — auf den Bildern vieler Maler ist Gott Mercur ein solcher Sonderling und trägt an den Füßen schöne, flügelbesetzte, kunstvoll gearbeitete Sandalen, während er sonst am Leibe splitternackt ist — aber dergleichen kommt nur in der Mythologie vor. Sollte dieser Mensch da — unheimlich wär's allerdings, ihm irgendwo auf einem einsamen Gebirgspfad zu begegnen — vielleicht gar

einen fußwandernden Lord in die Tiefe geschleudert und seiner Stiefel beraubt haben? Mit solchen Augen ist man mancher Dinge fähig. . . Ich fühle mich weit behaglicher, als der seltsame Kumpan in Martigny mit seinem Bündel aussteigt und ich ganz allein zurückbleibe.

Bald bin ich in Saxon. Die Scenerie des Ortes ist unleugbar großartig. Die Rhoneniederung hat sich weit zwischen zwei ungeheuren Bergrücken ausgedehnt, von welchen der eine kahl und verwittert, der andere tief unten mit reicher Vegetation bedeckt und noch hoch hinauf bewaldet ist. Auf dem Grat dieses letztern Bergrückens steigt ein ganz isolirter Obelisk oder Kegel in die Höhe, wie ein Wahrzeichen ringsum sichtbar, die pierre-à-voir genannt. Die Römer, die ja alle diese Pässe besetzt hielten, mögen ihn kurzweg saxum genannt haben, woraus dann der Name Saxon entstanden. Der alte Ort, ein elender Klumpen Lehmhütten, klebt an einer Felsrandwand und zieht sich eine Thalschlucht hinauf, ihn überragt eine pittoreske, keck hingestellte Ruine mit ungewöhnlich hohem und wohlerhaltenem Wartthurm. Unten längs der Straße ziehen sich mehr oder minder im Entstehen begriffene Anlagen und eine Reihe Häuser, größtentheils Hotels und Pensionen, hin, von denen sogar zwei auf ihren Schildern die pierre à voir wieder vorführen. Leider ist noch alles öde, unbelebt und erwartet schmerzlich Besucher.

Ich habe den Weg zum Cursalon eingeschlagen. Seine Localitäten stehen wirklich auf der Höhe moderner Anforderungen, und dürfen sich mindestens neben denen von Wiesbaden sehen lassen. Aber sie sind trotz der schon vorgerückten Abendstunde, da ich eintrete, fast leer. Einer der Säle ist durch das über eine ganze Wand hinlaufende Orchester als Ballsaal kenntlich. Die Musiker haben eben ein wehmüthiges Adagio aufgeführt; da ihnen Niemand zuhörte, haben sie abgebrochen und in den rothen Sammtfauteuils Platz genommen, um untereinander zu schwatzen. Da erscheinen ein paar junge, sehr geputzte Damen, die zu den Habitués des Ortes gehören mögen, die Musiker laufen zu ihren Pulten, und beginnen ihnen zu Ehren eine lustige Polka; Einer hat eine Dame engagirt und jagt mit ihr auf den glänzend gebohnten Parquets herum. Halb ernst, halb mitleidig traurig blickt ein Porträt in Lebensgröße auf diese Scene: es ist Garibaldi in der camigia rossa, dem berühmten rothen Hemde.

Der an den Ballsaal anstoßende Saal ist der Lectüre geweiht. Die Tische sind mit Zeitungen in allen Sprachen bedeckt, die Lampen brennen, aber die Leser fehlen. Dagegen sammelt sich in diesem Local eine nicht geringe Zahl von Leuten, vierzig bis fünfzig Personen, Männer und Frauen, vor einer Thüre, in Erwartung, daß sie geöffnet werde. Es sind solche, die an der Spielbank, welche sich

um acht Uhr in Thätigkeit setzen soll, gute Sitze finden wollen.

Der Unternehmer von Saxon, seiner Bäder und seiner Spielbank ist ein Italiener, Josef Fama, der merkwürdigerweise ein ehemaliger katholischer Priester ist, welcher sich sogar ehedem in italienischen Städten als feuriger und eifriger Missions-Prediger ausgezeichnet hat. Das unauslöschliche Merkmal der Priesterweihe berücksichtigend, könnte man ihm vielleicht noch immer den Titel Hochwürden beilegen, doch weiß ich nicht, ob es ihm recht wäre, es wäre auch im Hinblick auf sein jetziges Metier, eine Frau und mehrere Kinder nicht passend. Er selbst hielt seinen früheren Stand lange geheim. Er war im Jahre 1848, während die Politik Alles in Aufregung hielt, in Wallis erschienen und bei der provisorischen Regierung in Sion um die Erlaubniß eingekommen, im Bad zu Saxon einen cercle des étrangers einrichten zu dürfen, in welchem Bälle, Feste und Spiele nach Art derer in den rheinischen Bädern abgehalten werden dürften. Die Behörden ertheilten die Concession und — so mächtig wirkt jede kreisende Scheibe — bald entstand unterhalb der alten Lehmhütten das neue Saxon mit seinen Hotels und Pensionen. Doch — es gibt kein ruhiges Glück! Im selben Maß, als Saxon in die Höhe kam, wuchsen auch die Anfechtungen und Angriffe, und jetzt vergeht kein Tag mehr, an welchem die Schweizer Zeitungen keinen Artikel

gegen die neue Spielhölle brächten. Das Ganze stellt einen Conflict dar. Einerseits verbieten die Bundesgesetze mit klaren Worten das Hazardspiel, andererseits ist die Concession der Regierung von Wallis ganz unzweideutig. Es wird wohl, falls die Aufhebung der Spielbank beschlossen würde, nichts übrigbleiben, als den Eigenthümer zu entschädigen.

Inzwischen ist aber Signor Fama von Unter-Wallis zum Deputirten in den Bundesrath gewählt worden. Wenn der Weg vom katholischen Priester zum Spielbank-Unternehmer groß ist, der vom Spielbank-Unternehmer zum Volksvertreter ist auch kein gewöhnlicher. Unleugbar, dieser Mann geht nicht die Laufbahn anderer Menschen und schon sehe ich in der Ferne einen Schriftsteller, der sich dies Leben für einen Sensations-Roman zurechtlegt.

Im Streit, der über Signor Fama's Person und sein Unternehmen hin- und hergeht, findet er auch warme, wiewohl schwerlich ganz billige Vertheidiger. Was sollen, fragen diese, die fortwährenden satyrischen Anspielungen auf seinen ehemaligen Priesterstand? Was konnte er dafür, daß er das Opfer der vor fünfundzwanzig Jahren in Italien herrschenden clericalen Richtung war? Als er zu einer reiferen Weltanschauung gelangte, warf er ja den Priesterrock von sich. Waren nicht auch Talleyrand, das Conventsmitglied Gregoire und Lamenais Ex-

priester? Man sieht, daß diese Vertheidiger in ihrer Replik den Charakter ihres Schützlings nicht niedrig greifen.

Und insofern wären wir beruhigt. Wie aber soll man sich einen Spielbank-Unternehmer als Volksmann vorstellen? Das ist schon weit schwieriger. Nun, Signor Fama ist liberal. Er glüht für Freiheit und Volkswohl. Aber sein Freiheitsstaat ist kein düster ascetischer, sondern ein heiterer, lachender. Jedes denkende Wesen ist mit unveräußerlichen Menschenrechten ausgestattet und obenan steht das Recht, sein Geld nach Belieben bei Signor Fama zu verspielen. Und wiewohl ein Fremdling, ein Italiener, liebt der Abbate seine neue Heimath wie nur irgend einer ihrer Söhne: er weist ihr eine schöne Zukunft an. Er träumt jedenfalls ein liebliches Utopien, eine Zeit, in welcher das bisher wenig begüterte Wallis, aller Steuern entlastet, als ein modernes Paradies, ein zweites großes Monaco aufblüht. Die Spielbank besorgt Alles, sie ist an die Stelle des veralteten Fiskus getreten.

Während ich, auf dem Sopha hingestreckt, so meditire, ist die Roulette schon lange im Gange. Ich begnüge mich, die Gesellschaft, die sich an ihr betheiligt, zu mustern. Sie ist nicht die beste. Der Fremdenzug hat noch nicht begonnen und so sind fast nur Spieler von Profession und andere unsaubere Existenzen anwesend. Ja, es gibt wirklich

Menschen, elende, unglückliche, gelddurstverzehrte Wesen, die dieser Spielbank zuliebe sich hier auf Monate einquartieren und den Winter im öden, einsamen Dorfe verbringen! Hier leben Menschen, die sich tagsüber verkriechen und wie Ungeziefer nur Nachts zum Vorschein kommen; Menschen, für die nichts existirt, als diese kreisende Scheibe. Ich male mir so gut ich kann ihr Leben aus, ihr elendes, gefoltertes Leben. Und gewohnt, von irgend einem Anlaß berührt, Geschichten zu ersinnen und Bilder auszumalen, dichte ich gleich ein Capitel jenes obenerwähnten Sensations-Romans. Ich male mir eine Winternacht aus auf dem Simplon und einen Menschen, der sich verirrt hat, der die Lichter von Saxon vor sich sieht und nicht hingelangen kann. Es ist der ehemalige Küster der Kirche, an welcher der Priester Josef Fama fungirte. Er hat von dem großen Glück Kunde erhalten, das dieser gemacht, und hat die Reise über die Alpen angetreten, um sich von ihm eine Stelle als Croupier zu erbitten . . . .

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich die Straße zu meinem Wirthshause einschlage. Endlich erreiche ich es. Es scheint unbewohnt bis auf ein einziges Zimmer, dessen Fenster noch hell sind. Von der Wirthin nur bis zur Stiege geleitet, gehe ich, das Licht in der Hand, durch einen schmalen Corridor und suche die mir für diese Nacht gehörige Zelle. Ein ungewohntes Gefühl der Oede beschleicht

mich in diesen kühlen, feuchten, kaum erst fertig gewordenen Räumen. Welch unheimliches Wirthshaus habe ich mir da ausgesucht, sage ich zu mir selbst. Keine Glocke setzt mich mit der Welt in Verbindung, geschieht mir etwas, wer käme mir zu Hilfe? Indeß ich noch so monologisire, stolpere ich über etwas, es sind ein Paar vor die Thür hinausgestellte Stiefel, mein Blick fällt auf sie, ich erkenne sie gleich wieder — der Mann mit den schönen Stiefeln ist mein unmittelbarer Zimmernachbar!

„Seltsam! sehr seltsam!“ rufe ich. „So sitzt mir der unheimliche Mensch schon wieder auf dem Halse! Verdammte Nachbarschaft! Gewiß ein herabgekommener verzweifelter Spieler, und ich wundere mich nur, daß ich ihn nicht schon im Spielsaal gesehen habe . . .“

In mein Zimmer eingetreten, prüfe ich die Sicherheit, die mir meine vier Wände gewähren. Die Prüfung stellt mich nicht zufrieden. Die Verbindungsthür beider Stuben läßt sich wohl zuriegeln aber der Riegel selbst scheint mir so schwach, daß er einem energischen Drucke weichen würde. Das Bild des finstern, verwahrlosten Menschen verläßt mich nicht mehr. Meine Phantasie ist erregt. Ich hätte nicht übel Lust, mich mit der Wirthin abzufinden und heute noch ins Badhaus zu ziehen.

So liege ich wachend, das Licht neben mir,

halb angekleidet auf dem Bette, als ich Geräusch im Nebenzimmer höre.

Der Nachbar ist aufgestanden und geht auf und nieder, leise, vorsichtig, als ob er etwas suche. Nun tappt er zur Thüre, die auf den Corridor führt, öffnet sie, und ich höre ihn hin- und wiedergehen. Nach mehreren Minuten kehrt er zurück, tritt aber nicht in sein Zimmer ein, sondern nähert sich langsam meiner Thüre. Ich bin vom Bett herabgesprungen und stehe wie in Erwartung eines Angriffs und Ueberfalls auf meiner Hut.

Da klopft es. „Was gibt's?" frage ich. Und eine heisere Stimme antwortet: „Excusez, monsieur. Ich sehe, daß Sie Licht haben, und höre, daß Sie noch auf sind. Ich möchte Sie ersuchen, mir ein paar Zündhölzchen zu leihen."

„Hab' keine!" antworte ich unwirsch. „Lassen Sie mich ungeschoren."

Ich höre noch ein paar gemurmelte Worte, dann tappt der Nachbar in sein Zimmer zurück, schließt die Thüre und legt sich seufzend nieder. — Ich bleibe noch eine ganze Weile wach, ängstlich gespannt lauschend, ich werde erst ruhiger, als ich den Nachbar im Schlafe athmen, eigentlich schnarchen höre . . .

Als ich unberaubt und unermordet erwache, ist es heller Tag. Ich gehe an den Stiefeln vorbei, die jetzt schon sehr viel von ihrer Schrecklichkeit verloren haben, betrachte das im Morgenlicht glänzende

Thal, auf welches die pierre-à-voir wie eine Pyramide herabschaut, mache einen Gang bergaufwärts, komme zurück und frühstücke schließlich in der Wirthsstube. Natürlich erkundige ich mich gleich nach meinem Zimmernachbar.

„Das ist," entgegnete die Wirthin, „ein Gelehrter, ein Professor der Mathematik, wie ich glaube."

„Was, ein Professor der Mathematik?"

„So nennt er sich — doch wer weiß, es gibt gar verschiedene Professoren. Indeß könnte er wohl ein Gelehrter sein, denn er sitzt viel auf dem Zimmer, hat immer ein Blatt mit Zahlen vor sich und arbeitet oft bis spät in die Nacht hinein. Es scheint ihm nicht am Besten zu gehen. Mein Gott, so ist es nun einmal . . . Ein gutes Handwerk, das habe ich immer gesehen, ernährt seinen Mann besser, als jede Wissenschaft."

„Jedenfalls ist der Herr Professor nebenbei ein rechter Spieler?"

„Ich weiß nicht. Zum Spiel braucht man Geld und er hat immer nur das Aller —"

Sie brach ab, denn der, von welchem die Rede, war plötzlich auf der Schwelle erschienen und trat nun ein. Finster leuchteten seine Augen, finster setzte er sich an den Frühstückstisch.

Ohne ein Wort zu sprechen, saßen wir einander gegenüber und bedienten uns derselben Theekanne. Es wäre nun natürlich gewesen, ein Wort zu sagen.

Einmal glaubte ich eine Entschuldigung wegen meines Benehmens in der Nacht anbringen zu sollen; da es aber immer unangenehm ist, Jemandem zu sagen, daß man ihn für einen Dieb oder Räuber gehalten, schwieg ich still. Da streckte der Fremde, der inzwischen eine Cigarre angezündet, seine Beine wie ein Amerikaner über zwei Stühle weg, zog das mir schon bekannte Taschentuch, die Metamorphose der Küchenschürze, heraus und begann, wie damals im Wagen, seine Stiefel wieder mit liebevoller Sorgfalt abzustäuben.

Endlich glaube ich den Zeitpunkt gekommen, ein Wort an ihn zu richten. Ich sagte in einer Anwandlung von Humor, aber sehr ernst: „Sie haben da ein Paar sehr schöne Stiefel . . .“

Der Mann hustete, ein Lächeln erschien auf seinen starren Zügen, er erwiderte langsam, gleichsam sinnend:

„Allerdings, sie haben ein recht gefälliges Aeußere. Nur kommen sie sehr theuer. Man fährt ihretwegen oft auf der Eisenbahn, wo man sonst zu Fuß ginge.“

Ich meinte einen Narren vor mir zu haben, der Fremde aber fuhr fort:

„Sonderbar, wie diese Stiefel allgemein auffallen . . . Sie sind freilich aus einem hier noch sehr ungewöhnlichen Material gearbeitet: aus der Haut des Alligators. In England ist das aber etwas ganz Gewöhnliches. Hier sind sie ein Curio-

sum. Mir aber sind sie werth als ein Beweis, daß es auf dieser miserablen Welt noch gute, dankbare Menschen gibt. . . .“

„Ei, ei, wie denn das?“

„Monsieur,“ erwiderte der Fremde mit finster zusammengekniffenen Brauen, „ich bin Mathematiker. Ich bin Gesetzen auf der Spur — was sage ich da — ich habe Gesetze gefunden, welche das Hazardspiel als solches vernichten und den Gewinn festbannen werden. Ich bin Mann der Wissenschaft; das Buch, welches meine Theorie des Spiels enthält, wird demnächst erscheinen. Als Mann der Wissenschaft halte ich meinen Rath stets für Jeden bereit, der sich freundlich an mich wendet. Vor einiger Zeit nun hatten wir einen alten Herrn hier, der sehr unglücklich gespielt hatte. Ich lernte ihn auf diesem selben Platz kennen, auf dem Sie da sitzen. Wir sprachen zusammen, ich gebe ihm einen kurzen Ueberblick meiner Methode, er faßt ungewöhnlich schnell, geht wieder in den Spielsaal und kommt rasch wieder zu seinem Gelde, ja zu einem kleinen Ueberschuß. . . Eben wieder an diesem selben Tisch bietet er mir ein Geldgeschenk — ich weise es zurück, er will es mir aufdrängen, ich refusire! Ein paar Tage, nachdem er abgereist, kommt mir ein Postpacket zu — ich öffne es und finde diese Stiefeln drin. Ich stutze, aber ein beiliegendes Billet erklärt mir Alles. Der brave alte Herr war ein Schuster aus Bern — er schickte mir die Kleinig-

keit als Zeichen der Erkenntlichkeit. Er hatte mit dem Blicke das Maß genommen — und sehen Sie nur, wie sie passen! Hübsch von dem Manne, nicht wahr? Sehr ungewöhnlich in dieser unsaubren Welt. . . . . Es ist Zeit. Guten Morgen!“

Der Mann ging, offenbar eines jener unglücklichen Originale, die man so oft in der Nähe der Spielbanken trifft. Und so war mir doch noch das Räthsel gelöst worden, das mich so lange beschäftigt. Die Stiefel, die mich Nachts mit Schrecken erfüllt, die ich für die Beute eines Missethäters gehalten, sie waren die Widmung eines dankerglühenden Schuhmacherherzens und der wohlverdiente Lohn wissenschaftlicher Bestrebungen.

Ein Besuch in Elm.

Donnerstag, 15. September 1881.

Den gestrigen Tag, den dritten nach der Katastrophe, habe ich bei herrlichem Wetter zu einem Ausfluge nach der Unglücksstätte von Elm benützt. Sieht man sich auf der Karte die kurze Spanne Raumes an, wird man kaum glauben, daß man vom Bodensee aus, trotz aller Benützung der Eisenbahn, anderthalb Tage zur Erreichung des Zieles braucht.

Um gleich bei grauendem Morgen weiter zu können, hatte ich den Abend zuvor nach Lindau, von da hinüber nach Rorschach und auf der Rheinthal-Linie weiter nach Sargans fahren müssen. Die Schweiz hat keine Nachtzüge, denn sie bedenkt ihre Hoteliers. Jeder Mensch auf ihrem Grund und Boden soll unter einem Dache schlafen. Nach wenig Stunden Schlafes war ich wieder auf den Füßen, der Himmel versprach Gutes.

Von Sargans, dem Gabelpunkte der Rheinthal- und Linth-Linie, gelangt man bald an die

Ufer des Wallensees. Er liegt melancholisch da zwischen seinen grauen Felsmauern; von Murg bis Untertrogen jagt der Zug durch zahlreiche Tunnels. Ich ziehe mich in eine Ecke zurück und gedenke Heinrich Simon's, der in diesen Wellen sein Grab gefunden.

Gegen Sieben war ich in Wesen, dem Knotenpunkte nach Zürich und Glarus. Ich benütze einen einstündigen Aufenthalt zu einem Gange nach dem romantisch gelegenen Kloster Mariahalden und mache auch dem Hotel „zum Speer" meinen Besuch. Alles erinnert mich an längst vergangene, aber unerfreuliche Zeit. Die „Pension", die ich gleichsam in ihrem Kindesalter gekannt, ist zur stattlichen Dame herangewachsen, nun aber von den sommerlichen Gästen bereits verlassen. Vorgestern hatte das Haus noch sechzehn Gäste, heute ist die Zahl derselben auf sechs herabgeschmolzen, in einigen Tagen vielleicht wird hier schon geschlossen.

Endlich geht es nach Glarus weiter. Auch diese Stadt habe ich lange nicht gesehen. Damals war sie kahl und uniform aus dem Schutte des großen Brandes erstanden, heute sehe ich den Platz zwischen Bahnhof und Stadt durch wunderschöne Anlagen verziert. Aber der düstere Charakter des Ortes am Fuße des großartigen, finsteren Glärnisch ist nicht zu mildern.

Um nach Gschwanden weiterzufahren, aber-

maliges Umsteigen; man kommt von der Vereinigten Schweizer Bahn auf die Nordostbahn. Das Gedränge in der Halle ist enorm, Alles will nach Elm; die Waggons werden gestürmt wie an einem Schützen- oder Sängertage. In Gschwanden, das man bald erreicht, abermals eine bedeutende Fabriksstadt zwischen schauerlich wild aufstarrenden Bergen, heißt es die Bahn verlassen und einen Wagen suchen. Viele Gefährte aller Gattung und Beschaffenheit stehen auf dem Platze; für die Menge derer, die da suchen weiterzukommen, ist aber ihre Zahl zu gering. Die Post mit ihren Beichaisen ist schon besetzt, Leiterwagen werden ein gesuchtes Vehikel, doch auch an diesen gebricht es. Viele, die mit Fahrabsichten gekommen, müssen sich entschließen, die drei guten Stunden bis Elm zu Fuß zurückzulegen. Ich habe es als großen Glücksfall zu betrachten, daß ich in den Wagen eines jungen Mannes aus Gschwanden einsteigen konnte, der große Kisten mit Bouquets, d. h. Blumenspenden für das Grab seiner Verwandten mit sich nimmt.

Von Gschwanden nach Elm führt eine jener vortrefflich angelegten Poststraßen, auf welche die Schweiz stolz sein darf. Sie steigt das schluchtähnliche Thal, in dessen Tiefe die wilde Sernft braust, langsam und vorsichtig hinan. Einzelne schön gearbeitete Steine bezeichnen die Brüstung, die ja auch einen ernsten Sturz in die Tiefe nicht aufhalten könnte. Zu beiden Seiten bilden grüne

Matten, allenthalben mit hausgroßen Blöcken besäet, den Abhang, darüber steigen Wälder empor und furchtbare Felsmauern. Eine schöne Aussicht folgt der andern. Zurücksehend gegen Gschwanden hat man einen Blick auf ganz weiße, silbern blitzende Gebirge, das sind die Clariden; ganz vergletscherte Riesenwildbäche stäuben von der Höhe nieder, ihr Wasser in der Tiefe mit dem der Sernft zu vereinigen. Diese Bergwildniß trägt aber alle Zeichen der Civilisation: Webereien, Spinnereien benützen die Wasserkraft. In Engi, wo sich das Thal erweitert, erblickt man stattliche Fabriken, mit Gärten umgebene Häuser, ein schloßähnliches Schulhaus. Man nähert sich den „letzten Dörfern", aber es sind nicht Dörfer wie in Tirol, Piemont oder Savoyen.

Unser rascher Wagen hatte die Fußwanderer und die längst vorausgegangene Post überholt; er wäre allen übrigen Gefährten vorangekommen, wenn nicht eines unserer Pferde gestürzt wäre, wobei es sich beide Knie blutig geschlagen. In Engi muß dem armen Thiere die Wunde gewaschen und mit Holzkohle eingerieben werden. Ein solcher Unfall, eine Elle seitwärts vom Abgrunde, erregt immer einige Gemüths-Alteration.

Es ist Mittag geworden, ein Tag von herrlicher Klarheit, wahrlich im schärfsten Contraste stehend zu dem traurigen Ziele, dem wir zustreben. Der „Friede der Natur" blickt uns an. Indeß hat

sich ein ungeheuerer Gebirgsstock vor uns aufgestellt. Sein unterer Theil ist mit Matten bedeckt, der höhere bewaldet, oben geht er in ganz verwitterten, phantastisch gezackten Hörnern aus. Das sind die Tschingelhörner, darin das berühmte Martinsloch, durch welches drei Tage im März die Sonne zu sehen ist. Auf der Flanke des Berges hat eine theils braune, theils aschgraue Fläche schon lange meine Aufmerksamkeit erregt. Aus der Mitte derselben dampft es fortwährend in die Höhe. Diese Fläche, etwa 1500 bis 2000 Fuß über der Thalsohle, ist die Abbruchstelle, und die aschgraue, wallende, quirlende Wolke ist der aufsteigende Staub, weil der Berg noch immer „in Bewegung" ist.

Wir sind beim Dorfe Matt. Hier ist die Straße, die ja bald unpракticabel wird, für Fuhrwerke abgesperrt. Es gilt aussteigen und längs der grünen Berghalde auf einem in den letzten Tagen gebahnten Steige uns der Unglücksstätte nähern. In einem Zuge von mehreren hundert Personen gehen wir am Waldessaum über Stock und Stein vorwärts.

Aus einem der letzten Häuser des Dorfes Matt ist uns ein Mann entgegengekommen, er ist ein Uebriggebliebener, der sich hieher zu Freunden gerettet. Er ist ein Fünfziger, stark und stämmig, wie denn überhaupt hier ein besonders starker Menschenschlag von nicht zu beugender Art daheim gewesen sein soll. Er steht da in Hemdärmeln,

in einer Weste von rauhem Wollgarn, eine Gruppe sammelt sich um ihn, er hat das Bedürfniß, zu erzählen, wie er Weib und Kinder verloren, sein Haus verloren, und wie Alles zuging. Ich verstehe ihn äußerst schwer, in der Hauptsache sagt er Folgendes: Schon seit einiger Zeit hatten sich gefahrdrohende Risse im Waldbestande oberhalb dem Plattenberg in Elm gezeigt. Der Cantonsförster erklärte den Fortbetrieb des Schieferbergwerkes für gefährlich. Sonntag war das Erdreich, durch vorausgegangenen Regen erweicht, in beständiger Bewegung. Abends zwischen Fünf und Sechs sah man plötzlich in der Höhe Wald und Boden sich bewegen, wie wenn ein heftiger Wind durch ein Kornfeld geht; sofort stürzte der ganze Wald herunter und gleichzeitig der mächtige Felskopf über dem Schieferbergwerke. In zwei Minuten war Alles da! Alles da! Er hat es gesehen, als er von der Alme herunterkam. Wie eine ungeheure schwarze Lawine ging es herunter und sein Haus war nicht mehr! „O," sagte der Mann, „wäre ich doch bei den Meinigen daheim geblieben! Das war mein erster Gedanke." Auch andere Häuser, die nächstliegenden im Unterthale, waren verschüttet. Eine Menge Menschen eilte zu Hilfe — er sah sie — da löste sich eine zweite Erdmasse ab, wälzte sich mit rasender Schnelligkeit gegen die Straße und das Dorf hin, und das ganze Unterthal, Häuser, Ställe, Menschen, waren im Schutte begraben.

Das neue Quartier im Eingange des Dorfes war wie weggeblasen, verschwunden! Wenigstens 30 Firste und 150 Personen hat es getroffen . . .

Ich ging weiter und gewann bald einen Ueberblick über die ganze Zerstörungsstätte. Sie bildet ein ungeheures Dreieck, deren Grundfläche gegen die Tschingel-Alm, dessen Spitze gegen das Thal zu liegt, jede Seite mindestens eine halbe Wegstunde lang. Die ganze Thalsohle ist mit Schutt bedeckt, der 30 bis 40 Meter hoch liegen mag. Das Ganze gleicht einer niedergegangenen Lawine oder einem festgestauten Eisstoße von grauschwarzen Schollen. Zwischendurch sucht sich die aus ihrem Lauf gedrängte Sernft ihren Weg und hat seitwärts im sogenannten „Moos" einen ziemlichen See gebildet. Große Blöcke ragen wie Hügel heraus, das Uebrige ist Schutt und Trümmer. Auf dem schwarzen Schuttfelde liegen Dachstühle, Balken, Bretter, Jalousien, zerriebene Möbeltheile umhergestreut. Ein Haus, ganz neugebaut, ist scheinbar ganz, aber nach vorne übergeworfen, andere Häuser stehen kreuz und quer vom ungeheuren Luftdruck gehoben und versetzt. Das war das ungeheure Grab der Verschütteten.

Weiter ab stehen noch einige Häuser aufrecht — darunter die Kirche, das Wirthshaus. Sie sind leer und todtenstill, gänzlich geräumt; die Uebriggebliebenen haben sich nach Hintersteinerbach geflüchtet.

In dem ungeheuren Trümmerfelde waren einige Leute mit dem Sprengen größerer Blöcke beschäftigt, um die Sernft einigermaßen wieder freizumachen. Die Anstrengung dieser Wenigen, einer so ungeheuren Zerstörung zu steuern, hatte für mich etwas Unheimliches. Indessen hallte es von der Abbruchsstelle her mit furchtbarem, lange nachhallendem Donner. Es waren neue Rutschungen, wie sie unaufhörlich stattfinden. Einzelne Blöcke rollen aus höheren Lagen in tiefere, da stäubt es, und die aschgraue Wolke am Bergabhange dampft stärker als zuvor.

Der Donner und die Flucht der Menschen ringsum hatten einen Menschen keinen Moment gestört, der unter mir im Vordergrunde im Schutte umherwühlte. Es war ein Mann, der auf dem Platze grub, wo sein verschwundenes Haus gestanden. Man hörte seine Eisenstangen klirren. Ist es ein Verrückter, der seine Todten so auswühlen will? Nein, er „plündert". Dies Wort hat im Alemannischen eine dem Schriftdeutschen fast entgegengesetzte Bedeutung, es heißt: in Sicherheit bringen. Der Mann versuchte, aus seinem Hausrathe noch etwas zu retten.

Als ich den Armen so verzweiflungsvoll arbeiten sah, wendete ich mich an einen neben mir stehenden jungen Mann aus den besseren Ständen. „Es ist ein Jammer," sagte ich, „diese verzweifelten Anstrengungen zu sehen! Ich weiß, die Schweiz

ist die Schweiz . . . Bei uns wären längst Abtheilungen von Soldaten, von Pionieren da, dem Flusse den Lauf zu ebnen, die Blöcke zu sprengen."

„Für solche Arbeit," erwiderte der junge Mann mit verächtlichem Lächeln, „würden sich unsere Soldaten bedanken."

„Deutsche Soldaten," versetzte ich, „vermuthlich auch Franzosen — würden ihre Ehre drein setzen. Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an."

Damit ging ich weiter meinen Weg um die ganze zugängliche Seite des ungeheuren Grabes. Im grellsten Contraste zu all diesem Grauen standen der blaue Himmel, der herrliche Wald. Es muß ein idyllisch schönes Thal gewesen sein, dies Elm mit seinen uralten Ahornen! Man darf sich den Ort nicht als ein „Gebirgsdorf" vorstellen, es war eine sehr ansehnliche Gemeinde. Sie hatte keine sehr reichen Leute, aber auch keine Armen. Die herrlichen Matten ringsum ernährten den schönsten Viehstand. Das Schieferbergwerk, in welchem über hundert Menschen beschäftigt waren, repräsentirte einen Werth von Hunderttausenden, es lieferte ein vorzügliches Material, das weit über die Grenzen versendet wurde.

Heute um Neun hatte das Begräbniß der aufgefundenen Leichen, wenn man zerrissene Glieder so nennen kann, stattgehabt. In zwei Massengräbern wurden sie in die Erde gesenkt. Nur wenige Menschen

waren anwesend. Mitten in der Leichenrede erfolgte ein furchtbarer Schlag, der Berg regte sich wieder. Die Anwesenden suchten das Weite, und der Pfarrer brach seine Rede ab. Es muß nicht leicht gewesen sein, sie zu halten und die Katastrophe mit der christlichen Vorstellung einer über den Menschen wachenden Vorsehung zu vereinigen.

Sehr ernst, mit einer niederdrückenden Empfindung trat ich den Rückweg von dieser Scene eines ungeheueren Jammers an. Die Existenz auch der Ueberlebenden muß als vernichtet betrachtet werden, jede Aussicht in die Zukunft ist ihnen abgeschnitten. Die Bergwand, welche den Leuten ein Quell des Reichthumes geworden war, ist ihre Verderberin geworden, sie ist nicht mehr in Ruhe zu bringen. Elm hat eigentlich heute schon ein Ende genommen wie das schöne, reiche Plurs, das eine zwanzig Meter hohe Schuttlage bedeckt. Bald dreihundert Jahre sind es her, daß das verschüttet wurde; an der Stelle der üppigen, in Liedern gefeierten Stadt steht jetzt ein schöner, schattiger Kastanienhain.

Spaziergänge durch Amsterdam.

Der Zug, der pfeilschnell die von Weilern, Canälen, Windmühlen belebte Fläche durchschnitten, verlangsamt sich und pfeift, das Coupé wird aufgerissen. Wären wir wirklich schon angekommen? Meiner Uhr nach, die noch in Köln richtig zeigte, hätte ich mich noch eine volle Viertelstunde zu gedulden gehabt. Doch ja, wir sind schon auf der Außenstation nahe der Amstel und haben nur noch einige Minuten zur Centralstation weiterzufahren. Ein weiter ruhender Seespiegel, von der sinkenden Sonne goldig und roth gestreift, zeigt sich dem Blicke, Docks erscheinen und ein Mastenwald, Schiff an Schiff, wir fahren auf einem Damme mitten durch den Wasserspiegel, Stadttheile, von Canälen durchschnitten, zeigen sich; da halten wir endlich, Alles drängt zum Ausgange.

So bin ich denn wirklich in der Stadt, die zu sehen ich seit undenklicher Zeit gewünscht habe! Ihr erster Eindruck ist groß, jedenfalls der einer Weltstadt, was sie schon im siebzehnten und acht=

zehnten Jahrhundert vor Paris und London gewesen und unleugbar heute noch ist. Unübersehbar dehnt sich das Häusermeer, aus dem Thürme und Kuppeln emporragen. Dem, der aus dem Bahnhofe herausgeht, tritt dieses Bild im weiten Halbkreise entgegen, und zwar originell im höchsten Grade. Hoch und schmal, meist nur mit einer Front von drei Fenstern, präsentiren sich die Häuser mit den breiten, seltsam verschnörkelten Giebeln. Mit dem rothen, dunkelbraunen, oder gar schwarzen Backsteinbau, dessen Mörtellinien aufs sorgfältigste weiß bemalt sind, hat uns der Aufenthalt in Holland bereits bekannt gemacht, aber nirgendwo war noch der Anstrich so grell und herausfordernd, alle Façaden sind tief schwarz, dagegen treten die hellangestrichenen Thür- und Fensterumrahmungen grell hervor. Dabei besteht jede Hausfront fast nur aus Fenstern, die sozusagen von Stockwerk zu Stockwerk ragen, daß nirgends Platz für ein Schild, eine Firmatafel übrig bleibt. Nirgends ein Erker, ein Balcon. Auf den Giebeln dagegen Vorrichtungen zum Auf- und Abwinden. Das Originellste aber ist die Haltung der Häuser. Dort neigt eines das Haupt nach vorne, dort lehnt eines an dem ihm zugekehrten Nachbar, da und dort ist eine Gruppe wie dem Zeichenbuche eines Schülers entnommen. Alles Wirkung des nachgiebigen Bodens — wir sind ja in der Stadt, die auf Pfählen ruht.

Eine Droschke, die schwer aufzufinden war,

führt mich über Brücken, den Grachten, den langen mit Alleen besetzten Canälen entlang, dem Herzen der Stadt zu. Der Samstag macht Alles doppelt lebendig, das Quartier gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen. Schiffer und Dirnen treiben es ziemlich arg. Doch schon biegen wir um eine Ecke, wir kommen in anständigere Regionen, ja in reiche und prachtvolle. Wir gelangen auf den „Dam“ und das Erstaunen des Reisenden wächst, wenn er sieht, wie hier auf in den Sumpf geschlagenen Pfählen Plätze geschaffen, Straßen gezogen, Paläste hingesetzt worden sind, die denen jeder andern Großstadt ebenbürtig. Den prachtvollen „Dam“ begrenzt das graue, feierlich ernste ehemalige Stadthaus, von dessen Thurm ein vergoldetes Schifflein herabsieht. Welch seltsame Thürme! aus bizarr geformten Stockwerken übereinander gethürmt. V. Hugo hat einst gesagt, die vlämischen Architekten pflegten successive ein Richterbarett, eine umgekehrte Salatschüssel, eine Zuckerbüchse, eine Flasche und eine Monstranz übereinander zu stellen. Das ist etwas übertrieben, etwas Wahres ist daran. Und von diesem Thurme ertönt ein Glockenspiel wie die Musik einer riesigen Spieluhr — seine Quadermauern ruhen auf mehr denn dreizehntausend Pfählen. Drüben ragen die neue Kerk, die Börse. Hier öffnet sich die glänzende Kalverstraat, die Rue St. Honoré in Amsterdam, und entzündet schon ihre Gaslaternen und die tausend und tausend Gas-

flammen ihrer Verkaufsgewölbe. Wohin man blickt, Leben und Bewegung. Die märchenhafteste aller Pfahlbauten, die je über lockeren Sand, Morast und Wasser errichtet worden, ist eine Wahrheit, und man muß sie gesehen haben, um an sie zu glauben . . .

* *
*

In Amsterdam ist nie Glockengeläute zu vernehmen — auch Sonntags nicht. Als ich mich nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung erkundigte, wurde mir eine Antwort zu Theil, die gar wunderlich klang: es soll dies seit alter Zeit so sein und der Juden wegen geschehen, denen der Klang der Christenglocken nicht gefällt. Verhielte sich das wirklich so, so stünden wir vor einer Verzichtleistung der herrschenden Classe im Sinne der Gleichberechtigung, wie sie nicht größer gedacht werden kann.

Aber eigentlich: was soll das Glockengeläut in unseren Tagen, wo jeder Mensch seine Taschenuhr hat? Die Glocken stammen aus einer Zeit, wo es überhaupt keine Uhren gab. Da mußte der Gemeinde gesagt werden, jetzt kommt, jetzt ist's Zeit! Es ist eigentlich schimpflich für den Clerus, daß er solch einen Lärm machen muß, die Gläubigen in die Kirche zu rufen. „Ins Theater rufen keine Glocken."

Unstreitig hatten die Juden, die noch heute

in Amsterdam eine einflußreiche Körperschaft bilden und ein Zehnttheil der Bevölkerung ausmachen, hier in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten die größte Rolle gespielt. Hieher brachten die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus Portugal Vertriebenen ihre unermeßlichen Schätze. Hier, wo ihnen ein unbedingtes Recht freier Religionsübung zugestanden wurde, fanden sie sozusagen ihr zweites Jerusalem. Sie bauten die zahlreichen Synagogen, die heute noch stehen, und waren in ihren eigenen Kreisen so unduldsam als möglich. Alte Tracht, alte Judensitte muß sich hier lange ungeschwächt erhalten haben. Aus der Amsterdamer Judenstadt holte sich Rembrandt die ihm so theuren Typen seiner alten Rabbinen. Mit ihren weißen Bärten und hohen Turbanen stattet er auch die hohen und niederen Priester auf seinen alttestamentlichen Bildern aus. Welcher Ernst, welche feierliche Würde ist diesen Männern zu eigen! Noch heute zeigt uns Rembrandt's „Jüdische Braut" im Museum van der Hoog, wie orientalisch prächtig sich das Volk Israel in Amsterdam zu kleiden gewohnt war.

Noch besteht das alte Judenviertel und wird fast ausschließlich von Juden bewohnt, aber von dem Reichthum, der dort zu Hause gewesen, habe ich nichts zu sehen bekommen. Die Kinder Israels füllen die nicht allzu breiten Gassen, sie stehen vor ihren Läden, der Fremde wird umringt und

mit Anerbietungen verfolgt. Nirgendwo der Anschein regelmäßiger Arbeit. Aussicht auf einen möglichen Gewinn wird regelmäßiger Thätigkeit vorgezogen. Jahrhunderte des Aufenthaltes unter anderen Klimaverhältnissen haben den Typus des Stammes nicht verwischt, der Aufenthalt unter dem Seife und Wasser am meisten begünstigenden Volke hat dem Sohne Israels keine größere Liebe zur Reinlichkeit beigebracht. Man befindet sich buchstäblich unter einem anderen Volke. Da und dort schiebt Einer seine gemischte Waarenhandlung auf einem Karren vorwärts und schreit aus Leibeskräften, obgleich ihn Niemand zu beachten scheint. Ein Mann in den mittleren Jahren drückt mir im Vorübergehn seine Geschäftskarte in die Hand. Er empfiehlt sich als „Kaufmann in Cigarren und Zuckerzeug, Grünzeug, Sauerkraut, Käse, Alt-Eisen, Lumpen und Knochen, er thut Botengänge für die Nachbarn, schneidet Vögeln die Zungen, Hunden und Katzen die Schwänze, ist ziemlich erfahren im Schneiden von Hühneraugen; seine Frau hält Schule für Kinder, setzt Blutegel, liest Ungebildeten die Briefe vor.“ Hier folgen Kinder rudelweise einem im Gehen ein Lied absingenden kleinen buckligen Blinden. Es waren Physiognomien, waren Bilder, wie ich sie vor Jahren in der Prager Judenstadt betrachtet und seitdem nicht wieder. Gerne hätte ich das väterliche Haus Spinoza's, gerne die Synagoge gesehen, vor deren Schwelle sich Uriel Acosta nieder-

setzen mußte, damit seine Glaubensgenossen über ihn hinwegschreiten konnten; aber Niemand wußte mir diese Stätten zu nennen.

Auch die Diamantschleifereien zu sehen, die zumeist von Juden betrieben werden, war hier nur Nebensache; meine wiederholten Gänge in die Judenstadt hatten einen andern Grund. Ich spähte nach alten in Amsterdam erschienenen Büchern und Broschüren. Dabei handelte es sich nicht um kostbare Elzeviers, die ja sämmtlich in den Händen bekannter Antiquare sind. „Imprimé à Amsterdam", „gedruckt zu Amsterdam" — es kann auch à la Haye (in dem Haag) sein — wo ein Bücherfreund diese drei Worte auf dem Titelblatte eines Buches aus dem vorigen Jahrhundert erblickt, da hält er gewiß die alte Scharteke fest und sieht sie sich näher an. Denn was sonst nirgendwo gedruckt werden durfte, erschien in Amsterdam oder im Haag. Aufklärer, die den Kampf mit dem Dogma ihrer Zeit aufgenommen, Opfer der Politik, die sich durch Pamphlete rächen wollten, Staatsmänner und politische Frauen, die sich in Memoiren vertheidigen wollten, alle flüchteten vor Zeiten ihre Manuscripte hieher, in das Land der freien Presse, die alte Arche der Freiheit. Oft genug war das „gedruckt in Amsterdam" nur fingirt, meistens jedoch waren die Bücher wirklich aus Amsterdamer Pressen hervorgegangen. Nicht ganz unvorbereitet auf diesem Felde, war ich hergekommen, dies und das von

alten Ausgaben zu suchen, als auf dem Orte, wo es noch am wahrscheinlichsten zu finden, und ich bereue in dieser Hinsicht meine Wandelingen door die Jadenbriestraat nicht. Mich des Näheren über das, was ich gefunden, zu verbreiten, sei einer späteren Zeit vorbehalten.

* *
*

Mein Leben lang bin ich Rembrandt nachgegangen wie keinem anderen Maler, und so ist es selbstverständlich, daß ich schon am andern Tage das Ryks-Museum aufzusuchen ausging, wo die hervorragendste Gemäldesammlung Hollands aufgestellt ist.

Es ist gegen Neun. In der Gasse, in die mich der Zufall verschlagen, hatten sich das wilde lärmende Leben und Treiben, das Singen und Johlen, die Wirthshausmusik, auch Drehorgeln und Pianos erst gegen halb Drei beruhigt; jetzt ist die Gasse beinahe öde und fast still. Man vernimmt nicht einmal sonntägliches Glockengeläute. Kein Kaffeehaus ist noch bereit, Gäste zu empfangen; in den Localen, die eben geöffnet werden, stehen noch Tische und Stühle in Unordnung — man kennt in Holland nur ein Frühstücken zu Hause. Nur die Verkäufer von Erdbeeren, Gemüsen, Seekrebsen rufen, ihren Karren vor sich herschiebend, ihre Waare aus. Auch die Hausmägde, jede mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe,

sind thätig; sie waschen und bürsten das feinausgelegte gelbe Backstein-Trottoir, sie fegen die Dielen in den Erdgeschossen und bestreuen sie mit weißem Sande. Ihr Leben ist ein ewiges Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten, Ausklopfen und Fittigen, denn hier ist Reinlichkeit Religion.

An einem Platze vorüberkommend, wo ein altes Haus demolirt worden ist und ein neues aufgeführt wird, gelange ich dazu, mir von hiesiger Bauweise einen Begriff machen zu können. Ich blicke hinter die Brettereinfriedung — nichts, buchstäblich nichts ist zu sehen, als Morast und lockerer Sand, aus welchem schmutziggraues Wasser emporquillt. In diese infecte Masse werden, enger oder weiter auseinander, je nach dem Bedürfnisse des Baues, Pfähle von zehn bis dreizehn Metern Länge eingetrieben, bis sie auf festen Grund stoßen. Stehen sie fest, wird über ihre Köpfe weg eine leichtgewölbte Decke von Ziegeln aufgemauert und darauf das dünnwandige Haus gestellt. Heute ruht die Arbeit, aber da steht der Heiblok, die Ramme oder Katze, welche die Pfähle eintreibt, indem sie einen centnerschweren Block auf sie herabfallen läßt, daneben steht der große eiserne Ofen, der dazu den Theer kocht. Man sieht das Alles, aber man will noch immer nicht begreifen, wie in solcher Ausdehnung der Kampf mit dem tückischesten aller Grundwasser durchgeführt werden konnte. Könnte das Auge in den Boden sehen und das Zugedeckte

wahrnehmen — was würde es erblicken? Auf neunundneunzig morastigen Inseln, die durch dreihundert Brücken mit einander verbunden sind, einen ungeheuren, meilenweiten Wald von abgestutzten Bäumen, sämmtlich aus Norwegen herübergeführt, und darauf gestellt eine Stadt mit Gartenanlagen und Plätzen, ja mit gewaltigen Palästen!

Wohl in keiner Stadt ist es schwerer, sich zurechtzufinden, als in Amsterdam, wo man verhältnißmäßig wenig Thürme sieht und die Häuser alle nach Einem Vorbild gebaut, die Canäle mit ihren Ulmen-Alleen und ihren Brücken einander so gleichen. Ich habe endlos nach dem Museum zu fragen und irre ihm, wie es scheint, auf den größten Umwegen entgegen. Und doch ginge, wie ich bald darauf erfahre, Alles so leicht! Es fehlt nur der gehörige Schlüssel: dem Palais gegenüber, die Damstraat entlang, immer gerade aus, drei Brücken gekreuzt, dann links gewendet, und das graue Trippenhuis (Treppenhaus) ist gefunden. Die Räume desselben sind unzugänglich; man hat den unschätzbaren Besitz an Kunstwerken in drei engen Stockwerken unterbringen müssen.

Endlich stehe ich vor dem Meisterwerke, das ich suche. Rembrandt's „Auszug der Schützencompagnie“. Merkwürdigerweise hat man ehedem geglaubt es sei eine Nachtscene bei Fackelbeleuchtung, woher es denn auch den Namen „die Nachtscharwache, Ronde de nuit“ erhielt. Aber dem ist nicht so.

Die Leute haben sich in der Halle versammelt und draußen ist heller Abendsonnenschein. Man blickt in die Halle des Gildenhauses, in die das Tageslicht, echtes Tageslicht, durch ein dem Beschauer unsichtbares Fenster einfällt. Es mag am Spätnachmittag sein, Alles drängt dem Ausgange zu. Vorn im schwarzen Koller marschiert der Capitän Franz Baning Cook, ihm zur Seite steht im gelben Büffelkoller sein Lieutenant. Nur diese und noch ein paar Figuren im Vordergrunde sind beleuchtet, aber man blickt in das Bild und entdeckt, wie das Auge sich an den Ton gewöhnt, immer neue Umrisse und neue Gestalten, die aus dem Halbdunkel auftauchen. Der Fähnrich hebt die grüne Schützenfahne empor, ein Schütze ladet die Arkebuse, der Tambour schlägt den Wirbel. Einem jungen Mädchen in reicher Kleidung, vermuthlich Cook's Töchterlein, das einen Hahn im Gürtel, wahrscheinlich den Schützenpreis, trägt, einem Geschöpfchen voll Grazie und Anmuth, wird Angst in der Gruppe der Männer; auch ein Knabe, mit einer Blechhaube vermummt, macht sich davon. Ein einfacher, ja unbedeutender Act ist, ich weiß nicht durch welche Magie der Farbe, zur wunderbarsten Wirkung gebracht. Was soll man sagen? Ist es Realismus? Gewiß nicht. Die Schützen, welche ihre Porträts haben wollten, werden sehr unzufrieden mit dem Bilde gewesen sein, denn hier ist der Lichteffect Hauptsache geworden. Es ist

Realismus, denn die lebendigste Wahrheit tritt uns entgegen. Und ist es wieder nicht! Wo zeigt die Wirklichkeit diese wie durch ein Goldmedium hindurchgegangenen Töne?

Und dem „Schützenauszuge“ steht ein Bild gegenüber, das sich beinahe mit ihm messen darf. Es ist dies das „Festmahl der Bürgerwacht“, die „Schuttersmaaltijd“, von Bartholomäus van Helst, ein Riesenbild, das fünfundzwanzig Personen, in Lebensgröße gemalt, durchgängig Porträts, in lebendigster Bewegung zeigt. Amsterdamer Schützen (Schutters) feiern am 18. Juni 1648 durch ein Festmahl in der St. Jorisdoelen, dem St. Georgs-Schützenhause, den Abschluß des westfälischen Friedens. Wie glücklich sie sind, daß der Krieg beendigt. Zufriedenheit strahlt in allen Gesichtern. Nie wieder hat sich Bartholomäus van Helst, einst der Lieblings-Porträtmaler der reichen Amsterdamer, zu einem ähnlichen Meisterwerke aufgeschwungen. Indeß ist sein Bild der reine Gegensatz zum Rembrandt'schen. Van Helst ist völlig selbstlos, er gibt uns das reine Spiegelbild eines lebensvollen Vorganges, nichts weiter. Er zeigt uns die Realität ohne die geringste Zuthat seiner Subjectivität. Beide Bilder gesehen zu haben, ist ein Ereigniß im Leben und ganz allein die Reise werth. Wer Bartholomäus van Helst's „Schuttersmaaltijd“ gesehen, hat wirklich mit den Amsterdamer Schützen beim frohen Mahle gesessen, hat von ihrem Weine

getrunken und von ihren Platten gegessen — wer auf der Wand gegenüber Rembrandt's Bild gesehen, hat mit Rembrandt's Augen einen flüchtigen, aber unvergänglichen Moment geschaut . . .

* *

*

Ein Seitenstück zur Fahrt durch den Canal Grande von Venedig ist unstreitig eine Fahrt auf der Binnenamstel, und kaum minder vergnüglich. An Stelle der romantisch unpraktischen Gondel tritt der moderne kleine Dampfer mit seiner bequemen Cabine, der Dampf ersetzt das Ruder. Wir fahren vom Rokin, dicht beim „Dam" aus, und wenn wir auf dem Wege keinen blauen Himmel über uns und keinen Blick auf Marmorpaläste haben, so ist doch rechts und links so viel Eigenthümlichkeit zusammengedrängt, daß unser ganzes Interesse in Aufregung kommt. So viel Originalität ist meines Wissens in unserem civilisirten und uniformen Europa nicht wieder zu finden. Man hat das Bild eines bürgerlichen und germanischen, aber lebendigen und sich stetig fortentwickelnden Venedig vor sich.

Venetianisch ist auch der Duft, der aus dem Wasser emporsteigt, venetianisch sind die Schnaken, vor denen man immer auf der Hut sein muß. Es ist eine gar trübe Wasserstraße, die wir hinabgleiten, und trüb, grau, regnerisch ist der Julihimmel, der auf uns niederblickt. Rechts und links

vom Rokin steigen die Zeilen der hohen, breitgiebeligen, tiefen, aber schmalfrontigen Häuser empor, dann und wann unterbricht ein größeres Gebäude im originellen holländischen Styl des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts ihre grotesken Reihen, endlich erscheinen große moderne Paläste . . .

Aber keine melancholische Einsamkeit umfängt uns, wie auf dem Canal Grande, im Gegentheil, es pulsirt allenthalben, auf dem Lande wie auf dem Wasser, das regste Leben. Rechts und links ist jedes Haus ein Comptoir und ein gefülltes Waarenmagazin; in den Palästen sitzen Bank-Institute und Handelsgesellschaften oder es sind moderne Hotels. Das Trottoir ist voll hastiger, in Geschäften hineilender Menschen. Nun überholt das kleine Stoomboot die daneben fahrende Tramway. Dieses Hasten und Treiben gibt ein Bild der größten Thätigkeit; die Concurrenz von Schiff und Wagen innerhalb derselben Straße kommt meines Wissens sonst nirgendwo vor.

Lange sind wir zwischen ausgemauerten Kais hingefahren, die von waarenbelasteten Booten dicht besetzt sind. Der kleine Schlot des Dampfbootes hat immer wieder herabgelassen werden müssen unter niedrigen Brückenbogen, und wir haben unter denselben unsere Köpfe geduckt, wenn es auch nicht nöthig war. Da verbreitert sich der Canal, es öffnet sich die Aussicht auf immer neue, die Haupt-

linie kreuzende Grachten und auf die großen, luftigen, eleganten Stadttheile, die in jüngster Zeit in der Nähe des Frederiksplein entstanden sind. Dem Wasser und dem Sumpfe den Boden abgewinnen ist ja die eigenthümlichste Kunst und das specielle Genie des Holländers, seine Thätigkeit ruht nicht, und heidenmäßiges Geld macht das Unglaubliche möglich.

Wir streifen von ferne das Quartier der Millionäre. Diese sind in Amsterdam so zahlreich wie anderswo die kleinen Rentiers. Die Colonisten und Plantagen-Besitzer bringen aus Java ungeheures Vermögen heim. Die Rheder und Bankiers sind, ohne Amsterdam zu verlassen, Millionäre geworden. „Wie viel Tonnen hat die Tochter?" fragt man und bezeichnet mit dem alten Ausdrucke die runde Summe von zehntausend Gulden. „Zehn, zwanzig, dreißig Tonnen", ist die Antwort. Dennoch halten sich diese vielfachen Millionäre von dem protzenhaften Luxus ferne, dem man in anderen Hauptstädten begegnet. Ihre Häuser sind nicht ungewöhnlich groß, sie kaufen sie nicht Palais, sie geben ihnen keine prunkvolle Einfahrt, die Livreen ihrer Dienerschaft stechen nicht hervor. Der Reichthum liebt es hier nicht, Lärm zu machen. In der Stille häuft sich Gold auf Gold; es herrscht nach Außen hin eine große Zurückhaltung, ähnlich wie in der Schweiz.

Immer breiter wird die Wasserstraße, wir

gelangen in das breite, großartige Bett der Binnenamstel. Das ist der Fluß, der Amsterdam den Namen gegeben, er steht mit allen Canälen in Verbindung und ergießt sich in das Y. Wie langsam er sich vorwärts bewegt, zeigen die großen schwimmenden Wiesen von Wasserlinsen. Das palastartige neue Amstelhotel steigt linker Hand vor uns empor, rechter Hand in der Ferne erblickt man mächtige Baumkronen, die sich im schwarzen Wasser spiegeln: man ahnt das Ende der Stadt.

Der Steuermann spricht mich als Landsmann an, er ist ein Mannheimer und möchte wissen, ob sich seine Vaterstadt stark verändert hat. Aber bei achtzehnjährigem Dienst auf holländischen Schiffen hat er sein Deutsch so sehr vergessen, daß ich ihn kaum verstehen kann.

Weit draußen — ich glaube, es ist die vorletzte Station auf der Bahn, die das kleine Stoomboot durchmißt — steht mitten in der Amstel ein Badhaus, das zugleich, wie hier öfter vorkommt, ein Kaffeehaus ist. Vorn auf dem Altan ist die Wirthschaft, seitwärts von der Treppe liest man: Toegang tot de Baden- und Zwemeinrichting (Zugang zur Bade- und Schwimmanstalt). Der allerliebste Punkt ist unbegreiflich wenig besucht. Lieblich ist es hier nach genommenem Bade — das das erstemal allerdings abschreckend ist: das Wasser der Amstel hat, in ein Gefäß geschöpft, die Farbe gelben österreichischen Weines — auf der offenen Holzgalerie

zu sitzen, von reinen Lüften erquickt, mitten im mächtigen, kaum bewegten Strom, aus dem die Widerspiegelungen der schönen breiten Baumkronen heraufschimmern. Die Verbindung von Wasser und Vegetation ist von höchstem Reize, ein seltenes Bild.

Man ist völlig der Stadt entrückt und doch ihr nahe. In wenigen Minuten kann man mitten in ihrem bewegtesten Leben stehen.

* *
*

Die Holländer sind das merkwürdige Volk, das, nur drei Millionen an Zahl, mindestens sechzehn Millionen Unterthanen in anderen Welttheilen beherrscht. Natürlich sind die Blicke der Holländer fortwährend den Colonien zugekehrt: auf dem Gedeihen derselben beruht zum großen Theile das Gedeihen Hollands. Im Vordergrunde des Gesichtskreises steht Nederlandsch Indie. Es hat seine Eisenbahnen, seine eigene Presse, seine Kriegsmarine, seine eigene Armee; alljährlich geht von Holland ein Contingent aus, die Lücken auszufüllen, die das verderbliche Klima in die Reihen reißt. Aber das sind freiwillige und geworbene Soldaten; hier muß nicht wie im übrigen Europa das Princip der allgemeinen Wehrpflicht für alle möglichen Eroberungszwecke herhalten und damit eine neue Form der Sklaverei schaffen . . . Einen Blick in die fernen, mit allen Reichthümern und Zaubereien, aber auch mit allen Schrecknissen ausgestatteten

Inselparadiese gewinnt Jeder, der die herrlichen zoologischen Gärten Amsterdams besucht; dort kann er die seltsame Thierwelt von Java, Sumatra, Borneo, Celebes, die phantastischen, juwelenfarbigen Vögel, die grausigen Fledermäuse, die furchtbaren Schlangen alle beisammen sehen. Als Beherrscher dieser Länder, die ihm theils schon ganz gehören oder über die er bereits seine Hand gelegt, hat der Holländer Fragen vor sich, von denen wir uns nichts träumen lassen. Wie die Reis-Ernte, die Kaffee-Ernte auf den Feldern um Samarang ausgefallen, wie sich die Dyaks von Borneo zur Regierung stellen, ob der mohammedanische Geist sich in den Bevölkerungen des Archipelagus regt, und was die Chinesen treiben, das sind hier wichtige Fragen. Die Verbindungen der Colonien mit dem Mutterlande immer fester und regelmäßiger zu gestalten, ist ein scharf ins Auge gefaßtes Ziel. Schon jetzt verbindet ein regelmäßiger Dienst Amsterdam mit Batavia; jeden Dienstag und Mittwoch kann man draußen am Y, in den Ritlanden, die ungeheuren ostindischen Dampfer besuchen und sie abfahren sehen. Die alte holländische Marine, einst eine von alten Seewölfen geführte Kriegsflotte und die stete Sorge Englands, ist eine großartige Colonial-Marine geworden.

An der Börse vorübergehend, finde ich, daß es an ihr im Vergleiche mit uns ruhig hergeht. Und doch höre ich, daß dort nicht selten binnen einer

Stunde an sechsmalhunderttausend Ballen Kaffee verkauft werden. Das sind doch Geschäfte, vor denen die binnenländischen zu Krämergeschäften herabschrumpfen . . . Allerdings haben Assecuranz, Dampf und Telegraph die alte Kaufhausromantik gründlich zerstört. Der aufgeregte Kaufherr aus dem Drama oder dem älteren Roman, der von seinen Schiffen keine Nachricht hat und im Verlaufe zweier Akte vom Millionär ein Bettler wird, um, wenn ihm der Dichter wohl will, im letzten Acte wieder ein reicher Mann zu werden, ist eine Figur aus alter Zeit. Alles geht jetzt ruhiger zu. Der Dampf hat nicht bloß die Entfernungen abgekürzt, er hat auch die Möglichkeit gegeben, fast auf den Tag das Eintreffen der Waare zu bestimmen. Der Telegraph bringt eine Nachricht, die sonst Monate brauchte, in kaum so vielen Stunden. Und sie ist kein Geheimniß mehr, sie ergeht an die gesammte Handelswelt. Und so beschränkt sich der heutige Kaufmann darauf, die Bedürfnisse des Consums zu decken. Dabei mag sich behaglicher und ruhiger mit Schiffen auf der See leben lassen, als dies in alter Zeit der Fall war.

In Amsterdam treffen die Fahrzeuge, welche auf verschiedenen Wasserwegen den Rhein herab- oder hinaufgehen, mit den überseeischen zusammen. Höchst interessant für den Binnenländer ist eine Wanderung am Hafen, sei es zu Fuß an der Buiten-kant (Außenseite), wo sie Stunden in Anspruch

nimmt, sei es in Absätzen mit dem kleinen Steamer, der vom Damrak ausgeht. In den grandiosen Bassins an der Ost- und Westseite des Hafens, welche durch mächtig starke lange Dämme vom Y getrennt sind, liegen Tausende von Schiffen neben einander. Dieses Tauwerk, das sich vor dem Blicke in einander zu verschlingen scheint, dieser Mastenwald, die weißen und rothbraunen Segel, diese flatternden Wimpel, daneben die Comptoirs, Magazine, alle von der Thätigkeit der Menschen belebt, geben ein merkwürdiges Bild.

Barke liegt an Barke — auch dreimastige Schiffe werden „Bark" genannt — jedes hat seine Waare; hier wird ausgeladen, hier aufgenommen. Man sieht Berge von exotischem Nutzholz, riesige Ladungen von Petroleumfässern, hier spanisches Rohr, hier Getreide aus Rußland, hier schwedisches Eisen. Die holländischen Schiffe, die so proper und blank geputzt sind, erkennt man sofort. Nicht alle machen Seereisen, wir sind ja im Lande, wo aller Transport zu Wasser besorgt wird. Der Gärtner bringt sein Gemüse, der Milchverkäufer seine Milch in der Barke in die Stadt; auch der Umzug von einem Stadttheile in den andern findet zu Wasser statt. Zahlreiche Familien haben gar kein festes Haus, sondern leben im Boote. Diese sind wohnlichst eingerichtet. Aus den kleinen grünen oder roth bemalten Cajütenfenstern mit rein gewaschenen Vorhängen blicken Kindergesichter, die Frau

kocht ihnen auf dem Verdeck den Nachmittagskaffee. Man sieht selbst kleine Gärtchen und Blumentöpfe mit allerlei Gewächsen auf den Barken.

Weit draußen gegen den Doorvaart (nicht wie man glauben könnte „Thorwart“, sondern „Durchfahrt“) zu, zeigt sich der Schreiers-Toren (der Schreierthurm), jetzt Bureau des Hafen- und Dockmeisters. Er liegt an der Werft, von welcher die Schiffe in alle Weltgegenden fahren, und hat seinen Namen von dem Geschrei, das hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt ihrer Gatten und Väter erhoben. Ich habe in den Ritlanden größeren Abfahrten beigewohnt, als es damals gab, aber kein lautes Geschrei, höchstens leises Weinen vernommen. Ist die Menschheit gefühlloser geworden oder hat sie sich mehr zu beherrschen gelernt?

Der sinkende Abend führt mich nun langsam schlendernd zu Vondel's Park hinaus. Wir sind hier im neuen Amsterdam, das mit dem Raum nicht spart wie das alte. Villen stehen inmitten geschmackvoller Anlagen, prachtvolle Teppichbeete leuchten hinter Eisengeländern hervor. Eine Trambahn durchzieht die Hauptstraße. Auf einem Terrain entsumpfter Wiesen ist hier seit den letzten Jahren eine Anlage entstanden, die ihresgleichen sucht. Im Mittelpunkt herrlicher Anpflanzungen, durch die sich stille Wasser schlängeln, ist das colossale Standbild Joost van Vondel's — des holländischen Dichters, dessen Name Jeder gehört, dessen Werke aber

Niemand gelesen hat — ringsum ziehen sich schattige Ulmen-Alleen. Tausende von Menschen bewegen sich heute in denselben vorwärts, von den Klängen einer Militärcapelle angezogen, die in einem Pavillon auf einer kleinen, aus einem klaren Teiche vorragenden Insel spielt. Indeß ziehen, unbekümmert um die Musik, Reiter vorbei, Kinder fahren in eselbespannten Kutschen, ganz kleine mit einem Gespann weißer Ziegenböcke. Vornehme Equipagen halten vor der Treppenflucht des großen Kaffeehauses. Wie einsam fühle ich mich in diesem Gedränge, seit zwei Tagen hatte ich kein deutsches Wort vernommen. Ich schritt über Brücken von leichter Eisenconstruction, die über die sich schlängelnden Wasser führen, und stand endlich gegenüber dem kleinen See, in welchem die Wipfel der Bäume und Tausende von fröhlichen Menschen sich spiegelten.

„Juffrouw, wenn es Ihnen beliebt," wendete ich mich an ein schönes Kind, das dicht vor mir den Klängen einer liedartigen Composition mit unverkennbarem Wohlgefallen zugehört hatte, „können Sie mir vielleicht den Namen des hübschen Musikstückes nennen, das man soeben gespielt hat?"

„Es ist die heimliche Liebe, Mynheer," war die freundliche Antwort in gutem Deutsch, „die heimliche Liebe, von welcher Niemand etwas wissen darf. Mich wundert, daß Sie das Lied nicht kennen, denn es ist sehr populär. So viel ich weiß, kommt es aus Wien."

„Es ist ein allerliebstes Lied, mein Fräulein, ein Lied, das mir noch lange im Kopfe herumgehen wird; ich hörte es heute zum erstenmale. Aber auch die, die es mir genannt, werde ich sobald nicht vergessen.“

„Dazu, Mynheer, müßte doch unsere Bekanntschaft minder flüchtig sein . . .“

„Es läge nur an Ihnen, mein Fräulein, ihr eine längere Dauer zu geben . . .“

So gab ein Wort das andere, und nicht mehr ganz einsam wandelte ich von da ab durch Joost van Vondel's Park, ohne mich durch den Dichter einschüchtern zu lassen, der mich von seinem Postamente herab mit strenger Miene ansah. Aber vergebens sieht man sich bei Rückkehr aus diesem reizenden Orte nach einem Wagen um. Diese sind überhaupt in Amsterdam eine Seltenheit. In alter Zeit war der Wagenverkehr hier so gut wie verboten, man befürchtete, daß das Rollen der Räder die Fundamente der auf Piloten gebauten Häuser erschüttern könne. Nur den höchsten Staatsbeamten und den Aerzten war das Halten eines Wagens gestattet. Waren doch auch ehedem die meisten Gassen so eng, daß zwei Wagen nicht aneinander hätten vorüberfahren können. Die Fortschritte der Baukunst mögen diese Sorge unnütz gemacht haben, aber traditionell scheint man den Wagen heute noch für entbehrlich zu halten.

So wählt man für die Rückkehr die Tramway,

und auch solche Fahrt ist nicht ohne Reiz. Man sitzt unter luftigem Dache, in geräuschvoller Gesellschaft allein. Die Giebel ragen so seltsam in die mondklare Nacht. Alle Minuten kreuzt man auf einer Brücke einen Canal und sieht im schwarzen Wasser die endlosen Zeilen der Gaslaternen sich spiegeln. Die Kaufgewölbe funkeln, trotz der vorgerückten Stunde, noch im vollen Glanze. Ich kenne überhaupt keine Stadt, in welcher, wie in Amsterdam, die Nacht zum Tage geschlagen wird. Von 10 Uhr an steigert sich das Straßenleben zu immer lärmenderer Bewegung. Ich rede da gar nicht von den schlimmen Quartieren, in welchen zu dieser Stunde ein wahres Blocksbergstreiben sich entfaltet. Auch in den besseren Gassen der sogenannten Neß treibt sich das Volk umher, die Mädchen ziehen schaarenweise wie in London, aus den Cafés chantants heraus hört man die gellenden Stimmen bänkelsängernder Französinnen. Noch um Mitternacht strömen Herren und Damen in die großartigen, von Edison-Lampen taghell erleuchteten Räume der Restauration Krasnapolsky, hier Kras genannt. Erst mit der Polizeistunde, 2 Uhr, nimmt das Alles ein Ende. . .

* *
*

Eines gibt es, was uns die Freude am Aufenthalte in Amsterdam, der so interessanten und originellen Stadt, wesentlich trübt: man hört so

viel reden vom Amsterdamer Fieber, das früher oder später Jeder durchzumachen habe, der dort bleibt. Es ist ein Malaria- oder Wechselfieber, das Niemanden hinrafft, doch, je nachdem, leichter oder schwerer überstanden wird . . . Wahrlich, gar manches Wissen ist vom Uebel. Nachdem man ein paarmal von diesem Fieberchen reden gehört, verliert man das schöne Behagen, beginnt da und dort ungesunde Ausdünstungen zu riechen, fängt an, sich zu beobachten. Zumal in Nächten, wenn eine im Zimmer eingeschlossene Schnake uns nicht schlafen läßt, wird man unruhig und glaubt schon die ersten Symptome einer heranziehenden Krankheit an sich zu erkennen.

Auch die Schnaken gehören nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten Amsterdams. Es gibt deren zwei Arten: aus den einheimischen Grachten geborne, die sehr zahlreich, aber nicht bösartigerer Natur als die Rheinschnaken sind, und fremde, in den ostindischen Schiffen importirte: echte Mosquitos. Um von den letzteren gestochen zu werden, muß man schon Anlage zum Unglück haben und ein besonderer Pechvogel sein; mir ist es nicht begegnet. Man trägt dann eine große schmerzhafte Beule wochenlang herum.

Anfangs trug auch meine Wohnung dazu bei, mich zu verstimmen. Ich saß eigentlich im Käfig, zu welchem man mittelst einer Hühnersteige gelangte. Das Zimmer hatte auch gar keine festen Wände,

sondern war nur durch Tapeten auf drei Seiten von dem Nachbarzimmer geschieden; mir war, als ob ich zwischen drei spanischen Wänden wohne. Die Vorderseite dagegen war so gut als durchsichtig; die breiten, nur durch ganz schmale Mauerstreifen getrennten Fenster gingen beinahe bis auf den Boden.

Man macht sich von der zeltartigen Bauart der Häuser in den älteren Stadttheilen Amsterdams und von der in ihnen durchgeführten und durch die Schmalheit der Häuser bedingten Raumersparniß gar keine Vorstellung. Eng und fast senkrecht gehen die Stiegen herab. Als im Hause allmählich Zimmer frei wurden, gelangte ich in den zweiten und sodann in den ersten Stock, wo ich ziemlich gut aufgehoben war. Aber die großen, breiten, bis auf den Boden gehenden Fallfenster machten mir immer eine Empfindung, als ob ich in einen Glaskasten gesperrt sei.

Wenn ich in den ersten Tagen meine Hühnersteige herabkam, sah ich fast jedesmal ein junges schwarzes Mädchen, das ein weißes Tuch um ihr glänzend schwarzes Haar geschlungen hatte, aus einer Thür heraustreten und wie im Schatten wieder verschwinden. „Das ist," erzählte der Wirth, „das Kindermädchen einer englischen Familie, die mit sechs Kindern auf einem Segelschiffe von Ostindien gekommen. Sie hatten eine sehr schlechte Ueberfahrt; das Mädchen ist schwer krank davon, geht aber immer rastlos herum. O, was sind das für

Menschen!“ rief der alte Herr. „Frömmere gibt es nicht auf Gottes Erdboden! Schenkt ihnen die Herrschaft bessere Kleider, so sagen sie, sie verdienten nicht dergleichen zu tragen. Weist man ihnen ein Bett an, so sagen sie, sie seien gewohnt, auf dem Boden nur auf einer Decke zu schlafen. Aber macht ein Kind nur: Hm, Hm, oder hustet es gar, schon ist so ein schwarzes Menschenkind auf und trägt das Kleine die ganze Nacht herum. Frömmere Geschöpfe gibt es nicht!“

Das Mädchen war eine Sundanesin. Diese senken immer Kopf und Augen vor dem Höhergestellten. Spricht er, dürfen sie den Blick einen Moment erheben, dann aber müssen sie mit gesenktem Kopfe zuhören.

Es war mir an dem Mädchen eine gewisse Erschlaffung der Züge, eine Mattigkeit des Blickes aufgefallen. Ich sah auch, daß sie in auffallender Weise jeden Blick vermied, fortwährend mit den Fingern nervöse Versuche machte und eigenthümlich lächelte.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte ich.

„Sie leidet,“ erwiderte der alte Herr, „am sakit latah, von dem Sie gehört haben werden.“

„Im Leben nicht! Was ist das?“

„Es ist eine Krankheit der Malaien,“ erwiderte er. „Das ist eine gar eigenthümliche Menschenrasse und sie hat auch eigenthümliche Alterationen. Ihr Nervensystem ist sehr leicht verletzbar. Sakit

latah heißt auf Deutsch: das krankhafte Nachsprechen. Aber die Krankheit beschränkt sich nicht auf das Nachsprechen allein. Wenn der Patient durch lautes Anrufen erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von der andern Person nicht mehr abwenden und ist gezwungen, Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird, nachzuahmen. Sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung muß der Kranke durchführen. Wissen Sie, ich habe an die fünfzehn Jahre in Niederländisch-Indien gelebt. Da habe ich Gelegenheit gehabt, derlei Kranke öfter zu sehen."

Wenn die Schoonmaksters, das heißt die Reinmacherinnen, die Zimmermädchen, die in Holland von Früh bis Abends thätig sind, erscheinen, verläßt man auch beim schlechtesten Wetter das Haus und bleibt am besten ein paar Stunden weg. Denn das Schoonmaken des Zimmers wird sehr ernst genommen. Alles wird in die größte Unordnung gebracht, um dann wieder in die schönste Ordnung gebracht zu werden. Jeder im Zimmer befindliche Gegenstand wird in die Hand genommen und vom möglicherweise darauf befindlichen Staube befreit. Das Unterste wird zu oberst gekehrt, um allmälig wieder an seine richtige Stelle zu kommen. Die Schoonmaksters fegen nicht nur aus, sie bürsten Alles, sie waschen die Thürpfosten, sie nehmen das Bettgestell (den ledekant, aus dem französischen lit de camp corrumpirt) auseinander, sie klopfen die

Möbel, sie nehmen die Vorhänge herunter und erneuern sie in einem fort. Samstag insbesondere ist der große Scheuertag; da werden auch all' die großen Fenster und wird eigentlich das ganze Haus von oben bis unten gewaschen. Zwei Schoonmaksters bringen das leicht zuwege. Eine steht auf dem Trottoir und läßt den Wasserstrahl ihrer Spritze gegen das Fensterglas spielen, die Andere lehnt gleichzeitig aus dem geöffneten correspondirenden Fenster des höheren Stockwerkes und bearbeitet von oben herab das Glas mit einer Bürste, die an einem lanzenartigen Stiele befestigt ist. Immer höher, bis ins zweite Stockwerk hinauf, muß die Spritze ihre Strahlen entsenden; das Mädchen mit der Bürste auf dem lanzenartigen Stiele hat sich bereits in die Dachlucke zurückgezogen. Erst wenn die ganze Vorderwand des Hauses trieft und glänzt wie ein nasser Pudel und jedes Stäubchen ersäuft und weggeschwemmt ist, ruht die Arbeit der Schoonmaksters.

Wenn der Himmel, was im Laufe des Juli nur zu oft geschah, seine Schleusen gar zu stark öffnete, blieb ich daheim und versuchte es mit dem Studium des Holländischen. Ich hatte beim Durchstöbern der Bücherläden mehrere ursprünglich deutsch geschriebene Romane gefunden, deren Text mir sehr wohlbekannt war. In einem derselben: „Ter Eere Gods“ genannt, wollte ich das Holländische zu lesen beginnen und mich im Verständnisse desselben üben. Unter den ganz besonderen Umständen war mir fast

jedes Wort verständlich. Aber was hilft das? Von der Lektüre eines Buches, noch dazu eines solchen, das wir kennen, ist ein ungeheurer Schritt zur mündlichen Unterhaltung. Wir verstehen allerdings jedes dritte oder fünfte Wort — das Ganze bleibt bei der Schnelligkeit der gesprochenen Rede unverständlich.

Das Holländische ist wie das Vlämische ein Zweig des deutschen Sprachstammes, der Geist der Sprache und die meisten Wortstämme sind deutsch, der Satzbau fast ganz der deutsche, die ganze Sprache weicht vielleicht nicht mehr vom Deutschen ab, als der Dialekt des Tirolers oder Schweizers vom Schriftdeutschen — dennoch genügen die Abweichungen und Unterschiede, uns immerfort zu befremden und das Verständniß der gesprochenen Rede unmöglich zu machen. Worte und Begriffe kommen in so sonderbaren Verkleidungen daher — man erkennt die alten Bekannten gar nicht wieder. Es ist, als ob man fort und fort geneckt würde und kleine Räthsel zu lösen erhielte.

Als ich an einem Verkaufsgewölbe, nicht fern von meiner Wohnung die Inschrift „Doodekisten“ las, fragte ich mich zuerst, was damit wohl gemeint sei. Und doch ist die Lösung gar leicht: Doodekisten sind die Kisten, in welchen die Todten zur Versendung in das bessere Land verpackt werden; das Verkaufsgewölbe war ein Sargmagazin. Das Wort Goedkoop war ich geneigt, nachdem ich es auf den

Glasthüren zweier Laden gelesen, in welchen Schuh-waaren aufgestellt waren, für den Namen eines Schusters Gutkopf zu halten, der Eigenthümer mehrerer Magazine sei, bis mir einfiel, daß dies einfach Gut-Kauf, wohlfeiler Kauf bedeuten müsse. Auch was die allenthalben angebrachte Inschrift: gestofferte Kamers te huur bedeute, gab mir einen Moment Kopfzerbrechen, es heißt einfach: eine Wohnung zu vermiethen und das Wort huur (sprich hür) mag mit unserem Heuren in etymologischer Verwandtschaft stehen. Endlich über eine Inschrift, die ich im Café des Milles Colonnes über einer aufgehängten Sammelbüchse las, habe ich jedesmal, trotz des Ernstes der Sache, lächeln müssen — sie lautete:

Voor de verdrukte Jooden (für die unterdrückten Juden).

Einen Amsterdamer Buchhändler, in dessen Verlag auch mehrere werthvolle deutsche Bücher — ich erinnere nur an Corvin's Memoiren — erschienen sind, und der auch meine Schriften wiederholt seiner Aufmerksamkeit und der Gunst der Uebersetzung gewürdigt, wollte ich, da ich zufällig seine Firmatafel erblickte, im Vorbeigehen grüßen. Ich trat in das Haus und fragte einen ernst und feierlich blickenden Herrn, der gerade aus der Thüre treten wollte, ob Herr Binger zu sprechen? „Mynheer Binger,“ antwortete er in einem Tone, in welchem mir eine gewisse Melancholie zu liegen schien, „ist

vertrokken.“ Ich äußerte mein Bedauern und ging. „Alle Wetter,“ dachte ich, indem ich die Warmoestraat entlang schritt, „was muß dem Manne zugestoßen sein? Vertrokken — was ist das? Ist er vertrocknet? Ist er ertrunken? Nun, mag ihn was immer betroffen haben, wenn es nur nicht gar zu schmerzhaft ist . . .“ Ein paar Minuten später mußte ich mir sagen, daß vertrokken jedenfalls das Präteritum von treken, ziehen (daher trek-schuiten, Ziehfahrzeuge) sei. Herr Binger war einfach umgezogen.

So neckt uns diese Sprache fortwährend in sonderbaren Verkleidungen, jetzt mit fremdartigen Ausdrücken, jetzt mit anderer Aussprache, jetzt nur mit anderer Orthographie. Den Plattdeutschen, die in der Sprache Fritz Reuter's herangewachsen sind, mag sie ganz natürlich vorkommen, wir Süddeutsche dagegen können bei aller Achtung, die wir vor dem Genius des holländischen Volkes als solchem empfinden, nicht umhin, sie zuweilen komisch und grotesk zu finden. . . .

*　　*
*

An einem der wenigen hellen und sonnigen Tage, die der Juli uns schenkte, war ich hinausgefahren, mir die beiden Wunder holländischer Baukunst: das Schleusenwerk bei Schellingwoude und den Noord-Zee-Canal anzusehen.

Beide Werke, das erste östlich, das andere

westlich von Amsterdam gelegen, gehören eigentlich zu einander, das erstere ist die Schutzwehr des zweiten. Erst durch sie wurde das eigentlich in einem abgelegenen Winkel des Zuydersees gelegene Amsterdam, dessen Zugänge von Versandung bedroht waren, von Osten wie vom Westen wieder den größten Schiffen zugänglich.

Damit das Schleusenwerk in Schellingwoude erstände, mußte Alles überboten werden, was noch in Holland in dieser Art geleistet worden war. Nur holländische Ingenieure, an solche auf lockerem Triebsand errichtete Bauten gewöhnt, konnten dergleichen ausführen. Man versenkte Tausende von Sandsäcken, sogenannte Flakken, und trieb dazwischen die Pfähle hinein. 1865 riß ein furchtbarer Sturm die ersten Piloten zusammen, die Arbeit war zerstört und mußte aufs neue aufgenommen werden. Da zeigte sich ein zweites unerwartetes Hinderniß. Durch die Last des neu aufgerichteten Bauwerkes wurde der Sandboden daneben gehoben, der Damm schien wieder gefährdet. Da fing man an, weite Strecken des Meeresboden mit den schwersten Blöcken zu belegen, sozusagen den Meeresboden zu pflastern. Das half. Und nun schließt ein zwei Kilometer langer Damm die Ostseite des Y gegen den Zuydersee ab.

Dieser riesige, ganz aus Steinblöcken und mit Lehm gedichtete Damm hat drei Schleusen zum

Durchlaß der Schiffe und zwei zum Auspumpen und Einlassen des Wassers. Zweiundzwanzig eiserne und vierunddreißig hölzerne Doppelthore, von denen die größten je sechshundertundachtzig Centner schwer sind, reguliren den Durchgang der Wasser. Auch Dampfmaschinen sind in Thätigkeit zum Auspumpen und Herstellen des Niveaus, sie können, wie ich lese, in der Minute die ungeheure Masse von zweitausend Kubikmetern bewältigen.

Der Verkehr durch diese Schleusen ist ein gewaltiger: alle Fahrzeuge, die von der Zuydersee, Friesland, Gröningen, aus der Nordsee nach Amsterdam kommen, passiren sie. Täglich werden an dreihundert Schiffe durchgeschleust, an einzelnen Tagen sind es schon siebenhundert gewesen.

Eine Ergänzung dieser Werke ist der Nordsee-Canal, durch welchen Amsterdam der Nordsee in directer Richtung auf drei und eine halbe Meile nahegerückt worden ist.

Sachverständige sehen in diesem Canale ein Seitenstück zum Suez-Canale, obgleich dieser einundzwanzig, der holländische nur vierthalb Meilen lang ist. Beide sind durch Sand und seichte Seen geführt. Indeß bot der holländische dem Baue ungleich größere Hindernisse: es war ein nordisches, gewaltig ebbendes und fluthendes Meer voll furchtbarer Stürme und eine colossale Pressung des Wassers zu bewältigen.

Velsen an der Nordsee mit seinem Leuchtthurme und seinen Werften, gewissermaßen das Port-Said dieses Canals, habe ich leider nicht besuchen können. Immerhin hatte ich Riesenwerke gesehen, in welchen sich der alte Unternehmungsgeist der Holländer wunderbar ausspricht.

Haarlem und der Haag.

Als nach einer Reihe regnerischer Tage der Himmel wieder ein freundlicheres Gesicht zeigte, hatte ich Amsterdam mit raschem Entschlusse verlassen, um doch ein weiteres Stück von Holland kennen zu lernen.

Die Bahn von Amsterdam nach Haarlem durchschneidet die nordholländische Halbinsel fast in der Gegend ihres Gürtels, dort, wo das Land in der weichen niederdeutschen Mundart den zierlichen Namen Holland op zijn smalst führt. Erst dann wendet sie sich südlich, und bei Halfweg gewinnt man schon den Blick auf die unabsehbare grüne Fläche des Haarlemer Meerpolders: man fährt auf dem Meere abgewonnenem Boden.

Mit mir im Coupé saßen drei Damen: Großmutter, Mutter und Enkelin. An den beiden älteren Frauen war noch ein Ueberrest alter holländischer Nationaltracht zu sehen, sie trugen bei sonst moderner Kleidung, und zwar unter

ihren Hüten, die wundersame Haube aus Goldblech, welche den Schläfen fest anliegt und in zwei abstehenden Spiralen endigt. Bei der alten Dame waren diese Spiralen dicht mit großen Diamanten besetzt, welche hell in der Sonne funkelten und ihr freundliches Gesicht wie ein Rococorahmen einfaßten. Es waren nette, gesprächige Frauen, sie hätten mich gerne in ihre Unterhaltung gezogen, guter Wille dazu war auch von meiner Seite da, aber es ging durchaus nicht, wir konnten nichts thun, als nach mißglückten Versuchen unsere gegenseitigen Mißverständnisse herzlich belachen.

Auf älteren Karten von Holland, noch aus den vierziger Jahren etwa, sieht man zwischen Haarlem, Leyden und Amsterdam in geringer Entfernung von der Nordsee das Haarlemer Meer verzeichnet. Es hatte sich im Verlaufe dreier Jahrhunderte aus vier kleinen unbedeutenden Seen gebildet, hatte Ebbe und Fluth und war ein gefahrvoll zu befahrendes Wasser, das zwölf Stunden im Umkreise maß. Es waren darauf Seegefechte geliefert worden. Am Tage des Erdbebens von Lissabon gerieth es in große Aufregung. 1836 erhoben sich Sturmfluthen darauf und bedrohten Amsterdam. Durch solches Treiben hatte sich das Haarlemer Meer sein eigenes Urtheil gesprochen, und es wurde seine Trockenlegung decretirt. Früher waren vielfach Windmühlen zur Auspumpung von Seen und Entwässerung der Moräste verwendet

worden. Nun wurde die Dampfmaschine ein unendlich wirksameres Mittel. Systeme von Pumpen wurden aufgestellt. 1840 war die Trockenlegung begonnen worden, 1853 war sie fertig. Und jetzt existirt das Haarlemer Meer nicht mehr. Dort, wo einst Friedrich, Alba's Sohn, mit seinen Schiffen den Bürgern von Haarlem die Zufuhr abgeschnitten, ist jetzt urbarer Boden. Man hat eine große, von einem Canal umzogene und in vier Abtheilungen zerlegte Insel hergestellt; den ehemaligen Seegrund bewohnt jetzt eine Gemeinde von fünfundzwanzigtausend Seelen. Dampfpumpmühlen und Schöpfwindmühlen halten das Land fortwährend trocken; Dörfer erheben sich, Alleen und Straßen durchschneiden das Terrain; wo einst Schiffe gescheitert, wandeln jetzt Heerden mit vollen Eutern. . .

Wird auch einst die Zuyderſee solch ein Ende nehmen? Es ist sehr wahrscheinlich. Der Austrocknung des Haarlemer Meeres ist bereits die des Y gefolgt. Hier würde es sich darum handeln, einen 40,000 Meter langen Damm quer durch das nördliche Ende der Zuyderſee zu legen, und ein Strich, so groß wie drei oder vier Thüringer Ländchen, könnte der Cultur gewonnen werden. Ein unternehmendes Volk wie die Holländer schreckt vor solch gewaltigen Plänen nicht zurück.

Schon zeigte sich Haarlem; ich griff nach meiner Reisetasche; meine Reisegefährtinnen wünschten mir viel Vergnügen, und händeschüttelnd nahm

ich Abschied. Noch nie habe ich bei so vielen Diamanten so wenig Hochmuth gefunden. Allerdings waren meine Reisegefährtinnen keine Frauen aus der vornehmen Welt, sondern Mutter, Frau und Töchterchen eines Oekonomie-Besitzers aus Edam, dem käseberühmten Orte.

Es mochte etwa 10 Uhr sein, als ich in Haarlem ankam. Die Stadt, welche unter allen den schmucken und sauberen Städten Hollands für die schmuckste und sauberste gilt, hatte ihre Morgentoilette beendigt. Die Fronten der Häuser, dunkelbrauner Ziegelbau mit weißgekalkten Fugen, breiten Giebeln und einer Ornamentik aus Sandstein, welche alte Schmiedearbeitsformen nachahmt, machten den freundlichsten und dabei originellsten Eindruck. Fenster, Thüren, Firmaschilder und Glockenzüge, Alles war frisch geputzt und glänzte in der Sonne. So reinlich gewaschen waren die Trottoirs, daß ich mir ein Gewissen daraus machte, ein Schwefelhölzchen, mit dem ich meine Cigarre angebrannt, wegzuwerfen, und es lange mit mir trug, bis ich eine passende Stelle dafür gefunden. Ich suchte nun eine Droschke, daß sie mich um die Stadt herumfahre, fand aber keine; vermuthlich hat man Pferde nicht gerne auf den Plätzen stehen, weil sie das Pflaster derselben zu verunreinigen pflegen.

Die Holländer haben in Betreff der Frage nach Erfindung der Buchdruckerei ganz separatistische

Ansichten, und nehmen für einen Haarlemer, Laurenz Jaeszon, genannt Coster (der Küster), die Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern in Anspruch. Dieser, sagen sie, sei Küster gewesen, habe schon 1423 Holztafeln geschnitten und durch Abdruck zu vervielfältigen verstanden; er habe auch bewegliche Lettern erfunden. In der Christnacht 1440, während der Küster alt und krank in der Kirche der Mitternachtsmesse beiwohnte, habe ein ungetreuer Geselle, Namens Fust, Lettern und Bücher gestohlen. Er habe sie nach Mainz gebracht, wo Gutenberg in den Besitz derselben gelangt sei und die Erfindung des Alten als die seinige ausgegeben habe. Neuerdings haben Forscher die ganze Existenz Coster's in Abrede gestellt; doch wie es sich auch verhalte, auf dem Rathhause zu Haarlem werden die ersten Coster zugeschriebenen Drucke gezeigt, und derselbe hat auf dem Platze vor der groote Kerk gewissermaßen als Anti-Gutenberg ein großes erzenes Standbild erhalten.

Auf festeren Füßen steht der Ruhm des Haarlemer Malers Franz Hals, dessen Bedeutung man erst kennen lernt, wenn man das Museum auf dem Rathhause besucht. Er ist der heiterste und freudigste aller Meister und als Farbenvirtuose neben Rembrandt zu stellen.

Wenn auch die Zeit vorüber ist, in der man für Haarlemer Tulpenzwiebeln, wie z. B. für den Semper Augustus, dreizehntausend Gulden zahlte —

Haarlem ist noch immer eine Blumenstadt und hat die schönsten Gärten, mit deren Erzeugnissen sie einen ausgebreiteten Handel treibt. Das landhausreiche Bloemendaal, ganz nahe bei Haarlem, ist Dorf und Park zugleich; hier haben die reichsten Kaufleute Amsterdams ihre Buiten oder Landhäuser gebaut, man blickt durch eiserne Gitterthore und Geländer auf die schönsten Rasen und Blumenteppiche, die fremdartigsten Pflanzengruppen, die reichsten Blumenbeete. Leise Pianoklänge kommen von der Höhe, die Luft ringsum schwimmt in Duft; man bringt einen angenehmen Rausch davon heim.

* * *

Am andern Morgen war ich im Haag. Der Haag, man sagt allenfalls auch s' Gravenhaag, des Grafen Gehege, nie Haag schlechtweg — ursprünglich eine Wildstation, ein Jagdsitz der Grafen von Holland, später das größte Dorf Europas genannt — ist jetzt mit seinen lichten, alleendurchzogenen Straßen, seinen vielen Paläften, den berühmten „Bosch" in unmittelbarer Nähe, eine der schönsten Städte der Niederlande. Die Plätze sind weit und frei, die Häuser stattlich und modernsten Styles, allerdings ohne volksthümlich holländischen Charakter. Die Stadt macht den Eindruck der Eleganz und des Behagens und bildet

den directen Gegensatz zu dem originellen, aber düsteren Amsterdam.

Und kaum wird wohl eine Stadt zu finden sein, die ein poesievolleres Bild innerhalb ihrer Mauern einschließt, als der Haag, vom Vijver (Weiher) aus gesehen. Ein großartiges Wasserbecken ist auf drei Seiten von Alleen umgeben, es hat eine Insel in der Mitte, Schwäne kreuzen auf der leisbewegten Fläche. Direct aber entsteigen dem Gewässer die grauen Mauern des Binnenhofes; langgestreckte, festungsartige Steinmassen mit Thürmen und Giebeln; Aneinanderreihungen der verschiedensten Bauten kündigen sich, ich weiß nicht durch welch finsteren und geheimnisvollen Charakter als Stätte an, wo finstere historische Ereignisse gespielt. Und dies ist wirklich der Fall. In diesem Binnenhofe wurde Olden Barneveld, der Begründer des holländischen Staatswesens, durch ein parteiisches Gericht verurtheilt und hingerichtet, hier wurden die Brüder Cornelis und Johann de Witt, vom oranisch gesinnten Volke, das in ihre Kerker gedrungen war, ermordet.

In Erwartung, daß die Bildergalerie (das koninklijk Kabinet van schilderijen) geöffnet werde, schlenderte ich auf den Kneuterdyk und fragte nach dem einstigen Wohnhause Olden Barneveld's. Auf dem Gesimse dieses Hauses stand einst eine Statue der Wahrheit mit einem Spiegel in der Hand, und dieser löste sich ab und fiel zu Boden im

selben Momente, als Olden Barneveld ins Gefängniß geführt wurde. Doch nicht eigentlich Barneveld's, vielmehr eines Andern wegen kam ich her. In diesem Hause wohnte längere Zeit Diderot, nach seiner Heimkehr aus Rußland als Gast der Fürstin Galytzin. Das Gebäude beherbergt jetzt das Ministerium der Finanzen.

Endlich hatte die Eröffnungsstunde der Galerie geschlagen, endlich, denn Rembrandt's berühmtes Bild: „Die Anatomie“ zu sehen, gehörte seit undenklicher Zeit zu meinen Wünschen. Da hängt es im großen schwarzen Rahmen, keineswegs grauenvoll, nur ernst, der Gegenstand durch Kunst so gemildert, daß alles Abstoßende wegfällt. Im gewölbten Saale der Snykamer (des Secirsaales) ist der berühmte Anatom Nikolaus Tulp daran, die Anatomie des Armes zu demonstriren. Vor ihm auf dem Tische, quer verkürzt, liegt der Kadaver. Viele Zuhörer, nicht Studenten, sondern gereifte Männer, Mitglieder der Amsterdamer Chirurgengilde, umgeben den berühmten Lehrer. Die Figuren haben Lebensgröße. Alle sind schwarz gekleidet, mit großen, liegenden, gefältelten Kragen, Tulp allein hat einen schwarzen, weichen, breiträndrigen Hut auf dem Kopfe. Er ist in ruhiger Darlegung begriffen. Er hat das Sehnenband der Hohlhand abgelöst, den oberflächlichen gemeinschaftlichen Fingerbeuger bloßgelegt, einen langen, dicken, oben sehr fleischigen Muskel, der sich am untern

Drittheil des Vorderarmes in vier Bündel spaltet, von welchen jedes in eine lange schlanke Sehne ausläuft, und erklärt seinen Zuhörern, wie, wenn die Beuger und Ausstrecker derselben Seite zugleich wirken, durch die Speichenmuskel die Abziehung, durch die Ellbogenbein-Muskel die Anziehung der Hand entsteht. Nikolaus Tulp hat mit einer Pincette die Sehnenbündel emporgehoben. Er wird sie sofort mit der Scheere durchschneiden und zeigen, wie — höchst wunderbar — die Sehne des tiefen gemeinschaftlichen Fingerbeugers zwischen die Sehnenschenkel des oberflächlichen Fingerbeugers hindurchtritt und dadurch eine wunderbare Mechanik erzeugt. Das ist der Mittelpunkt der Darstellung. Nun ist aber das Außerordentliche am Bilde der Unterschied des Verständnisses, den Rembrandt den Gesichtern der sieben Individuen zu geben verstanden hat. Der Eine hat die Demonstration schon im Voraus errathen und constatirt mit einem Blicke, was er schon weiß; ein Zweiter wundert sich über das, was er ohne Tulp's Demonstration nie gefunden hätte. Einer ist aufmerksam, kann aber der Darlegung nicht folgen, indeß er hat guten Willen, er wird später nachkommen. Drei im Hintergrunde Stehende sind zerstreut und geistig abwesend. Und man sieht — so klar ist Alles den Gesichtern eingeschrieben — das Schicksal eines Jeden voraus, wenn die Herren Chirurgen noch eine Prüfung bei Professor Tulp zu bestehen haben.

Zwei werden ein glänzendes Examen machen, zwei vermuthlich ein sufficienter erhalten, die übrigen werden durchfallen. Das leuchtet sofort jedem Beschauer ein.

Und so hat Rembrandt ein Bild gemalt, von welchem man in Gegenwart des Todes nur an Geistesleben denken muß. Ein Sensationsmaler hätte am Leichname die Schädel- oder Brusthöhle öffnen lassen: Rembrandt hat bescheiden einen Vorwurf gewählt, den man ohne jedes Grauen betrachten kann: handelt es sich doch nur um die Function der Hand, also des Organs, durch welches der Verstand des Menschen sich äußert. Und erst durch diesen vergleichweise weniger nervenaufregenden Hintergrund gelangt er dazu, uns die Vorgänge im Geiste der Zuhörer zu zeigen. Unendlich oft haben sich die Maler seitdem daran versucht, gegenüber Einem Vorgange die verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen in einer Scala sich entwickeln zu lassen; an Lebendigkeit, Wahrheit und Ersichtlichkeit des Eindrucks hat keiner Rembrandt übertroffen.

Und auch diese „Anatomie", dies gewaltige Kunstwerk, ist im Grunde nur ein Gelegenheitsbild. Es war damals Sitte, daß die Vorsteher einer Gilde, eines Gerichts-Collegiums, eines Stifts sich gemeinschaftlich von einem großen Maler abconterfeien ließen, ganz so, wie sich heute Corpsbrüder oder Waffenkameraden gemeinschaftlich

zum Photographen verfügen. So sind die Doolen- oder Zünftebilder entstanden, wie wir deren fast in allen Galerien Hollands finden. Rembrandt aber verstand es, fast der Einzige, aus ihm in Auftrag gegebenen Porträtgruppen Kunstwerke ersten Ranges entstehen zu lassen, indem er eine geistige Einheit dramatischer Handlung zu schaffen wußte, an welcher er die verschiedenen Persönlichkeiten, je nach ihrer Art und Weise, betheiligte. Der „Auszug der Schützencompagnie“ und die „Staalmeesters“ in Amsterdam sind ein weiterer Beweis davon.

Die Galerie im Haag hat übrigens der Meisterwerke noch gar viele aufzuweisen. Es sind außer der „Anatomie“ noch vier Bilder Rembrandt's, dann mehrere Ruysdaels, viele Jan Steens da. Ferdinand Bol und Gerbrand van den Eckhout gewinnen sehr bei näherer Bekanntschaft. Paul Potter's „Junger Stier“ entzückt alle Landwirthe. Auch Murillo und Tizian sind unter den Nichtholländern vertreten. Im Allgemeinen wirkt Eines sehr wohlthätig in den großen Galerieen Hollands: sie sind fast vollständig frei vom nazarenischen Charakter, der den alten Galerieen anhaftet. Mir speciell, ich gestehe es, wird durch die ewigen Familienscenen aus Nazareth und anderswo der Genuß an denselben sehr verleidet. Hat man den heiligen Sebastian sich in hundert Stellungen unter den Pfeilen winden und die büßende Magdalena

tausendmal ihre Hände vor dem Todtenkopfe ringen gesehen, so hat man daran genug. Die Niederländer endlich haben auch der Gegenwart und dem Leben ihren Werth gegeben und eine heiterere Lebensauffassung künstlerisch durchgesetzt.

Aus begreiflichen Gründen hat mich auch ein anderes, kleines Bild Rembrandt's interessirt: „Das Weib des Urias aus der Ferne von David betrachtet". Es befindet sich in der Galerie des Barons Steengracht von Osterland, welche fast lauter Cabinetstücke ersten Ranges enthält. „Und es begab sich," erzählt uns das heilige, zuweilen auch sehr unheilige Buch, „daß David um den Abend aufstund von seinem Lager und ging auf das Dach des Königshauses, und sahe vom Dache ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt." Dies und nichts Anderes ist der Gegenstand des Bildes. Wie oft haben doch von jeher die schönen Jüdinnen der Bibel die Phantasie der Dichter und Maler beschäftigt! Rebekka am Brunnen, Dalila, auf deren Knieen Simson eingeschlafen, die fromme Ruth, die barbarische Judith, Esther, die Sulamith, die keusche Susanna, ja sogar Madame Potiphar — wie oft sind sie gemalt und in den Mittelpunkt von Dichtungen gezogen worden! Diesen Gestalten schließt sich auch Bethseba an. In der Dichtung kann sie nur wirken, wenn man sie in den schärfsten Gegensatz zu König David bringt: als bloße Sklavin seiner Lüste

wäre sie gemein. Sie sitzt bei Rembrandt in einem dichtbelaubten Parke neben dem Badebassin nackt auf einem mit einem Teppich bedeckten Tische, zwei Dienerinnen warten ihrer, und eine brave Alte hat es, wie es scheint, mit ihren Hühneraugen zu thun. Eine merkwürdige Frau! Sie scheint gar nicht zu fühlen, daß es doch eine gewagte Sache ist, auf einem von Gebäuden überragten Platze so im Freien zu baden. Ich möchte durchaus nicht annehmen, daß sie bei sich denkt: „Sieht mich zufällig Jemand, was liegt daran? Mein Leib ist ohne Fehl!“ Und doch könnte man es nach dem Ausdruck ihres Gesichts, der ein völlig prosaischer, wenn nicht gar gemeiner ist, beinahe glauben. Die Behandlung des Halbdunkels, aus welchem der Frauenkörper kräftigst hervortritt, mag von höchster Meisterschaft sein, ich habe in dem Bilde nur ein wohlgebautes Weib gesehen, geistige Bedeutung aber beim besten Willen nicht erkennen können. Rembrandt hat immer nur Lebenswahrheit angestrebt, höhere Frauenschönheit hat er nicht gesucht und, so viel ich weiß, nicht gefunden.

Es war 3 Uhr geworden, ich fuhr in den Bosch hinaus. Dieser, der für den Haag das ist, was für Berlin der Thiergarten, grenzt fast an die Stadt. Er ist von unvergleichlicher Schönheit, wenn mildes Sonnenlicht durch die Gipfel der uralten Alleebäume und den lichtgrünen Buchenwald

blickt. Man fährt an großen stillen Teichen vorüber, in deren Wasser die Zweige der Ulmen und Hängeweiden tief herabschatten. Hier ist das berühmte „Haus im Bosch" mit dem herrlichen achteckigen Oraniensaale zu sehen. Maler aus Rubens' Schule: Jordaens, Thülden, Honthorst, haben ihn mit Gemälden geschmückt, die Gruppe der badenden Nymphen hat Rubens selbst gemalt. Als ich mich sattgesehen und den Heimweg antreten wollte, fand ich die Hauptallee des Bosch voll Equipagen, den Bosch von einem Strome von Menschen durchfluthet. Es war die Stunde herangekommen, in der die Musikcapelle zu spielen pflegt. Heute schien der sonnige Tag Alles ins Freie gelockt zu haben. Das große Gartenlocal der Niewe Literarische Societät war das begehrteste Ziel: das Abgeben einer Visitenkarte genügte, um Eintritt darin zu finden. Sofort befand man sich inmitten der ganzen eleganten Welt des Haags. Alles hatte sich gesellig in Gruppen zusammengefunden. Schöne Frauen nippten an Eis und Sodawasser, bunt phantastisch aufgeputzte Kinder trieben sich zwischen den Tischen umher. Man konnte bei den Klängen der „Oberon"-Ouvertüre die geistige Signatur manches schönen Frauenkopfes studiren und die Kostbarkeit der Toiletten mindestens ahnen. . . Und auch mir, dem Fremdling, wurde zu seiner größten Ueberraschung ein Gruß zu Theil. Sitzen dort nicht in

zahlreicher Gesellschaft meine Reisegefährtinnen von gestern? Gewiß; in der Sonne blitzt die diamantenbesetzte Goldhaube.

Ringsum hörte man nur Holländisch sprechen. So viel fremde Bestandtheile aus der Badewelt des nahen Scheveningen da sein mochten, sie verschwanden vollständig. Aber wie anders sind diese Holländer, als man sich sie gedacht! Man hat so viel von ihrem Phlegma gelesen, ohne an sich die Frage zu stellen, wie sich doch Phlegma mit dem entwickeltsten Kaufmannssinne und der größten industriellen Unternehmungsluft vertrüge, und findet eine Beweglichkeit und Behendigkeit, die jener der Franzosen nahekommt. Das Holländische wird auch viel schneller als das Deutsche gesprochen.

Eine andere Mythe scheint mir die Corpulenz und das Blond der Frauen zu sein; ich habe fast nur brünette Frauen gesehen, die keine besondere Fülle zeigten. Der Himmel weiß, wo Van Dyck, wo Rubens ihre dicken Frauen mit den semmelblonden Haaren angetroffen. Vielleicht in Flandern, in Holland gewiß nicht. Mir scheint, daß diese Maler zufällig Modelle von so üppiger Carnation in der Nähe hatten und daß diese Modelle ihr Haar künstlich zu bleichen pflegten. In Italien war dies ja der Fall; sollte die Mode nicht später auch nach Holland gekommen sein?

Es war schon ziemlich spät, als ich mich in einem großen auf den Plaats gelegenen Restaurant einfand. „Annemen! Annemen!“ rief es rechts und links, und die Kellner eilten auf diesen Ruf herbei. Dies könnte den Fremden am ersten Tage zum Glauben verleiten, daß der Kellner diesen seltsamen Namen führe. Doch das ist nicht der Fall: der Kellner soll nur eben die Bestellung oder die Zahlung „annehmen“.

Als ich nach meinem Diner auf die Uhr sah, die Sieben zeigte, und erfuhr, daß heute die Schauwburgen (die Theater) geschlossen seien, erfaßte mich doch die Sorge, wie ich den Abend wohl zubringen werde. Ich fing an, die stille vornehme Residenz mit dem lauten Amsterdam zu vergleichen, und äußerte mich etwas niedergeschlagen zu einem Herrn, der mir gegenüber am Tische gesessen hatte und mit dem ich ins Gespräch gekommen war. „O,“ sagte er im Tone des Vorwurfs, „wie mögen Sie Amsterdam mit dem Haag vergleichen! Der Haag ist so schön! Amsterdam dagegen riecht übel, einen Theil des Jahres nach Häring, den andern nach Stockfisch. Zudem — es steht auf Wasser. Amsterdam ist faul. C'est une ville infecte.“ Mir war, als höre ich von einer schönen und liebenswürdigen Frau, die mir sehr gefallen, Nachtheiliges erzählen. „Ja wohl, man sagt, daß ihr Athem nicht ganz rein ist,“ erwiderte

ich, „und das mag auf keine gute Gesundheit deuten. Im Uebrigen aber ist es eine herrliche Stadt. Wie schön sind die Abende in Vondel's Park!"

Mein Gegenüber kannte ihn noch nicht; war er so lange nicht in Amsterdam gewesen?

Inhaltsverzeichniß.

Reisebilder.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Alfred Meißner, Mosaik.

Zweiter Band.

Mosaik.

Eine Nachlese
zu den gesammelten Werken
von
Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

Literarische Streifzüge.

Jean Jacques.

In Genf, im Angesichte der Alpenkette und des Montblanc, dahinter der blaue See, sitzt ein Mann von Bronce. Sein römischer Mantel, noch ganz neu, zeigt die Brüche, die der Stoff im Lager des Tuchhändlers bekommen. Er sitzt auf einer Art curulischen Stuhls, große Folianten als Unterlage und zur Stütze. Eine Inspiration erwartend, hält er einen Griffel in der Hand.

Mehrmals im Leben und noch ganz vor Kurzem habe ich vor diesem Monument gesessen. Ich war in der Stimmung, an Rousseau zu denken — wer denkt nicht seiner am Genfersee? — aber vor diesem Manne in halbrömischer Gewandung verging mir alle Stimmung — ich fand sie erst drei Tage später am Bielersee wieder. Zeigt mir Rousseau als jungen Streber, im seidenen Frack und Kniehosen, den Degen an der Seite, ein kleines Büchlein in Sedez in der Hand; als Schreiber und freiwilligen Entbehrer in seiner runden Perrücke, ein Notenheft unter dem Arme; zeigt ihn

mir als Greis, gebrochen, in seinem langen Armenier-Anzug — und sein Bild wird mich, je nach der Situation, interessiren oder ergreifen, aber mit diesem steifen Akademiker da habe ich nichts zu schaffen. Wie ist der Kopf beschaffen, der sich Rousseau so vorstellt? Aber man wendet mir ein, dies sei Rousseau, der Weise, der Gesetzgeber der Demokratie von 1789, wie ihn die collective Phantasie des Jahrhunderts geschaffen. Mit so viel Arbeitsmaterial behaftet man den Denker doch nicht! Nicht Folianten, kurze, schlagende Sätze haben von jeher die großen Bewegungen hervorgerufen. Die „Proclamation der Menschenrechte" hat Platz auf einem Octavblättchen . . .

Am Bielersee war es anders. Dort, auf der lieblichen Peters-Insel, hatte ich den Mann, der hier sein Asyl suchen wollte, ganz anders vor mir. Und während ich saß und sann, zog sein Leben an mir vorbei. Von Venedig nach Paris, von Paris hieher und wieder weiter nach England, schließlich nach Ermenonville schweiften meine Gedanken. Ich überdachte sein Leben. Viel, was man verurtheilen, viel, was man entschuldigen, manches, was man bewundern muß, beklagenswerthe Verirrungen der menschlichen Natur neben edlen Zügen, eine widerspruchsvolle, unstete, getheilte Natur, eine problematische Natur höchsten Styls!

Ich will es versuchen, meine Ueberschau zu fixiren.

In den Jahren 1743 und 1744 lebt in Venedig, der französischen Gesandtschaft attachirt, ein Genfer, der zur katholischen Kirche übergetreten ist. Vornehme Damen, seine Gönnerinnen, haben ihn, eine Art Musikanten, der nie einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, eine zeitlang Bedienter, dann der Günstling einer vornehmen Frau gewesen ist, dem Gesandten Grafen Froulay empfohlen. Er ist bereits über die Dreißig. Der musikalische und philosophische Vagabund, der nie Chiffrenschrift gesehen, ist ein Organ der französischen Diplomatie geworden. Er hat glänzende Fähigkeiten, Geist, Esprit, und dies eigenthümliche Jahrhundert öffnet jedem Abenteurer von Geist eine Bahn. Rousseau verdient sich viel Geld mit Visiren von Päſſen, überwacht die venetianische Signoria, berichtet fleißig im Namen des Gesandten nach Paris und macht die vielfachen Mißgriffe seines talentlosen Vorgesetzten wieder gut. Er behauptet eifrig seinen Rang und bietet gerichtlich Verfolgten im Gesandtschaftshotel eine Freistätte.

Bald nachher wird der Diplomat aus seiner angenehmen Stellung verdrängt und geht nach Paris zurück, wo er wieder als unabhängiger Spaziergänger lebt. Er findet abermals Gönnerinnen, wie Mademoiselle Gaussin von der Opéra Français, findet Sängerinnen, die ihn protegiren, zieht es aber vor, mit Therese le Vasseur in wilder Ehe zu leben. Die Kinder, die ihm geboren werden,

schickt er ins Findelhaus, ohne sich — so wenig wie die Mutter — weiter um sie zu kümmern. Der Leichtsinn kann gar nicht weiter gehen und verbrecherischer sein!

Ganz Paris ist eben in zwei Parteien gespalten, von denen die eine für die National-Oper, die andere für die Italiener ist. Rousseau hat aus Venedig eine Schwärmerei für italienische Musik mitgebracht und steht zu Diderot. Er behauptet, daß die französische Sprache für Musik gar nicht gemacht, mithin eine französische Gesangskunst gar nicht möglich sei. Die Arien und Recitative der französischen Musiker seien ledern, ihre Harmonieen Schulübungen. Als praktisches Beweisstück für seine Ansicht hat er ein Singspiel im italienischen Geschmack, „Der Dorfwahrsager", componirt. Er gewinnt, der Eifersucht Rameau's zum Trotz, Zutritt dafür an der Oper und erfreut sich eines lebhaften, wenn auch nur kurzen Triumphes.

Das Glück macht ihn regelmäßig unbescheiden. Gegen Fürsten ist er absichtlich ungezogen. Als der Herzog von Zweibrücken ihn nach der ersten Darstellung des „Devin du village" freundlich anredet und ihn bittet, ihm sein Compliment machen zu dürfen, erwidert er: „Meinetwegen, wofern es kurz ist!"

Es drängt ihn in die Reihen der schönen Geister. Er lernt Voltaire kennen, der ihn freundlich aufnimmt; er macht die Bekanntschaft des

ganzen Encyklopädisten=Kreises und wird in die Salons eingeführt. Um einen Anspruch auf solche Auszeichnung zu verdienen und auf die Dauer zu behaupten, ist eine literarische Arbeit nöthig. Eines Tages hat die Akademie von Dijon zur Beantwortung der Frage aufgefordert: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste binnen den letzten drei Jahrhunderten zur Veredlung und Reinigung der Sitten beigetragen? Das ist eine sonderbare Frage, in welcher Ursache und Wirkung verwechselt sind, denn wenn auch Wissenschaften und Künste einen Einfluß auf die Völker üben, die sittliche Bildung oder Verbildung eines Volkes geht denselben als wirkende Ursache vorher. Das Volk selbst ist der Boden, die Künste sind die Vegetation darauf, und der Boden bedingt die Vegetation, nicht umgekehrt.

Gleichviel. Die Akademie hat die Frage so gestellt, und Rousseau — denn warum sollten wir der Erzählung La Harpe's mißtrauen, der sich allenthalben als wahrheitsliebender Mann zeigt — Rousseau begibt sich zu Diderot, dem er sagt, er habe die Absicht, die Frage mit einer feurigen Lobrede auf Künste und Wissenschaften zu beantworten.

Aber Diderot kennt seinen Mann; er weiß, daß dieser seine Stärke im Paradoxen habe. Er räth ihm, das Gegentheil zu behaupten und zu vertheidigen. Damit werde er Lärm und Aufsehen machen.

Das leuchtet Rousseau ein. Die Frage, die sich auf drei Jahrhunderte bezieht, wandelt er in die allgemeine Frage um: ob der Mensch durch Bildung besser werde? und beantwortet sie mit einem schneidenden Nein!

Die mit der glänzendsten Beredtsamkeit geführte Vertheidigung des Paradoxons machte Glück. Rousseau hatte sich wirklich erwärmt, indem er für eine völlig willkürliche Lebensform eintrat. Die Verständigen wurden durch einzelne ganz vortreffliche Einfälle und Gedanken angezogen und verziehen dem Autodidakten von gestern die anmaßenden Ausfälle auf Spinoza und verwandte Geister. Daß das Wort Tugend und Vorsehung in der Schrift immer wieder vorkam, freute die Frommen; der Nachweis, daß Lernen Körper und Geist schwäche, tröstete die Faulen, die es nun rechtfertigen hörten, daß sie nichts gelernt. Der Verstand der Masse endlich ist gegen wohl verfochtene Trugschlüsse wehrlos.

Die Widerlegungen, welche die Schrift hervorruft, vermehren nur deren Ruf. Die Akademie von Dijon hatte sie gekrönt.

Den größten Eindruck aber macht die Schrift auf den Autor selbst. Er wird der erste glühende Convertit der Lehre, die er so unvermittelt aufgestellt, und gestaltet nun, seiner veränderten Denkweise gemäß, seine Lebensweise um. Es vollzieht sich eine Umwandlung, wofern überhaupt ein

Charakter sich verwandeln kann. Rousseau beschließt, sich von den vornehmen Kreisen, den verderbten Ständen zurückzuziehen und nur der Zurückgezogenheit, nur den Studien zu leben. Er will seinen Unterhalt durch Notenschreiben verdienen. Er zieht seine seidenen Strümpfe aus, legt seinen Degen ab, entäußert sich seiner sämmtlichen Juwelen, die in einer goldenen Sackuhr bestehen, verkauft sie und trägt von da ab eine „runde" Perrücke, die offenbar sehr schlecht kleidet. Man könnte beinahe die Sache so ansehen: Ein Mann, der nie Aufsehen gemacht, als er wie Andere einherging, versucht es, auf dem Kopf zu gehen, und erregt damit das größte Furore. Von da ab will er sich der Welt nie anders zeigen.

Es wird nöthig sein, an diesem Orte eine Stelle aus jener gekrönten Preisschrift anzuführen, da sonst Niemand glauben würde, was Rousseau damals Alles zu behaupten im Stande war. „Hinsichtlich der abscheulichen Unordnung," schreibt er, „welche die Buchdruckerei in Europa verursacht hat, und um auf die Zukunft aus den Fortschritten zu schließen, welche sie täglich macht, so kann man leicht voraussehen, daß die Fürsten nicht säumen werden, so viel Sorgfalt anzuwenden, diese schreckliche Kunst aus ihren Staaten zu verbannen, als sie angewendet haben, um sie daselbst einzuführen. Der Sultan Achmet, den dringenden Bitten einiger sogenannter Leute von Geschmack nachgebend, hatte

eingewilligt, eine Druckerei in Kostantinopel einzurichten; aber kaum war die Presse im Gange, als man sich genöthigt sah, sie zu zerstören und die Werkzeuge in den Brunnen zu werfen. Khalif Omar, befragt, was man mit der Alexandrinischen Bibliothek machen solle, antwortete: Wenn die Bücher dem Koran Widersprechendes enthalten, so sind sie schlecht, und man muß sie verbrennen; wenn sie nichts enthalten, als was im Koran steht, sind sie überflüssig. Unsere Gelehrten haben diese Schlußfolge als Uebermaß von Dummheit angeführt. Setzt aber Gregor den Großen an die Stelle Omar's und das Evangelium an die Stelle des Korans, so wäre die Bibliothek auch verbrannt worden, und dies wäre vielleicht der schönste Zug dieses berühmten Papstes." Das ist das Urtheil Rousseau's über die Presse.

Da nun die Schrift von vielen Seiten bekämpft worden war, sucht der Autor in einer zweiten weitere Belege für seine Behauptungen beizubringen. So entsteht die zweite, nicht gekrönte Preisschrift: „Ueber die Ungleichheit unter den Menschen". Das Ideal Rousseau's in dieser Schrift ist das Thierglück. Die Ignoranz ist das einzige Mittel, den Irrthum zu vermeiden. Es würde heutzutage für den Gipfel des Grotesken gelten, bei den Hottentotten, Lodronen und anderen Wilden die Ueberbleibsel des verlorenen Menschen-Ideals suchen und finden zu wollen. Die Welt sah es damals anders

an. Der Ruf: „Kommt in die Wälder und werdet besser!“ schien etwas für sich zu haben. . . .

Es gibt keine geistreichere Persiflage als die Voltaire's, dem Rousseau (1755) diese Rede einschickte. „Noch nie,“ schrieb er zurück, „hat Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen. Liest man Ihr Buch, wandelt Einen die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt habe, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlasse Anderen diesen Naturgang, die dessen würdiger sind als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht zu den Wilden in Canada einschiffen, weil meine Krankheit mir einen europäischen Arzt nothwendig macht, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg herrscht und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, wie wir selbst sind.“ . . .

Wohl hatte Voltaire Veranlassung zum Spotte, dennoch liegt den hier bis zum Fieber verzerrten Einbildungen Rousseau's ein berechtigter Gedanke zu Grunde. Es war der des Kampfes gegen die bestehende Gesellschaft. Es war etwas daran, einer gemüthlosen, gleißenden, in Lastern schwelgenden Cultur, voll harter Moral und lächerlichen Rangunterschieden, eine einfachere, herzlichere Welt gegenüberzustellen. Alle, die wenigen Bevorzugten ausgenommen, empfanden ja das Bedürfniß einer Reformation der Sitten, des Lebens, der Regierungs-

formen. Alles sehnte sich nach Erneuerung. Nur diese Lebenserneuerung in die Wildniß verlegen zu wollen, war Unsinn. Und so ist die Wirkung erklärlich, die diese Schriften trotz ihrer Excentricität hatten.

Indeß scheint Rousseau selbst zu fühlen, wie viel ihm mangle. Er beginnt aus dem Lateinischen zu übersetzen, als wolle er, mit dem, was er bisher geschrieben, unzufrieden, sich einen neuen Styl schaffen. Er arbeitet und studirt rastlos. Das politische Gebiet verlassend, schreibt er in der Hermitage von Montmorency die „Neue Heloise" und, von Gewissensbissen wegen seiner ausgesetzten Kinder gefoltert, das Erziehungsbuch „Emil".

Die Wirkung namentlich der „Neuen Heloise" war tief und stark und verbreitete sich über die halbe Welt. Es war nicht nur die feine Dialektik der Leidenschaft, die berauschende Sprache, die den Leser fortriß, es war vor allem Andern die völlige Hingabe der Autor-Persönlichkeit mit allen Heimlichkeiten ihrer Brust, welche diese Wirkung erzielte. Alles war schon mehr oder minder Selbstbekenntniß; nicht die Fabel, der Autor selbst war in Scene getreten. Das Anstößige lag neben dem Bezaubernden, die Ueberspanntheit neben dem wahren Gefühl. Eine gleiche Entäußerung ihrer selbst ist später nur wieder bei Byron dagewesen und hat auch bei ihm eine ähnliche Wirkung geäußert.

Mit dem „Gesellschaftsvertrag" kehrt nun

Rousseau auf das politische Gebiet zurück. Die Fäden verwebend, die er in den beiden Preisschriften angesponnen, und das ganze mildernd, entwirft er seine neue Staatstheorie, in welcher ganze Nationen nach dem Muster der kleinen Schweizer Cantone leben und sich verwalten sollten. Das Gemeinwohl ist überall höchster Staatszweck, die Minderzahl ist rechtlos. Das ist nun entschieden ein Staat, in welcher Unsereiner, der es fühlt, daß er zur Minderzahl gehören wird, nicht leben möchte. Und das mit Recht. Im Staate soll aber auch Jeder frei sein in Allem, was den Anderen nicht schadet. Es konnte Rousseau, der seinen Spinoza gelesen, nicht unbekannt sein, was dieser unumstößlich beweist: wie es nicht von unserem Willen, sondern von unserer Vernunft abhängig, wovon wir uns überzeugen. Auch der Staat kann somit vom Einzelnen nicht mehr verlangen, als daß er nichts gegen sein System gewaltthätig unternehme, wenn er sich ihm unterworfen hat oder von ihm unterworfen worden ist. Daß er sich von der Richtigkeit seines Grundprincips überzeuge, wenn dieses seiner Vernunft widerspricht, kann er nicht verlangen. Die politische Gewissensfreiheit muß wie die in Glaubenssachen Jedem gewährt sein.

Wie traurig der Lebensabend des viel umherverschlagenen Mannes gewesen, ist Allen gegenwärtig. Mit den Jahren hatten sich Menschen-

scheu und grämliches Wesen in ihm gesteigert. Er forderte von dem, den er Freund nannte, Alles, ohne selbst die kleinste Laune aufgeben zu wollen. Die edelsten Anlagen, Geist und ein tieffühlendes Herz waren jetzt nur noch wie ihm zum Verderben da. Ruhelos, arm, bewundert einerseits, andererseits von Haß verfolgt, muß er die kleine Peters-Insel, den Canton der von ihm so oft gepriesenen Schweiz verlassen, in dem er seine letzte Heimstätte gesucht. Noch einmal scheint die Sonne ihm aufzuleuchten, als David Hume ihn nach England mitnimmt und ihm eine Pension erwirkt. Aber es bricht Streit zwischen den zwei Philosophen aus; mißtrauisch trennt er sich von seinem neuen Freunde, verläßt London, weicht allen Freunden aus, sondert sich mehr und mehr ab. In der langen Kleidung eines Armeniers wandelt er trübsinnig unter den Parisern umher, dichtet Romanzen, nährt sich vom Notenschreiben.

Er stirbt, sechsundsechzigjährig, im Landhause zu Ermenonville, wo ihm Graf Girardin eine Freistätte geboten.

Wenig später als ein Decennium reißen seine Schüler und Verehrer, den Contrat social in der einen, das Beil in der anderen Hand, den alten Bau der Gesellschaft ein und werden von den einstürzenden Trümmern bedeckt.

Was vom alten Katechismus der Demokratie in die sich neu erbauende Staatsgesellschaft herüber-

genommen wurde — das zu vermitteln und festzustellen, wäre eine Arbeit für sich.

* *
*

Es ist beneidenswerth, ein Mann zu sein, den Schiller und Lord Byron besungen. Rousseau ist ein solcher, er lebt in ihren Versen und durch diese in der Phantasie der Menschen; seine Werke selbst — wir müssen es uns eingestehen — haben ihr Leben eingebüßt. Die „Heloise" macht keine Wirkung mehr, die Zauber, die da wirkten, so lange der Magier lebte, sind dahin. All diese Pracht ist todt, der Epheu schlingt sich um die Ruinen. Die Sprache unseres Jahrhunderts ist eine andere, unser ganzes Gefühlsleben, der Ueberschwenglichkeit fremd, ein anderes. Wir können den Enthusiasmus, der sich an den Namen Rousseau knüpfte, kaum mehr begreifen. Auch seine Musik war nicht talentlos, sie hatte ihr Publicum erfreut, wenn auch nicht hingerissen. Ein ausgezeichneter Kenner alter Musik-Literatur, selbst Tondichter, fällte noch neulich im Gespräche mit mir über den „Devin du village" das günstigste Urtheil. Es sei, sagte er, ein Singspiel von großer Begabung, melodiös, von einfacher, schöner, durchsichtiger Harmonik. Nun gut. Dieser „Devin" wurde, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert im Theater-Archiv gelegen, wieder einmal dem Pariser Publicum vorgeführt. Das Publicum langweilte sich, gegen Schluß flog

eine alte Perrücke auf die Bühne, und das Singspiel wurde unter Pfeifen und Lachen begraben.

Eine alte Perrücke!

Nur Einzelne in jedem Jahrhundert verstehen und begreifen die Ausdrucksweise einer früheren Zeit.

Schelling als Dichter.

J. W. v. Schelling, der Philosoph, der „Weltweise“, wie er auf dem Sockel seines Monumentes in München genannt wird, ist für unsere Generation lediglich ein Begriff und eine überlieferte Erinnerung. Der Ruhmeslorbeer, der dem Stifter der „Identitätslehre“ bei den jüngeren Geistern seiner Zeit so rasch reifte, ist verwelkt. Niemand bringt es mehr zuwege, ein Capitel aus den Schriften seiner ersten Periode durchzulesen; Niemand mag sich mehr die Mühe geben, eine unverständliche Weisheit aus einem Schwalle abstruser Worte, die sich ohne Ende wiederholen, herauszuklauben. Seitdem sich die Naturwissenschaften auf den Boden der exacten Forschung gestellt haben, hat die sogenannte Natur-Philosophie keine Bedeutung mehr. Sie ist lediglich Phantastik und werthlos. Und doch erscheint uns Schelling in dieser ersten Periode, wo er uns über die allgemeine Continuität aller Natur-Ursachen und ihr gemeinsames Medium Aufschlüsse geben will, unendlich verehrungswürdiger, als in

seiner zweiten, wo er es unternimmt, für zwei gekrönte Häupter, die über ihr kirchliches und politisches Treiben gern etwas philosophischen Dunst gebreitet haben möchten, eine Philosophie nach Herzenbedürfniß zu schaffen. Da verzerren sich seine Züge — mindestens für mein Gefühl — schon zu denen des — sagen wir, um höflich zu bleiben, des geschmeidigen Sophisten. Als solchem Hofphilosophen ist ihm die Bildsäule in der Maximiliansstraße gesetzt worden, und es ist mir immer sehr schwer geworden, ohne geheime ikonoklastische Gedanken daran vorüberzukommen.

Unerwartet ist mir Schelling dieser Tage von einer weit besseren Seite bekannt geworden. Ein Wiener Freund, der es liebt, in den staubigen Gerüsten der Antiquare Nachforschungen anzustellen, hatte mir das seltene Büchlein: „Nachtwachen, von Bonaventura", zugesendet.

Das Bändchen ist 1805 im sächsischen Städtchen Penig bei einem Verleger Dienemann erschienen, der eine fortlaufende Collection von Romanen herauszugeben beabsichtigte und sich an verschiedene berühmte Namen der „romantischen Schule" um Beiträge wendete. Das für die damalige Zeit bedeutende Honorar Dienemann's bewog Manchen, sein Buch dem obscuren Verlage anzuvertrauen. Schelling, damals dreißig Jahre alt, Docent der Philosophie in Jena, trat in die Reihe der Mitarbeiter, jedoch unter einem Pseudonym, was

schon für seine damalige „Welt"weisheit Zeugniß abgibt, denn so beugte er jedem möglichen Anstoß vor. In Freundeskreisen war es indeß kein Geheimniß, von wem das Büchlein herrühre. Mit der Widmung: „vom Verfasser seinem Freunde" erhielt A. W. v. Schlegel ein Exemplar direct zugeschickt; es kam dasselbe in Basel in Varnhagen's Hand und wird von dem Letzteren erwähnt. Auch war das Pseudonym ziemlich durchsichtig; unter dem gleichen hatte Schelling sein Gedicht: „Letzte Worte des Pfarrers auf Drottning" in A. W. v. Schlegel's Musen-Almanach auf 1802 erscheinen lassen. In den literarischen Kreisen Würzburgs war, wie ich von betagten Zeitgenossen weiß, kein Zweifel über die Autorschaft. Aber was verschuldet nicht ein obscurer Verlagsort und das Fortlassen eines berühmten Namens vom Titelblatt! Das merkwürdige Büchlein blieb völlig unbeachtet, wie nicht vorhanden. Die bald darauf eintretende politische Katastrophe mag auch etwas dazu gethan haben. Später aber, als doch Der oder Jener von dem Werke Notiz nehmen konnte, hatte Schelling bereits seine Verwandlung angetreten. Er schämte sich nun, einst so frei gedacht, so ungeschminkt gesprochen zu haben. Er mochte an das Büchlein, das Denkmal seiner Sturm- und Drangperiode, nicht mehr gemahnt werden und ließ die wenigen Exemplare, welche der Stampfe des Papiermüllers und der noch unedleren Klaue des maculaturbe-

dürftigen Krämers entgangen waren, durch Antiquare aufkaufen. Bekam er sie, vernichtete er sie. Er hatte sich jetzt als Adept einer absoluten Wissenschaft geltend gemacht, wollte als Großwürdenträger der Philosophie im Gedächtniß der Menschen bleiben und wußte nichts mehr von den Tagen, in welchen er der Skepsis seinen Tribut gezollt und als ein in den Conflicten des Lebens befangener Geist erschien. Er hätte am liebsten sein Kind ganz verleugnet. Als ihn sein Freund, der Ultramontane Lassaulx, darüber inquiriren wollte, erhielt dieser nur die Antwort: „Ach, reden Sie mir nicht davon!“

Nun gibt es allerdings Bücher, über welche den Schleier zu werfen dem Autor zugestanden werden muß: es sind vor Allem die Erstlinge aus den Jahren der Unreife. Wenn zum Beispiel Schiller ein Gedicht wie den „Venuswagen“ secretirt, wer möchte es ihm verdenken? Wie mag ihm, der eben im Begriffe stand, mit dem „Wallenstein“ hervorzutreten, zu Muthe gewesen sein, als die Buchhandlung, bei welcher die „Anthologie“ erschienen war, in einem Anfall von Erwerbsluft die alten Exemplare derselben wieder hervorholte und neu in den Buchhandel brachte, um, wie sie sich geschmackvoll ausdrückte, „die vielen Liebhaber des langen Fragens und Suchens von diesem Buche (sic!), das wegen des verschwiegenen Namens des Herausgebers und des erdichteten Druckortes wegen

nicht allgemein bekannt geworden ist, mit Einemmale zu überheben . . ." Doch damit streifen wir ein Capitel „vom deutschen Verleger", das wir lieber auf sich beruhen lassen wollen. Ferner: gleichwie in einer zahlreichen Familie wohlgerathener Kinder hie und da ein Unband vorkommt, dessen sich der Vater nicht rühmt und den er am liebsten über Meer schicken möchte, so kann auch ein einzelnes Buch so aus der Art geschlagen sein, daß der Verfasser es am liebsten ganz verleugnete. Doch mit den „Nachtwachen" verhält es sich anders. Sie stammen aus einer Zeit, wo des Autors Geist gereift war und auf der Höhe seiner Kraft stand. Es sind Compositionen darin, die dem Autor unleugbar lieb gewesen sein, Gedanken, die ihn lange beschäftigt haben müssen, Gedanken, die keine bloßen Einfälle, sondern geniale Blitze sind. Es waren somit Gründe kleinlicher Convenienz, welche Schelling bestimmten, dies Kind seines Geistes zu verfolgen und zu verleugnen. Man kann nur wünschen, er wäre noch fernerhin der geblieben, der diese Blätter geschrieben! . . .

Was ist nun eigentlich das Buch der „Nachtwachen"? Hubert Beckers, der in seiner Schrift „Schelling's Geistesentwicklung in ihrem inneren Zusammenhange" darauf zu sprechen kommt, nennt es einen Roman; doch als solchen kann es wohl nur ein Gelehrter bezeichnen, der seit seinen Jünglingsjahren keinen Roman mehr in der Hand

gehabt hat und sich nicht mehr recht erinnert, was es mit einem solchen auf sich hat. Anfangs ist das Buch ein Cyklus düsterer Novelletten, die der Autor, an der Möglichkeit der Verknüpfung unter einander verzweifelnd, mit gewaltsamer Hand zusammengeschweißt hat. Bald aber — was für die Zeit und für die Haltung des Autors charakteristisch ist — wird auf Zusammengehörigkeit nicht mehr Rücksicht genommen und gebracht, was eben in der Mappe ist an Tagebuchblättern, Streckversen, lyrischen Monologen, Excursen aller Art. Einheitlich ist im Ganzen nur die Stimmung und Anschauung des Verfassers, die voll von Anklängen an den modernen Pessimismus ist. Die Welt ist ihm eine von schwarzen Gardinen umhüllte Camera obscura. Ein paar Lichtstrahlen fallen hinein und malen Bilder des Grauens, eine Art Baseler Todtentanz, an die Wand.

In der Absicht, die einzelnen Novellen-Fragmente mit einander zu verknüpfen, ist die Figur eines Nachtwächters erfunden worden, der all die düsteren Scenen belauscht. Schelling hat es zum Beispiel bei Lesage gesehen, wie zweckmäßig eine solche einleitende Figur zu verwenden ist. Leider fehlt dem Philosophen alles eigentliche Compositions-Talent. Der Nachtwächter ist mit den auftretenden Personen in keine Verbindung gebracht, und so bleibt denn, während der Teufel Asmodi und der Student Cleophas fortwährend mitspielen, unser

Nachtwandler nur als starrer, hölzerner Beobachter stehen, der höchstens ab und zu eine Anrede hält. Ebensowenig ist es Schelling gelungen, uns ein wirkliches Interesse für seine Hauptperson einzuflößen. Der Nachtwächter ist nämlich ein wildes verbummeltes Genie, das allen Scenen des Leids und der Ungerechtigkeit gegenüber immer dasselbe bleibt und nur seiner habituellen Stimmung, einem kalten Hohn und cynischer Menschenverachtung, Luft macht.

Er hat alles Mögliche getrieben, doch Alles ist ihm fehlgeschlagen, er hat kein Stückchen Erde gefunden, sich darauf ein Hüttchen zu bauen, und ist Bettler, Vagabund, schließlich ein Rhapsode geworden, der auf Märkten Mordgeschichten absang. Nun hat er in einem kleinen deutschen Städtchen eine Anstellung als Nachtwächter erhalten, bleibt aber mit Welt und Menschen zerfallen und ist der Ansicht, daß der Schöpfer möglichst bald dazuschauen soll, die Welt wie ein verunglücktes System auszustreichen und zu vernichten. Einmal, als ein Nordlicht am Himmel aufsteigt, bläst er, daß die ganze Stadt in Aufruhr kommt, und verkündet den Menschen, die von allen Seiten zusammenlaufen, das Welt-Ende. Darüber hätte ihm der löbliche Magistrat beinahe die Anstellung wieder genommen, hat sich's aber überlegt und ihm befohlen, nicht mehr die Leute zu schrecken. So wandert er nun in der Nacht umher, und was bekommt er zu sehen? Lauter Bilder menschlichen Elends.

Die erste Novelle zeigt uns, wie es dem Freidenker in einer Welt religiöser Unduldsamkeit und pfäffischen Fanatismus' ergeht. Ein Mann, der als Freigeist gelebt, liegt auf dem Sterbebette, um ihn herum stehen seine Lieben, steht sein Weib mit drei Kindern. Das jüngste droht ihm kindlich unwissend in das blasse, starre Gesicht, weil es nicht mehr lächeln will wie sonst; die beiden anderen stehen ernst betrachtend, sie können sich den Tod noch nicht denken in ihrem frischen Leben.

Ein Pfaffe ist gekommen, den Freigeist zu bekehren; er steht glühend vor Zorn mit aufgehobenem Crucifix vor ihm. Er malt ihm die Hölle, die Flammen und Abgründe der Unterwelt — vergebens, der Kranke lächelt nur und schüttelt den Kopf.

Da brüllt ihm der Pfaffe in die Ohren, daß der Teufel nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib fordern werde, und stürzt fort, hinaus auf die Gasse, knapp an dem Nachtwächter vorbei, an dessen Pike er sich beinahe gespießt hätte.

In der nächsten Nacht steht die Mutter mit den drei Kindern vor der Leiche, die man in eine schwarzbehängte Nische gebettet hat. Lichter brennen ringsum. Auch der Bruder des Entschlafenen, ein alter Soldat, ist gekommen, die Todtenwacht mitzuhalten. Er hat sein Schwert mit dem wie ein Kreuz gestalteten Griffe zu Füßen der Leiche niedergelegt.

Da erscheinen wirklich drei Teufel im Zimmer mit Bockslarven und Schlangenhaar, sie kommen, den Todten zu holen. Schwefelgestank erfüllt die Stube, die Lichter verlöschen; aber der alte Kriegsmann läßt sich nicht ins Bockshorn jagen, er ergreift das Schwert und haut dem ihm zunächst stehenden Unhold um den Kopf. Der Kopf rollt zu Boden; die Uebrigen flüchten.

Tags darauf hört man in der Stadt, daß den Herrn Pfarrer der Schlag getroffen. Hinter der vorgefundenen Teufelsmaske steckte wirklich ein Kopf, doch wem er angehören mochte, hat die Welt nicht erfahren; die Justiz hat ihn rasch abgefordert und er ist nicht mehr zum Vorschein gekommen.

So die erste Geschichte. Man begreift, daß derlei Compositionen weder dem König Ludwig von Baiern, noch Friedrich Wilhelm den Vierten, zu welchen Beiden Schelling in Beziehung stand, zu Geschmack sein konnten. Das „Reden wir nicht davon!“ ist sehr begreiflich.

Auf der Welt, meint unser pessimistischer Nachtwächter, gilt der Mensch als Mensch nichts und hat nur das als Eigenthum, was er erkauft und besitzt. Am schlimmsten gehen dabei die Vertreter idealer Interessen, die stillen Naturen aus, die nicht mit Händen und Zähnen am Besitz zugreifen. Als Exemplar dieser Armen erscheint ihm der arme Stadtpoet, in dessen freistehendem Dach-

kämmerchen allnächtlich ein einzelnes mattes Lämpchen brennt.

„O du," redet ihn der philosophische Nachtwächter an, „o du, der du da oben dich herumtreibst, ich verstehe dich wohl, denn ich war einst deinesgleichen! Aber ich habe diese Beschäftigung aufgegeben gegen ein ehrliches Handwerk, das seinen Mann ernährt und das für denjenigen, der sie darin aufzufinden weiß, doch keineswegs ganz ohne Poesie ist. Ich bin dir gleichsam wie ein satyrischer Stentor in den Weg gestellt und unterbreche deine Träume von Unsterblichkeit hier unten auf der Erde regelmäßig durch die Erinnerung an die Zeit und die Vergänglichkeit . . . O Freund Poet, wer jetzt leben will, der darf nicht dichten! Ist dir aber das Singen angeboren und kannst du es durchaus nicht unterlassen, nun so werde Nachtwächter wie ich, das ist noch der einzige solide Posten, wo es bezahlt wird und man dich nicht dabei verhungern läßt."

Seit Jahren hat sich das ganze Genie des Poeten in der Vollendung seiner Tragödie „Der Mensch" concentrirt, worin alle großen geistigen Mächte, welche die Menschheit bewegen, in symbolischen Gestalten auftreten. Es ist ein Meisterwerk geworden. Während der langen Arbeit an demselben haben sich jedoch die Drangsale des Poeten aufs höchste gesteigert; er erwartet die Annahme des Buches, um von seinen Gläubigern frei zu werden und weiter zu leben. Aber der letzte

Rettungsanker erweist sich als trügerisch, das Manuscript kommt zurück, und der Verzweifelnde erhenkt sich an der Schnur, mit welcher das Packet zusammengebunden war.

So findet ihn der Nachtwächter. Der Mann ist todt, seine Tragödie hat er vernichtet. Nur der Prolog, den ein tragischer Hanswurst sprach, der als groteske und furchtbare Maske das Treiben der hohen Mitspielenden commentiren sollte, ist — nebst einem „Absagebriefe an das Leben" — auf dem Tische unversehrt liegen geblieben. Eine gute Idee, fürwahr; leider hat sich der Autor als geniales Individuum der romantischen Schule wieder einmal die Sache leicht gemacht. Statt eines in dichterische und dramatische Form gegossenen Prologs wird unter dem Namen eines solchen das Fragment irgend einer eben in der Schreibmappe vorhandenen Abhandlung angeflickt.

„Ich trete," spricht der Hanswurst, „als Vorredner des Menschen auf. Ein respectives Publicum wird es leichter übersehen, daß ich meiner Hantierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, daß nach Doctor Darwin eigentlich der Affe, der doch unstreitig noch läppischer ist, als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, und daß meine und Ihre Gefühle und Gedanken sich bloß mit der Zeit etwas verfeinert und cultivirt haben, obgleich sie ihrem Ursprunge nach doch immer nur Gedanken

und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopfe und Herzen eines Affen entstehen konnten . . . .

Ich bin mit Dr. Darwin einverstanden und thue den philanthropischen Vorschlag, daß wir unsere jüngeren Brüder, die Affen, in allen Welttheilen höher schätzen lernen. Es ist besser, mit Darwin die Affen als unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein Zweiter gar andere wilde Thiere zu unseren Adscendenten macht, welches er vielleicht durch ebenso gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die Menschen, wenn man ihnen den Untertheil des Gesichtes und den Mund, mit dem sie die gleißenden Worte verschwenden, verdeckt, in ihren Physiognomien eine auffallende Aehnlichkeit mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken u. s. w., erhalten, da ja auch der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubthieren als zu den Affen hinaufführt, welches außer dessen Vorliebe für Räuberei und Mittelalter auch noch aus den Wappen erhellt, in denen er meistentheils Löwen, Adler, Tiger und dergleichen Thiere führt. . . ."

So der Narr. Der Mann, auf den sich hier Alles bezieht, ist der Arzt Erasmus Darwin, der in seinem nachgelassenen Lehrgedichte über die Natur den Anstoß zur Theorie gegeben, die jetzt sein Enkel erneuert. Schelling scheint sich viel mit ihm beschäftigt zu haben und erwähnt seiner auch anderswo, so z. B. mit Lob in seiner Schrift: „Von der Weltseele", pag. 247.

Noch einmal sollen wir ein Bild aus dem Nachtgebiete der religiösen Schwärmerei erhalten. Einmal bemerkt der Nachtwächter im Kloster der Ursulinerinnen ein unruhiges Treiben. Er schleicht über den Friedhof heran, wo eine in einen Mantel gehüllte Mannesgestalt sich scheu vor ihm zurückzieht, und versteckt sich im Kreuzgange. Ein Zug von Nonnen führt in ihrer Mitte eine Schwester, deren Hände gebunden sind. Sie war Mutter geworden und wird lebendig eingemauert. Der Liebhaber, der sie retten wollte, kam zu spät!

Ein Ausfall auf Fichte und seine Philosophie von Ich und Nicht-Ich, welche die Welt zu einem leeren Schein herabsetzen möchte, verbirgt sich in dem nun folgenden „Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers". Doch wir lernen noch andere Verrückte kennen und erhalten den Briefwechsel Hamlet's und Ophelia's, unter welchen Namen jedoch nicht der Dänenprinz und die Tochter des Geheimen Staatsrathes Polonius gemeint sind, sondern ein über dem Studium des „Hamlet" wahnsinnig gewordener Schauspieler und seine geisteskranke Collegin. Leider, leider geht es gegen das Ende des Buches immer confuser und wirrer zu, Alles dreht sich schließlich im tollen Wirbel. Wir erhalten die Dinge nicht mehr, weil sie in das Buch hineingehören, sondern weil der Verfasser die Fragmente eben vorräthig hat. Die „Lichtahnungen eines Blindgebornen" und das „Invalidenhaus der

Götter“, ein „Dithyrambus über den Frühling“ und „Betrachtungen über den Hintern der Venus Kallipygos“ folgen aufeinander, ohne daß wir das Warum erfahren. Alles wird berührt, nichts ausgeführt, Alles zerflattert oder bleibt im ersten Ansatze stecken. Gelang es doch selbst dem Philosophen Schelling nicht, seine Gedanken zu einem geschlossenen Kreise abzurunden und systematisch zu gliedern. Um wie viel schlimmer noch ergeht es dem Poeten!

* * *

Und so weit war ich in dieser schließlich wirklich tollen Lectüre gelangt, als sie ihre natürliche Wirkung äußerte. Ich sah mich in die Münchener Maximiliansstraße versetzt — der Mond stand am Himmel — und dicht vor mir Schelling's Standbild.

Und aus dem Dunkel der Bäume trat die Gestalt eines Nachtwächters im langen grauen Mantel, das Horn an der Seite; der leibhafte Peniger Nachtwächter, von dem ich eben gelesen.

Er blieb höhnisch lächelnd vor der Statue seines Vaters stehen und sagte, nach seiner Gewohnheit, Anreden zu halten:

„Schnell bist du da hinaufgekommen, das muß man sagen! Aber ob auch verdient? Arthur Schopenhauer und Ludwig Feuerbach, Ludwig Börne und Heinrich Heine werden noch eine gute Weile auf solche Ehre warten können.

Ja, du hast es gehörig angefangen. Um so in die Höhe zu kommen, muß man sich an die Könige halten. Du hast es gethan, und alle Ehren wurden auf dich gehäuft. Auch geadelt wurdest du.

Aber mächtiger als alle Könige ist die Zeit. Und was sagt diese zur allerhöchsten Entscheidung? Wo ist, Philosoph, die lebendige Wirkung deiner Bücher? Philosophie der Mythologie, Philosophie der Offenbarung — Beweise für den göttlichen Logos: Christus — Beweise für die Dreifaltigkeit! Wahrlich, ich müßte helllaut lachen, wenn mir nicht als Nachtwächter der Schlaf der Menschen heilig sein müßte.

Auch du lächelst? Natürlich! Und warum nicht? Es ist Nacht. Es sieht dich Niemand.

Du meinst, man läse dich nicht mehr? Doch nicht! Ich sah in ein Fenster hinein, wo Einer bei einem brennenden Lichte schlief. Auf dem Nachttischlein lag: „Clara, oder der Zusammenhang mit der Geisterwelt“ aufgeschlagen. Allerdings war der Mann über der Lectüre eingeschlafen.

Aergere dich nicht zu sehr darüber. Vielleicht kommst du wieder in die Hände der Menschen. Was meinst du zu einem Wiederabdruck des kleinen Büchleins, von dem du ärgerlich sagtest: Sprechen Sie mir nicht davon?

Nicht unverdient käme es zu Ehren. Es enthält ja — und das ist viel — deine *aufrichtigen* Gedanken!“

Ein Grab in Teplitz.

Als Knabe in Teplitz lebend, kam ich oft auf meinem Wege nach Schönau, wo mein Vaterhaus stand, an einem Kirchhof vorbei und hielt nicht selten vor einem Grabstein betrachtend stille. War's, daß ich damals meinte, auf jedem Grabe müsse ein Kreuz stehen, und ich hier nur einen breiten, flachen Stein sah, den junge Eichen beschatteten; war's, daß ich im Hause öfter von dem Grabstein sprechen hörte, ich betrachtete denselben immer mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht. Kamen, was alle Jahre geschah, Frau Elise von der Recke und ihr alter Freund Tiedge zu uns — sie pflegten in unserem Hause ihr Absteigequartier zu nehmen — so war jedesmal von diesem Steine die Rede, und es wurde ein gemeinsamer Gang zum Grabe unternommen. Nun erst erfuhr ich, daß es einen Dichter, Namens Gottfried Seume, berge, der viel schöne Gedichte geschrieben und viel Unbill des Schicksals erfahren habe. Erst später las ich die Gedichte, erfuhr das Nähere von dem Schicksal dieses Todten und lernte

diese in ihrer Bedeutung auffassen. Der Mann selbst behielt für mich ein dauerndes Interesse: jeder Gegenstand, an dem Jugenderinnerungen haften, behält seinen eigenthümlichen Schimmer.

Auch jetzt noch, da ich ein Urtheil über seine dichterische Begabung habe, zähle ich ihn zu den Männern, die der Erinnerung jedes Deutschen werth und ehrwürdig bleiben sollen, schon darum, weil er so viele Eigenschaften eines deutschen Mannes in sich vereinigte und nach so vielen Seiten hin das tragische Schicksal eines Deutschen jener Zeit an sich erfuhr.

Seine Lebensgeschichte darf ich als bekannt voraussetzen; dennoch muß ich sie berühren. Gottfried Seume war 1763 im Dorfe Poserne bei Weißenfels geboren. Der Sohn eines ganz verarmten Bauers, verdankte der Knabe seinem Gutsherrn, dem Grafen Knauthaym, die Gunst, studiren zu dürfen. Er war ein Muster von Ernst und Festigkeit. Von der Theologie unbefriedigt, unruhigen Geistes, den vulcanischen Kopf voll dichterischer Pläne, beschloß er plötzlich, sich aus den Fesseln eines für ihn nicht passenden Berufes zu befreien. Er bezahlte seine kleinen Studentenschulden und machte sich auf den Weg nach Paris. Aber er war ein — paßlos Reisender. Der Landesvater, Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, hatte einen Vertrag mit der englischen Regierung abgeschlossen, ihr nach und nach so und so viele Soldaten, zu

so viel Pfund Sterling den Kopf, zu liefern; der junge Mann wurde aufgegriffen, in einen Soldatenrock gesteckt und nach Canada eingeschifft.

Welche Zeit! In Holland trieben die verruchten sogenannten „Seelenverkäufer“ ihr Wesen, griffen dürftige junge Leute auf, bewogen sie, als Soldaten nach Ostindien zu gehen, und verkauften sie, hundertfünfzig Gulden den Mann, der Britisch-Ostindischen Compagnie. Die deutschen Landesväter widmeten sich einem ähnlichen Gewerbe und verkauften als Menschenmakler von Gottes Gnaden ihre eigenen Landeskinder. Englische Commissäre kamen nach Kassel und besichtigten die erkauften Menschen wie Vieh auf dem Markte. Negerkönige handeln nicht anders, als diese Fürsten gehandelt. Wenn die Eltern über den Verlust ihrer Söhne murrten, strafte man die Väter mit Eisen, die Mütter mit dem Zuchthause. Hessen-Kassel stand nicht allein da. Auch Hanau, Waldeck, Württemberg, Sachsen-Gotha, der Bischof von Münster stellten deutsche Sklaven auf den englischen Markt; die Maitressen der Fürsten und ihre Kinder brauchten Geld. Hessen-Kassel hatte nur den Vorzug, die meisten Sklaven zu liefern; es gab ihrer bei einer Bevölkerung von viermalhunderttausend Seelen im Laufe der Jahre zwanzigtausend junge Männer ab.

Friedrich Daniel Schubart, der Dichter der „Fürstengruft“, war seinerzeit wegen Angriffen auf die hohe Geistlichkeit verrätherischerweise in sein

württemberg'sches Vaterland zurückgelockt worden und hatte zehn Jahre ohne Verhör, ohne Urtheil im Kerker des Hohenaspergs sitzen müssen. Seume, der Verkaufte, war ein ähnliches, allerdings noch weit schuldloseres Opfer grauenhafter Fürstenwillkür. Jahrelang zurückgehalten, muß er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit kämpfen.

Mit seinen Kameraden nach Europa zurückgekehrt, entspringt er, aus Furcht, nun an Preußen verkauft zu werden, wird aber gefangen und muß als gemeiner Soldat weiterdienen. Auch jetzt desertirt er zweimal, wird aber jedesmal eingeholt und entgeht nur knapp dem Tode. Endlich frei geworden — ein wackerer Mann löste ihn mit achtzig Thalern aus! — geht er nach Leipzig, den zerrissenen Faden seiner Studien wieder aufzunehmen, und widmet sich der Philologie.

Er wurde Magister. Diese akademische Würde, welche die philosophische Facultät ertheilte, entspricht dem heutigen Doctor der Philosophie. Der Magister legens hat zudem das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Unter welchen Bedingungen, unter welchen Entbehrungen er diese Würde erlangte, kann man sich denken!

Furchtbar war der Wagen des Schicksals über ihn hinweggezogen, fast bis zur Zertrümmerung seines Wesens, nun raffte er sich wieder auf, das Herz voll Grimm gegen seine Peiniger; aber ein ihm angeborener maßhaltender Sinn bewahrte ihn

vor allen Extremen. Wohl hatte sich seiner ein Ekel vor allem Bestehenden, das sich überlebt hatte, und eine tiefe Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer totalen Umbildung der socialen Grundlagen bemächtigt, dennoch war er kein eigentlicher Revolutionär. Er hielt nichts von gewaltsamen Umstürzen, von plötzlichen Bekehrungen der Völker und der herrschenden Classen, von heroischen Curen der Menschheit, wie sie unlängst die Franzosen versucht.

„Es ist mir," schreibt er, „seit langer Zeit ein trauriger Gedanke, ein Deutscher zu sein, und doch möchte ich meine väterliche Nation mit keiner andern vertauschen. Wir haben seit Karl dem Großen ein so sonderbares Gewebe von Halbgerechtigkeit, Halbfreiheit, Halbvernunft und überhaupt von Halbexistenz gehabt, daß sich die Fremden schon oft gewundert haben, wie wir noch so lange politisch leben . . . Wir wollen den Fürsten nicht vorzugsweise die Last des Unheils aufbürden, denn wo vom Volke die Entscheidung kam, ging es verhältnißmäßig nicht besser. Alle tragen ihr Theil der Schuld . . . Eine so traurige Rolle, wie wir seit den letzten zehn Jahren gespielt haben, liegt kaum in den Annalen, und es ist durchaus keine Aussicht, daß es je im Einzelnen und im Ganzen besser werde. Wir sind wirklich ein Spott der Nationen geworden . . ."

„Der Franzose ohne Unterschied schlägt sich für ein Vaterland, der Mann wird gewürdigt

nach dem, was er gilt; bei uns wird die Schätzung genommen nach dem, was das Kirchenbuch spricht, der Geldsack des Vaters wiegt oder das Hofmarschallamt vorschreibt. Für wen soll der deutsche Grenadier sich auf die Batterie und in die Bajonnette stürzen? Er bleibt sicher, was er ist, und trägt seinen Tornister nur so fort. Er soll dem Tode ins Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter Vater frohnend die Felder des gnädigen Junkers, der nichts thut und nichts zahlt. Der Alte führt schwitzend die Ernte des Hofes ein und muß oft die seinige draußen verfaulen lassen, dafür hat er die jämmerliche Ehre, der einzige Lastenträger des Staates zu sein. Soll der Soldat dann muthig fechten, um eben dieses Glück einst selbst zu genießen? Das nennt man dann Staat und gute Ordnung und Gerechtigkeit, und fragt noch, woher das öffentliche Unglück kommt. Wo keine Gemeinsamkeit des Rechts, ist kein Gemeinsinn. . . ."

Ein andermal ruft er: „Sobald Gerechtigkeit sein wird, wird Friede sein und Glück, sie ist die einzige Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Großmuth, Erbarmen genug im Einzelnen, bloß weil wir im Allgemeinen keine Gerechtigkeit haben. Die Gnade verdirbt Alles, im Staate und in der Kirche. Wir wollen keine Gnade, wir wollen Gerechtigkeit; Gnade gehört bloß für Verbrecher, und meist sind die Könige ungerecht, wo sie gnädig sind. Wer den Begriff der Gnade zuerst ins

bürgerliche Leben und an die Stühle der Fürsten getragen hat, soll verdammt sein, von bloßer Gnade zu leben; vermuthlich war es ein Mensch, der mit Gerechtigkeit nichts fordern konnte. Aus Gnade wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mensch selig werden wollen! . . ."

Mit seiner Leipziger Stellung unzufrieden, voll Drang nach Thätigkeit und eigentlicher Wirksamkeit, nimmt er jetzt eine Secretärsstelle bei dem russischen General Igelström an. Das militärische Element, das gewaltsam in ihm herangezogen worden, wirkt nach, er avancirt zum russischen Officier und wird in geschichtliche Katastrophen gerissen. Er erlebt den Kampf um Warschau, die Erstürmung von Praga und wird von den Polen gefangen genommen. Als seine Aussichten auf Beförderung schwinden, geht er wieder nach Leipzig zurück, liest als Magister legens über alte Classiker und besorgt Correcturen für die Göschen'sche Druckerei. Klopstock's und Wieland's Werke verdanken ihm den hohen Grad von Correctheit, durch den sie sich auszeichnen. Um dem einförmigen Geschäfte nicht geistig zu unterliegen, unternimmt er im December jene Fußreise nach Sicilien, der wir den „Spaziergang nach Syrakus" verdanken. Er legt an sechshundert Meilen zu Fuß zurück, den Rückweg nimmt er über Paris.

Dieses Reisebuch ist allerdings von späteren Reise-Erzählern weit überholt worden. Unserem Wanderer fehlt wohl nicht das Landschafter-Auge,

wohl aber der ruhige Sinn, die Dinge voll zu genießen. Ungestümer Drang jagt den Mann rastlos vorwärts. Dennoch ist das Buch sehr interessant; die Wanderfahrt bildet den Faden, an dem sich seine Gedanken ranken. Alles dreht sich bei ihm um den einen Mittelpunkt, wie man es anfangen müsse, daß es auf der Welt besser werde. Alles, was er sagt, ist aus einer tiefen Ursprünglichkeit hervorgegangen und kraftvoll in solchem Maße, daß die Ansichten seiner berühmten Zeitgenossen sich schwächlich und dürftig dagegen ausnehmen. Ich stelle als Probe unter Hunderten die Gedanken daher, die ihm in Salerno bei einem Blick in eine Kirche kommen.

„Ich halte," schreibt er, „den Artikel von der Vergebung der Sünden für einen der verderblichsten, den die Halbbildung zum angeblichen Troste der Schwachköpfe erfand. Es ist kein Gedanke, daß Sünde vergeben werde; Jeder wird mit seinen bösen und guten Werken hingehen müssen. Eine mißverstandene Humanität hat den Irrthum zum Unglücke des Menschengeschlechtes aufgestellt und fortgepflanzt. Was ein Mensch gefehlt hat, bleibt in Ewigkeit gefehlt; es läßt sich keine einzige Folge einer einzelnen That aus der Kette der Dinge herausreißen. Die Schwachheiten der Natur sind von der Natur selbst gegeben, die Herrscherin Vernunft soll sie zu leiten und zu vermindern suchen. Der Begriff der Verzeihung hindert meistens das

Besserwerden. Schurken, die sich nicht bessern können, die von Beichte zu Beichte schlechter, verworfener, niederträchtiger werden, sollen zum Heile der Menschheit verzweifeln! Jeder soll haben, was ihm zukommt. Die Verzweiflung der Bösewichter ist Wohlthat für die Welt, sie ist das Opfer, das der Tugend und der Göttlichkeit unserer Natur gebracht wird. Verzweifle, der sich nicht bessern, nicht vernünftig beruhigen kann. . . ."

Darf man sagen, daß solche Gedanken, weil sie vor bald achtzig Jahren geschrieben wurden, heute antiquirt sind? Ich glaube nicht. Jedenfalls sieht man aus diesen kurzen Anführungen, wie viel Eigenes und Selbstgedachtes, männlich Festes in Seume war. Es tritt immer rauh und kräftig hervor; oft findet er Worte, scharf wie Schwerter. Er hat wirklich manchmal etwas von einem deutschen Rousseau.

Fortwährend im Verkehr mit seinen ihm theuer gewordenen Alten lebt er nun als Magister in Leipzig ein asketisches Hagestolzenleben fort. Er war milder geworden, er stand jetzt im angehenden Herbst des Lebens, und im September lassen die Gewitter nach. Den Sorgen der Armuth bot er eine stoische Stirn. Er war zu stolz, sich zu beugen oder nur sich der Größe zu adaptiren, zu stolz, um die Gunst der Mächtigen zu buhlen. Vornehmen Leuten ging er aus dem Wege. Er hatte einer conventionellen Welt nichts zu danken und machte

ihr auch nichts zu Danke. Was ihm versagt war, wußte er mit Anstand zu entbehren und äußerte kein Verlangen danach. Auch nach dieser Seite hin war er ein Rousseau.

Alles, was er schrieb, auch seine Gedichte, hatten einen didaktischen Zweck. „Ich bin," sagt er einmal, „kein sonderlicher Freund von Romanen. Wer wird Wahrheiten für Männer erst in Flitterstaat putzen?" Ein anderesmal sagt er: „Jedes gute Buch muß näher oder entfernter ein politisches sein. Politisch ist, was zu dem allgemeinen Wohl etwas beiträgt oder beitragen soll, quod bonum publicum promovet. Was dieses nicht thut, ist eben nicht politisch. Man hat dieses Wort sehr entstellt, verwirrt, herabgewürdigt. . . ."

Noch einmal, 1805, macht er sich zu einer großen Fußreise auf, diesmal nach dem Norden. Er trifft Warschau, die Stadt, an die sich viele Schreckenserinnerungen seines Lebens ketten, als russische Gouvernementsstadt wieder, er besieht sich das halbasiatische Moskau. In Dorpat trifft er Klinger, den deutschen Dichter, als russischen General. „Daß bei diesen Besuchen," schreibt er, „philosophische, literarische und politische Reibung genug entstand, und daß ich diese Stunden zu den besten meines Lebens zähle, wirst du glauben. . . ." Er verkehrt mit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, einer gebornen Prinzessin von Württemberg, und spricht mit ihr über Schiller, dessen Tod

eben das Tagesgespräch in den Petersburger Cirkeln bildet. Ueber Stockholm und Upsala kehrt er heim.

Allmählig treten an seiner eisernen Körper-Constitution die Folgen aller Strapazen und Entbehrungen, die ihm das Leben auferlegt, zu Tage. Er hat mit fürchterlichen körperlichen Leiden zu kämpfen. Er wird scheu und mürrisch. Bietet man ihm einen guten Tag und stellt die Frage: „Wie geht es, lieber Seume?“ ist seine stereotype Antwort: „Schurkisch!“ Dabei ist er in steter Sorge, Mitleid zu erregen. „Wenn ihr mich erst zu bedauern anfangt,“ sagt er, „dann springe ich aus dem Fenster.“

Ein düsterer, blasser, dem Tode verfallener Mann, kam er 1810, Linderung seiner Leiden zu suchen, nach Teplitz. Er fand diese Linderung nicht, hatte dafür noch in seinen letzten Tagen viel von gemeiner Schlechtigkeit der Menschen zu leiden. Er starb neben seinem gepackten Koffer, aufrecht, in den Armen herbeigeeilter Freunde.

Er war erst siebenundvierzig Jahre alt geworden.

Zwei Tage nach Empfang der Nachricht, Seume sei in Teplitz verstorben, erhielt Wieland, der nie aufgehört hatte, für ihn zu wirken, die Nachricht, daß ihm Maria Feodorowna eine Pension zugesichert habe. Die Geschichte von Firdusi, dessen Ehrensold anlangt, während er schon auf der Bahre liegt, wiederholt sich in immer neuen Variationen.

Frau von der Recke, Tiedge und Wieland setzten

dem Dichter den Grabstein und ließen junge Eichen um ihn herumpflanzen, weil der, der darunter lag, sich im Leben als treuer Dichter bewährt hatte.

Die letzte Form des Fortlebens eines Schriftstellers, der nicht zu den ersten gehört, die letzte Unsterblichkeit der Vergänglichen ist das Fortleben im sogenannten geflügelten Worte, d. h. der Redensart derer, die selbst über keinen Gedanken verfügen. Die Werke haben ihre Arbeit an der Bildung der Zeitgenossen abgethan, die Bücher stehen verstaubt in den Fächern der Büchereien, aber irgend ein zufälliges Wort des Dichters lebt noch im Volksmunde, natürlich, ohne daß dieser weiß, woher es stammt. Von Seume ist das oft gehörte Citat:

Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen!

Von ihm stammt die Redensart:

Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Von ihm ist endlich der Vers:

Wo man singt, lass' dich ruhig nieder,
Böjewichter haben keine Lieder.

Die Weltgeschichte ist bekanntlich das Weltgericht; allerdings ein sehr eigenthümliches und unvollständiges, indem es das Recht nur sehr langsam und fragmentarisch zur Geltung bringt und Lohn und Strafe höchst wunderlich austheilt. Dennoch mag man vor dem Grabsteine in Teplitz die Empfindung haben, daß dies Weltgericht auch hier gewaltet hat und daß der Gang der Welt die Richtung zum Vernünftigeren eingeschlagen habe.

Die Regierungen dürfen nicht mehr mit Menschen handeln, der Deutsche wird nur noch für deutsche Interessen und deutsche Fragen in den Tod geschickt werden. Das liebe England, welches so gerne Menschen kauft, um mit fremdem Blute seine Interessen männlich zu wahren, wird fortan zusehen müssen, wie es mit eigenen Kräften auskommt. Die Türkei war der letzte europäische Soldat Englands. Auch an dem Enkel des Landgrafen von Hessen-Kassel hat die Nemesis ihr Amt vollzogen. Der edle Kurfürst Friedrich Wilhelm wurde mit verschwenderischen Söhnen und bösen Schwiegertöchtern gestraft, verlor seine Krone von Gottesgnaden und mußte als böhmischer Gutsbesitzer sterben. Seine theuren Isabellen fressen an fremder Krippe. Es ist besser geworden im Hessenlande, und Seume's Andenken ist gerächt. Der alte Begräbnißplatz, in den der müde Dichter gebettet wurde, ist heute in einen kleinen Park verwandelt, den Grabstein beschattet eine stark herangewachsene knorrige Eiche, junge Hänflinge haben in den Zweigen der Büsche ihr Nest. Die Stadt, in welcher der Spaziergänger von Syrakus seine Pilgerfahrt beendigt, will aber noch ein Mehreres thun und Seume ein Denkmal setzen. Möchten wackere Leute mit ihren Gaben das schöne Unternehmen fördern helfen und so das Ihrige thun, daß auch nach dieser Seite hin die „Weltgeschichte das Weltgericht“ sei.

Pater Gury.

Während ganzer drei Decembertage, die ich auf meinem Zimmer zubringen mußte, hat mich ein Buch, das nicht ganz zufällig in meine Hände fiel, andauernd beschäftigt. Für mich persönlich liegt ein großer Reiz darin, daß ein Schriftwerk mich in eine total fremde Gedankenwelt einführt, und diesen Reiz hatte dieses Buch unbedingt und vollauf. Diese Gedankenwelt war aber auch nicht etwa die eines Querkopfs, oder verschrobenen Sonderlings — sie war, sie ist die Gedankenwelt von so Vielen, die, sei's da, sei's dort, innerhalb derselben Stadtmauer mit uns leben, wenngleich wir nur so neben ihnen hergehen und ohne äußerste Nöthigung nie mit ihnen verkehren. Nein, gewiß nie ohne äußerste Nöthigung! Wir weichen ihnen aus, wenn wir sie des Weges kommen sehen, wie wenn der Schatten ihrer breiten Hüte geradezu giftig wäre. Hinterher kommt uns der Gedanke: ob wir ihnen doch nicht Unrecht thun? ob wir nicht gar zu vorurtheilsvoll sind? ob sie so arg,

wie wir es uns denken? Und da suchen wir nach einem Buche, einem gediegenen, anerkannten Buche eines der Ihrigen, das uns in ihre Gedankenwelt einzuführen geeignet wäre . . .

Was mich nun etwa abhalten könnte, über das Buch zu berichten, wäre der Umstand, daß es theilweise gar zu cynischen und unfläthigen Inhalts. Das sind aber leider auch mitunter Classiker. Aristophanes, Catull, Petronius und Apulejus, von Rabelais gar nicht zu reden, sind in ihrer Art sicher classisch — wer aber möchte sie offen aufgeschlagen vor Aller Augen liegen lassen? Was nun das Buch betrifft, das mich hier beschäftigt, so geht es allerdings weiter als Alles, was ich kenne. Das hat auch der Herr Uebersetzer, der ehrwürdige G. Wesselak, Priester der Diöcese Regensburg, eingesehen und die allerschlimmsten Abschnitte in der Sprache belassen, die gewissermaßen das Vorrecht genießt, auch den lascivsten Inhalt in Druckerschwärze einführen zu dürfen. Ich will seinem Beispiele folgen. Ich habe mir selbst die Verpflichtung auferlegt, auf das vorsichtigste über den Gegenstand zu referiren, und will mich durchwegs der größten Delicatesse befleißigen.

Das classische und doch so unmoralische Buch, von dem ich da spreche, ist die Moral-Theologie des Pater Gury von der Gesellschaft Jesu. Respect, meine Herren! Gury ist in seiner Art wirklich ein Classiker. Sein Werk ist sehr gelehrt, über

tausend Seiten stark und genießt beinahe das Ansehen eines canonischen Buches. Wenn es auch die sogenannten „Laien" nicht kennen, so kennen es die Theologen um so besser und sind von seiner Trefflichkeit voll. Ursprünglich lateinisch geschrieben — der nun in Gott ruhende Verfasser ist ein Franzose gewesen — hat es in der Urform viele Auflagen erlebt, ist in vielen Ländern nachgedruckt und in viele Sprachen übersetzt worden. Auch die deutsche Uebersetzung, die vor mir liegt und die G. Wesselak, Priester der Diöcese Regensburg, unternommen hat, damit das Buch, wie er sich ausdrückt, „von den Seelsorgern mit mehr Lust und weniger Mühe gelesen werden könne", ist nur Eine von vielen. Kurz, es ist eben das Handbuch und der Leitfaden zahlloser Beichtväter. „Die Kunst der Künste ist der Seelen Führung", trägt es als Motto auf der Stirne, und wirklich ist Pater Gury als ganz vorzüglicher Seelenführer, als Psychagogos katexochen anerkannt; er geht voran, er hat die hohen Stiefel an, und eine zahllose Schaar von Jüngern folgt ihm.

Pater Gury ist, wie gesagt, Jesuit; ich glaube aber nicht, daß man Recht daran thäte, seine Weisheit, als eine exklusiv jesuitische zu bezeichnen. Ich sehe vielmehr, daß er überall im Einklang ist mit den ältesten Kirchenlehrern und auf jeder Seite die Entscheidungen des tridentinischen Concils berücksichtigt. Auf Schritt und Tritt begegnet mir die

Autorität des heiligen Thomas von Aquin, der mir großes Vertrauen einflößt; er wird ja Doctor angelicus genannt. Es macht auch das Buch nirgends den Eindruck einer Parteischrift, der Charakter des — in seiner Sphäre — allgemein Giltigen ist ihm allenthalben eingeprägt. Aus Frage und Antwort auferbaut, die wie kunstvoll zugehauene Quadern ineinandergreifen, steht es da und ragt direct in den Himmel hinein. Allerdings ist das „sogenannte Profane" daraus gänzlich verbannt. Wer z. B. bei einem aus unzähligen Citaten aufgebauten Werke, das auf allen Seiten ins bürgerliche Leben der Gesellschaft und ihre Tages-Existenz eingreift, mitunter auch die Berücksichtigung der Laienköpfe erwartete, sähe sich getäuscht. Jede Autorität hier hat ihre Tonsur, wo nicht gar ihren Heiligenschein. Wir treten in eine von lauter Mönchen erbaute Gedankenwelt. Und diese steht über allen Entscheidungen weltlicher Gesetzgeber souverän da.

Das Werk beginnt mit den Lehren der Selbstbestimmung, von den Quellen der Moralität, vom Gewissen, von den zehn Geboten Gottes und von den Geboten der Kirche. Aus dem Capitel von den „der Gottesverehrung entgegenstehenden Sünden" erfahren wir, daß Papa Satanas nicht nur noch lebt, sondern auch noch immer unter uns wie zu Hiob's oder Fausti Zeiten sein unheimliches Wesen treibt. Die Magie zerfällt noch heutigen Tages in die

weiße und schwarze. „Die weiße Magie ist die Kunst, durch natürliche Ursachen ohne irgend eine Beihilfe des bösen Feindes Wunderbares zu thun. Dagegen ist die Zauberei, Hexerei (maleficium) die Kunst, mit Hilfe des bösen Feindes Anderen zu schaden. Man unterscheidet jedoch eine doppelte Zauberei: den Liebeszauber (maleficium amatorium) und den schädlichen Zauber (maleficium veneficum). Das Anzaubern der Liebe und der Liebestrank (philtrum) ist eine teuflische Kunst, wodurch in einer Person eine sündhafte Liebe oder auch Haß in einer anderen erweckt wird. Die schädliche oder giftige Zauberei ist die eigentliche Kunst, dem Nächsten mit Hilfe des bösen Feindes zu schaden. . . . Die Schwarzkünstler verfallen nach der Bulle Coena domini der Excommunication, besonders wenn sie mit ihren Künsten formelle Häresie verbinden, heilige Sachen gebrauchen, den Teufel anbeten und ihn um Dinge fragen, die er nicht wissen kann. Zauberer sollst du nicht leben lassen."

So Pater Gury in seinem großen Werke I. 171, übersetzt von Wesselak, Weltpriester, Regensburg, bei Manz, 1869. Wir sehen, daß die Ansichten der Kirche durch die Zeit keine Einbuße erleiden.

Beim Capitel von der Magie kommt Gury auf das Tischrücken zu sprechen. Wir wissen oder glauben zu wissen, daß allerdings runde Tischlein, deren Rand von mehreren Personen angefaßt wird,

schließlich ins Rotiren kommen, aber einfach nur darum, weil sich aus den gleichzeitigen Muskel-vibrationen ein Druck nach einer oder der anderen Seite hin entwickelt, der das Holzgestell ins Kreisen bringt. Gury sieht in dieser harmlosen Erscheinung die Einwirkung „diabolischer, von Gott verfluchter Geister" und führt darüber ein umfangreiches und wohlbegründetes erzbischöfliches Gutachten an. Nun folgen Instructionen zur Geisterbeschwörung und zum Austreiben des Teufels.

„Die Beschwörung des Teufels," sagt Gury, „darf nur in befehlender Weise vorgenommen werden, um die Besessenen vom Schaden und Vexationen zu befreien, nicht aus Scherz oder Neugier .... Mit Beistimmung des Bischofs darf man auch im Zweifel, ob eine Besessenheit vorhanden sei, die Teufelsaustreibung vornehmen, nur muß man sich dabei vor Aergerniß und Verachtung der Kirche hüten" (d. h. die Sache darf nicht komisch werden). Zuletzt warnt noch Gury: „Unnütze Reden mit dem Teufel zu unterhalten oder gar Scherze mit ihm zu treiben, ist an sich eine schwere Sünde."

Nach solchem Eingange darf man schon Bedeutendes von diesem Classiker der Seminarien erwarten. Wir wollen ihm jetzt weiter auf das Feld der praktischen Moral folgen.

Vor Allem müssen wir da erwähnen, daß Pater Gury nicht offen die Ansicht der Jesuiten theilt, der

Zweck heilige die Mittel. Er will, daß man zum guten Zwecke gute Mittel wähle. Dagegen verdirbt aber bei ihm ein schlechter Zweck die ganze Güte einer Handlung. „Alle Bücher der Ketzer sind verboten, wenn sie auch keine Irrthümer enthalten und gar nicht von Religion handeln.“ „Wenn dein Auge schlecht geworden, wird dein ganzer Leib finster sein. Ein Aufklärer mag leben, wie er will, er wird zur Hölle fahren.“

Und doch ist Pater Gury sonst nicht strenge. Dies beweist uns, wenn er die „Sünden gegen die Gerechtigkeit“ abhandelt, seine Auffassung der Eigenthumsverhältnisse. Er kommt auf jene Sorte des Diebstahls zu sprechen, welche die Theologen zart „die geheime Schadloshaltung“ nennen, und äußert sich dabei folgendermaßen: „Die geheime Schadloshaltung ist nicht unerlaubt, wofern dem Schuldner kein Unrecht geschieht (sic!), wenn nicht Verwirrung der Rechtsordnung und keine wichtige Störung des Gemeinwohles daraus folgt (das heißt, wenn die Sache geheim bleibt). Wer in dieser Weise sich schadlos hält, nimmt nach der Voraussetzung nur so viel, als was mit Gewißheit sein eigen ist und was man ihm nach strenger Gerechtigkeit schuldet. Es wird dadurch die Rechtsordnung nicht gestört, das öffentliche Wohl hat auch keinen Schaden.“ Ein Wink für Personen, die einen Proceß verloren haben. „Darf,“ fragt nun Gury weiter, „ein Dienst-

bote, der seine schuldigen Arbeiten vermehrt, sich schadlos halten?" Ja, wenn seine Arbeiten durch den ausdrücklich oder stillschweigenden Willen seines Herrn vermehrt werden, denn dann gilt mit Recht: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. „Welche Compensation billig sei, dies zu beurtheilen kann man dem Dienstboten überlassen, wenn er anderseits gewissenhaft und klug ist (sich nicht erwischen läßt) und die Gefahr der Selbsttäuschung ferne, was nur selten der Fall sein wird."

So Pater Gury. Man braucht eben kein Fanatiker der Eigenthums-Idee zu sein, um diese Doctrin lax zu finden. Daß sie aber den Köchinnen und sonstigen Dienstboten gefällt, wenn sie denselben im Beichtstuhl begegnet, liegt auf der Hand. Fast scheint es, als habe es Pater Gury auf eine Gunsterschleichung von dieser Seite abgesehen.

„Sündigt derjenige schwer," fragt Pater Gury weiter, „und gegen die Gerechtigkeit, welcher sich schadlos hält, ohne zuvor den gerichtlichen Weg eingeschlagen zu haben, wenn Recurs an den Richter möglich war? Er sündigt gar nicht, wenn der gerichtliche Weg viele Schwierigkeiten verursachen würde, zum Beispiel Gefahr des Aergernisses, außerordentliche Ausgaben, weil dann der Recurs an den Richter moralisch unmöglich ist." (I. 625.)

Dabei bleibt aber Pater Gury nicht stehen. Er fängt an, die Diebstähle nach ihrem Betrage als Todsünden oder läßliche Sünden zu berechnen,

und construirt sich eine vollständige Langfinger-Scala. „Welche Materie," fragt er (I. 606), „gilt beim Diebstahle als eine bedeutende?" Er kommt zu folgenden Resultaten: Ein Franc bei Armen, vier bis fünf Francs bei mittelmäßig Reichen, zwanzig Francs bei Reichen. Und geht der Dieb unter diesen angesetzten Betrag, so hat er nur „läßlich" gesündigt.

Dazu macht er den Nachsatz:

„Es ist gewiß, daß von Seite der Frau und der Kinder mehr erfordert werde, damit es eine wichtige Materie mache."

Ob aber Jemand die Sache eines Andern stehlen dürfe, um nicht bloß eigener, sondern auch um fremder Noth zu begegnen? Gury bejaht es mit dem heiligen Thomas „und Anderen insgemein", sofern es kein Geld ist. Der Grund ist der, daß dann der Biedere die Stelle des Armen vertritt und zu erkennen gibt, daß er den Nächsten liebe wie sich selbst. (I. 618.)

Nun noch eine kleine Nachlese auf diesem Gebiete: Gury fragt: „Ist der Dieb, welcher eine bedeutende Summe Geldes gestohlen hat, verpflichtet, dieselbe unter einer Todsünde wieder ganz und vollständig zurückzuerstatten? Antwort: Nein, er ist unter einer Todsünde nur das zurückzuerstatten verpflichtet, was einen todsündlichen Betrag ausmacht, weil, wenn dieses zurückerstattet ist, der zurückbehaltene Betrag nicht mehr todsündlich ist."

„Ist der Verkäufer gehalten, die Fehler der zu verkaufenden Sachen zu offenbaren? Antwort: Je nachdem die Fehler wesentlich oder nur zufällig, geheim (!) oder offen sind und nach denselben gefragt wird. Der Käufer, der den Fehler nicht gesehen hat, muß sich den Schaden selbst zuschreiben."

„Begeht der Geistliche eine Sünde und welche, wenn er eine Messe unterläßt, die er (einer armen Person) gratis zu lesen versprochen? Antwort: Nein, sobald das Versprechen nicht ein wirklicher Vertrag ist, sondern der Versprechende nur einen geneigten Vorsatz gezeigt hat."

„Darf man schlechte Bücher dem Eigenthümer wieder zurückgeben? Antwort: Nein! Auch eine kleine Betrübniß oder Furcht vor Auflösung der Freundschaft darf nicht Grund der Rückgabe sein."

Nicht minder wunderbar ist die folgende Entscheidung: „Wenn du einem Diebe, welchen du auf der That ertappt hast, damit droheſt, daß du ihn bei seinem beschädigten Herrn oder bei Gericht anzeigen werdest, falls er dir kein bestimmtes Geschenk verspricht (Halbpart!), so ist der Dieb verpflichtet, das gegebene Versprechen zu halten, und du darfst das empfangene Geschenk behalten, wenn es nicht etwa nach dem Urtheile eines einsichtsvollen Mannes (des Beichtvaters?) zu bedeutend erscheint. Selbst dann darfst du es behalten, wenn du gar nicht die Absicht gehabt hättest, ihn anzuzeigen, sondern ihn nur schrecken wolltest. Du hast ja das Recht, ihn

anzuzeigen, und stehest du von diesem Rechte ab, so ist dies Abstehen nach Werth schätzbar.“ (I. 784.)

Die Moral der Frommen ist eben eine andere, als die der übrigen Welt!

In seinem Streben, alle möglichen Fälle zu bedenken, ergeht sich nun Pater Gury nicht selten in einer wilden Phantastik, die dem Verfasser von Raubritter-Romanen anzugehören scheint. So fragt er (I. 250) im Capital „von den Tugenden“: „Darf ein Diener aus Furcht vor dem Tode oder vor Verstümmelung seinen Herrn auf seine Schulter hinaufsteigen lassen, um in ein Haus oder sonst irgendwohin zu gelangen und dort zu sündigen?“

Er beantwortet die Frage: „Ja, nach der wahrscheinlicheren Meinung, weil er nicht eine an sich schlechte Handlung begeht.“

Er scheint eigens wegen des uns Allen durch Mozart's Musik lieb gewordenen, aber doch schon längere Zeit Todes verblichenen Leporello diese Frage in Erwägung gezogen zu haben, denn seitdem kommt der Fall selten mehr vor.

Er fährt fort: „Darf ein Diener einer Buhlerin die Hausthür öffnen?“

„Ja, nach der gewöhnlicheren Meinung, wenn, falls er selbst nicht öffnet, eine andere Person da wäre, welche öffnen würde.“

Und das nennt man Moral-Theologie!

Von jeher hat man die Ethik auf dem Fundament der Nächstenliebe erbaut, und so interessirte mich

vor Allem die Frage: Wie hält es Gury — und Gury ist ja doch nur ein Typus, ein Name für Viele — mit der Nächstenliebe? Gury hat, sagte ich mir, sich in der Eigenthumsfrage so überaus nachsichtig mit menschlicher Schwäche gezeigt, er wird in der Liebe zum Nächsten gewiß sehr weit gehen und ein überfluthendes Herz offenbaren. . . .

„Die Nächstenliebe,“ hebt er an, „kann durch innere und äußere Handlungen geübt werden. Wer christlich lebt, erfüllt das Gebot der Nächstenliebe in Beziehung auf die innere Thätigkeit dadurch zur Genüge, daß er für den Nächsten betet oder das Vaterunser recitirt. . . . Im Liebhaben des Nächsten, soweit es sich durch äußere Handlungen zeigt, muß man eine gewisse Abstufung der Liebe (ordo aliquis caritatis) beobachten. Der Grund ist der, weil sowohl die zu liebenden Personen mehr oder weniger vollkommen sind oder uns mehr oder weniger nahegehen, als auch die ihnen wünschbaren und zu erweisenden Wohlthaten mehr oder weniger nützlich sind.“

Daß man mit dem Vaterunser eine Pflicht der Nächstenliebe erfülle, war mir neu. Diese Abfindung ist doch wohl zu wohlfeil. Im Uebrigen konnte ich Gury's Ansicht meine Beistimmung nicht versagen.

Gury fährt fort: „Jeder muß geradezu und absichtlich sich selbst mehr lieben als den Nächsten, denn Jeder ist sich selbst mehr der Nächste als

jeder Andere. Die wohlgeordnete Liebe fängt bei sich selbst an: Caritas bene ordinata incipit a semetipso.“

Eine Uebersetzung des bekannten englischen Charity begins at home. In einer speciell christlichen Moral-Theologie nimmt sie sich seltsam aus; aber auch in jeder andern Ethik wäre dieser Satz schauderhaft. Alle That von moralischem Werth beginnt ja erst da, wo die Selbstliebe überwunden wird, und so arg es im Großen und Ganzen in der Welt aussehen mag, selbst im alltäglichen Leben fehlt es nicht an Exempeln, die uns eines Besseren belehren. Wo nur ein Mensch über die Gewöhnlichkeit ragt, vergißt er sich selbst, geht aus sich selbst heraus, sei's im Gemeinwesen, sei's im Privat- und Familienleben. Daß der Mensch sich selbst liebt, ist so gemein, wie daß er, gemeinsam mit allen Thieren, einen Magen hat; daß er aber darüber hinausgehen kann, ist das Kennzeichen seiner vornehmeren Natur. Welcher Vater, welche Mutter, ja welcher wahre Freund war sich selbst der Nächste in einer Stunde der Gefahr? Und warum werden den besseren Menschen, der es unterließe, das Leben eines anderen, ihm sogar gänzlich Fremden mit Gefahr des seinigen zu retten, die Vorwürfe des Gewissens bis ins Alter verfolgen?

Doch dies Alles würde uns zu weit führen; wir lassen es auf sich beruhen. Wen liebt Gury, nachdem er sich selbst der Nächste gewesen?

„Wenn sich die Liebesbezeugungen auf verschiedene Personen ausdehnen sollen,“ sagt er, „dann sind jene Personen vorzuziehen, die uns durch Blutsverwandtschaft, Freundschaft und vermöge des Religions-Bekenntnisses näherstehen,“ was sehr im Gegensatze zu den Worten der Schrift ist: So ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Verdienst haben? So ihr nur euern Brüdern freundlich seid, was thut ihr Sonderliches?

Und was darf man von Gury's Liebe erwarten?

„In großer oder in der äußersten Noth muß man so viel geben, als eben hinreicht, die Noth zu heben, wofern nicht Andere helfen wollen. Niemand ist aber gehalten, eine große Summe Geldes auszugeben, um einen Armen aus einer Todesgefahr zu befreien oder um ihm ein Heilmittel von großem Werthe zu verschaffen.“ (I. 228.)

„Ist es gegen die Liebe,“ fragt Gury, „dem Nächsten ein zeitliches Uebel zu wünschen?“

„Nein,“ antwortet er, „wenn es wegen eines größeren Gutes geschieht, zum Beispiel wegen des geistigen Nutzens des Nächsten.“ Und nun kommt er zu jenem bekannten alten Satz der Kirchenlehrer, in welchem der wildeste Gräuel der Inquisition, die Bartholomäusnacht u. s. w. ihre Rechtfertigung gesucht haben: „Ist es erlaubt, dem Feinde eine öffentliche Strafe zu wünschen?“ Gury antwortet: „Ja, wenn jeder Affect der persönlichen Rache ferngehalten wird.“

Hier wollen wir von dem braven Manne selbst auf eine Weile Abschied nehmen. Nur ein kurzes Sprüchlein von ihm wollen wir noch anführen: „Ist es eine Blasphemie oder Gotteslästerung, Verstorbenen zu fluchen?“

„Nein, wenn man dabei nicht speciell eine Absicht auf Seelen im Fegefeuer hat.“

Klein ist Gury's Liebe, klein auch das Capitel, das wir über seine Ethik, als Lehre von der Nächstenliebe, schreiben konnten.

*　　*
*

Höchst interessant ist Gury — wir sagen kurz und schlechtweg Gury, wiederholen aber, daß er eigentlich nur ein Typus ist — wenn er in Beziehungen zu den weltlichen Gerichten tritt. Wenn er so vor einen Richter, der nicht sein williges Werkzeug ist, zu treten hat — für ihn ein höchst odioser Boden — wie verändert sich da seine ganze Physiognomie! Er dreht und wendet sich, bald krümmt er sich, bald richtet er sich wieder empor und erfindet hier in der Klemme die genialsten Dinge. Ist ein Geistlicher an die bürgerlichen Gesetze gebunden? — Ja und nein. — Ist ein kirchliches Gesetz verbindlich, welches nicht angenommen worden ist, weil die weltliche Regierung es verhinderte? An sich ja, doch wenn der Papst in einem solchen Falle nicht darauf dringt, nicht. Und so geht es weiter. Schließlich, dem Crucifix

gegenüber, auf das er eine Zeugenaussage zu leisten hat, erfindet dann Gury, der bekannte, uralte Gury der Geschichte — der früher Pater Escobar hieß, was wieder nur ein neuerer Name für eine längst vorhandene Persönlichkeit war — die Theorie von der Mental-Reservation, dem „geheimen Vorbehalt".

Alles dies ist lehrreich aus unserer Moral-Theologie herauszustudiren, wir haben aber keine Zeit dazu; wir lassen hier, wo uns der Raum dazu mangelt, Alles unberührt, was uns Gury über Staatsordnung, über Preßfreiheit und religiöse Toleranz zu sagen hat, und nähern uns den Capiteln, die den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte behandeln.

Das ist sein eigentliches Rhodus, hier beginnt er zu tanzen. Hier, wo er die sittliche Gefährlichkeit des weiblichen Geschlechtes abzuhandeln unternimmt, beginnt es ihm erst recht zu behagen. „Piget me," ruft er mit dem heiligen Alphons Liguori, „de hac materia longiorem habere sermonem," befleißt sich aber der liebevollsten Ausführlichkeit und eines unerhört gründlichen Eingehens. Er führt einen erbitterten Kampf gegen jedes Feigenblatt, das eine unanständige Blöße deckt; da gibt es keine Ausschweifung, keinen Gräuel, keine Ausgeburt einer kranken Phantasie, die er nicht in den Kreis seiner Untersuchungen zöge. Ist eine Jungfrau verpflichtet, sich eher

tödten als entehren zu lassen? Darf sich eine Jungfrau einer gegen die Schamhaftigkeit verstoßenden Operation unterziehen? Ist es einer Weibsperson erlaubt, den Bestürmer ihrer Keuschheit zu tödten? Wie weit dürfen Küsse und Liebkosungen gehen? Mit allen diesen Fragen martert er seinen Kopf. Und in allen Dingen weiß er Bescheid. So kennt er z. B. den Namen Goethe gewiß nicht, hat von dessen „Wahlverwandtschaften" nie etwas vernommen; aber das Vergehen, das sich Eduard und Charlotte in einem wohlbekannten Capitel dieses Romans zu Schulden kommen lassen, kennt er ganz genau. „Illicitus est graviter," ruft er, „usus matrimonii cum mente adultera exercitus, si quis accedens ad suam, sibi repraesentat alteram." Aber das ist nur so ein kleiner Anfang. Im Abschnitte: Peccantne qui situm invertunt? betritt der geschätzte Verfasser bereits das Feld der sonetti lussuriosi Aretin's und der dazugehörigen Zeichnungen Giulio Romano's. Und daß nach alledem noch eine Steigerung möglich, beweisen die folgenden Capitel, von denen ich nicht einmal die Ueberschriften anzuführen wagen würde.

Bei diesen Abschnitten erlahmt auch der treue Wesselak und mag den Psychagogen nicht mehr begleiten. Er gibt es auf, Pater Gury's Worte in unsere, des Wohlanstandes gewohnte Muttersprache zu übertragen, und läßt sie in ihrem dem Inhalt weit angemesseneren Mönchslatein stehen.

Den Höhepunkt der Brutalität erreicht das Buch in den Capiteln, die von der Ehe handeln. Es denke aber auch jetzt Niemand, Pater Gury rede hier als Individuum! Er ist nur Einer unter Vielen, er bezieht sich auf seine Vorgänger, und man erfährt wieder einmal mit den wunderlichsten Empfindungen, wie eigentlich diese Reihe von Hagestolzen und Schriftgelehrten mit Tonsur und Heiligenschein seit ältester Zeit von der Ehe gedacht. Schon deren Definition ist großartig; Matrimonium est conventio, qua vir et mulier sibi invicem legitime tradunt dominium in corpore in ordine ad actus ex se aptos ad generationem prolis et se obligant ad individuam vitae societatem.

Die einzelnen Capitel in diesem Abschnitte entziehen sich der Beurtheilung vor einem öffentlichen Forum; die Verhandlung darüber kann sozusagen nur bei geschlossenen Thüren fortgeführt werden. Aber wir können das gereiftere Alter und das Bürgerthum nur auffordern, hier selbst nachzulesen, damit es erfahre, worüber eigentlich diese „Seelenärzte" im Beichtstuhle verhandeln. Auch Gury gesteht mit einem Seufzer: „Ach, wie viele Pönitenten haben durch die Unvorsichtigkeit des Beichtvaters in Fragen und Erklären die Unschuld ihrer Seele eingebüßt!" Dennoch behauptet er, der Beichtvater müsse Alles wissen; er empfiehlt, die Pönitenten über die Gattung, Zahl und alle Umstände ihrer geschlechtlichen Sünden auszufragen,

wie es das vierte lateranische Concil verlange, und bemerkt auf die Autorität des heiligen Liguori hin, daß der Beichtvater, der ohne hinreichende Wissenschaft die Beichte höre und absolvire, in die ewige Verdammniß fahre.

Man schließe also aus dem allzu laxen Usus, der im Großen und Ganzen im Beichtstuhle herrscht, nicht auf die Regel! Und hier dürfte Pater Gury's Werk von namhaftem Nutzen für die Aufklärung der Köpfe sein. Ich zweifle, ob der Ehemann, der es gelesen, seiner Frau, ob der Vater seiner Tochter fürderhin erlaubt, nach Belieben beichten zu gehen ...

Daß die Lection des Pater Gury für die jungen Cleriker, welche ihn auf ihren Zellen studiren, Gift sein muß, ist außer Zweifel; aber das ist nicht das Aergste bei der Sache. Was liegt schließlich am Verderb einiger hundert oder tausend junger Leute, die früher oder später doch vielleicht dem Verderb nicht entgehen? Größer, ungleich größer ist der Schaden, den diese Doctrinen, wenn sie vorerst im Gemüth des Beichtvaters aufgenommen gewesen und nun durchfiltriren, auf das Bewußtsein der Massen ausüben! Sie müssen sich offenbar in den Tiefen der Gesellschaft wie ein böses Grundwasser sammeln und von dort aus mit der Kraft von Miasmen wirken. Und dies ist der Punkt, der eigentlich ins Auge zu fassen wäre!

Und nun, nachdem wir so viel Bedenken geäußert, erfordert es auch das Rechtsgefühl, daß

wir der Erheiterung gedenken, die uns Pater Gury, allerdings immer nur unabsichtlich, bereitet. Da geht zum Beispiel ein Mensch einher in der Meinung, es sei heute Freitag, tritt ins Wirthshaus und läßt sich ein Beefsteak geben. Hinterher belehrt ihn ein Blick in die Zeitung, daß heute erst Donnerstag sei. Die Frage ist nun: Hat der Mann gesündigt? Hat er das Fastengebot gebrochen? Es ist ja Donnerstag! Der Casus ist freilich schwierig; ich kann aber dem Leser die Versicherung geben, daß Pater Gury schließlich zu einem tröstlichen Resultate gelangt.

Auch die folgenden harmlosen Fragen, die er stellt und beantwortet, sind nicht frei von jenem erquickenden, unwillkürlichen Humor, der an einem düsteren Decembertage doppelt dankbar gefühlt wird.

„Gewinnen diejenigen, welche am zweiten August eine Franciscanerkirche besuchen, den vollkommenen Ablaß so oft, als sie in dieselbe gehen und dort ein wenig verweilen?"

„Ja. Nach Entscheidung der heiligen Congregation."

„Können Ablässe auf gläserne Rosenkränze gegeben werden?"

„Ja, nur müssen die Perlen von massivem und festgeschmolzenem Glase sein."

„Gehen die Ablässe verloren, wenn die Schnur reißt und drei bis vier Perlen verloren gehen?"

„Nein, wofern die Form des Rosenkranzes dieselbe bleibt."

Und hier, auf dieser Stelle, macht sich Pater Gury wieder, wie schon oft, eines weitgehenden Liberalismus schuldig. Es wird mir von verläßlicher Seite mitgetheilt, daß der Ablaß auf einen gläsernen Rosenkranz nicht ertheilt werden kann und wirklich verloren geht, wenn auch nur drei Perlen fehlen.

Und nun genug von dem Buche, das halb wie ein Irrenhaus ist, halb wie eine alte Folterkammer, mit allerlei Werkzeugen, der sinnreichen Daumschraube, der Birne, der Spinne und wie die weiteren schönen Erfindungen einer mittelalterlichen Zeit alle heißen . . .

Wer möchte es in diesen Räumen wohl länger aushalten? Mit einem herzhaften Fluche eilt man von dannen.

Neue Streiflichter auf Charles Sealsfield.

Um die Mitte des vorigen Monats hatte die nicht allzu stark besetzte Table d'hôte eines Züricher Hotels, die vorzugsweise aus „Pensionären“ bestand, einen Zuwachs durch zwei neue, durchreisende Gäste erhalten. Es war eine fein aussehende ältere Dame mit einem hübschen Knaben, ihrem Enkelsohne. Sie kamen nur mit den zunächst Sitzenden ins Gespräch. Nachdem das Essen vorüber, trat die Wirthin zu mir und sagte, es wünsche mich Jemand im kleinen Salon zu sprechen. Ich begab mich hin und traf dort, mich erwartend, die ältere Dame.

„Es ist,“ begann sie, „mir Ihr Name genannt worden. Sie würden kaum errathen, welche Ihrer Schriften mich Ihnen näher rücken heißt. Ich bin Frau W . . . . aus Newyork und habe in genauer Beziehung zu Charles Sealsfield gestanden.“

Diese Mittheilung erregte mein ganzes Interesse; denn so viel ich weiß, ist von Amerika her noch nie eine Meldung über Sealsfield gemacht worden. Mein Blick überflog die Dame, die vor mir Platz genommen hatte. Aus der Entfernung hätte ich ihr

etwa vierzig Jahre gegeben, jetzt sah ich, daß sie allerdings den Fünfzigen nahe sein mußte. Sie mochte einst wirklich schön gewesen sein. Heute noch blitzten ihre Augen lebhaft, die Wangen blühten frisch, voll und rund, ihr einfach gescheiteltes Haar war noch braun.

Ich bat sie, ihre Mittheilungen zu beginnen, und sie erzählte Folgendes:

„Es war im Jahre 1856, als ich mit Herrn Sealsfield in Newyork bekannt wurde. Er kam viel zu uns, und nachdem mich ein schwerer Unglücksfall betroffen hatte, täglich. Mein Gatte, ein Kaufmann, war inmitten einer großen Handelsunternehmung, wie sie in Amerika vorkommen, gestorben und hatte Alles in größter Verwirrung zurückgelassen. Ich stand mit meinen unmündigen Kindern rathlos und unerfahren da, von Gläubigern bedrängt und mußte auf ein bitteres Los gefaßt sein. Herr Sealsfield — er stand in den Fünfzigern, aber die Leidenschaften kochten in ihm wie in einem Jüngling — hatte eine heftige Neigung zu mir gefaßt. Er bot mir seine Hand. Aber so ungestüm er warb, so sehr ich in ihm einen Mann von Geist und Wissen anerkennen mußte — seine Frau zu werden konnte ich mich nicht entschließen . . . .“

„Der Unterschied der Jahre,“ warf ich ein.

„Das war es nicht. Auch nicht seine eigenthümliche Häßlichkeit; man gewöhnt sich ja an

ein unschönes Gesicht, wofern Geist daraus hervorblickt. Aber es war etwas in ihm, das kein Vertrauen aufkommen ließ. Man konnte zur Wahrheit seiner Aussagen nie rechten Glauben fassen. Er sagte, daß er weit reicher sei, als man allgemein glaube, er könne mir ein glänzendes Los bereiten. Er kannte meinen Wunsch, Amerika zu verlassen. Wir würden abwechselnd in Paris, wo er Verbindungen in den höchsten Kreisen habe, und in der Schweiz leben. Je höher meine Verlegenheiten anwuchsen, desto verführerischer verstand er das Wohlleben, ja den Glanz auszumalen, den er mir bieten könne. Eine Equipage sollte ich haben, Alles, was das Herz begehrt. . . ."

„Hat Sealsfield," warf ich hier ein, „nie gesagt, woher sein Vermögen ursprünglich stamme?"

„Allerdings. Er sei als junger Mann mit einer Amerikanerin verlobt gewesen. Durch eine allmählich hervortretende Krankheit, für die man bald da, bald dort Heilung gesucht, sei die Hochzeit immer wieder verzögert und hinausgeschoben worden. Als sie starb, hinterließ sie Sealsfield ihre vielen, überaus kostbaren Juwelen, die, in Gold umgesetzt, ein Stammkapital für Güter-Speculation ergaben —"

„Und alle Vortheile, die Sealsfield Ihnen versprach, konnten Sie nicht bewegen —?"

„Nein, nicht bewegen. Ich konnte es nicht übers Herz bringen. Indeß wurde meine Lage

immer kritischer; es war, als ob Alles über uns zusammenbrechen und uns nichts bleiben sollte. Das kam Sealsfield erwünscht — unleugbar erwünscht — denn er war ein harter, harter Mann, der nichts als seine Leidenschaft kannte. Die Noth meinte er, würde mich ihm in die Arme treiben. Auf der einen Seite das bitterste Los in Aussicht, auf der andern Reichthum — es ist begreiflich, daß mir mit dem Blicke auf meine Kinder Zweifel kamen, ob ich recht thue, nur die widerrathenden Stimmen zu hören. Ich focht schwere Kämpfe in mir aus. Einmal, in der Nacht — mein sechsjähriges Töchterlein war krank und lag fiebernd und schlaflos neben mir — kam mir der Gedanke, aus dem Munde des Kindes zu hören, was ich zu thun habe. Ich begann: „Höre recht zu, mein Kind. Es geht uns schlecht und kann noch ärger kommen. Vielleicht müssen wir unser Haus verlassen und werden nicht wissen, wohin zu gehen. Nun aber bietet Herr Sealsfield, den ihr Kinder so wohl kennt, eurer Mutter ein sorgenfreies Leben und Wohlstand unter der Bedingung, daß sie seine Frau werde. Aber die Mutter hat ihn nicht lieb. Sie wird sehr unglücklich sein. Sage, Kind, was soll geschehen? . . .“ Die kleine Kranke dachte eine Weile nach und sagte dann: „Wenn du ihn nicht lieb hast und unglücklich wärst, dann Mama, laß uns lieber betteln gehen. . . .“

„Ich betrachtete,“ fuhr die Dame fort, „die

Stimme des Kindes als mein Orakel und sagte Herrn Sealsfield ein entschiedenes Nein. Welche Ausbrüche einer zornigen Leidenschaft erlebte ich da! Noch trat er mit dem Vorschlag hervor, ich sollte auf rein freundschaftlichem Fuße mit ihm nach Europa zurückreisen. Auch dies lehnte ich ab."

„Und die Mißgeschicke, die Ihnen gedroht," fragte ich, „gingen vorüber?"

„Gottlob, sie gingen vorüber. Unerwartet kam Hilfe, und Alles gestaltete sich besser, als man je in der finanziellen Verwirrung der ersten Zeit hätte träumen dürfen."

„Hilfe hätte Ihnen allerdings durch den zukommen sollen, der für Sie eine solche Leidenschaft gefaßt. Er that nichts für Sie?"

„Er war nicht der Mann, unegoistisch zu handeln. Nach meiner Absage schrieb er mir einen Brief, der mich schwer verletzte. „Sie sollen es," hieß es darin, „noch bereuen, den letzten Freund, den Sie hatten, von sich gestoßen zu haben." Bald darauf verließ er Amerika, und ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Er war eine harte, harte Natur . . ."

Während die Frau so sprach, verglich ich sie im Geiste mit den Gestalten, die in Sealsfield's Büchern als Typen der Weiblichkeit vorkommen. Es geht ein heißer Zug der Sinnlichkeit durch alle diese Schöpfungen: immer schildert der Dichter die Liebe lediglich als einen geschlechtlichen Reiz und eine Art Seelentrunkenheit. Er versteht es wie

selten Einer, die Magie, die von Seele zu Seele elektrisch übergeht, zu malen; ein überschwenglicher Taumel geht selbst auf den ruhigen Leser über, aber das geistige, sittliche Element der Liebe fehlt. Als sollte Sealsfield hierin den katholischen Mönch, der er gewesen, nicht verleugnen, ist ihm das Weib selten etwas Anderes, als ein Object des Genusses. Allerdings hat er es zumeist mit Mexicanerinnen oder Halbblut der Südstaaten zu thun, das sei seine Entschuldigung . . . Doch er selbst hat, so scheint es, nicht anders geliebt, als seine Helden lieben.

Ich hätte noch gerne länger mit Frau W . . . . gesprochen, ich hatte noch manche Frage an sie zu stellen, aber in diesem Augenblicke traten Fremde ein, ich mußte die Unterhaltung abbrechen. Am andern Morgen waren Großmutter und Enkel abgereist.

Diesen Mittheilungen möchte ich noch einige aus der Greisenzeit Sealsfield's anschließen, die ich soeben an einem Orte finde, wo man sie schwerlich vermuthen würde: in den „Aarauer Jugendbildern". Es sind Aufzeichnungen eines Solothurners, der Sealsfield in seinen letzten Lebensjahren sehr nahe gestanden sein muß. (A. Hartmann?) Sie verdienen eine weitere Publicität, als jenes Schweizer Blatt ihnen geben kann; ich excerpire dasjenige, was noch nicht anderswo gesagt worden ist.

„Sealsfield," sagte unser Gewährsmann, „wurde gerade wegen seines Bemühens, die Auf-

merksamkeit von sich abzulenken, überall der Gegenstand scheuer Neugier. Die consequente Absichtlichkeit, mit der er über seine persönlichen Verhältnisse falsche Angaben machte, die jedem auch nur oberflächlichen Beobachter sofort auffallen mußten, konnte nicht verfehlen, zu neugierigem Argwohn zu reizen. Er gab an, bei seinem ersten Besuch in der Schweiz nur nothdürftig die deutsche Sprache verstanden zu haben, so daß er genöthigt gewesen, zur Uebersetzung seiner transatlantischen Reiseskizzen einen Züricher Studenten als Uebersetzer anzustellen, und doch sprach er ein Deutsch, das der Fremde schwerlich lernen kann, denn es trug den unverkennbaren Stempel eines Provinzial-Dialektes. Man fand es auffallend, daß er von seinen Schriften nur sehr ungerne sprach. Es war ihm unbehaglich, wenn Jemand darauf zu sprechen kam, und mit einer Rauheit und Kürze, die Manchen völlig verblüffte, wußte er das Gespräch von diesem Gegenstande abzulenken. Noch strenger abweisend benahm er sich, wenn man ihm über seine Erlebnisse etwas entlocken wollte. Wie der Igel sich plötzlich zusammenrollt, wenn ihn auf seinem Abendspaziergang eine fremde Hand berühren will, so hielt dieser seltsame Mensch auf einmal inne, mochte die Frage noch so harmlos sein, er antwortete gar nicht oder mit einer so beißenden Abfertigung, daß der Gleiche ihn bei späterer Begegnung gewiß unbelästigt ließ. Bisweilen schien er von der Beobachtung

dieser Taktik freiwillig abweichen zu wollen, unaufgefordert sprach er von einem Sohne, der in Amerika weile. Aber diese Angaben waren voll von Widersprüchen.

Es entstanden über den Fremdling die sonderbarsten Gerüchte. Viele nannten ihn einen reichgewordenen Sklavenhändler, Seeräuber, Schmuggler, Flibustier. Sein einsames Leben zu Hause, die klösterliche Kahlheit der Räume, seine abschreckende Physiognomie, aus der ein von buschigen Brauen beschattetes Auge in düsterem Glanze hervorstrahlte, die bald scheu ausweichenden, bald höhnisch herausfordernden Antworten schienen diesen Vermuthungen immer neue Nahrung zu geben. Possirlich war es, wenn dienstfertige Leute ihm einen Gefallen zu erweisen suchten, der sich auf seinen literarischen Ruhm bezog. Eine Nummer der „Gartenlaube", in welcher ein Artikel über ihn stand, rührte er mit keinem Finger an, man fand sie nach seinem Tode unaufgeschnitten in seinem Schranke.

Es ist möglich, daß Sealsfield (in Solothurn) nicht mehr derselbe wie früher war. Auf mich hat er den Eindruck eines ausgebrannten Kraters gemacht, in dem es nur selten noch glühte, am ehesten, wenn er über religiöse Dinge sprach. Mit wahrer Hochachtung erwähnte er des Vaterunsers, der sieben Worte am Kreuze, die bittersten Schimpfworte stieß er gegen den Atheismus aus. Sein tägliches Gebet hat er auf den Knieen verrichtet.

Er wurde geizig-karg, eine krankhafte Furcht bemächtigte sich seiner, er werde ganz verarmen. Tagelang saß er vor seinem Tischchen, auf dem stets seine goldene Uhr lag — er pflegte sie ehedem oft mit der Bemerkung zu zeigen, sie sei ein Geschenk des Königs Joseph, Bruder Napoleon's — und starrte finster auf den nämlichen Punkt. Es war ein wehmüthiger Anblick, und fast gewaltsam mußte man sich erinnern, daß dieser dämonisch kühne Geist, der sich in seinen Schriften zum höchsten Fluge erhoben hatte, und dieser traurige Rechner, welcher den Preis eines Eies der Klage würdig fand, im nämlichen Gehirn seine Wohnung habe. Als nach seinem Tode seine Herkunft bekannt wurde, mußte man unwillkürlich fragen: Warum hat er sich diese völlig unnütze Selbstqual auferlegt? Warum war er vierzig Jahre nach seiner Flucht aus Prag noch so mißtrauisch und verschlossen? Die Frage, ob der finstere Schatten, den die gewaltsam erbrochene Klosterzelle auf seinen einsamen Lebensweg geworfen hat, das einzige Gespenst gewesen ist, welches er mit Aufbietung einer unerhörten Willenskraft noch vom Rande des wirklichen Grabes zurückscheuchte, wird wohl Niemand beantworten."

So der Erzähler im „Aarauer Jugendblatt", und ich stimme ihm auch darin bei, daß die Frage nach Sealsfield's Leben in Amerika immer in Dunkel gehüllt bleiben wird. Wie erwarb er das

erste große Vermögen, das er durch den Sturz eines Bankiers in Neworleans verloren haben will, und das zweite, das er 1856 besaß? Das wird die Welt kaum je erfahren, schon darum nicht, weil Sealsfield wohl nur ein Schriftstellername ist, den Karl Postel sich in späteren Jahren beilegte, während er sich früher in Amerika anders nannte.

Unmittelbar nach Erscheinen meiner Schrift, welche in Betreff der Jugendgeschichte sich an die Aussagen und Erzählungen der Zeitgenossen hielt, wurde der Versuch unternommen, die wilde und leidenschaftliche Seite in Sealsfield's Charakter in milderem Lichte zu zeigen. Es war, als habe es nie einen wahrhaften Zerfall zwischen Vater und Sohn gegeben, als sei Sealsfield's Flucht mehr eine Abreise mit guten Creditiven in der Tasche gewesen. Ich glaube, daß solche Version uns Sealsfield's Bild, dem man seinen düstern, und wenn man will, unheimlichen Charakter lassen muß, durchaus fälscht. Der Mann hat sich auf eigenen Wegen bewegt, seine Gestalt etwas Salvator-Rosa-artiges; sie wird vielleicht nur an der des Engländers Trewlaney ihr Seitenstück haben.

Benedix' „Shakspearomanie“.

Es mag ums Jahr 1835 gewesen sein, als der famose Gustav Nikolai, von seiner Reise heimgekehrt, in zwei Bänden der Welt den Nachweis zu liefern unternahm, es sei nichts an der bisher so gepriesenen Schönheit Italiens. Von ewig wieder aufgenommenem Lobe der hesperischen Fluren geärgert, von der Last der über Italien geschriebenen Bücher erdrückt, dazu in lebendigem Nachgefühl erlittener Prellereien und gestörter Nächte ging er ans Werk. Von Seite zu Seite wurde der Ton seiner Schrift gereizter. Die Trümmer des alten Rom kaum des Ansehens werth, der Golf von Neapel ein Seebecken wie jedes andere, der Vesuv ein rauchender Kamin, Venedig ein übelriechender Pfuhl — in diesem Tone ging es fort. Das Bewußtsein, Meinungen zu verfechten, die noch Niemand zuvor mit gleicher Keckheit geäußert, berauschte den nüchternsten aller Köpfe. Er fühlte die Mission in sich, einer Welt, die in traditioneller Verblendung bewunderte, was seiner Meinung nach

keine Bewunderung verdiente, die Augen zu öffnen. Schließlich unterließ er nicht, zu betonen, daß ein zorniger Patriotismus ihm die Feder geführt habe; die Italiener hätten seit den Hohenstaufen-Zeiten Deutschland nur Böses angethan, und es sei somit ein verdienstliches Werk, ihnen endlich einmal die Wahrheit zu sagen.

Ein ähnliches Stück wie Gustav Nikolai gegen Italien hat Roderich Benedix gegen Shakspeare ausgeführt. Er beweist uns, indem er eines seiner Dramen nach dem andern vornimmt, daß der gefeierte Name einem Schriftsteller angehöre, der, weit entfernt, die Bewunderung der Jahrhunderte zu verdienen, in die unterste Classe der Schriftsteller, nämlich der den Uebersetzern zunächst stehenden Bearbeiter fremder Stoffe gehöre. „Er schöpft immer aus Vorhandenem, bearbeitet meist schon vorhandene Bearbeitungen eines Stoffes; seine Weise ist im Grunde genommen Plagiat oder literarischer Diebstahl.“ (pag. 219.) Er ist aber ein schlechter Bearbeiter. „Er begeht sogar in Stücken, die man für seine Meisterwerke hält, die ärgsten Compositionsfehler.“ (pag. 274.) „Meist ist der Bau seiner Stücke verworren, die Begebnisse überstürzen oder schleppen sich. Von Oekonomie der Zeit ist bei ihm keine Rede.“ „Weil Shakspeare's Stücke nicht organisch erwachsen, weil sie aus äußerem Material zusammengetragen sind, ist der Bau derselben nicht tiefsinnig, wie die Shakspearomanie

behauptet, sondern meist locker und die schwächste Seite des Dichters.“ (pag. 407.) Eigentlich scheint er ein mittelmäßiger Kopf zu sein. „Er versteht nicht zu concentriren, gewährt den Episoden übermäßigen Raum, führt uns in jedem Stücke eine Ueberzahl flauer Rollen vor.“ „Er wählt Stoffe, die weder interessant noch dichterisch sind, also der ersten Erfordernisse, zu einem Drama gestaltet zu werden, entbehren — Ex-König Johann.“ (pag. 87.) Je nun, er „arbeitete für das tägliche Bedürfniß seiner Bühne, griff nach allen möglichen Stoffen, die sich eben dramatisiren ließen“ — so kommt Benedix dazu, Shakspeare schließlich mit — Frau Charlotte Birch-Pfeiffer in Parallele zu bringen.

Wer nun nicht wüßte, wen er vor sich habe, der müßte den Mann, der das Alles geschrieben, für ein geistiges Monstrum halten und ihn anstaunen, wie etwa ein Anatom einen außerordentlichen Hydrocephalus. Doch das wäre grundfalsch. Es ist ja der alte Benedix, über dessen Lustspiele wir so oft gelacht haben, und an dem ist gar nichts Staunenswerthes. Er ist nur, der Himmel weiß aus welcher Veranlassung, außer Rand und Band gerathen, aller Hochmuth eines trockenen, trivialen, im Werktagsleben befangenen Verstandes hat sich in ihm empört, und so, ein wildgewordener Philister, einen schartigen Soldatensäbel in der Faust, „zur Abwehr! zur Abwehr!“ brüllend, stürzt er, immer

drauf loshauend, vor — er stürzt — ja, wahrlich er stürzt, um nie wieder aufzustehen. Es ist ein seltsames, eigentlich unheimliches Ende.

Was hat denn aber eigentlich, muß man fragen, Benedix zu solchem Treiben veranlaßt? Daß, wie er fortwährend behauptet, Shakspeare seines Ruhms entkleidet werden soll, damit Schiller, Goethe und Lessing in ihrer wahren Größe erscheinen, ist doch gar zu abgeschmackt. Alle drei haben bei ihren Lebzeiten Shakspeare genugsam gehuldigt, jetzt haben sie Ruhm vollauf und Niemand tastet ihren Lorbeer an. Sollte der Mann, welcher sich doch sagen mußte, daß von allen seinen Stücken keines an die Nachwelt übergehen werde, Neid gefühlt haben gegen den Dichter, dessen Werke seit mehr denn zwei Jahrhunderten mit dem Glanze der Sterne funkeln? Es läßt sich doch kaum annehmen, daß eine Pfennigkerze die ewigen Lichter beneidet! Nur eine pathologische Veränderung, die mit dem Alter hereinbrach, kann die Tollheit erzeugt haben, die sich so turbulent Luft macht.

„Aber," höre ich rechts und links fragen, „ist nicht manches Wahre an Benedix' Auslassungen? Ist das Dramatisiren fremder Stoffe bei Shakspeare nicht wirklich bedenklich? Müssen Sie nicht Das und Jenes in Shakspeare's Drama für lose und willkürlich gebaut erklären? Werden Sie Alles schön finden wollen, was Shakspeare geschaffen?"

Meine Antwort darauf ist folgende:

Allerdings benützt Shakspeare immer und überall ältere Novellen. Ist er darum ein Plagiator zu nennen? Jeder, der einen Blick in jene alten Novellensammlungen gethan, weiß, daß es in Holzschnittmanier entworfene Bilder sind, welche nur die äußersten Umrisse geben. Welcher ungeheure Weg von der kahlen, starren Erzählung seltsamer Begebenheiten bis zur Verlebendigung derselben in den lebendigsten Gestalten! Omne animal ex ovo und auch jedes Dichterwerk geht von gewissen Anstößen aus. Der Eine findet diese Anstöße im täglichen Leben, in seinen eigenen Erlebnissen oder in denen seiner Umgebung und da ist der Ursprung derselben allerdings kaum mehr nachweisbar, ein Anderer in Vorgängen in der Geschichte. Irgend ein gegebener Vorgang reizt ihn zur Behandlung, er schafft sich die Quellen, die Urkunden herbei und aus diesem unscheinbaren Material geht schließlich die lebendige Welt der Dichtung hervor. Sind etwa „Fiesco", „Don Carlos", „Maria Stuart", „Tell", die „Jungfrau von Orleans" „Wallenstein" nicht auch nach Vorlagen gearbeitet und existiren nicht frühere dramatische Bearbeitungen aller dieser Stoffe? Lag die Autobiographie des Ritters mit der eisernen Hand nicht vor, damit der „Götz" geschrieben werde, das Memoire des Beaumarchais, damit „Clavigo" erstehe, steht das alte Puppenspiel vom Doctor Faust in keiner Beziehung zu Goethe's Dichtung? Nicht nur bei jedem Stücke

Schiller's und Goethe's, auch bei jeder Ballade dieser Beiden läßt sich die Quelle nachweisen und ihr wollt es Shakspeare zum Vorwurf machen, daß er gegebene Stoffe verarbeite? Doch — hat sich Benedix wohl die Mühe genommen, „Romeo und Julie" mit der Geschichte des „Luigi da Porta", den „Kaufmann von Venedig" mit dem Peccarone, „Ende gut, Alles gut" mit Boccaccio's Novelle zu vergleichen, um den Abstand zwischen dem Urstoff und dessen schließlicher Erscheinung zu messen? Hat er jemals Hamlet's Geschichte im Saxo Grammaticus nachgelesen? Schon die Frage danach klingt komisch, bei einem Manne gestellt, der den Shakspeare, über den er zu Gericht sitzen will, nur aus der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung kennt. Kurz, die Erfindungsgabe Shakspeare's in Frage stellen wollen, weil er sich an gegebene Stoffe anlehnt, ist lächerlich; nur ein böswilliger Thor kann diesen Vorwurf immer wieder vorbringen.

„Gut, aber werden Sie Shakspeare's Stücke alle und insgesammt bewundernswerth finden?" Wie man's nimmt. Mehrere stammen aus einer frühen Lebensperiode, in der er großtönende Worte und stattliche Reden liebte und offenbar noch mit der theatralischen Technik zu kämpfen hatte, ein paar aus den späteren Jahren sind Gelegenheits-Dichtungen — bei einer derselben bringt er selbst die Entschuldigung, er habe a weak and idle theme behandelt. Andere entstammen der späteren Epoche,

wo Trübsinn und Verbitterung ihre Schatten auf sein sonst so freies und hohes Gemüth werfen. Ist es nun nicht dumm, roh, barbarisch, alle seine Dramen unchronologisch, ununterschieden mit einem und demselben Maße abzuhandeln? Dazu kommt noch ein anderer, allzu wenig beachteter Umstand: Shakspeare selbst hat kein einziges seiner Dramen in Druck gegeben, da seine Absicht war, daß seine Stücke gespielt *gesehen*, nicht *gelesen* würden. Die ersten zu seinen Lebzeiten erschienenen Drucke waren stenographisch nachgeschriebene Raub-Editionen. Erst sieben Jahre nach seinem Tode kamen die Schauspieler John Heminge und Henry Condell und stellten, sicher nicht aus den Urmanuscripten, sondern aus den im Archiv des Globus vorhandenen Theaterbüchern die Gesammtausgabe zusammen, welche die Grundlage aller späteren Ausgaben geblieben ist. Wissen wir nun, mit welchem Maße von Gewissenhaftigkeit und überhaupt nach welchen Grundsätzen Heminge und Condell vorgegangen? Bunt genug zusammengewürfelt, ohne jede Bezugnahme auf Chronologie stehen die Stücke da. Wissen wir, ob Shakspeare, wenn er selbst eine Gesammtausgabe veranstaltet hätte, alle Stücke aufgenommen hätte, die wir finden, und jedes in der Form, in der wir es finden? Ob er wohl dies und jenes seiner Jugendstücke, ob er z. B. „Titus Andronikus“ als ein legitimes Kind seines Geistes anerkannt hätte?

Wer jemals ein Souffleur- oder Regisseurbuch gesehen, weiß, von wie vielen Strichen und Interpolirungen es wimmelt. Sind nun hier, in dieser Ausgabe, die Lücken alle wieder nach der Urschrift ausgefüllt, die hineingeschriebenen Zusätze der Schauspieler ausgemerzt worden? Wissen wir, wenn uns da etwas verletzt, ob es Shakspeare, ob es die Regie verschuldet? Auch wir finden in Shakspeare Dinge, die uns unbegreiflich. Wenn, um ein Beispiel unter hundert zu nennen, Richard III. an einen zufällig dastehenden Edelknaben die Frage richtet, ob er keinen Mörder für die Kinder Eduard's wisse, und dieser alsobald den Tyrell herbeibringt, so begreifen wir diese Führung nicht; aber nachdem wir tausendfältige Beweise von der Weisheit des Dichters gesehen, bescheiden wir uns zu sagen: hier muß mit dem Texte etwas vorgegangen sein, und würden uns schämen: seht, wie unsinnig, wie unbeholfen! zu rufen. Ebenso fragen wir uns, wenn uns eine besondere Zote verletzt: Ist das nicht eine Hinzuthat des Darstellers? Mit dieser, der Eigenthümlichkeit des in seiner Art einzigen Falles rechnungstragenden Rücksicht lesen und beurtheilen wir unseren Shakspeare, freuen uns der Herrlichkeiten, die sicher von ihm stammen und verhalten uns bedenklich gegenüber Verstößen, die nur wie kleine Bruchflächen an einem herrlichen Marmorbilde sind, Bruchflächen, die möglicherweise ohne sein Verschulden an sein Werk gekommen.

Er war ein Phänomen und wurde auch schon von seinen Zeitgenossen als solches erkannt. Mit einer eigenthümlichen Rührung las ich dieser Tage, kurz ehe mir Benedix' triviales Buch zukam, eine Stelle des „Ben Johnson", die allerdings nicht den hohen Ton der neuen Shakspeare-Vergötterer anschlägt und doch genug sagt. Sie lautet:

„Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als besonders rühmlich für Shakspeare erwähnten, er habe in allen seinen Schriften nie eine Zeile ausgestrichen. Meine Antwort war: möchte er doch Tausend ausgestrichen haben, was man als eine übelwollende Aeußerung nahm. Ich erzähle dies nur Jenen gegenüber, welche ihren Freund gerade damit zu empfehlen gedachten, was seine Fehler waren, und um meine Redlichkeit und Offenheit ins rechte Licht zu stellen, denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken, wenngleich frei von Abgötterei so sehr wie nur irgend Jemand. (Diese Abgötterei muß somit schon dagewesen sein.) Er war wirklich ehrlich und treu, von offenem und freiem Charakter, hatte eine bewunderniswürdige Phantasie, gute Kenntnisse. Er war in seinen Aeußerungen sanft und gütig und sie flossen ihm so beredt von den Lippen, daß es zuweilen nöthig war, den Redestrom zu stopfen. Sufflaminandus erat*), wie Augustus von Haterius sagte. Witz

*) Er mußte durch eine Radsperre (sufflamen) gehemmt werden, wenn er im Zug war.

stand ihm immer zu Gebote; hätte er ihn doch auch immer gezügelt! Oft verfiel er auf Dinge, über die man unbedingt lachen mußte, zum Beispiel als einer damals in der Rolle Cäsars Einem, der ihm sagte: Cäsar, du thust mir Unrecht, antwortet: Cäsar verletzt Niemanden, außer in gerechter Sache und viel dergleichen, worüber man lachen mußte. Er hatte Fehler, aber er kaufte sie los durch seine Tugenden. Es war stets an ihm mehr zu loben als zu verzeihen."

So sprach der von ihm, der bis heute für seinen Gegner gilt, der das Haupt einer Dichterschule war, die in Bezug auf das Drama entgegengesetzten Grundsätzen huldigte, ein Mann, der allerdings Ursache genug gehabt hätte, Shakspeare zu beneiden, da dieser ein Liebling des Publicums, reich und gefeiert, er aber als Dramatiker unglücklich, arm und nur von Gelehrten gefeiert war.

* *
*

Benedix' „Shakspearomanie" hat die Gesprächsform. Dabei muß man aber Alles vergessen, was in dieser Form von Lucian bis auf Diderot und Lessing geschrieben worden ist, um ja nicht ins Vergleichen zu gerathen. Oswald, Reinhold und Hellmuth heißen die drei Gesellen, die den Shakspeare verarbeiten. Es sind „junge Männer, welche ihr Leben den Wissenschaften geweiht" und verdanken dieses, für jedes kundige Auge offenbar, dem

späten Einfall des Verfassers, der, sein fertiges Manuscript übersehend, zur Einsicht kam, daß es gut wäre, in diese Monotonie etwas Abwechselung zu bringen und sie kurz und gut ohne besondere Wunder der Schöpferkraft auf dem eingeschlagenen Rande seines Papiers ins Dasein rief. Er überschaute nämlich das Manuscript und sagte: „Hier will ich Menschen machen!“ Und machte kurzen Proceß, nahm einen Abschnitt und nannte ihn Hellmuth, nahm einen andern und nannte ihn Reinhold. Und da er sich sagen mußte, daß Jeglicher dieser Beiden aussehe wie eine Abhandlung, doch nicht wie ein Mensch, sagte er weiter: „Ich muß sie ein Bischen characterisiren“. Und ließ den Hellmuth mit einigen Worten auf dem Rande des Papiers heftig vorgehen, und da warnte ihn Reinhold, und Hellmuth sänftigte sich und das gab ihm ein menschliches Aussehen. Und der Autor sagte: „Ich will noch ein Mehreres thun“. Und nahm das Fragezeichen, wie es ja so häufig im Geschriebenen vorkommt, wenn sich der Verfasser selbst eine Frage vorlegt, und machte aus dem Fragezeichen einen dritten Menschen, der hieß Oswald. Und wurde ein Vorwort geschrieben, sie einzuführen. Und waren Reinhold und Hellmuth groß und breit und von einander nicht zu unterscheiden und Oswald neugierig, aber dünn, schwächlich und unbedeutend, denn er war aus einem Fragezeichen geschaffen. Und der Autor sah, daß Alles

gut war und sein Buch ein Dialog, so gut wie irgend einer des Platon.

Was nun Hellmuth-Reinhold, den eigentlichen Träger des Werks anbelangt, so hätten wir es wirklich ohne des Verfassers ausdrückliche Versicherung nie geglaubt, daß er ein junger Mann, „der sein Leben der Wissenschaft geweiht hat“. Wir hätten ihn eher für einen quiescirten Regisseur eines mittleren Stadttheaters gehalten. Seine lederne Vernünftigkeit ist dem specifisch Poetischen total unzugänglich und sieht bei „Stücken“ lediglich auf die Mache. Er ist ein entschiedener Feind detaillirter Ausmalung und Ausarbeitung Alles dessen, was einer „Episode“ ähnlich sieht; denn man ist gegen halb Zehn gern aus dem Theater daheim, besonders, wenn uns etwas Warmes erwartet. Er beurtheilt Alles nach der Schablone der Gegenwart, deren Standpunkt für ihn der allein richtige ist. Das Gegentheil eines idealistischen Kopfes, verlangt er selbst vom Elfenschleier des Märchenspiels die Dauerhaftigkeit guter Sackleinwand. Er ist so verständig, daß ihn selbst Falstaff nicht zum Lachen bringt, er behauptet sogar, dieser feiste Ritter habe keinen Humor (pag. 138.). Seine Poetik könnte selbst in Trivialschulen docirt werden, sie ist gar so klar und macht auf Tiefsinn nicht den mindesten Anspruch. „Die Poesie,“ sagt er, „zerfällt in mehrere Gattungen. In der Lyrik theilt uns der Dichter mit, was er fühlt

und empfindet. In der Epik theilt uns der Dichter äußere Vorgänge mit. Beide Gattungen mischen sich zuweilen, indem der Dichter an die Anschauungen äußerer Gegenstände oder Vorgänge die Mittheilung seiner Empfindungen knüpft. Didaktik will man in neuerer Zeit aus den Gattungen der Dichtung verbannen. Mich dünkt, mit Unrecht. Man empfindet nicht nur dichterisch, man denkt auch so. Das schön Gedachte ist nicht lyrisch, nicht episch; wenn wir einen Namen dafür suchen, müssen wir (es) didaktisch nennen. Wenn Goethe sagt: edel sei der Mensch, hilfreich und gut, so ist das didaktisch".

Selbst Karl Mießnick drückt sich nicht klarer aus. Hellmuth-Reinhold ist vor Allem ein Techniker und es ist ewig zu bedauern, daß Shakspeare nicht den Vortheil seines Umganges genoß, er hätte, wiewohl eigentlich ein mittelmäßiger, erfindungsloser Kopf, Manches von ihm lernen können und manchen Fehler vermieden. Hören wir den einfachen, Jedermann verständlichen und doch so äußerst wichtigen Kunstgriff, den uns Hellmuth in Betreff des Monologs zum Besten gibt. „Der Monolog soll ein lautes Denken sein. Geht er darüber hinaus, beginnt er z. B. Thatsächliches zu erzählen, so ist das kein lautes Denken mehr, denn Niemand erzählt sich selbst etwas. Mit einem geschickten Kunstgriff kann man (aber) auch den Monolog zum Erzählen brauchen, wenn man z. B. eine Person sich mühsam an Geschehenes erinnern läßt. Wenn

der Dichter Jemanden auftreten und sprechen läßt: Ich ging gestern am Wasser vorbei und habe meine Brieftasche verloren, so ist das kein Monolog, denn Niemand erzählt sich selbst etwas. Wenn aber der Dichter das etwa so faßt: Wenn ich mich nur besinnen könnte, wo ich meine Brieftasche verloren — war es am Wasser oder war es im Parke? so ist das noch ein Monolog, denn sich besinnen ist denken. Mit solchem Kunstgriff, mit guter Wendung kann dann der Dichter selbst den Monolog gebrauchen, um Thatsächliches den Zuschauern mitzutheilen."

Ja, kluge Wendung! Aber die will gelernt sein. Darauf hin werden mit unerbitterlicher Schärfe die Fehler nachgewiesen, die Shakspeare sich im ersten Monolog Richard's III. hat zu Schulden kommen lassen.

Und wieder muß man bitter bedauern, daß Shakspeare den sittigenden und belehrenden Umgang mit Hellmuth-Reinhold nicht genossen, wenn man sieht, wie klar dieser scheidet, was in die Poesie und was nicht in die Poesie gehört.

Es fragt z. B. pag. 272. der aus der Rippe Fragezeichens geschaffene Oswald:

„Sollte aber nicht Trunkenheit als komisches Motiv verwendet werden können? Ich habe es doch schon in mehreren Stücken gefunden."

Reinhold: „Nein! Die ersten Wirkungen des Weins bis zu einem kleinen Spitz, einem

leichten Räuschchen darf man anwenden, die Trunkenheit selbst nicht. Die Grenze muß hier haarscharf gezogen sein. Ein wirklich betrunkener Mensch gehört ins Bett zum Ausschlafen, nicht auf die Bühne."

Das ist nun wieder etwas, das, so klar es ist, Shakspeare nicht einzusehen der Mann war. Und so hat er im „Sturm" sogar drei betrunkene Personen eingeführt, den Caliban, den Stephano und den Trinkulo. „Es ist aber auch eines der schwächsten Stücke Shakspeare's. Man muß das im Interesse des Dichters selbst sagen; denn die Shakspeareomanie, die mit vollen Backen Alles preist, thut ihrem Dichter den größten Schaden, indem sie bei Unbefangenen Zweifel, bei tiefer eingehenden Männern lauten Widerspruch hervorruft."

Gut gesagt, Hellmuth-Reinhold, ihr tiefer eingehenden Männer!

Nun verliert allerdings das gegen den „Sturm" geschleuderte Verdammungsurtheil viel von seiner Wucht dadurch, daß Hellmuth bereits von jedem seiner Beurtheilung vorgelegten Stücke bewiesen, daß es „Shakspeare's schlechtestes Stück" sei. Von „König Johann" wird dargethan, daß es „gar kein Stück sei, weil der Stoff, der weder interessant noch dichterisch ist, der ersten Erfordernisse, zu einem Stück gestaltet zu werden, entbehrt". (pag. 37.) „Richard II." „ist schlecht gebaut, die Handlung kann uns keine Theilnahme einflößen und die

Charaktere kein Interesse abnöthigen". (pag. 105.) „Heinrich IV." „ist ein Gewirr einer wesentlich in Wiederholungen sich hinziehenden Handlung und folglich nicht dramatisch". (pag. 125.) „Romeo und Julie" „ist ein Plagiat, bei dem man fragen muß, wie viel Shakspeare, wie viel seinen Vorgängern gehöre". (pag 220.) „Julius Cäsar" ist als Drama eine „durchaus verfehlte Dichtung." (pag. 225.) Der „Widerspenstigen Zähmung", „ein rohes zusammengestoppeltes Stück, über das er kein Wort verlieren mag". (pag. 316.) Wenn man erwägt, daß „Verlorene Liebesmüh" nicht durchzulesen (pag. 343.), wogegen wieder „Troilus und Cressida" „durchzulesen eine Pferdearbeit ist" (pag. 384.), mag sich der „Sturm" noch freuen, so gnädig wegzukommen.

Es ist doch mindestens ein „Stück", wenn auch ein schwächstes.

Immerhin mögen sich kommende Dramatiker gesagt sein lassen, daß „Betrunkene ins Bett, nicht auf die Bühne gehören". Daß Kranke dahin gehören, ist wohl auch selbstverständlich, Verbrecher aber gehören demgemäß wieder ins Zuchthaus, nicht auf die Bühne. Man sieht, wie sich der Kreis des in der Dichtung Zulässigen bei Befolgung der Reinhold-Hellmuth'schen Regeln immer mehr verengert.

Aber er verengert sich auch in anderer Weise. Seite 254. belehrt uns unser Autor über das Wesen

und die Aufgabe der Satyre: „Die Thorheiten und Narrheiten der Menschen zu geißeln, ist Aufgabe der Satyre. Satyre aber gehört gar nicht oder nur sehr bedingt in das Reich der Dichtung. Die Schwächen, Gewohnheiten, Schrullen, Verkehrtheiten der Menschen sind an sich oft komisch, andererseits geben sie zu komischen Verwickelungen Anlaß. Sie zu bearbeiten, ist daher ein ergiebiges Feld für das Lustspiel. Und dabei kann es allerdings satyrisch werden. Doch muß sich diese Satyre hüten, zu weit zu gehen, sie muß nicht zur Bitterkeit führen, aus dem heitern Gebiet der Dichtung heraus.“ Hier muß man wieder bedauern, daß nicht schon Aristophanes den Umgang Reinhold-Hellmuth's genoß; diese wären die Leute gewesen, den übrigens talentvollen Athenienser von seinen Irrwegen, die er wandelte, zurückzuführen.

So weit war ich in der Lectüre dieses lehrreichen Werkes gekommen, als mich eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten mit Macht überkam. Vor zwanzig und einigen Jahren hatte ich die Gestalt eines Aesthetikers geschildert, der, wenn mich nicht Alles täuschte, in seltenem Grade den beiden Männern Reinhold und Hellmuth verwandt war. Ich holte aus meinem Pulte ein Packet alter Druckschriften hervor und las in den dramaturgischen Vorlesungen des Professors Buchsmayer Folgendes:

„Was ich übrigens noch an Shakspeare be-

dauern muß, ist sein Mangel an idealem Sinn. Mit unserm Schiller wenigstens kann er sich in diesem Punkte nicht messen. Ein Beispiel: Wie ordinär, und man kann sagen, wie verletzend für jedes bessere Gefühl tritt sein Pförtner in „Macbeth“ ein! Oben im Schlosse ist die schaudervolle That geschehen, es klopft, da kommt der alte Trunkenbold hervor, Federn von Kopfpolstern im Haar, man möchte darauf schwören, daß er sich kratze. „Kamst du so spät zu Bett, Freund, daß du nun so spät aufstehst?“ fragt ihn Macduff, der mit Lennox eintritt, und er erwidert: „Meiner Seel', Herr, wir zechten bis zum zweiten Hahnenkrähen und der Trunk ist ein großer Beförderer von drei Dingen: rothe Nasen, Schlaf und Urin.“ Und so ergeht er sich weiter in Betrachtungen, die wir nothgedrungen überschlagen müssen. Wie schön nimmt sich dagegen die Stelle aus, welche Schiller in seiner Bearbeitung hier interpolirt hat. Er singt:

„Verschwunden ist die dunkle Nacht
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen u. s. w.“

Und da es pocht, spricht er:

„Poch, poch, Geduld da draußen, wer's auch sei,
Den Pförtner laßt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis'
's ist kein Geschäft so eilig wie das Beten.“

Welcher Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen, und welcher Hausherr möchte nicht von

den zwei Hausmeistern den letzten den seinigen nennen? Kurz gefaßt, läßt sich darüber sagen, daß bei Shakspeare Pförtner, Dirnen, Hausknechte und Fuhrleute eben nur wie Pförtner, Dirnen, Hausmeister und Fuhrleute sprechen, wobei nichts Gutes herauskommen kann, während sie bei Schiller ebenso Helden sind wie alle andern. Das heißt idealisiren!"

Als ich soweit gekommen, sagte ich zu mir: gewiß, Hellmuth-Reinhold muß geradeso urtheilen. Ich schlug das Blatt um und fand folgende Aeußerung (pag. 205):

„Wie sehr Schiller seinen Geschmack geläutert hat, geht aus seiner Bearbeitung des „Macbeth" hervor, in der er den Monolog des besoffenen Pförtners durch ein frommes Morgenlied ersetzte. Wenn der Shakspearomanie in dem düstern Schauer jener furchtbaren Mordnacht ein besoffener Schlingel eine ergötzliche Figur ist, mag ich mit ihrem Geschmacke nicht streiten . . . ."

Will man noch leugnen, daß man Aeußerungen eines bestimmten Individuums mit fast mathematischer Gewißheit voraussehen kann?

Weiterhin verbreitet sich mein Professor Buchsmayer über die einzelnen Stücke Shakspeare's und äußert sich z. B. über den „Kaufmann von Venedig" folgendermaßen:

„Wenn wir die Unsicherheit Shakspeare's in der Darstellung von Vorgängen aus der reellen

Welt kennen lernen wollen, brauchen wir uns nur seine Comödie „Der Kaufmann von Venedig" anzusehen. Dieser Kaufmann lebt doch in einer Stadt, die eine bereits in ganz Europa berühmte Bank besaß, und es sollte angenommen werden, daß er mindestens mit dem A B C der Handelswissenschaften vertraut sei. Wollte er nun für seinen Freund Bassanio Bürge sein, so hatte er diesen nur zu veranlassen, einen Wechsel auszustellen, auf dessen Rückseite er, Antonio, seinen Namen mit Beifügung des Datums zu setzen hatte, was man Indossirung des Wechsels nennt. Statt dieses einfachen und vernünftigen Vorgehens, verpfändet Antonio ein Pfund seines eigenen Fleisches. Doch wir haben schon in vorhergehenden Scenen gesehen, wie ungezogen er sich gegen Shylock benimmt, und es kann uns von ihm wenig mehr in Staunen setzen. Er ist in seiner Thorheit ein Seitenstück zu dem allerdings schon ins bessere Leben hinübergegangenen Vater der Porzia, der diese, seine Tochter, gezwungen hat, nur den Mann zu heirathen, der von drei Käftchen das richtige wählt. Daß diese Tochter nicht längst schon um die Nichtigkeitserklärung dieses unsinnigen Testamentes eingeschritten ist, die Gerichte der Republik Venedig vielmehr dies Document für rechtskräftig erklärt zu haben scheinen, ist mir geradezu unbegreiflich."

So mein Buchsmayer. Wer nun die Parallelstelle bei Benedix nachschlägt, wird selbst in Styl

und Sprache die seltenste Uebereinstimmung finden. Ich kann in Folge dessen nur bedauern, daß Dr. Buchsmayer nicht mehr unter den Lebenden; er hätte an Reinhold und Hellmuth zwei ihm ebenbürtige Geister und höchst gleichgesinnte Genossen gefunden. Wahrlich, übermüthige Laune kann nichts erfinden, was irgendwann und irgendwo das Leben nicht wirklich zu Tage bringt!

Fassen wir nun noch ins Auge, wie Hellmuth-Reinhold die Werbescene in „Richard III." beurtheilt. Diese Scene mag auf der Bühne Schwierigkeiten machen, in der Lectüre ist sie jedem irgendwie poetisch Empfindenden begreiflich. Wie ein verwegener Bandit gerade aus einer zahlreichen Versammlung sein Opfer herausholt, wie ein Wüstling aus einer Gruppe von Frauen, die vor einem Gnadenbilde beten, gerade die mit den frömmsten Mienen als Beute aussucht, um seine fascinirende Gewalt am größten Widerstande zu erproben, so nähert sich Richard der leidtragenden Anna. Doch in welchem Irrthum hat sich die Welt befunden, die diese Scene von jeher als ein Non plus ultra genialer Dichterkühnheit bewundert hat! Reinhold-Hellmuth findet, daß Richard für seine Werbung den „möglichst ungünstigen Zeitpunkt wählt" und nennt sein Vorgehen pag. 172. geradezu dumm. Da nun Shakspeare gewiß nicht beabsichtigte, Richard als Dummkopf hinzustellen, muß wohl Shakspeare selbst der Dumme sein.

Doch genug, lassen wir endlich einmal unsere Indignation frei und voll los über den Dünkel des Handwerkers, der über Geisteswerke urtheilen will, die seine armselige Vernünftigkeit cimborassohoch überragen. Wahrlich, man muß das Buch selbst lesen, um zu sehen, wohin Mangel jedes dichterischen Sinnes und fixe Idee führen kann. Da wird nachgerechnet, wie viel Verse Der und Jener spricht, wie viel Verwandlungen stattfinden — für die dichterische Seite des Werkes hätte Caliban selbst nicht weniger Verständniß.

Damit sich die Gemeinheit bis in die kühnste Spitze steigere, lesen wir zum Schlusse eine Vergleichung Shakspeare's mit Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. „Sie haben," sagt Dr. Roderich Benedix, „das miteinander gemein, daß sie darstellbare Stücke lieferten, indem sie erzählende Stoffe, Novellen, Romane dramatisirten. Sie arbeiteten auch Beide für den täglichen Bedarf des Theaters und nur dafür." „Mir ist," sagt er weiter, „ein Umstand aus Shakspeare's Leben immer sehr bedenklich aufgefallen. Als er sich ein hinreichendes Vermögen erworben hatte, zog er sich vom Geschäfte zurück, verließ London und lebte privatim in seiner Heimathstadt und schrieb keine Zeile mehr. Er war damals achtundvierzig Jahre alt, also in der Vollkraft des Mannesalters und schrieb keine Zeile mehr. Das Repertoire bedurfte ja keiner Nahrung mehr. Ich habe immer geglaubt, ein Dichter müsse mit der

Feder in der Hand sterben. Ich kenne kein Beispiel eines Dichters, der aufgehört hätte, so lange er noch konnte. Wollte ich boshaft sein, so würde ich sagen, er legte das Geschäft nieder, als er genug hatte.“

Was soll man zu diesen Insinuationen sagen? Der Satz: ein Dichter müsse mit der Feder in der Hand sterben, klingt nach Etwas, ist aber doch nichts. Es wird nur dann schön sein, daß der Dichter mit der Feder in der Hand stirbt, wenn er mit derselben noch etwas leistet. So ist es schön, wenn der Krieger mit dem Degen in der Faust fällt; fuchtelt er aber als alter Narr in der leeren Luft damit herum, so ist er eine ebenso traurige Erscheinung wie Jener, der mit einem durch Gebrauch abgenützten Gänsekiel und mit halb gelähmter Erfindungskraft schreiben will. Daß tief einschneidende Vorgänge Shakspeare's Gemüth verdüstert hatten, davon liefern uns seine letzten Dramen den unleugbarsten Beweis. Und so nahm er Abschied von der Bühne mit den herrlichen, Prospero in den Mund gelegten Worten, nahm Abschied von der Welt, die ihm die Form und Gestalt eines Traumes angenommen, schlug das Buch zu und sagte: Es sei genug. Er hatte sein Bestes gegeben, etwas, das so lange dauern wird, wie das Geschlecht der Menschen überhaupt. Nun schwieg er. Wenn das nicht schön, so weiß ich nicht, wo das Schöne zu finden.

Und nun sagt uns Benedix noch zum Schlusse: Shakspeare sei doch „ein Dichter von Gottes Gnaden". „Wenn ich auch viele Aussetzungen gemacht habe, so bleibt des Guten und Anerkennenswerthen noch eine große Fülle. Und wenn in seinen Stücken Verwickelung, Handlung, Charaktere meist Vorbildern gehört, so ist ihm doch eigen der Gedankenreichthum seiner Dramen, und dieser ist ein großer, sehr großer." (pag. 422.)

Merkwürdigerweise ist mir dieses auf der letzten Seite sich durchringende Lob das Widrigste im ganzen Buche gewesen. Den seichten Kopf, nachdem er seine vermeintliche Schlächterarbeit verrichtet, nun Shakspeare noch auf die Achsel klopfen und ihn mit dem Almosen einer Anerkennung scheiden zu sehen, ist von wahrhaft affröser Wirkung.

Erinnerungen an Carl Gutzkow.

Die tiefe Erschütterung will mich noch immer nicht verlassen, mit der mich die Kunde vom Ereigniß von Friedberg traf. Ich habe seitdem, was ich auch thue und treibe, das blutbefleckte Bett und seine edle Bürde immer vor Augen. So viel ist schon darüber geschrieben worden, mir aber ist zu Muthe, als könne das Lied der Klage gar nicht zu Ende gesungen werden, als müsse vielmehr eine Stimme sie aufnehmen, wenn eine andere sie fallen gelassen.

Ich habe Gutzkow, wenn ich an ihn denke, noch immer vor Augen, wie ich ihn sah am Abend seines — vielleicht schönsten, reichsten Erfolges — am Abend der ersten Aufführung seines „Uriel Acosta“. Es war zu Dresden am 13. December 1846. Welch ein Herbst das war, welches Leben sich da zusammendrängte! Richard Wagner war eben mit seinem „Tannhäuser“ hervorgetreten, der Schiller-Tag brachte die „Karlsschüler“ und nun folgte der „Acosta.“ Eine neue, eine große Aera der deutschen Bühne schien im Anzuge zu sein. Welchen Triumph

hatten der Dichter und der damals noch in Fülle seiner Kraft stehende Darsteller seines Helden, Emil Devrient, gefeiert! Und als sich nun spät, gegen Mitternacht, im Salon Ferdinand Hiller's, des Componisten, eine zahlreiche Gesellschaft, viel von dem, was Dresden an bekannten Leuten und schönen Frauen besaß, zusammenfand, Alles bewegt, erregt von einem Erfolge, der vorderhand jedes Bedenken zurückdrängte, und nun der Dichter, der Held des Abends, erschien, eine schlanke Männergestalt, den Kopf von interessantestem Gesichtsschnitt leicht vorgebeugt wie von summender Gedankenlast, und alles sich glückwünschend an ihn herandrängte — wie beneidenswerth erschien er, wie beneidenswerth sein Dichterloos!

Zwei Jahre später tagte das Parlament in Frankfurt. Wie so viele andere erschien auch Gutzkow in der Stadt, wo dem Anschein nach die Geschicke Deuschlands entschieden werden sollten. Er liebte den Rheingau, hatte Freunde und Bewunderer dort, wie allenthalben, und nun vollends — er athmete gern die Luft der Brandung, die eben dort wehte. Es war im Herbst. Bei aller Wucht der Zeitereignisse machten doch die Lebenslust und der Augenblick ihr Recht geltend. Nachdem der Vormittag in der Paulskirche verbracht worden war, sammelte sich Nachmittags eine Gesellschaft zu Ausflügen, heute nach Ober=, morgen nach Niederrath, ein drittesmal nach der Ruine Königs=

stein. Gutzkow's Verleger, der Buchhändler Löwenthal, Hoffmann, der Arzt und Humorist, dem die deutsche Kinderwelt die unvergängliche Gestalt des Struwwelpeter verdankt, der Maler Backer von Worms, der treffliche Rütten, das war ein Kreis, in welchem sich Gutzkow gerne befand. Er, der sonst so still, wie verloren in hinträumender Gedankenarbeit war, wie freundlich, heiter, ohne Dünkel und ohne Emphase bewegte er sich in diesem Kreise.

Lange Jahre war ich stets an Dresden vorübergefahren, ohne dort Halt zu machen; erst im Spätherbst 1857 trat ich wieder einmal bei Gutzkow vor. Er hatte inzwischen die „Ritter vom Geiste" beendet und einen riesigen Erfolg erlebt, aber auch die hartnäckigsten Angriffe erfahren. So reich auf der einen Seite sein Ruhm heranwuchs, wie ein Jungwald mit ragenden Kronen, so gierig war andererseits eine Raupenbrut bemüht, alles kahl zu nagen, was sie von ihm in den Bereich ihrer Netze ziehen konnte: mit der Erkältung der Atmosphäre, die in Folge der politischen Rückschläge eingetreten, war dieses Gezücht entstanden. Gutzkow wohnte, um von Besuchern weniger belästigt zu sein, weit weg am letzten Ende einer Vorstadtstraße und stand in seinem mit Büchern und Papierstößen angefüllten Studierzimmer, im grauen Schlafrock, der einer Kutte glich, das Kinn in der Hand, während die Augen immer etwas zu suchen schienen. Nun hatte er schon zum steten

Begleiter das Mißbehagen, die Mißstimmung, die Hamlet-Unzufriedenheit, die den Bodensatz aller Dinge aufwühlt. Er verhehlte nicht, wie die systematische Polemik Julian Schmidt's an ihm zehre, und brachte sogleich das Gespräch auf den Gegenstand. Ich äußerte meine Verwunderung, daß er, der sich auf ein ungeheures Publicum stützen könne, sich so tief afficiren lasse. Ja, erwiderte er, stände er allein! Aber um diesen Exponenten nihilistischer Kritik hat sich ein ganzes Heer geschaart. Es ist nicht die Stumpfheit gedankenloser Schwätzer, die aus diesen Leuten herausredet, es ist der Neid, der Aerger, daß irgend etwas da sei, der Grimm über ihre eigene Impotenz. Der Mann hat dieses Volk unter eine eigene Fahne zusammengebracht. Sehen Sie nach Wien — ich sehe seit einiger Zeit dort eine ganze Clique, die in seinem Sinne schreibt. Seine Stichworte: „einfach blödsinnig", „sittlich faul" u. s. w. sind leicht zu behalten, und damit opponirt man trefflich. Die Kritik Julian Schmidt's ist epidemisch geworden.

„Unter dem Einfluß dieser Schule," fuhr er nach einer Weile fort, „ist die Jugend zu einem merkwürdigen Dünkel gelangt. Sie kennen den jungen Mann (er nannte den Namen eines talentvollen jungen Dichters), den ich selbst in die Oeffentlichkeit einführte, indem ich dessen erste Novelle — mit welcher Mühe — umgestaltete und so druckbar machte. Ich finde ihn in Wien, wo meine „Ella

Rose" gegeben wird. Früh liege ich noch zu Bette, in der Abspannung, die einer ersten Aufführung folgt. Da dringt Jemand bei mir ein, ich schlage die Augen auf, es ist mein junger Mann, und er ist zu mir gekommen, um mir zu beweisen, daß mein Stück nichts tauge. Ja, er fühlt sich moralisch gedrängt, mir anzukündigen, daß er darüber strenge zu Gericht sitzen werde. Seine Principien befehlen es ihm. So geberdet sich die Jugend von heute!"

So empfindlich war Gutzkow, daß ihm die Selbstüberhebung — oder wie soll ich's nennen, des jungen Menschen, den er protegirt, noch damals, noch nach Jahren schmerzte! Es bleibe nicht unerwähnt, daß der junge Dichter, von dem er sprach, ein Talent, das sich früh erschöpfte, ebenfalls gewaltsam Hand an sich legte und auf grauenhafte Weise aus der Welt ging . . . . .

Als ich damals Gutzkow sah, im Besitz eines so großen Namens und einer, wie es schien, so glücklichen Häuslichkeit, konnte ich die Fülle von Verstimmung, die in ihm lag, kaum begreifen. Welches reizende Geschöpf erschien mir seine Frau, eine Blondine, nur eben über das Mädchenalter hinaus, mit ihrem harmlos natürlichen, lebendigen Plaudern. Auch des lieblich klugen Töchterchens erinnere ich mich noch, das ich auf der Treppe spielend traf. „Ist Doctor Gutzkow zu Hause?" fragte ich und hatte, wie wir Süddeutschen es gewohnt sind, das w am Ende des Namens betont.

„Mein Papa heißt Gutzko, nicht Gutzkoff,“ erwiderte die Kleine; „er ist zu Hause.“

Wohl mußte Gutzkow damals, um einen Haushalt zu bestreiten, der über dem Niveau der bloßen Wohlhabenheit zu stehen schien, seine Kräfte überanstrengen. Welche Plage mag zu Zeiten für ihn mit der Herausgabe der „Unterhaltungen am häuslichen Heerde“ verbunden gewesen sein! Es ist aber das fast unausweichliche Loos des deutschen Schriftstellers, der von Haus aus kein Vermögen hat und kein Staatsamt bekleidet, seine Feder einer undankbaren und doch einträglicheren Nebenbeschäftigung weihen zu müssen. Die deutschen Buchhändler dafür verantwortlich machen wollen, wie ein durch seine excentrischen Ein- und Ausfälle bekannter Schriftsteller dieß gethan, ist thöricht; die Gesetze des Absatzes regieren den Markt. Nur massenhafte Auflagen, wie sie die englische und französische Presse kennt, heben den Autor in die Wohlhabenheit, ja in den Reichthum hinan; in Deutschland genügt selbst bei Autoren allerersten Ranges eine Auflage von drei- bis viertausend Exemplaren, um das stete Bedürfniß von vierzig Millionen zu decken. Das Volk der Denker ist auch das Volk der Leihbibliothek.

Im Mai 1861 habe ich Gutzkow das letztemal besucht. Er stand wieder im kleinen Zimmer vor dem bücher- und manuscriptbeladenen Tische, im Schlafrock, den Kopf gesenkt, das Kinn in der

Hand. Sein Haar, einst von so schönem Hellblond und glatt wie Seide war noch immer weich, aber buschig und von manchen grauen Fäden durchmischt! Wie zermürbt das Gesicht aussah! Vor ihm lag der eben erschienene letzte Band des „Zauberers". Immer greller tönten die Mißklänge über die Trivialität, Langsamkeit, Ungerechtigkeit des Zeitalters, über den Zustand der Kritik und des deutschen Theaters. Drei Stücke seiner letzten Zeit: „Perez", „Myrthe und Lorbeer", „die Schule der Reichen" lagen bei den Todten. Ihm war, als komme ihm das Publicum nicht mehr wie sonst entgegen. Er sprach auch von „einem alten Sorgenvulcan", wie er es nannte, „der von Zeit zu Zeit zu rauchen beginnt und mit seiner Lava das Hauswesen bedroht." Er meinte materielle Unsicherheit.

Es ist nun unausweichlich, daß man allerlei Kränkung aufdecken wird, die zu Gutzkow's Erkrankung mit beitrug; dessenungeachtet wird es ausgemacht bleiben, daß die Hauptursache nur eine bestimmte war: Ueberanstrengung, Ueberanspannung jener zarten Saiten, welche das innere Instrument des Dichters ausmachen. Sein Drang, Alles durch die Retorte seines Geistes gehen zu lassen, sein zehrendes Interesse, den ganzen Gedankenkreis der Gegenwart bis an seine Grenzen zu durchforschen, das hat ihn so abgespannt und so wehrlos gemacht, daß Pfeile der Kränkung ihn bis ans Herz hin trafen.

Der Ruhm, der Viele sättigt und Viele härtet, sättigte und härtete ihn nicht. Das Errungene war ihm kein Ruhestuhl und sein Ruhm keine Rüstung. Er war noch immer ein Suchender und Strebender, unruhig, unerquickt von Allem, was er besaß. Er war wie ein Jüngling, immer auf der Reise nach einem neuen Ziel. Daß er die Uhr seines Geistes nie ruhen ließ, sie vielmehr immer wieder aufzog, das hat ihn so niedergeworfen. Er hatte zwei Romane aufgethürmt, zwei Chimborassos, und es war ihm nicht genug, er wollte noch einen dritten aufstellen, der diese überrage. Er war das Centrum eines großen Kreises, sozusagen ein Chef im Ministerium des öffentlichen Geistes geworden, aber es genügte ihm nicht, er strebte nach dem Prinzipat. Schrecklich, wenn er bei dem ungeheueren Drange, Alles in sich aufzunehmen, Alles wie in einem großen Spiegel wiederzugeben, im Angesicht des dritten großen Romans, den er bewältigen wollte, seine Productionskraft gealtert, seine Phantasie ermattet fühlte!

Mögen nun Die und Jene hoffen, der außergewöhnliche Mann werde uns noch zurückgeschenkt werden können. Sie glauben das, was sie wünschen. Uns scheint jede Hoffnung eine Illusion. Eine jener Spiralen, die das mächtige Uhrwerk zu unaufhörlicher Thätigkeit trieben, muß gesprungen sein, und diese Spirale nietet keine ärztliche Kunst mehr zusammen. Nicht anders als furchtbar tief-

gehend können wir die Störung halten, die einen Geist wie den seinigen in den Kreis des schrecklichsten Irrthums über sich und die Welt hineinführte. Halten wir uns dagegen das Bild dessen gegenwärtig, der er uns war. Mich mahnt er in seinem Leben wie in seinem Untergang an das Dichtergebild des Steuermannes Palinurus, der mit immer wachem Auge hinaussah und die Wellen beherrschte, bis er, von Müdigkeit übermannt, plötzlich rücklings in die Fluth stürzte, sank, wieder auftauchte und eine Strecke weiterschwamm, doch nur, um auf nacktem Vorgebirg zu scheitern. Das Schiff geht weiter, doch die Klage tönt wie bei Virgil:

> Warum wardst du den Deinen so früh,
> Palinurus, entrissen!

Gutzkow redivivus.

Sie ist bei Keinem, der sich um Literatur interessirt, unvergessen, die Zeit, in der wir Gutzkow verloren zu haben glaubten. In einem Anfalle finstersten Pessimismus', zu welchem ein körperliches Leiden hinzutrat, hatte er aus dem Kreise der Lebenden scheiden wollen. Niemand glaubte mehr, ihn in der Arena poetischen Schaffens wiederzusehen, und ich selbst, der ihn heute bei einer neuen Schöpfung begrüße, habe ihm seinerzeit mit bewegtem Herzen eine literarische Leichenrede gehalten.

Aber wie Odysseus wohlbehalten aus dem Todtenreich zurückkam, so auch Gutzkow. Er hatte im Gegensatze zu jenem Manne im Feenschauspiel, der, seinem eigenen Leichenzuge folgend, alles Schlimme hörte, das die Leute über ihn gedacht, sich von der aufrichtigen Trauer überzeugen können, mit der das deutsche Vaterland seinen voraussichtlichen Verlust empfand, und dies war das mächtigste Heilmittel für seine verdüsterte Seele. Es ist wirklich wunderbar, wie rasch er wieder den abgerissenen

Faden seiner Production aufnahm und das Gespinnst weiterwob, als habe nichts stattgefunden. So lange seine Werke in der Literaturgeschichte besprochen werden, wird man auch des Schicksals dieses neuen Epimenides als eines der romantischesten und seltsamsten Phänomene gedenken.

Im Sommer des vorigen Jahres sollte ich Gutzkow in Bregenz wiederfinden. Er bewohnte mit seiner Familie ein unfern dem Seeufer gelegenes Landhaus, den „Steinbüchel". Ich nahte mich ihm — wie sollte ich es verschweigen? — nicht ohne eine gewisse Scheu, nicht ohne die Besorgniß, das Gewitter, das ihn einst zu vernichten gedroht, noch im Hintergrunde seiner Seele lauern zu sehen. Vergebliche Sorge! Er war wirklich Gutzkow redivivus, kein Zug in ihm erinnerte mehr an vergangene Stürme; es war die vollständigste Wiederkehr in den alten Menschen, und zwar in den aus der alten, der besten Zeit.

Selbst sein Aeußeres war erstaunenswerth jung geblieben oder wieder jung geworden, sein Haar zeigte noch keine Spur des herannahenden Alters, kaum daß sich einzelne Silberfäden in seinem Knebelbarte eingestellt hatten. Das geistvolle Antlitz hatte noch den kühnen, kecken Zug von ehedem. Aufrecht, man möchte sagen elastisch, war noch sein Gang, wie er so hinschritt in seinem Pflanzeranzug von weißem Sommerzeug, den Panamahut leicht auf der Seite.

Seine älteste Tochter war glückliche Braut, und es war erstaunlich, wie er den dreifachen Anforderungen als angehender Schwiegervater, mit seiner Arbeit beschäftigter Schriftsteller und zuvorkommender Hausherr inmitten seiner liebenswürdigen Familie gerecht wurde. Sein Geist, der keine Ermattung kennt, ruhte auch nicht. Der ganze Vormittag war der Arbeit geweiht, Nachmittags wurden der Zeitungs-Lectüre ein paar Stunden geopfert, dann erst trat er hinaus in die große, herrliche Natur dieser Bodensee-Ufer. Ein Wunder war geschehen, drei Schriftsteller (Robert Byr war der Dritte) hatten sich gefunden und geriethen einander nicht in die Haare, ja im Gegentheil, es hatte sich das freundlichste Zusammenleben gestaltet. Wie genußreich diese Spaziergänge, diese von gemeinsamen Erinnerungen an vergangene Tage erfüllten Conversationen, diese Debatten unter grünem Laubdach waren, mit einem Geiste, der Alles auf so eigenthümliche Art in sich verarbeitet, und von Einzelnem immer auf die letzten Gründe zurückzugehen gewohnt ist — das ist gar nicht zu sagen. Zur größten Ueberraschung sah man die naive Freude am Leben und allen ihren Erscheinungen mit allem sinnenden Ernst gepaart, sah Welterfahrung und Offenheit beisammen; rückhaltlose Mittheilungslust und guter Humor wirkten wie eine Reihe sonniger Tage.

Als eine Frucht nun dieses Bregenzer Halb-

jahrs liegt Gutzkow's neuer Roman: „Die Söhne Pestalozzi's" in drei stattlichen Bänden vor uns. Wie schnell er entstand! Drei, vier Wochen genügten, je einen Band im ersten Guß zu vollenden. Dann fühlte der Autor das Bedürfniß der Erholung, es wurde eine kurze Reise nach Basel, Hohenembs oder den Rigi unternommen, nach vier oder fünf Tagen war man wieder da, und wieder ging's an die Arbeit, denn jeder Partie wurde nun eine neue, sorgfältige Ueberarbeitung zu Theil, wie sie bei einem solchen Werke nur selbstverständlich.

Wie er uns nun vorliegt, ist der Roman ein Versuch, die räthselhafte Geschichte Kaspar Hauser's an einem analogen Fall erklärlich zu machen, hauptsächlich aber den eigenthümlichen Entwicklungsgang zu zeigen, den ein solcher gleichsam jungfräulicher Geist inmitten der fertigen Civilisation unseres Jahrhunderts nimmt, in die er wie mit einem Zauberschlage versetzt wurde. Erbarmungslos wie eine eiserne Jungfrau nimmt sie das dem Mannesalter nahe, dennoch unerfahrene, sogar vom Lichte peinlich verletzte Geschöpf in ihre Arme und drückt der überempfindlichen Seele ihre tausend Stacheln ein.

Daß um diesen Kern die verschiedensten Krystalle zusammenschießen und das Licht hundertfältig brechen, versteht sich bei Gutzkow von selbst. Alles wird zum Stiftchen in dem so reichen und doch so einheitlich componirten und in großen Zügen

entworfenen Mosaikbilde. Wahrlich, seine Weise ist höchst eigenthümlich. Es gehen ihm fortwährend unzählige Combinationen, Analysen und Synthesen auf, eine Menge Bilder, Vorstellungen, Analogien stellen sich ein, verknüpfen sich untereinander, nicht nur jede Figur, jede Sache gibt ihm zu denken und regt ihn an. Das gibt seiner Weise eine gewisse Weitschweifigkeit, aber auch einen ungewöhnlichen Inhaltsreichthum. Mit ihr verglichen scheinen Zeichnung und Ausführung in den meisten Werken seiner Zeitgenossen im Romanfach, welche die Wirkung mehr in der Handlung selbst suchen, dürr. Man wandelt hier nämlich in einem Walde, in welchem nicht nur jeder Gipfel laubdicht, sondern auch jeder einzelne Stamm von Schlingpflanzen umrankt und umwunden ist. Der Dichter weiß unendlich viel, er knüpft das Entfernteste an das Nächste; solche Bücher sind dem, der zu denken liebt, ein großer Genuß.

In manchem seiner früheren Werke ist dieser Reichthum an Schlinggewächs, das sich festonartig von Figur zu Figur zieht, dem Eindruck des Ganzen verderblich gewesen, er hat den Leser verwirrt und dem Gesammtüberblick geschadet. Selbst der Styl verlor sich allzusehr mit eingeschobenen Sätzen, Umstellungen und Anakoluthen. In den „Söhnen Pestalozzi's“ hat Gutzkow Maß gehalten in diesem Punkte, und das rechnen wir ihm hoch an.

Das erste Buch, das Vorspiel, bringt Ereignisse von tief stürmischem, das Gemüth aufwühlendem Charakter. Wir sehen eine Mutter, die ihren Gatten nie geliebt hat, dafür aber jetzt einen andern liebt, den Weg der Schuld betreten und, um den Klauseln des Ehecontracts, die sie festbinden möchten, zu entgehen, das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, einem ungewissen Schicksal weihen. Hier ist Capitel um Capitel, Scene um Scene geradezu dramatisch meisterhaft angelegt. Mit Befremden sehen wir plötzlich den Vorhang und zwar in dem Augenblicke fallen, da die schuldbedeckte Frau ihrem Geliebten entgegentritt. Wir hätten so gern dem Wiedersehen des Liebespaares beigewohnt, der Geburt und der Weglegung des Kindes. Wir hätten gerne den bösen Samen hoch aufschießen und die Katastrophen Schlag auf Schlag einander folgen gesehen, und nun sollen wir über siebzehn Jahre hinwegschlüpfen? Nach der mächtigen Anlage des Vorspiels fragen wir gewissermaßen besorgt, ob das weitere Drama diesem an Kraft ebenbürtig sein werde?

So fragend liest man sich in den zweiten Theil hinein. Der vor Kurzem noch rasch und energisch den tragischen Katastrophen entgegenschreitende Gang der Erzählung hebt wieder in ruhigem Tempo an, zum Theil treten uns ganz neue Personen entgegen, aber bald genug haben sie uns gefesselt, das Mißtrauen schwindet, überrascht sieht man jetzt die Haupthandlung sich entfalten.

Das ausgesetzte Kind, das die unnatürliche Mutter von Auswanderern nach Amerika gebracht glaubt, taucht aus dem romantischen Verließe einer Klosterruine auf, ein Räthsel, für dessen Lösung sich immer weitere Kreise interessiren. Die Bildungsversuche, die man mit diesem Urmenschen anstellt, geben Gutzkow Gelegenheit, uns die sogenannten Söhne Pestalozzi's in ihren mannichfachen Entartungen vorzuführen. Da verwerthet er denn seine reichen Erfahrungen im pädagogischen Fache; ohne ermüdend oder pedantisch zu werden, läßt er den Leser einen Blick in die heutige Erziehungsfrage thun, wie sie von Privatverhältnissen einerseits, vom Druck der Regierungskreise andererseits beeinflußt wird. Darum aber stockt der dramatische Gang der Erzählung nicht. Es kommt, als Theodor Waldner, dieser andere Kaspar Hauser, für die Urheber seiner langjährigen Gefangenschaft gefährlich zu werden beginnt, beinahe zum Morde, nur schließt das Kunstgefühl anders, als die Wirklichkeit, die in diesem Falle sehr hart und grausam war, und versöhnt durch eine anmuthige Wendung, die noch Glück und Sonnenschein in das Gemälde bringt. Der Autor übt poetische Gerechtigkeit und das Werk klingt voll und schön aus.

Etwaigen Bedenken, die bei dieser oder jener Partie des Werkes in mir aufsteigen, Worte zu geben, ist hier nicht der Ort. Alles in Allem genommen, glaube ich nicht zu viel zu behaupten,

wenn ich sage, daß Gutzkow mit diesem Buche glänzender, als mit allen übrigen Arbeiten seiner letzten Periode vor das Publicum getreten ist. Der dem Leben Wiedergegebene steht wirklich noch auf der Höhe seines Schaffens.

Ferdinand Kürnberger.

In dem Manne, der von einer kleinen Schaar von Freunden am Abend des 19. Oktober 1879 auf der Höhe von Mödling zur letzten Ruhe bestattet wurde, hat die deutsche Literatur eine ihrer charaktervollsten und originellsten Gestalten verloren. Erst 58 Jahre alt, auf der Höhe seiner geistigen Kräfte, den Kopf voll Pläne, hätte er noch Großartiges leisten, hätte, nachdem er alle Sorgen, Entbehrungen und Leiden durchgemacht, die, wie es scheint, das unausbleibliche Begleitgut eines deutschen Schriftstellerlebens sind, auch die Freuden der Anerkennung ernten können. Er ist uns entrissen worden, und die Thatsache, daß diese mächtige Intelligenz so plötzlich aufhören mußte zu denken, zu schreiben, zu sein, hat wohl jeden, der ihn näher kannte, mit einem furchtbaren Ernste berührt. Mich um so mehr, da es der Zufall gewollt, daß ich einer von denen war, mit denen er in seinen letzten Lebenstagen Umgang haben sollte.

In Ferdinand Kürnberger waren, ganz phäno=

menal, zwei Kräfte beisammen, die in der Regel einander ausschließen: ein gewaltiger Verstand und eine gewaltige Phantasie. Er war Denker und Dichter zugleich oder unmittelbar hinter einander. Die Kraft, welche die Dinge analysirt, und die, welche gegebene Vorstellungen schöpferisch als Bausteine zu neuen Formverbindungen verwerthet, gingen bei ihm gleichmäßig neben einander her. Sein Verstand war gewaltig und arbeitete haarscharf wie eine kunstvolle Maschine, aber sein Intuitionsvermögen war auch so stark, daß er das Kunststück zu Stande brachte, in Zonen, die er nie betreten, und unter Zuständen, die er nie persönlich mit angesehen, völlig zu Hause zu sein. Seine kritischen Arbeiten waren mit allen Accenten der Leidenschaft ausgestattet, cholerisch, heftig, voll stachelnder Schonungslosigkeiten; aber der Künstler in ihm ruhte nie, bis er denselben den Stempel höchster künstlerischer Formvollendung aufgedrückt. Der Poet in ihm war glühend, sinnlich, aber der Denker legte in die Fabeln einen allgemein philosophischen Gehalt, verfolgte da ein philosophisches Problem, arbeitete dort wieder mit grausamer Schärfe der Analyse.

Mit immer erneuter Verwunderung betrachte ich mir die Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons, die Kürnberger unter dem Titel „Siegelringe" zusammengestellt hat. Es sind da eine vollendetsten Arbeiten politischer Gattung bei-

sammen, Arbeiten eines Genres, in welchem er geradezu unerreichter Meister ist. Er begleitet den Gang der österreichischen Politik zehn Jahre hindurch von Belcredi bis Hohenwart. Dies wäre eigentlich wenig erfreulich, er überschaut aber auch dabei den ganzen gewaltigen Zeitraum, in welchen solche Dinge fallen wie: das Vierteljahr nach Königgrätz — die Publizirung des Syllabus — das Concil — die Unfehlbarkeitserklärung — der deutsch-französische Krieg — der Kampf der Klerikalen gegen die Schulgesetze. Solche Themata sind wie für seine Feder geschaffen, und er behandelt sie in einer Weise, die bald an Börne, bald an Proudhon erinnert. Die Form verräth die höchste schöpferische Phantasie und zeigt dabei vollendete künstlerische Ausgestaltung. Der radikale Zorn, der Grimm gegen die, welche sich die Verdummung und Ausbeutung der Massen zum Geschäfte machen, wählt und findet immer neue Formen des Angriffs. Fast jedes einzelne Pamphlet ist ein Kunstwerk. Der Autor geht auf die verschiedenen Ungethüme der Zeit mit den wunderbarsten Waffen los, mit ciselirten Dolchen und mit Flinten, die mit Elfenbein und Rubinen ausgelegt sind. Er schießt und sticht mit einer Eleganz, die zur Bewunderung hinreißt. Das Buch ist ein Museum von Damascenerklingen und Gewehren, die man noch bewundern wird, wenn die Unthiere, gegen die sie gebraucht wurden, bereits mythisch sein werden.

Neben seinem publizistischen Wirken ging das literarische her. Hat er mit diesem die Erwartungen erfüllt, zu denen sein erster Roman berechtigte? Ja und nein. Allerdings gab er uns keinen großen Roman mehr, aber wir finden unter seinen zahlreichen Novellen eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, in denen er im knappsten Raume die umfassendste Menschenkenntniß, eine Fülle der feinsten Reflexionen niedergelegt hat, und wieder größerer Novellen, welche im Fache der Naturschilderung das Höchste leisten. Wieder halte ich bewundernd stille vor einer Dichtung: „Alimet und der Derwisch" (Novellen, 1878, Berlin). Es ist eine Kleinigkeit, vielleicht nicht 20 Seiten lang, ein Märchen. Aber es ist ein Juwel, und Juwele haben keinen großen Umfang. Es ist ein Kunstwerk, in seiner Art so vollendet, so von Gedanken erfüllt, so wunderbar von Licht getränkt — es läßt sich keine Idee davon geben. Das ist eine Dichtung, welche jeder, der überhaupt liest, kennen sollte, eine Dichtung, die dem, der sie geschrieben, Unvergänglichkeit des Namens verleiht, wenn er auch weiter nichts geliefert hätte. In einem jetzt kaum mehr üblichen Gewande, in der Form der kleinen orientalischen Erzählungen Voltaires, tritt die Geschichte auf; aber wie unendlich hoch steht sie über allen ihren Vorgängern! Ueber den Werth des Lebens und das, was man Glück nennt, ist nie Besseres gesagt worden, als hier zu finden ist, es wiegt alle dicken Bände auf, die

bisher über den Pessimismus geschrieben worden, erklärt sie, widerlegt sie. Diese Erzählung lese man und frage nach, ob Kürnberger auch ein Dichter war. —

Indem ich mit der Absicht herantrete, den Leser mit dem eben Verstorbenen näher bekannt zu machen, werde ich gewahr, daß ich von seinen eigentlichen Lebensschicksalen nicht viel mehr mitzutheilen weiß, als was der Leser auch aus dem Konversationslexikon erfahren könnte, und daß meine sonstige Kenntniß von ihm sehr lückenhaft ist. Ich werde also nur sehr fragmentarisch sein können.

Genug, er wurde am 3. Juli 1821 in Wien geboren und wuchs in den dürftigsten Verhältnissen heran; seine ersten Bildungsjahre fielen in die Metternich'sche Zeit. Er litt unter dem Geistesdruck jener Epoche und betheiligte sich politisch im Revolutionsjahre. Es heißt, daß die Proklamationen des Wiener Studentenausschusses aus Kürnberger's Feder hervorgegangen seien. Das war allerdings eine Schriftstellerthätigkeit, zu der man sich nach dem Eintritt der Reaktion unmöglich bekennen konnte und die vom Feldzeugmeister Graf Welden jedenfalls mit einem halben Dutzend Kerkerjahre honorirt worden wäre. Bei der genauen Recherche, die die Reaktion hielt, mußte diese Thätigkeit früher oder später zu Tage kommen. Kürnberger wich dem aus und ging nach Deutschland, zuvörderst nach Hamburg und Bremen. Die

erste größere Dichtung, mit der er hervortrat, war eine dramatische, ein „Catilina“ (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1855), eine sehr bedeutende Arbeit, voll Kraft und Schwung. Sie fand aber keine Unterstützung bei der Bühne, und Kürnberger ließ diesem dramatischen Erstlingswerke lange kein zweites folgen.

Im folgenden Jahre, 1856, erschien „Der Amerikamüde“, ein Buch, welches schon dadurch Aufsehen machte, daß es im Gegensatze zu den bisher erschienenen, romantisch alles ins Schöne malenden Schilderungen amerikanischen Lebens die Kehr- und Schattenseite desselben hervorhob. Man war damals europamüde, nun kam ein Europamüder, auch Amerikas müde, heim — die Schlußstimmung blieb sehr düster. Auf Grund der prachtvollen Natur- und Städtebilder, die wie aus dem Spiegel gehoben schienen, auf Grund der mit voller Sachkenntniß gemalten Zustände war man befugt, im Verfasser dieses Werkes einen Mann zu erkennen, der jahrelang in Amerika gelebt, bis man zu größtem Erstaunen erfuhr, daß es von einem herrühre, der nie Europa den Rücken gewandt. Was die Schilderung amerikanischer Zustände darin betrifft, so haben wir sie seitdem genugsam durch Bücher amerikanischer Federn bestätigt gefunden.

Ich habe Kürnberger in Koburg kennen gelernt, im December 1860, kurz vor Weihnachten. Ich wohnte damals im alten Schlosse, als Gast

des Herzogs. Es trat da in der Abendstunde ein kleiner Mann bei mir ein, hellblond, mit seinem gewaltig großen Kopfe nicht unähnlich jenen Erdgeistern, die sich die deutsche Sage in unterirdischen Werkstätten als kunstfertige Schmiede denkt. Als ich seinen Besuch erwiderte, fand ich ihn in einem kleinen unwirthlichen, schlechtgeheizten Stübchen mit trauriger Aussicht auf ein enges Gäßlein. Man sah kaum etwas da, außer dem streng Nothwendigsten. Auf dem Tische standen die Reste eines kärglichen, daheim verzehrten Mahles, Brod, Eier, Käse. Was hatte ihn, den Wiener, den Großstädter, in die kleine deutsche Residenz geführt? Suchte er eine Anlehnung? Ich weiß es nicht, er hat es mir nicht gesagt. Ich, damals zu zerstreut, in einer ganz andern Gedankenwelt lebend, mag mich wohl meinem Landsmann nicht gehörig gewidmet haben. Er hat mir dies, ich weiß es, jahrelang nachgetragen, und ich mache mir heute noch den Vorwurf, in meiner Sorglosigkeit dies oder jenes verabsäumt zu haben, was ihm damals hätte zu statten kommen können.

Offenbar, er darbte, und doch hatte er sich schon durch mehrere Bücher, darunter einen bedeutenden Roman, einen Namen gemacht. Aber was hilft das in Deutschland! In England und Frankreich ist ein wohlgelungenes Buch das, was es sein soll, ein Baum, den man gepflanzt hat und der seine Früchte trägt, ein Kapital, das dem Autor

sein Lebenlang eine Rente abwirft. Auflage folgt auf Auflage, jede bringt ihren Lohn und setzt den Autor in den Stand, an neue größere Arbeiten zu gehen. In Deutschland hat der Autor in der Regel nur einmal Gewinn von seinem Buche. Er muß fort und fort und zwar sehr rasch arbeiten, wenn ihn die Feder erhalten soll.

Kürnberger konnte schon darum seinem „Amerikamüden' keinen andern Roman folgen lassen, weil sich nicht von Luft leben läßt. Darauf angewiesen, seine Existenz durch die Feder zu ermöglichen, aber voll ästhetischen Sinnes, gewohnt, die höchsten Anforderungen an seine Produktion zu stellen, jeden Satz zu überwachen, zu feilen, zu läutern, mußte er sich einem Felde zuwenden, auf dem die Saat schneller reift. Eben um daneben ein Poet bleiben und wenigstens kleinere Dichtungen schaffen zu können, mußte er Tagesarbeit liefern. Er wurde Publizist, Essayist, Feuilletonist, wie man es nennen will, um nebenher eine Reihe von Novellen schaffen zu können, die zu dem Besten in unserer Erzählungsliteratur gehören. Ich meine jene Sammlung, die 1861 in drei Bänden bei Rohsold in München erschien.

Allerdings hatte die Tagesarbeit, einmal ergriffen, für einen Geist wie den seinigen auch den fesselndsten Reiz, in den nun folgenden Jahre nabsorbirte sie ihn fast ganz. Seine Thätigkeit war sehr groß. Es entstanden die politischen Artikel, von denen er eine Auswahl in den „Siegelringen“,

und viele der literarischen Essays, die er in den „Literarischen Herzenssachen“ zusammengestellt hat. Vom Jahre 1866 ergibt sich kein größeres politisches Ereigniß, das er nicht bespricht und auf seine Weise beleuchtet. Er schreibt nicht gerade Politik, am wenigsten eine solche, die sich den praktischen Zwecken einer Partei anschließt, wohl aber wie er es nannte, „das Theaterreferat über die österreichische Tragödie“. In pointirten Satiren, immer geistvoll und originell, malt er die Konfusion und Rathlosigkeit der Parteien, Experimentirwuth der Hofpartei, die an Thorheit streifende Bonhommie des Volkes. Er zeichnet Porträts — leider ist es bloß eine Sage, daß der Basilisk stirbt, wenn er sein Bild im Spiegel erblickt.

Das wäre nun eine unerfreuliche und auf die Länge eine traurige Arbeit. Kürnberger sieht aber auch die deutsche Einheit zur Thatsache werden, und daran erwacht sein Herz. Es lebt förmlich auf an den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges; was er schreibt, ist reine patriotische Flamme. Die in den „Siegelringen“ gesammelten Artikel über den Krieg von 1870 werden mit ein Ehrendenkmal dessen bleiben, was die Publizistik während dieser gewaltigen Zeit geleistet, sie haben in der verwandten Literatur jener Jahre kaum ihresgleichen.

Kürnbergers Standpunkt ist ein wesentlich deutscher, kein österreichischer. Er gehört einer nur wenig Köpfe zählenden äußersten Linken an, die

es nicht glauben kann, daß so heterogene Völker sich je auf dem Boden einer gemeinsamen Verfassung vereinigen werden. Er kennt keine gemeinsamen Angelegenheiten von Deutschen, Tschechen, Polen, Magyaren, und geht somit weiter als alle österreichischen Föderalisten, die bei der Forderung äußerster Autonomie ein gemeinsames Interesse statuiren: Vertheidigung nach außen. Er wünscht sich die deutschen Erblande irgendwie mit Deutschland verschmolzen, das übrige gehe seinen Weg und falle, wohin es wolle.

Natürlich befand er sich mit ganz Wien in Widerspruch. Die schöne Stadt an der blauen Donau ist eine deutschredende, aber keine deutsche Stadt. Dem Wiener, wie er nun einmal ist, steht schließlich doch der Ungar, Kroat, Pole, der Mann aus der Bukowina näher als ein Hamburger oder Leipziger. Jene versteht er, den Deutschen „aus dem Reich" versteht er nicht. Einer schönen Wienerin wird es nicht schwer fallen, dem Gatten ihrer Wahl nach Temesvar oder Lemberg zu folgen, sie wird sich dort rasch acclimatisirt haben; aber in Stuttgart oder Hamburg wird sie es nicht aushalten. Der echte Oesterreicher hat mit dem Deutschen nur die Sprache gemein, seine Weltanschauung aber ist eine ganz andere, ja eine diametral entgegengesetzte. Das ist es, was die Dauer, ja den ewigen Bestand der Monarchie verbürgt.

Kürnberger, mit seinen grunddeutschen An-

schauungen, Sympathien, Ueberzeugungen war somit ganz isolirt. Er war da im „Capua der Geister" wie ein norwegischer Findlingsblock, der sich in das schöne Donaubecken verirrt. Er galt für einen Querkopf, während er doch nur ein nach Wien verschneiter Nordlandsrecke war.

Man spottete über sein grandioses Selbstbewußtsein. Dies war allerdings gewaltig. War es aber Selbstüberhebung? Er fühlte sich als Meister und war es auch. „Jeder Mensch," schrieb er einmal, „ist berechtigt, sich so zu taxiren, als er will, und jeder andere Mensch ist berechtigt, diese Taxe entweder anzunehmen oder abzulehnen. Wo ist der Marktcommissär, der diese Preise regelt? Wo? In unserem eigenen Gewissen!"

Seine Ansichten war er gewohnt mit schroffem Trotz auszusprechen. Odi profanum volgus et arceo! war auf seinen Brauen zu lesen. Seine Wahrheitsliebe kannte keine Rücksichten, seine Ueberzeugungen pflegte er mit der frappirendsten Offenheit auszusprechen. Als ein bekannter Wiener Dichter, der damals auf der Höhe seines Rufes stand, ihm ein Exemplar seines neuesten Trauerspiels übergeben hatte, das eben einen bedeutenden theatralischen Erfolg errungen, und sich eine Aeußerung darüber erbat, sagte Kürnberger mit der ihm eignen Ruhe: „Ihr Stück hat mich sehr interessirt, ich habe es sogar studirt. Es gleicht jenem Pferde, das wir in Büchern über Veterinär-

kunde abgebildet finden, und das uns in Einem alle Fehler und Krankheiten beisammen zeigt, die sonst nur bei vielen Pferden vorkommen. Man kann wirklich daran lernen."

Als sich der Trauerspieldichter entfernt hatte und einer von denen, die anwesend gewesen, bemerkte, daß Kürnberger sich nun wohl den lebenslangen Haß des also Gekränkten zugezogen, meinte er: „Das wäre doch sonderbar! Der Mann sollte mir dankbar sein, daß ich meine Meinung nur gesagt habe. Ich hätte sie können drucken lassen, dann fände er auch meine Ansicht Punkt für Punkt erläutert." —

Sechzehn Jahre war ich Kürnberger nicht mehr begegnet. Erst im Jahre 1876 sah ich ihn wieder. Es war in Wien, im September. Er besuchte mich in der „Ungarischen Krone". Ich hätte ihn kaum wiedererkannt, er war stark gealtert und von ungewöhnlicher Bläſſe. Sein Gesicht hatte nicht mehr den stürmischen Ausdruck von ehedem, er war feierlich geworden. Sein voller, dichter Bart war fast ganz weiß.

Ein frühes Alter war über ihn hereingebrochen, eine vorzeitige Abnutzung des ganzen, doch so starken und widerstandsfähigen Organismus; alles wohl die Folge sitzender Lebensweise und ungehöriger Kost.

Seiner Toilette sah man die ängstlichste Schonung an, der feierlich hohe Cylinder gehörte einer längst entschwundenen Geschmacksperiode.

„Was?“ fragte er, indem er langsam auf dem Sopha Platz nahm, „Sie sind nicht gestern beim Laube-Bankett im Kursalon des Stadtparks gewesen? Ganz Wien war dort im schwarzen Frack und weißer Kravatte. Kein Schriftsteller, kein Schauspieler fehlte.“

„Ach, Verehrtester,“ erwiderte ich, „wenn man in seiner Jugend den Drang in sich getragen und der festen Idee gelebt hat, dem deutschen Theater etwas zu sein, wenn man vier oder fünf bühnengerechte Dramen geschrieben, die wohl in diversen Literaturgeschichten besprochen worden, aber für die Bühnendirektionen nicht vorhanden sind — da faßt wohl in Einem ein Mißmuth gegen Theater, Direktoren, Mimen Platz, man hat nichts Gemeinsames mehr mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus.“

„So ist es!“ erwiderte Kürnberger ruhevoll. „Man hat nichts Gemeinsames mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus. Auch ich bin zu Hause geblieben.“

Ein Gespräch über das moderne Theater und über Intendanten folgte, in welchem von beiden Seiten denselben nicht viel Gutes nachgesagt wurde.

„Sie können sich,“ schloß ich, „mit Erfolgen auf andern Gebieten trösten . . . Noch vor wenig Tagen habe ich von mehreren Seiten Ihre letzte Novelle mit höchstem Lobe erwähnen hören.“

„Die Welt spricht von nichts Andrem!“ sagte Kürnberger sehr ruhig. Und um den Eindruck

dieses, von großartigem Selbstbewußtsein zeugenden Wortes, das mich hatte lächeln machen, zu mäßigen, fuhr er fort: „Ich habe in dieser Novelle das gefährlichste Problem attakirt, das überhaupt existirt: Die Frage nach dem menschlichen Gewissen. Ich habe ausgesprochen, was Andere nicht zu denken wagen. Wenn Jemand in einer volkreichen Stadt zur Mittagstunde, in der Alles auf dem Korso promenirt, an einem Blitzableiter die Kathedrale hinanklettert, da bilden sich natürlicherweise Gruppen, Alles sieht ihm zu, das ist kein Wunder."

Er war damit auf seine Dichtung „Die Last des Schweigens" zu sprechen gekommen, die in dem Kreise von Kürnbergers Freunden, welche allerdings für ihn die Welt ausmachten, viel besprochen werden mochte. Der Held der Novelle hat einen Mord an seinem Nebenbuhler begangen, hält dies für etwas Natürliches und empfindet durchaus keine Gewissensbisse. Aber er fühlt die „Last des Schweigens". Wenn er keinen Lauscher nahe wähnt, ruft er es sich jubelnd zu, daß er sich von seinem Rivalen befreit hat, und dies führt zu seiner Entdeckung, seiner Hinrichtung. Kürnberger hat an diesem Stoffe eine geniale Sophistik der Leidenschaft verwendet und bewährt. Das Raisonnement geht tief, aber es ist falsch: Der Held der Geschichte ist nämlich ein, wenn nicht ganz, doch halb Verrückter. Wer den Mord eines Rivalen für natürlich hält — es gibt solche —, der empfindet auch

keine Last des Schweigens. Das Gewissen ist allerdings nichts Ursprüngliches, der Seele Angeborenes, sondern es bildet sich mit und richtet sich nach der Sitte eines Volkes. Es ist vorhanden und wirkt bei empfindlichen Naturen und wird zum Schweigen gebracht bei rohen und willenskräftigen. Wie viele Morde sind begangen worden, die erst nach dem Tode des Mörders bekannt wurden oder durch Zufall bei Lebzeiten desselben, ohne daß dieser den geringsten Drang verspürt hätte, sich selber zu verrathen. Das Gewissen mag sich auch geregt haben, es ward aber eingeschläfert und niedergedrückt. Kurz, man ist nicht beim letzten Grunde angelangt, wenn man die Nöthigung zum Geständniß auf die Last des Schweigens zurückführt. Da ersteht die Frage: warum ist das Schweigen eine Last? —

Seit November 1878 hatte sich ein brieflicher Verkehr zwischen uns angebahnt, wir rückten einander näher. Kürnberger hatte mir seinen Besuch für den Mai angekündigt und dachte sogar daran, sich am Bodensee niederzulassen, wo er die Alpen im Rücken, den See vor sich hätte. Man kann sich denken, wie werthvoll mir seine Nähe gewesen wäre, und daß ich ihn nach Möglichkeit in diesem Entschlusse zu bestärken suchte.

Indessen wurde er durch Arbeiten und einen widrigen geschäftlichen Streit zurückgehalten: Monat um Monat verging, und die Zeit rückte heran, die ich mir für eine Reise festgesetzt hatte. Just

in derselben Woche, da ich auf dem Punkte stand, abzugehen, zeigte er mir seine Ankunft an.

Ich werde den Julinachmittag nie vergessen, als er uns — Robert Byr und mir — in der Hand die Reisetasche vom Dampfschiff entgegen- trat. Er war ganz blaß, seine Sprache matt. Was war mit ihm vorgegangen? Das war Kürn- berger nicht mehr. Seine erste Frage war, ob ein Wagen da sei, der ihn ins Haus bringe; ich mußte gestehen, daß dafür nicht gesorgt worden sei. So traten wir denn den Weg an. In meinem Leben habe ich nie ein gleich langsames Tempo des Ganges und der Rede kennen gelernt. Die Worte tropften langsam von seinen Lippen, ein Fuß stellte sich mühsam vor den andern, wir brauchten mehr als eine halbe Stunde, um vom Hafen auf die Höhe zu gelangen.

Ich sah, daß eine völlige Zerstörung in ihm losgebrochen, und daß das „Rheuma" in der Herz- gegend, über das er klagte, nur eine Nebenerscheinung sei. Auf meine Frage, ob er einen Arzt konsultirt habe, erwiderte er, dies sei allerdings in München geschehen. Man habe ihm Reibungen mit Flanell, mit Franzbranntwein angerathen. „Welcher Un- sinn!" sagte er. Die Stelle sei so schmerzhaft; nicht den Vorüberflug eines Vogels würde er er- tragen können. Aber es werde Alles von selbst wieder gut werden, es sei schon weit besser als es gewesen. Wie wenig er auch davon hören mochte,

ich kam immer auf die Nothwendigkeit gehöriger ärztlicher Untersuchung zurück und erbot mich, da er gegen die Aerzte in kleinen Städten die größte Voreingenommenheit zeigte, ihn zu einer Konsultation nach Zürich zu begleiten. Er war nicht dazu zu bewegen, er war fürs Abwarten.

Auf dem Sopha liegend, begann er bald zu plaudern, als ob Alles wieder gut sei. Es war wirklich eine Lust, ihn sprechen zu hören; die Gedanken stiegen in ihm unaufhörlich empor, wie Bläschen in einem Glase Champagner. Der Name Zürich brachte ihn auf Gottfried Keller, dessen besonderer Verehrer er war, und sodann auf tausend andere Dinge. Als es Abend wurde, wünschte er auszugehen, auf eine mäßige Höhe, von der man einen Blick über den See gewinnen könne, und wir wandelten Schritt für Schritt bis zum Schützenhause auf der „schwarzen Reute". Er sah die Gegend, in welche es ihn gezogen hatte, sah den Rhein in der Ferne blinken.

Die folgenden Tage saßen wir zusammen, im Gespräch, wie er es nannte, „bis über die Ohren". Er sprach so, wie er zu schreiben gewohnt war, die Sätze kamen so stilistisch schön hervor, wie wenn er für die Presse diktire. Er philosophirte über Alles, es war ein vorwaltender Trieb in ihm, über Alles zu reflektiren und Alles durch fortgesetzte Betrachtung emporzuheben, bis es im klarsten Lichte stand. Dann zog er sich wieder zurück, um Ge-

danken und Notizen in ein Tagebuch einzutragen. Es war nicht das gewöhnliche Notizbüchlein der Schriftsteller, sondern ein hohes langes Buch, wie es Kaufleute führen; Alles an ihm war apart und feierlich.

Gegen Abend machten wir, immer Schritt für Schritt, einen kleinen Spaziergang, sei es im Garten, sei es durch den Wald am unteren Abhange des Gebhardsberges. Einmal — er hatte mich selbst dazu aufgefordert — besuchten wir das Grab, das das theuerste Gut meines Lebens birgt. Nie werde ich den wahren Antheil vergessen, den dieser für so scharf und hart geltende Mensch für mich und mein Loos an den Tag legte. Seitdem weiß ich, daß seine Brust in ihrer Tiefe eine Fülle echt menschlichen Antheils barg.

Nun kamen die schwülen Tage des August, die einzigen Sommer-Tage, die dies sonderbar geartete Jahr gehabt hat. Sie regten den Patienten außerordentlich auf, er hatte schlechte Nächte, ich hörte ihn, da ich daneben ein Schlafzimmer hatte, stundenlang stöhnen. „Wahrlich," sagte er, „die Sonne steht über diesem See wie ein feuriger Drache! Jeden Winkel der Bucht beleckt er mit seiner Zunge! Ich lechze nach Schatten und Kühle und finde sie nirgends . . . . . Sehen Sie doch das Abendroth — das ist ja ein wahres Mordbrennerlicht! Ich werde heimkehren, und auf der Höhe des Brenners, im Brennerbade, will ich bleiben."

Ich tröstete ihn damit, daß das nächste Gewitter die Hitze kühlen werde, er wollte nichts davon hören. Ich hatte nun nach München zu reisen und forderte ihn auf, meine Rückkehr in Ruhe abzuwarten, aber das war nicht nach seinem Sinne.

„Ich gehe auch nach München,“ erwiderte er, „ich habe meine Rückkehr dort bereits Frau v. Kaulbach angekündigt, die mir in ihrem Gartenhause ein Zimmer eingeräumt hat. Ihr See ist furchtbar! Es liegt über ihm eine Gluthatmosphäre, die alle Eisberge der Schweiz nicht kühlen können — ich kann sie nicht ertragen. Dieser lachende Himmel — sein Lachen ist entsetzlich — ewiges Lachen ist entsetzlich. Wenn Sie mir Ihr Haus schenken wollten unter der Bedingung, da leben zu müssen — ich könnte es nicht annehmen, nicht annehmen!“

Ich versuchte keine Einsprache mehr. Ich sah seine Unruhe wachsen, seinen fieberhaften Zustand sich steigern. Mir war darum zu thun, daß er sich endlich in München oder anderswo in ärztliche Behandlung gebe.

Am 7. August, da es in Folge eines über Nacht gekommenen Gewitters ganz milde geworden, reisten wir ab. Die sechsstündige Fahrt ging unter lebendigem Gespräch wunderbar vorüber, und als die Sonne im Untergehen war, sahen die beiden Thürme der Frauenkirche auf uns nieder.

Zu München in der Gartenstraße, in unmittelbarer Nähe des englischen Gartens, hat sich vor

Jahren Wilhelm v. Kaulbach eine Villa gebaut, an die ein herrlicher Garten stößt. Es ist ein großes Terrain, ich möchte sagen ein fürstlicher Besitz, oder ein Besitz eines Künstlerfürsten würdig. Ein neuer Anbau, gegen die Straße hin, ist zu einem Kaulbach-Museum hergerichtet. Hier, beisammen in einem Saale, von Oberlicht erhellt, sieht man hinterlassene Oelbilder und Kartons des Meisters, zahlreiche Handzeichnungen, den großen Karton der „Schlacht von Salamis". Im ersten Stockwerk hat Hermann Kaulbach, der Sohn, sein Atelier. Im Garten selbst, welcher nach römischen Vorbildern entworfen scheint, stehen noch zwei Häuschen; in dem einen, seitwärts am Wege liegenden Tirolerhause pflegte Wilhelm v. Kaulbach Abends zu sitzen und bei der Lampe zu zeichnen; beide Häuser sind nur dann bewohnt, wenn Gäste einfallen. Im Hauptgebäude waltet Frau v. Kaulbach, eine der vornehmsten und schönsten alten Damen, die ich je gesehen, an die siebzig alt, mit schneeweißen Haaren und dunklen Augen voll Güte und Klugheit. Kinder und Enkel kommen und sitzen mit ihr in der Veranda, es ist ein Bild des schönsten patriarchalischen Zusammenlebens.

Hier, im Häuschen gegen den englischen Garten hin, fand ich Kürnberger nun einquartiert. Frau v. Kaulbach hatte dem vieljährigen Freunde ihres verstorbenen Gatten die Wohnung eingeräumt. Er

konnte es nirgendwo besser haben. Er konnte sich im Garten ergehen und that es. Er hatte auch noch die Kraft, einen ziemlichen Weg zu machen, um im Kaffeehause unter den Arkaden die Zeitungen zu lesen. Täglich sprach er von der Heimreise, die er antreten wollte, wenn er nur erst ein wenig zu Kräften gekommen. Indeß ging es mit ihm abwärts und abwärts, endlich wurde er bettlägerig. Der herbeigekommene Arzt diagnosticirte eine Rippenfellentzündung.

Kürnberger gehörte zu den Kranken, die „schwer zu haben sind". Man brauchte viel Geduld bei ihm. Er war schon als Gesunder pedantisch und rechthaberisch, die Krankheit schärfte diese Eigenheiten. Frau v. Kaulbach, die täglich mehrere Mal an seinem Bette erschien, hat da eine unendliche Nachsicht bewähren müssen.

Ich war zum zweiten Mal nach München gekommen und besuchte den Patienten von Mitte September an eine Woche lang täglich. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Das hohe kuppelförmige Vorderhaupt sah schon gespenstig aus, die Stimme war matter denn zuvor. Doch hatte er noch die Kraft, mir ein paar lange Briefe an Freunde zu diktiren.

Als ich ihn verließ, wußte ich, daß er nicht mehr lange unter den Lebenden sein werde. Er hatte mit einem Citat von vier Versen des alten Simon Dach von mir Abschied genommen.

In der letzten Woche seiner Krankheit ließ er die wenigen Werthpapiere, die er besaß, verkaufen. Das durch ein arbeitsames Leben erworbene Vermögen eines deutschen Schriftstellers ersten Ranges betrug nicht ganz tausend Thaler! Frau v. Kaulbach sollte über die Summe verfügen. Als sie ihm sagte, wie viel es sei, rief er aus: „Gottlob, nun sterbe ich doch nicht als Bettler!“

Mit diesem Ausruf war viel gesagt. Die Sorge vor einer Zeit, in der er arbeitsunfähig werden könne, hatte wie ein Gespenst vor seiner Seele gestanden. Er freute sich, daß sein Leben eher zu Ende ging, als sein Sparpfennig.

Er sah noch seinen Freund Schembera aus Wien, den Redacteur des Tageblattes, den die Sorge herbeigerufen, bei sich und trug diesem die letzten Grüße an seine Freunde auf.

Erst auf dem Secirtisch decouvrirte die Krankheit, die so viele Phasen durchgemacht, ihr wahres Gesicht. Kürnberger war an einer Herzverfettung gestorben, einer selten vorkommenden und kaum zu diagnosticirenden Krankheit, über deren Entstehungsgrund wenig bekannt ist. —

Kürnberger ist ein hochsinniger, aber kein glücklicher Mensch gewesen. Sein Lebenlang ist er trotz angestrengter Arbeit und riesigen Fleißes aus Sorgen und Entbehrungen nicht herausgekommen. Er sah Talente gefeiert und zur allgemeinen Anerkennung durchdringen, die im Vergleich

zu ihm Zwerge waren. Er gab sich die Miene, als ob er den Ruhm und die Glücksgüter verachte, aber der Undank der Welt that ihm wehe. Er erschien rauh und borstig; dennoch muß er eine gar weiche Ader in sich gehabt haben. So legte er das Secretariat der Schillerstiftung, das ihm 600 Gulden eintrug — für ihn welche wünschenswerthe Subvention! — nieder, weil er, wie er mir sagte, das Lesen so vieler Drangbriefe nicht ertrug, die eine Noth enthüllten, der nicht zu helfen war, und die abschlägig beschieden werden mußten. Er war sehr stolz und vom ausgeprägtesten Unabhängigkeitsgefühl. Die Gunst der Mächtigen hat er nie gesucht, nie verlangt. Gewohnt, seine geistige Ueberlegenheit zur Schau zu tragen, verletzte er viele Leute, brüskirte Viele: er war ja der abgesagteste Feind der Reklame und aller unwürdigen Mittel. Er konnte aber auch, wo er Vortreffliches sah, völlig aufleben und lobte dann beredt, enthusiastisch.

Er blieb sich immer gleich, zu keiner Concession geneigt. Als die Mosenthal-Stiftung ihm eine Subvention anbot, lehnte er sie ab: „Wissen denn die Herren nicht, wie ich über Mosenthal geschrieben habe?" Zuletzt wurde er ein Einsiedler und zog sich in seine Zelle zurück, aus der er der Welt meist nur zornige Worte zurief, doch er fand seinen Genuß darin, seinem innerlich reichen Gedankenleben nachzuhängen, der Forschung über alle Dinge;

das genügte ihm. Die einzige Freude, die er noch hatte, war, wenn man so sagen darf, die Freude an seinem eigenen Kopfe, der so fruchtbar, ein perlender Quell von Einfällen und Gedanken war. „Was ich doch," schreibt er in einem Briefe, „der Einsamkeit für Schätze verdanke, wie oft ich in Wonne aufleuchte und aufstrahle, wenn ich so auf meinem Sopha liege, wie das lebt, klingt, fluthet, stürmt, lacht, fliegt; welche unbewußte Kräfte mir da zum Bewußtsein kommen; die dramatischen Scenen, die ich da durchspiele, die schäumenden und moussirenden Selbstunterhaltungen, die wie Sauerbrunnen aus dem Boden aufgehen, wie alle Gedanken die schönsten, alle Ausdrücke die unglaublichsten, überraschendsten, bestgesagten, lauter Blitzschläge und Genietreffer sind — ach warum steht kein unsichtbarer Apparat von Naturselbstdruck im Zimmer, der das alles fixirte, was in der einsamen Hirnschale vorgeht?! Dichten läßt sich das nicht, kein Dichter der Welt kann nur den hundertsten Theil niederschreiben, was ihm die Einsamkeit an Dichtungen schenkt."

So war er, und das ist nun alles dahin! Das Schicksal ist erbarmungslos; in seiner höchsten Fülle, auf seinem Höhepunkt angelangt, mußte dies alles zu Grunde gehen! — Man wird jetzt seine Schriften — auch die verschollenen — hervorsuchen, sie wieder lesen und ihnen die verdiente Anerkennung zollen. Vielleicht findet sich sogar,

da er nicht mehr ist, ein Verleger, der es wagt, eine Gesammtausgabe seiner Schriften zu veranstalten, vielleicht findet das deutsche Theater sich veranlaßt, etwas für ihn zu thun, vielleicht holt man seinen „Catilina“, seinen „Firdusi“ hervor. Schwerlich — die Eitelkeit, die Grandezza der Intendanten werden es nicht eingestehen, daß sie dreißig Jahre lang an Werthvollem vorübergingen! Aber in seinem Nachlaß findet sich der große dreibändige Roman, an welchem er sieben Jahre geschaffen, den er viermal umgeschrieben, in welchem er die Hauptthat seines Lebens sah. Aus diesem wird uns seine Gestalt noch einmal voll und ganz entgegenleuchten, und eine spätere Zeit wird ihm geben, was ihm das Leben versagte.

Glossen zu R. Gottschall's Literaturgeschichte.

Eingeregnet im Gebirge! Wolken, die uns die Aussicht auf das Zunächstliegende wegnehmen, grundlose Wege! So zur Stubenhaft verurtheilt, bewältigt man die bändereichsten, sonst nicht für fortlaufende Lectüre geschaffenen Werke. Ich habe während eines solchen Stubenarrestes Zerstreuung gesucht in R. Gottschall's deutscher National-Literatur und mehr als das, die mannichfachste Anregung einige Tage lang wirklich darin gefunden.

Vier starke Bände — über sechshundert Autoren besprochen, eine dem entsprechend große Zahl von Büchern theils gestreift, theils ausführlich beleuchtet — es ist eine Arbeit des Fleißes, vor der man alle Achtung haben muß. Nur unter dem seltensten Zusammentreffen von Umständen kann solch ein Werk entstehen. Ein junger Mann kann es offenbar nicht schreiben. Es muß vor Allem eine Lesekraft da sein, die mindestens ein Viertel-jahrhundert lang ungebrochen, ungeschwächt aus-hielt. Sodann ist die unermüdete Ausdauer er-

forderlich gewesen, die nach Lectüre jedes einzelnen Buches — es müssen ihrer mindestens sechstausend sein — sich Notizen hinwarf, endlich war die, ich möchte sagen, künstlerische Fähigkeit vonnöthen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit von Einzelheiten in ein anschauliches Gesammtbild zusammenzufassen wußte.

Der Fleiß ist nämlich nur ein nebensächliches Moment bei einem solchen Werke. Ueber Literatur soll von rechtswegen nur ein dichterisch empfindender Autor schreiben. Es wäre fast eine Beleidigung, erst zu versichern, daß Gottschall ein solcher ist. Mit richtiger Beobachtungsgabe und feinem Geschmack für ästhetische Verhältnisse tritt er an seinen Gegenstand heran. Er ist von Vorurtheilen frei und kein Sectirer. Er theilt die Schriftsteller nicht in Classiker, bei denen Alles vortrefflich, und in Epigonen, die fortwährend hinter ihren Absichten zurückbleiben. Vornehme Namen blenden ihn nicht, er hat den Muth, selbst bei berühmten das als schwach zu bezeichnen, was wirklich schwach ist. Er weiß sein Lob einzugrenzen; unfehlbare literarische Päpste gibt es bei ihm keine.

Er versteht es aber auch ausgezeichnet, Personen und ganze Epochen zu charakterisiren. Eine Fülle feiner Beobachtungen ist eingewoben, Alles mit Eleganz und Anmuth behandelt, lästige Breite und unnütze Ausführlichkeit vermieden. So ist aus den tausend und tausend Einzelheiten ein wohl-

gerundetes Ganze geformt, und dabei ist kaum eine Seite im Buche, auf welcher der Leser nicht eine treffende, geistreiche, anziehende Bemerkung fände.

Solch ein Werk gleicht der ausdauernden Arbeit eines Geographen, der uns ein Land von allen Seiten schildert. Wenn wir anderen gewöhnlichen Leute die Touristen sind, die nur berühmte Aussichtspunkte oder gepriesene Thäler besuchen, so durchforscht dieser das ganze Gebiet. Da werden tausend Wege rechts und links betreten, auch Sümpfe und Moore gemessen, alle Spitzen bestiegen, um ein großes Tableau zu liefern. Aber auch die Tiefen werden durchforscht und die Erdschichten geologisch geprüft, denn nur von dieser Basis aus sind Flora und Fauna zu erklären. Ein Aehnliches ist hier versucht worden und gelungen. Das Buch beginnt mit dem Jahrhunderte. Die Stimmung während der Befreiungskriege und nach denselben, die Juli-Revolution und die Fortbildung des deutschen Liberalismus, die Sturm- und Drangperiode, die dem Jahr 1848 voranging, die darauffolgende Reactions-Periode und deren Zersetzung, der Uebergang zur Jetztzeit — alle diese Ereignisse und Phänomene werden als Unterlage der sich darauf bildenden Literatur eingehend geprüft und geschildert. Die Einflüsse der philosophischen Schulen auf Staat, Gesellschaft, Kirche und Kunst werden gewürdigt, und das mit Recht. Läßt sich die Literatur der romanischen Völker

ganz wohl getrennt von den herrschenden philosophischen Doctrinen behandeln, bei uns Deutschen ist es anders. Die Weltanschauung der Denker ist so innig mit dem Leben und mit der Literatur verwachsen, daß man dieses von jener nicht losreißen kann, ohne die empfindlichste Lücke zu fühlen. Und so finden wir hier den jeweilig auftretenden maßgebenden Denkern ausführliche Abschnitte geweiht; Schelling, Hegel, Herbart, die Materialisten, endlich Schopenhauer erhalten ihren Platz; sogar die „Magie" kriegt ihr Capitel. Und so oft mich die Lust anwandelte, den Verfasser an weniger bekannten Punkten zu controliren, ich habe immer gesehen, daß er nie nach Hörensagen berichtet, sondern — um beim Bilde vom Geographen zu bleiben — selbst den verschollensten Weiler, von dem er spricht, sich mit eigenen Augen angesehen hat.

Vor Allem leuchtet das Streben hervor, jeder Erscheinung gerecht zu werden, jede aus ihren Voraussetzungen zu erfassen, und hier sehen wir im Verfasser etwas vom Dramatiker, der aus sich herauszutreten weiß, um auch den Gegner von seiner Stellung aus zu begreifen.

Hier ist's nun, wo sich die Vergleichung des Gottschall'schen Werkes mit einem andern seiner Gattung aufdrängt, das lange Zeit einen bedeutenden Einfluß auf die Lesewelt ausgeübt: mit dem Julian Schmidt's. Schmidt hat eine gewisse Schärfe vor Gottschall voraus, vielleicht auch einen

größern Muth, das Mittelmäßige als solches zu charakterisiren. Aber sein Buch hat einen Hauptmangel: seine Beurtheilung geht aus einem kalten, poesielosen Verstande hervor, aus einem Naturell, dem es an lebendiger Empfindung fehlt und dem alle reproductive Phantasie versagt ist. Ein Kopf, vorzugsweise zu mathematischen Arbeiten befähigt, unternimmt es, Urtheile zu fällen über das, was seinem Wesen am fremdesten ist, ja, was einen Gegensatz dazu bildet: über das Poetische. Die üblen Folgen können nicht ausbleiben. Seinen Beifall schenkt er dem, in welchem er sich selbst wiederfindet, und sieht Triumphe der Poesie dort, wo das Leben des Mittelstandes und die nüchterne Wahrheit des Alltaglebens geistvoll und lebendig geschildert wird. Das Pathetische, die hochgehende Empfindung, die Leidenschaft, die Kühnheit der Erfindung ist ihm antipathisch. Seine Methode, wo dieses an ihn herantritt, ist nun sehr einfach. Er pflegt dann die Fabel des Dramas oder des Romans nach flüchtigem Durchblättern aufs Schiefste, immerfort travestirend, zu erzählen, greift dann noch zum Ueberflusse irgend eine auffällige Stelle aus ihrem Zusammenhange heraus, setzt sie als Beleg hin und ruft dann triumphirend: nun seht doch, Leute, was das wieder einmal für tolles Zeug ist! Das Gedicht wird bei ihm bloß in Bezug auf Gehalt und Inhalt angesehen, die Form, die darin wenigstens eben die Rolle spielt, wie in der Gold=

schmiedkunst die Arbeit, hat auf des Kritikers Waage gar kein Gewicht, so wenig, daß er Verse, wenn er sie citirt, wie Prosa drucken läßt. Er hat dies sogenannte „objective Verfahren“ lange ungestört fortgetrieben, bis sich endlich Ferdinand Lassalle fand und seine in Gift getränkten Pfeile gegen ihn abschoß. Daß nebstdem die haarsträubendsten Schnitzer dem Manne, der sich so grundgelehrt gab, nachgewiesen wurden, verschärfte die Sache. Er sah sich gezwungen, sein Werk vom Grunde aus umzuarbeiten, und machte es in dieser Umarbeitung nur noch einseitiger und parteiischer. Es ist seitdem wenig mehr davon die Rede. Als Nachschlagebuch, das solch ein Werk doch sein soll, taugt es schon darum nicht, weil es nicht einmal ein ordentliches Inhaltsverzeichniß hat, was es wieder nicht haben kann, weil sonst die außerordentliche Lückenhaftigkeit desselben gar zu grell an den Tag träte.

Im Punkte der Unparteilichkeit bildet R. Gottschall einen directen Gegensatz zu dem aus seiner schroffen Eigenart heraus immer übers Ziel hinausschießenden Julian, und doch führt eben sein Streben, Allen gerecht zu werden, meiner Meinung nach, wieder zur Ungerechtigkeit. Nicht selten scheint mir die gehörige Abstufung oder mindestens das richtige Ausmaß des Raumes zu fehlen: der Beste hat vor dem Mittelmäßigen zu wenig voraus. Es fehlt der gehörige Nachdruck auf das

Mächtige, die Hochalpen sind im Nachtheil gegen die Hügel. Auch ist manche Kuppe noch weit zu niedrig gemessen, weil sie einsam und fern der Heerstraße emporragt und die Aufmerksamkeit noch nicht gehörig auf sie gelenkt wurde. So ist es z. B. widersinnig, wenn Ernst Raupach, Adolph Müllner oder der Freiherr v. Auffenberg, welche doch herzlich wenig Bedeutung für das geistige Leben der Nation mehr haben, mehr oder ebenso-viel Seiten zugemessen erhalten, wie Grillparzer. Antipathie, Absicht ist dabei nicht im Spiele. Daß die „Norddeutschen" Oesterreich diesen Genius nicht gönnen, ist eine alberne und abgeschmackte Behauptung, wiewohl oft genug in österreichischen Blättern zu lesen, ein Ausdruck jenes Sinnes, der Andere nach dem eigenen Maße mißt. Dem Norddeutschen ist solche Engherzigkeit ganz fremd, er sieht im Gegentheile meist Oesterreich und seine Poeten durch eine rosiggefärbte Brille, während diese, die aus ihrem Gesichtskreise mit dem Stephansthurme vor sich gar schwer herauskommen, das Wesen des Norddeutschen ganz irrig auffassen. Hier z. B. lese man nach, wie der Verfasser über Anastasius Grün, Nikolaus Lenau oder Charles Sealsfield spricht, und rede noch von Verkürzung der Oesterreicher. Ich behaupte aber auch gar nicht, daß Grillparzer mehr gelobt, wohl aber, daß er eingehender und ausführlicher als hundert Andere charakterisirt werden sollte, weil er uns

hundertmal mehr als eine ganze Schaar von Namen interessirt. Erst die wiederholte Durcharbeitung des Werkes in neuer Auflage wird an dieser und an einigen anderen Stellen das richtige Gleichmaß herbeiführen können.

Besonders störend sind einige Nachlässigkeiten oder lapsus calami, oder wie man es nennen will, die dem vielbeschäftigten Autor entschlüpften, Friedrich Spielhagen wird consequent Otto Spielhagen genannt. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat sich über solche Flüchtigkeit — die wohl auch das Urtheil beeinflußt hat — zu beklagen. Sein Roman aus der Zeit Kaiser Josef's II. heißt nicht die „Kinder Gottes", sondern die „Kinder Roms", was ziemlich verschieden ist. Auch sei bemerkt, daß Sigmund Schlesinger nicht die Leselotte, sondern eine Liselotte geschrieben, daß Grabbe's Freund und Zechgenosse, Norbert Burgmüller, und nicht Brinkmeier geheißen hat und daß Hermann Lingg in Lindau am schönen Bodensee, nicht aber im traurigen Landau geboren.

Ebenso sind Auslassungen zu rügen. Wo so viele, mitunter unbedeutende Namen Erwähnung finden, vermissen wir den fruchtbaren und erfindungsreichen Wilhelm Jensen, unter den Epikern Ernst Eckstein, sodann Martin Greif, der sich dieser Tage mit einem sehr bedeutsamen Trauerspiele, „Corfiz Uhlfeld", auch als höchst talentvoller Dramatiker bewährt hat. Unter den Aesthetikern und

Kunstschriftstellern sollten Joseph Bayer und Alfred Woltmann keinesfalls fehlen.

Doch wir mögen, wenn wir auf Gottschall's Werk zurücksehen, wie es im Ganzen und Großen vorliegt, nicht mit Ausstellungen schließen. Wir müssen vielmehr dem Fleiße und der Sorgfalt, die so viele Erscheinungen registrirt, unsere wärmste Anerkennung zollen. Auch die Unparteilichkeit seiner Kritik ist nicht hoch genug anzuschreiben. Der warme Antheil, den Gottschall der Literatur seiner Zeit weiht, geht bei der Lectüre unwillkürlich auf den Leser über und wirkt wohlthuend in einer Zeit zersetzender Kritik, wie sie heute gang und gäbe. Der Verfasser tilge bei nächster Gelegenheit noch die seinem Buche anhängenden leichten Mängel, und es wird für immer seinen Platz bewahren als das anschaulichste und farbenreichste Gemälde unserer Literatur-Periode.

Diese drängt zu einem natürlichen Abschluß, das Jahrhundert ist alt geworden, drei Viertheile seines Laufes sind zurückgelegt, es ist also wohl gestattet, die Summe seiner Leistungen wenigstens annähernd zu ziehen. Sei uns gestattet, unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß es nicht, wie einzelne Pessimisten meinen, in den drei letzten Decennien abwärts gegangen mit unserer Literatur, daß vielmehr im Großen und Ganzen eine Kräftigung und ein Emporwachsen derselben anzuerkennen ist, wenn auch vorerst die großen Talente

fehlen mögen, in welchen sie sich voll und ganz ausspricht. Mag in unserer Literatur eine Ueberproduction eingetreten sein, die einerseits viel zu viel des Handwerksmäßigen und Schablonenhaften, andererseits viel zu viel des auf den rein materiellen Reiz Zielenden zutage fördert — wenn wir Alles überblicken, sollten wir eingestehen, daß wir in vielfacher Beziehung gegenüber der sogenannt classischen und der ihr folgenden romantischen Periode im Vortheil sind. Auf allen Feldern dichterischer und philosophischer Production wird uns statt der inhaltlosen Phantastik, die des Ueblen so viel verschuldet, ein concreter Gehalt geboten. Das romantische Allegorienspiel, das leere Tändeln in bloß äußerlichen Formen, das katholisirende Augenverdrehen à la Schlegel und Brentano, das Herumschweifen im Lande der Ghaselen und Kameele, das Spiel mit Canzonen, Glossen und Trioletten hat allen Boden verloren, die Bilderjägerei hat aufgehört. Doch das ist nur nebensächlich. Das Wesentliche ist, daß unsere Ideale selbst concreter geworden, daß das deutsche Volk sich aus der abstracten „Hingebung an das gesammte Geistesleben" und wie sonst noch die Gesinnungslosigkeit eines flauen Kosmopolitismus getauft wurde, sich gesammelt hat zur nationalen Persönlichkeit, was weit mehr ist.

Noch ein paar Jahre, und es wird auch in Oesterreich anders aussehen. Da werden auch dort

die Poeten Farbe bekennen müssen, da wird der deutsche Volksgeist auch dort anfangen, seine Censur auszuüben, gegenüber den Verneinern und Leugnern deutschen Wesens, gegenüber den Schmähern des Reiches, seiner Zwecke und Ziele, seiner großen Männer, der Gründer seiner Einheit und Kraft. Im Allgemeinen, glaube ich, haben wir uns weder vor einer Zeit zu schämen, in der eine „Lucinde“ oder in der eine „Wally, die Zweiflerin“, so viel Aufsehen erregen konnte, noch vor einer, in der die gesammte deutsche Lesewelt auf das Erscheinen der „Urania“ gespannt war, die wieder eine Novelle von Ludwig Tieck bringen sollte. Nein. Die Zeit, in welcher man solchen Kunstleistungen so ungemessenen und ungehörigen Beifall schenkte, hat vor der unsern gewiß nichts voraus. Wir haben Besseres und Größeres heute, wenn wir gleich nicht so viel Wesens davon machen. Der Fehler gar vieler Schriftsteller unserer Zeit ist lediglich der, daß sie noch nicht gestorben sind. Die gegenwärtige Kritik und die der Nachlebenden sind mitunter zwei sehr verschiedene Dinge. Erst der Tod läßt die Gestalt klar hervortreten. A generosi giusta di gloria è dispensiera la morte. Unsere Zeit ist kälter, scheinbar undankbar gegen ihre Poeten, kälter als vielleicht jede vorangegangene, doch jederzeit waren die Völker größer, wenn sie gegen ihre Dichter und Helden undankbar waren, als wenn sie sie zu den Sternen erhoben und vor ihnen auf den Knieen

rutschten. Wir sind gründlich von der Ueberschwänglichkeit zurückgekommen; leeres Formenspiel der Dichter, dürres Sammelwesen in der Geschichtschreibung, gelehrte Geheimnißkrämerei und solenner Humbug in der Philosophie gelten nichts mehr. Dafür hat die Wissenschaft ihren Schulstaub abgeschüttelt, die Schilderungen unserer Historiker sind lebendig geworden, selbst die Worte der Philosophen riechen nicht mehr wie ehedem nach der Studierlampe, vielmehr nach frischer Morgenluft. Wenn ich hier besonders David Strauß nenne, habe ich Einen für Viele genannt. Nein, noch einmal, wir gehen nicht abwärts! rief es in mir, als ich hart vor dem Schlußcapitel angelangt war. Der Regen hatte aufgehört, ich schlug das Buch zu und stand wieder in einer gelichteten Welt.

Joseph Bayer.

I.

Die volle Begründung der Aesthetik als Wissenschaft ist Hegel's Verdienst. Nichts beweist vielleicht klarer die bewunderungswürdige Größe seines Werks, als daß es bisher von keinem Nachfolger auf diesem Gebiete erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Alles, was seitdem auf dem Felde der Aesthetik *geleistet* wurde, gehört ins Bereich aneinander gereihter Abhandlungen über die verschiedenen Kunsterscheinungen, in denen sich leider der eigene Subjectivismus der Kunstkritiker zu breit und wichtig macht, während Hegel so zu sagen mit dem Blicke eines modernen Geschichtsschreibers an die Kunstformen herantritt und sie, unbeirrt von seinem Sondergeschmack, nach ihren eigenen Gesetzen studirt. Die Wissenschaft der Aesthetik selbst wurde in den letzten Decennien mit Detailausbau überladen, aber an großen Ausblicken ärmer und damit verwirrter, was denn auch die

Folge hatte, daß producirende Geister diese Werke ungelesen ließen. In der letzten Zeit vollends warfen sich süßliche Anempfinder, Halbpoeten und Halbdenker auf dieses Feld, suchten ihre mikroskopisch kleinen Entdeckungen für etwas Bedeutendes auszugeben und brachten ihre weichlichen Empfindungen in ein System, durch das sie das Starke und Kühne in der Poesie perhorrescirten. Gerade die schwammigsten und molluskenhaftesten Geister fanden Beifall.

Es wird unter anderem an einer vor wenigen Jahren erschienenen und mitunter auch belobten „Aesthetik" evident, wie tief die deutsche Kunstkritik von ihrer ehemaligen Höhe herabsinken konnte. Was soll man dazu sagen, wenn ein „Philosoph" des 19. Jahrhunderts die Begeisterung aus unmittelbar göttlichem Einfluß erklärt? Kann man im Genre der Capucinade weiter gehen, als wenn das Tragische aus der „Idee der göttlichen Gerechtigkeit", die Komödie aus der „Idee der göttlichen Gnade" entwickelt wird — woraus dann folgt, daß die Helden gerichtet und mit Tod bestraft, während die lustigen Taugenichtse durch göttliche Gnade ihres Lebens froh werden! In der That buk dieser Philosoph seine Aesthetik auf demselben Herde, auf welchem Oskar v. Redwitz seine poetische Tragant- und Conditorwaare verfertigte, und die beiden „gottinnigen" Persönlichkeiten ergänzten einander. Die Periode seit 1849, die

jedem Denker Fesseln anlegte, auf allen Gebieten das Schwache begünstigte und ihre Heuchelei in alles hineintrug, zeitigte eine Popularität, der hoffentlich die freiere Strömung bald gründlich ein Ende machen wird.

In J. Bayer begrüßen wir nun einen Mann von freiem und unabhängigem Geiste, dem keine äußere Rücksicht den Blick trübt, dem sich höchstens nachsagen ließe, daß er in seinen früheren Leistungen, in einem poetischen Idealismus schwebend, die Dinge nicht immer klar genug umrissen sah. Meiner Meinung nach ist er auf dem Wege, in die Wissenschaft ein neues und wichtiges Ferment zu bringen. Ich will gar nicht reden von dem außerordentlichen Reichthum an schönen und treffenden Gedanken, von den vielen Streif- und Schlaglichtern, die sich in den „ästhetischen Untersuchungen", seinem neuesten Werke, finden; hervorheben will ich nur die Angelpunkte, die seine Entwicklung tragen und die ich für sehr bedeutsam halte.

Der Verfasser stellt gleich Anfangs, um nicht den alten ästhetischen Formalismus in die Auffassung der Poesie hinüberzuführen, die plastische Schönheit dem reicheren poetischen Ideal gegenüber, so daß die alten Kategorien vom „Erhabenen", „Gefälligen", „Würde" und „Anmuth" in den Kreis der ersteren fallen, während das poetische Ideal sich in das Tragische und Komische theilt. Die Gegensätze, welche die plastische Auffassung zu

mäßigen und auszugleichen sucht, steigert und vertieft die poetische und bildet so den Ernst des Erhabenen zum Tragischen, die Heiterkeit des Gefälligen zum Komischen aus. So ist ihm die Poesie die Kunst des in allen Farbenstrahlen gebrochenen Ideals, oder die Kunst der mit der Wahrheit des Lebens ganz durchdrungenen Schönheit.

Im Tragischen sucht der Verfasser — und hier sehe ich ein Hauptverdienst — die traditionelle Auffassung der Schuld zu überwinden. Hier bedarf es auch wirklich einer gründlichen Aufräumung in den Ideen, namentlich muß Front gemacht werden gegen jene Aesthetiker, welche als Zweck der Tragödie eine Predigt des Maßhaltens und einer Diätetik der Gefühle aufstellen. Daß es einer Schuld bedarf, um das Unglück herauszufordern und ein tragisches Ende, ist eine Altweiberansicht. Der Poet operirt nur deßwegen gern mit der Schuld, mit dem Unglück, weil durch beides der Menschenbrust die tiefsten und innigsten Töne und die reichste Stufenleiter der Empfindung zu entlocken sind. Die größten Dramen sind nicht auf die Schuld gebaut. Nur ein Gervinus, ein alter Schulmann, wird aus Romeo und Julie die Lehre von der Verderblichkeit des Uebermaßes herauslesen. Was ist die Schuld des Lear? Was kann er dafür, zwei Ungeheuer zu Töchtern zu haben, Ungeheuer, die Niemand durchschaute? Hätte er sich mehr mit ihrer Erziehung beschäftigen, oder

hätte er gar nicht heirathen sollen? Welche Zufälle mußten aber auch eintreffen, daß es dem Lear erging, wie es ihm erging! Oder Desdemona! Was hat sie für eine Schuld, daß sie umkommen mußte?

Hätte in diesem Falle Shakspeare ein Concil von Aesthetikern zusammenberufen und ihnen gesagt: „Ich will den Othello schreiben. Durch einen bloßen Wahn soll der Held, sein Weib und noch ein ganzer Kreis von Menschen unglücklich werden. Was sagen Sie dazu, meine Herren?“ Die Aesthetiker hätten sicherlich geantwortet: „So wird Ihrem Stücke die Basis fehlen; ohne reales Substrat, ohne eine Schuld Desdemona's wird das Stück der Wirkung entbehren.“

Kurz: das Hineintragen der Schuld in die Tragödie ist eine Folge der christlichen Weltanschauung, und es scheint demselben ein Gedankengang zu Grunde zu liegen, der, mit klaren und nüchternen Worten ausgedrückt, folgender ist: „Die Tragödie schildert Unglück und Tod, die über eine edle Menschennatur verhängt sind. Ueber dieser Welt aber eine höhere Gerechtigkeit, welche Unglück und Tod als Prüfung, Strafe, Sühnung verhängt; somit ist bei dem tragischen Helden irgendwo eine Schuld anzunehmen!“ als sich diese Annahme immer mehr in den Köpfen der Aesthetiker fixirte, wurde das Schuldaufsuchen zu einer Manie. Gervinus, Ulrici liefern davon abschreckende Beispiele.

In seiner Kritik der „Schuld“ im Trauerspiel

hat Bayer übrigens schon einen großen Vorgänger an Hegel. Schon dieser machte darauf aufmerksam, daß man an historische Menschen, die das, was einer Zeit Noth thut, vollbringen, nicht mit dem Alltagsmaß der Moralisten treten dürfe. Bayer betont es, daß in der idealen Handlung Recht und Unrecht beisammen liegen, daß, wer die sogenannte tragische Schuld bedächtig vermeidet, sich zugleich der tragischen Größe begiebt, mit anderen Worten: daß jener Brennpunkt, in welchem sich die Strahlen der höchsten Kräfte vereinigen, eben jenen Brandfleck zurücklasse, den die Moralisten allein sehen.

Es geht hier diese Anschauung durch, welche längst schon in der Auffassung überlegener Historiker und Staatsmänner Platz gegriffen: daß in der Welt der großen Kräfte und Ereignisse sich das Gute und Böse, das Schaffen und Zerstören nicht sondern lasse, daß diese Kräfte nach diesen Kategorieen gar nicht zu beurtheilen sind, sondern als schlechtweg existirend betrachtet werden müssen. Sie sind auch eher mit dem Walten der Naturkräfte zu vergleichen, als von moralischen Gesichtspunkten aus zu messen. Es verhält sich mit diesen die Menschen, ja ganze Völker bewegenden Kräften und ihren Aeußerungen wie z. B. mit einer großen Wasserkraft, die einerseits ein starker Factor des Lebens ist, andererseits aber gelegentlich Dämme und Brücken einreißen, Hütten gefährden und manchem badenden Schulknaben verderblich werden wird — so daß es thöricht

und abgeschmackt ist, wenn der Moralist sagt, diese Kraft dürfe nur so und so weit gehen, dieses Wasser nur so und so viel Fall haben.

Doch schon Hegel hat über den Schullehrer gespottet, der sich Alexander dem Großen überlegen fühlt, weil er (der Schullehrer) nie Anfälle von Ländergier gehabt und sich stets von den Lastern des Trunks, der Liebe und des Jähzorns — wie sie jene Heldennatur befleckten — frei gefühlt.

Ganz richtig ist es, wenn Bayer der „menschlichen Kraft und Ueberhebung“, auf welcher als Schuld gewisse Dichter ihre Tragödie gebaut, eine ganz bestimmte historische Stelle anweist. Diese Auffassung des Tragischen ist die erste, anfängliche, eigentlich unreife, und durch die Befangenheit des Blicks, durch religiöse Voraussetzungen zu erklären. Sie findet sich, rein, nur bei Aeschylus, Sophokles und bei Herodot.

Der Verfasser weist nun nach, wie mit der fortschreitenden Läuterung des Bewußtseins in der Geschichte der Popanz des Schicksals immer mehr zurücktritt und der Charakter selbst in seinen verwegensten Formen immer mehr an Berechtigung gewinnt. Die nun beginnende Reihenfolge der Wandlungen, die das Tragische innerhalb des geschichtlichen Culturgangs macht, ist vom Verfasser trefflich ausgeführt. Dieser ganze Abschnitt hat die feinste Gliederung; jeder Schritt, den seine Entwicklung macht, ist an den Meister-

werken der Epoche geprüft, und diese fortlaufenden Analysen athmen eben so viel warme Theilnahme für die poetischen Meisterwerke, als sie die genaueste Kenntniß der Objecte zeigen und diese dem Leser in der glücklichsten Weise vermitteln. Dies, meinen wir, ist der richtige, einzig richtige Weg, eigentlich der Anfang einer neuen Auffassung der Aesthetik. Denn die Aesthetik wird dann am glücklichsten wirken, wenn sie sich von allem abstracten Principienaufbau fernhält, dagegen aber den Zusammenhang, in dem die Meisterwerke der Kunst zu dem Volksgeiste und der zu einer gewissen Zeit herrschenden Weltanschauung stehen, von Fall zu Fall nachweist, die Erweiterung der Schönheitswelt von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja die innerlich sich vollziehende Befreiung der Kunst zu immer reicheren Formen und immer mannichfaltigerer Fülle darthut. Man wird dann endlich aufhören, Gesetze für alle Zeiten festzustellen und den Aristoteles zu citiren, wo es sich um Formen der neuen Welt handelt. Schon Shakspeare mit dem Aristoteles in der Hand beurtheilen zu wollen, ist eben so abgeschmackt, als wollte man Raphael und Michel Angelo nach dem Codex des Zeuxis oder Parrhasius messen. Es giebt keine Gesetzbücher für alle Zeiten. Die Aesthetik kann die Linien, innerhalb deren sich die poetische Erscheinung halten soll, nicht dictiren, sie kann den Erscheinungen nur folgen. Mit anderen Worten: die Aesthetik muß sich bescheiden, eine Erfahrungswissenschaft zu werden.

Wir wünschten, daß Bayer auch der Entwicklung des Komischen dieselbe Ausdehnung gegeben hätte, wie der des Tragischen. Wie der Abschnitt vorliegt, können wir nur sagen, daß die Umrisse interessant gezogen sind, der Carton aber noch zu malen ist. Doch es kann nicht alles auf einmal geschehen; der Verfasser, der mit solch einem Erstlingswerke hervortritt, hat wohl nur zuvörderst den Ausgangspunkt bezeichnen wollen, von dem aus er den Leser später auf anderen Gebieten der Cultur- und Kunstgeschichte zu begleiten gedenkt.

II.

In Wien hat sich unlängst in aller Stille ein literarisches Ereigniß vollzogen, das vielleicht geringfügig erscheint, aber nicht geringfügig ist: der langjährige Referent über Theater, Kunst, Literatur an der „Presse", Joseph Bayer, hat seine Thätigkeit an diesem Blatte eingestellt. Die, welche sich für die Erscheinungen auf dem Hofburgtheater interessiren und in der „Presse" nach einem für sie maßgebenden Urtheil zu suchen gewohnt waren, werden dem wohlbekannten J. B. nicht mehr begegnen.

In jenen deutschen Strichen, wo man die Wiener Zeitungen wenig, die (alte) „Presse" erst recht nicht liest, wird der und jener fragen: wer Joseph Bayer ist? Von Hause aus ein Gelehrter aus Fr. Vischers Schule, auf den Gebieten des

Drama's und der bildenden Kunst gleich erfahren. Seine „Aesthetik in Umrissen", seine „Aesthetischen Untersuchungen" sind grundlegende Werke und sein „Von Gottsched bis Schiller", meiner Meinung nach die lesenswertheste Darstellung der poetischen Literatur von Lessing bis zur Weimarer Zeit. Welch liebenswürdiges Buch, in welchem ein schönheitsfreudiges Auge die unvergänglichen Gebilde unserer großen Periode liebend beschaut, ohne sich doch Schatten und Mängel zu verhehlen! Welches Buch feiner, lichtvoller, scharfer Analysen, bei denen uns ersichtlich wird, wie sich Eleganz und Lebendigkeit der Darstellung mit Gründlichkeit ganz wohl vertragen. Mir ist kein Buch bekannt, in welchem unsere große Literaturperiode lebendiger und zugleich vorurtheilsfreier gemalt wäre.

Im Jahre 1872 als Professor der Aesthetik von Prag an die Wiener polytechnische Hochschule berufen, trat Bayer zugleich als Referent über Burg- und Stadttheater bei der „Presse" ein. Also hier die Schule, dort das Theater: Aber nie war ein Schulmeister freier von Schulmeisterei. Bayer verwandelte sich, wenn er vom Katheder herabstieg und die Feder des Feuilletonisten ergriff, in den geistvollsten Plauderer, dem Humor und Witz, das schlagende, treffende Wort im seltensten Maße zu Gebote standen. Er faßte alles von der Höhe fester Gesichtspunkte; aber voll Gerechtigkeitsgefühls, versöhnenden Geistes war er der Aus-

11*

druck einer Kritik, die nicht bloß zersetzt, sondern erzieht und fördert.

Wien ist eine von sinnlichen Eindrücken dahingenommene Stadt, in der man nichts mit einiger Wirkung hineinreden und schreiben kann, was nicht an sinnliche Eindrücke anknüpft. Man liest gar wenig Bücher, aber man läuft ins Burgtheater, wenn die Wolter, Sonnenthal, Baumeister spielen, und stürmt den Kunstverein, wenn Makart eines seiner Farbenspektakel ausstellt. In der Regel kann man in den Feuilletons nur an Geschautes und Gehörtes anknüpfen, nicht an Gelesenes. Daher verkümmert das literarische Feuilleton auf Wiener Boden fast ganz, aber das Theaterfeuilleton hat eine Bedeutung, die ihm sonst nirgendwo zu Theil wird. Das Theater ist der große Gesprächsgegenstand auch jener, die im Jahre nur ein paarmal hineingehen, und der Theaterreferent einer großen Zeitung ein Mann in aller Munde.

Hier L. Sp., hier J. B.! Hie Ludwig Speidel, hie Joseph Bayer! hat es in Wien jahrelang geheißen. L. Speidel war energischer, schärfer, negirender, subjectiver; Bayer milder, maßvoller, objectiver. Eins nur haben diese beiden sonst so divergirenden Naturen mit einander gemein: keiner von beiden nahm sich die Zeit, die Früchte seiner publizistischen Thätigkeit zu sammeln und sie der Welt in Buchform vorzulegen. Hier hieß es: mit dem Tag gekommen, von den „oberen Zehntausend"

gelesen und dann fort damit, als ob es außerhalb Wiens, außerhalb Oesterreichs kein aufzusuchendes Publikum gäbe!

Bayers einzige Freude nach der anstrengenden, ja aufreibenden Kampagne der Herbst- und Wintersaison waren Reiseausflüge, immer nach Italien gerichtet. Die alten Meister der venetianischen und umbrischen Schule hatten es ihm angethan, er mußte immer wieder den Stätten zueilen, wo ihre Bilder zu finden waren. Heimgekehrt, wie wußte er fein und sinnig von seinen Funden zu erzählen! Wer sie doch gesammelt hätte, diese farbensatten Aquarelle aus Venedig, Ravenna, Florenz! Er selbst hat es nie gethan. War es Sorglosigkeit, war es Ueberbescheidenheit?

Schwer mag es Bayer geworden sein, aus eigenen Stücken von einer so erfolgreichen Wirksamkeit zu scheiden. Welche Kämpfe mag er innerlich durchgemacht haben, bis er sich dazu entschied! Er hat es doch gethan. Seine letzte Arbeit war eine Reihe von Feuilletons über den auf der Hofburg in Scene gegangenen „Faust" (beide Theile) — etwa zehn Nummern, ein ganzes Buch! Dann legte er die Feder bei Seite. Es mag ihm mit den ernster herantretenden Jahren das Bewußtsein gekommen sein, daß er nicht länger zween Herren dienen, nicht, vom Theater in Anspruch genommen, der das volle Wesen in Anspruch nehmenden literarischen Arbeit genügen könne. Eine Stimme

rief: Du bist der Welt nach „Von Gottsched bis Schiller“ noch ein Buch schuldig. Du schreibst es aber nur, wenn du aus dem Wirbel flüchtest!

Ein Buch! Und doch ist, wenn es sich um Bücherpublikation handelte, Bayer bisher immer merkwürdig unglücklich gewesen. „Von Gottsched bis Schiller“, das in einem anderen Verlage ein epochemachendes Werk geworden wäre, blieb in der Hand eines ungeübten Prager Buchdruckers so gut wie unbeachtet und gerieth bald darauf in die Klauen eines Antiquars. Als dann, 1873, die Wiener Weltausstellung stattfand, schrieb Bayer seine „Bildende Kunst der Gegenwart“. Sie wurde auf Regierungskosten gedruckt, aber wie! Dreißig bis fünfunddreißig Zeilen auf die Oktavseite zu stellen, wäre schon barbarisch viel gewesen. Der maßgebende Beamte ordnete jedoch an, daß sechsundfünfzig Zeilen drauf Platz haben sollten. Und so ist ein ganz merkwürdiges Buch entstanden, ein Unicum der Typographie, zu dessen Lectüre man sich von einem befreundeten Uhrmacher die Loupe und womöglich auch die Augen ausleihen sollte. Wenn ich auf der ersten Seite aufhören mußte, wer hat es dann gelesen?

Aber eigentlich hat Bayer nichts Neues mehr zu bringen, er hat genug, übergenug gethan. Er hat nur zu ordnen, zusammenzufassen, Vorhandenes zu gruppiren, um der Literatur, der Kunstgeschichte und Kunstkritik eine Reihe der werthvollsten Gaben zu bieten.

Hermann Lingg.

Immer und überall hat eine gewisse Richtung der Kunst nur eine gewisse Zeit. Sei's auf dem Gebiete der Malerei oder der Skulptur, der Lyrik oder des Dramas — gruppenweise schießen die großen Talente auf, stehen eine zeitlang, wie durch ein geheimnißvolles Verwandtschaftsband zusammengehalten, bei einander und verschwinden dann wieder. Wie sich diese Thatsache erklären lasse, weiß ich nicht, genug, die Erfahrung zeigt sie, sie ist da. Eine Kunstgattung nach der andern hat ihre goldene Zeit, dieser folgt eine Periode des Absterbens und der Dürre. Für uns ist die Zeit der Dramatiker und Lyriker längst dahin; wir haben heutzutage den Roman. Dieser giebt wieder, was die Mitwelt mit Augen sieht, er schildert das bürgerliche Leben, das oft komisch, oft traurig, selten aber tragisch ist. Glückliche Beobachtungsgabe ersetzt darin nicht selten das Genie. Der Charakter dieser Dichtungsart ist durch die sie umgebende Wirklichkeit bedingt und darf nicht ideeller sein, als sie selbst.

Nur Wenige sind noch da aus der Gruppe der Lyriker, die vor fünfundzwanzig Jahren beisammenstand; zu ihnen zählt in vorderster Reihe Hermann Lingg. Die Zeit hat ihm nichts von seiner früheren Kraft, nichts von seiner früheren Fruchtbarkeit genommen, aber düster und verdrossen bietet er seine Gabe, im Gefühle der Vereinsamung, im Unmuth darüber, daß nur so Wenige da sind, die ihn hören mögen.

Und es ist wahr, die Zeit hat sich schrecklich von der metrischen Dichtung, der höheren Dichtung abgewendet. Die Buchhändler wissen davon zu erzählen, und ihre Absatzregister weisen es schwarz auf Weiß nach. Immer seltener treten Neu-Ausgaben unserer früheren großen Lyriker ans Licht. Neulich, in einem Salon, wo die Rede auf die Poesie gekommen, in einem Kreise kluger politischer Männer hörte ich ganz unbefangen die Frage stellen: „Gibt es heutzutage wirklich noch Leute, die Gedichte lesen?" Lange regte sich keine Stimme; auch ich hielt zurück, bis wieder Jemand vollen Ernstes bemerkte: „Doch! Man liest noch Gedichte . . . der neue Tannhäuser" . . .

Schrecklich, dachte ich im Stillen, wenn das wahr wäre! Eine Zeit, in welcher man die Lyrik unserer großen Poeten zu den entbehrlichen und überflüssigen Dingen rechnete, eine Zeit, in welcher Niemand mehr sich in sich selbst vertiefen wollte, wäre eine Zeit neuer Barbarei. Aber es ist viel-

leicht doch nicht so arg. So geschäftig und praktisch die Zeit auch immer geworden, es setzen sich noch immer Menschen ans Clavier und spielen für sich allein Beethoven oder Schumann. Es wird noch immer Naturen geben, die ab und zu den sinnenden Blick in ihre Vergangenheit werfen, die verwandte Stimmung bei einem ihrer Dichter suchen und ihr nachhängen. Es giebt noch Personen, die das begehren, was den Menschen über sein gewöhnliches Selbst und die gewöhnliche Welt erhebt. Was über die großen, allgemeinen Fragen, über Werden und Vergehen, über Schicksal, Glück und Unglück, Krankheit, Noth und Tod von hohen Geistern gedacht worden — man wird es immer aufsuchen, allerdings mehr oder minder. Es mag dies im gewissen Sinne unnütz und überflüssig sein. Aber auch die ganze Sternenwelt, wie sie sich in der Nacht unseren Blicken enthüllt, ist eigentlich unnütz und überflüssig, insofern sie auf dieser Erde gar nichts Nachweisbares schafft und bewirkt. Sie übt nur eine geistige mystische Macht auf die Seelenwelt — nichts weiter. . . .

Doch das ist eine müßige Abschweifung, und wir haben genug zu thun, wenn wir im knappen Raume eines Feuilletons unserem Gegenstande gerecht werden wollen. Kehren wir zu Hermann Lingg zurück.

Seine erste Sammlung zeigt ihn uns als dichtenden Geschichts- und Naturphilosophen. In seiner

ersten Eigenschaft brachte er eine Reihe gewaltiger historischer Momente, in der zweiten große kosmische Bilder zur Anschauung, in beiden war sinnvolle Reflexion. Die historischen Stoffe waren meist düsterster Natur. Der schwarze Tod — die Pest — die Menschenopfer der Druiden — Nero, Attila, Timur — die Gräuel des Sklavenkrieges, die schreckliche Erscheinung des Kinderkreuzzuges — es war eine Aufspeicherung des Traurigen und Entsetzlichen, eine blutige Augenweide, als fühle sich der Dichter vorzugsweise zur pathologischen, zur Nachtseite der Geschichte hingezogen. Es war eine Darstellung des Pessimismus' in der Weltgeschichte, lange bevor dies Wort in allen Mäulern war. Diese Gedichte stammten aus seiner frühesten Zeit; die Jugend liebt es oft, das Schreckliche zu malen. „Titus Andronicus" ist eines der frühesten Dramen Shakspeare's.

In dieser Galerie finsterer Gemälde, die großes Aufsehen machten, wurden einzelne Bilder sanfterer Natur, die unserm heutigen Empfinden doch weit näher standen, weniger beachtet, und doch waren sie das Beste im Buche; Lingg, der Dichter, wie er später werden sollte, lag darin. Da war das wunderschöne Gedicht „Fürbitte", das „Lied der Blinden", das Lied „Zu Boden sinkt von meinen Tagen" — Gedichte, die sich in ihrer Schönheit und tiefen Empfindung neben die besten unserer großen Lyriker stellten.

Der zweite Band folgte, und die Kritik glaubte

in demselben eine Abnahme, einen Niedergang von Lingg's schöpferischer Kraft zu sehen. Mir unbegreiflich! Das Princip, das der Herausgabe zu Grunde gelegt war, war allerdings ein anderes. Der Dichter kam nicht mehr, wie im ersten Bändchen, mit einzelnen auserlesenen Cabinetsstücken, er kam heran mit seinem ganzen Fühlen und Denken, seiner eigensten Individualität. Auch die historischen Stücke lagen uns näher, das Genrebild fehlte nicht. Immer wieder lese ich da den „alten Gerichtssaal" und halte es in seiner breiten Anlage und seiner klaren Anschaulichkeit für ein geradezu wunderbares Gedicht. Ich meine, eine alte Radirung zu sehen, ein altdeutsches Architekturbild mit reichster Verzierung und untermischten Figuren. Scenen und Gruppen schließen sich aneinander, ein großes Ganzes zu bilden, dessen Grundthema der Pharisäismus des Richterstandes ist. . . .

Die Hochwohlgeboren, der Rechte Doctoren in stattlicher Zahl,
Die Procuratoren und Richter zumal,
Sind alle versammelt im herrlichen Saal.
Horch! welch ein Gedränge vernehmlicher Gänge im Corridor!
Die Menge dringt vor mit Tritten und Fluchen und Bittgesuchen,
Auf geht das Thor; das Schwert und die Wage hält Themis empor,
Und jegliche Klage vernimmt ihr Ohr!

Das sind so ein paar Anfangszeilen; daß das Gedicht schon in seiner Form ein Unicum ist, sieht jeder Kenner auf den ersten Blick.

Doch ein anderes ganz zu citiren sei mir

gestattet. Es ist das „Schlittschuhlaufen aus alter Zeit“:

Unter dem Eise schlummert der See,
Hie und da leise knistert der Schnee.

Uralter Rüstern dunkelt ein Hain
Ueber dem düstern Ufer herein.

Horch, in der Runde schallet Gesang,
Ueber dem Grunde flammt es entlang.

Hört ihr die Schlitten? Seht, und davor
Kommen geritten Burschen durchs Thor.

Schlank wie die Cedern, froh und voll Muth,
Wallende Federn schwanken am Hut.

Pech in die Pfannen! Schürt mit dem Strauch!
Hoch um die Tannen wirble der Rauch.

Vier Facultäten schleifen heran
Noch in der späten Nacht auf die Bahn.

Erst Theologen führend zum Streit,
Ein ungezogen Schwert an der Seit'.

Alle mit schnellen Flügeln am Schuh
Schwingen die hellen Fackeln dazu,

„Kalt ist das Kloster! Kälter als Eis —
Doch ein Bemooster bleibt im Geleis'.“

Mächtige Kreise zieht mit Frequenz
Auch die wohlweise Jurisprudenz.

„Unsich're Stellen nimmt man oft wahr,
Deutet in Fällen kein Commentar!“

Kühn auf den Kanten dreh'n unverseh'ns
Sich die gewandten Schüler Galen's.

„Hat Diagnosis sicheren Fuß,
Wird die Prognosis auch nicht confus.“

Auch Philologen zeigen sich keck,
Dreh'n sich im Bogen, kommen vom Fleck.

„Wissenschaft! frohen, freudigen Muth
Gibst du zur hohen, ernsteren Gluth!

Treulichen Strebens innig bewußt
Lacht uns des Lebens herrliche Lust! . . . . . .“

Weit in der Ferne leuchtet der Glanz,
Oben der Sterne rhythmischer Tanz.

Jauchzende Lieder schallen zum Strand,
Grüßend dawider winkt es vom Land.

Mädchen wie Rosen schau'n durch den Schnee
Nach den Studiosen über den See.

Muthet uns das nicht wunderbar an? Das Ganze will nicht mehr sein, als ein Bild, aber jeder einzelne Pinselstrich ist meisterhaft. Und welche Musik der Sprache! Welche gemalten Lichtreflexe! Ob wohl die Poesie eine Schwester und Rivalin der Malerei genannt werden kann?

Der dritte Band ist mir besonders durch sein „Buch der Liebe“ werth. Lingg's Gemüth ist sonst stolz und verschlossen und zu Confessionen weniger geneigt. Hier aber erschließt er uns sein innerstes Herz, es entrollt sich vor uns einer der glühendsten Romane, die unsere poetische Literatur besitzt. Wir lesen die Geschichte einer tiefen, schwärmerischen Liebe, einer Spätliebe, die im Sommer des Lebens unter schwülem Himmel auftritt, zur Zeit, da die Rosen im tiefsten Purpur glühen. Traurig ist dieser Liebe Ende, und kaum hat ein Anderer noch

schönere Töne des Schmerzes und der Resignation gefunden. . . .

Abermals möge es mir gestattet sein, aus diesem Bande ein Gedicht herzusetzen, das uns voll und ganz wie wenige den Einblick in seine Gefühlswelt eröffnet. Es sind die schönen Strophen „Ermuthigung“:

Geh' wieder an dein Werk auf Erden,
Geh' an dein Tagwerk, an den Flug,
Und sollt' er dir zum Fluche werden,
Er ist dein Hammer und dein Pflug.

Lass' nicht die Freude dir verkümmern,
Nicht tödten dir von Neid die Gluth.
Schöpf' immer wieder aus den Trümmern
Geknickter Hoffnung neuen Muth.

Sieh' Gunst und Glück um And'rer Gaben,
Die Hände schnell, die Stirne dreist,
Sieh' ruhmlos dein Verdienst begraben,
Verschwendet Mühe, Zeit und Geist.

Verzweifle dennoch nicht, noch rase,
Wenn gleich zum Hohn auf wahren Werth
Gemeine Redensart und Phrase
Mit schallendem Triumphe fährt.

Wenn weg die Welt wirft ohne Danken,
Nachdem sie satt daran genascht,
Ein Werk der Mühen und Gedanken
Und gierig nur nach Neuem hascht.

Es zischt wohl giftig auch die Schlange
Zum Standbild, das sie lebend glaubt,
Doch voll die Lippen vom Gesange,
Schaut still auf sie das Marmorhaupt.

So gleich ihm! Wenn die Nacht verdunkelt,
So führt sie Sterne doch hervor,
In jedem strahlt, wie fern er funkelt,
Die Sonne, die dein Tag verlor.

Längst ist ihm Alles, was ihn umgibt, zum Gedicht geworden, Alles was er schaut, gibt ihm zu sinnvollen Blicken, zu tiefen Deutungen Anlaß. Sein frühverstorbener Bruder Julius war ein eifriger Sammler alter Dinge, sie umgaben ihn in allen Wohnräumen — hier, im Abschnitt „Alterthümer" sehen wir alle diese Gegenstände — das Goldkästchen und den Dolch, das alte Krystallglas und das Himmelbett — auf die Phantasie des Dichters wirken; alle erhalten Leben, alle wissen zu erzählen. Und nun zieht er aus, und wir dürfen ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Er wandert am Bodensee hin, im Lenz wie im Winter, am stillen Frühlingsmorgen wie in der rauhen Herbstnacht. Wie kennt er, wie versteht er das befreundete Element, ob die Brise es kräuselt oder der Sturm es aufregt! Wie weiß er Luft, Wolken, Bäume, Wellen in den Kreis seiner Stimmung hineinzuziehen. Die alte Römerstraße dort — er sieht im Geiste die römischen Cohorten auf ihr hinschreiten — die Telegraphendrähte, die im Abendwinde geheimnißvoll erklingen — was wissen sie ihm Alles zu sagen!

Und weiter zieht er, steigt zu den Alpen hinan, die sich im Südosten aufbauen, am liebsten in die

großartige Natur des Prättigäu und des Engadin. Das Bergschloß am Abgrunde und die stille Gentiane auf der Alpenwiese, Hohes und Kleines, Wildes und Zartes wecken den Widerhall in seiner Seele. Hier begegnet ihm der unheimliche Junker von Bergün, hier sieht er die Fee Madrisa . . .

Heute, acht Jahre nach dem Erscheinen des dritten Bandes seiner Gedichte, bringt uns Lingg seine vierte Gedichtsammlung. Er nennt sie „Schlußsteine“; sei's im Unmuth, sei's im Gefühl: bald bin ich am Ziele! Der Eindruck, den wir im Ganzen daraus fortnehmen, ist ein edler und tiefer, aber ein vorwiegend düsterer. Der Balladentheil zeigt uns wieder den kühnen, gewaltsamen Coloristen, der bei seinem ersten Auftreten das Publikum so mächtig erfaßte; da ist Alles Gluth der Empfindung, Phantastik und Schwermuth, manchmal auch sanft dämmerndes Mondlicht. Einzelne Bilder wie die „Tochter des Räubers“, „John Hawkwood“, werden, einmal gelesen, ewig in der Erinnerung stehen bleiben: sie zeugen von ungeschwächter, vielleicht von gesteigerter Kraft.

Lege ich mir nun im Geiste die vier Suiten von Balladen und epischen Bildern zusammen, die Lingg's vier Gedichtsammlungen enthalten, so kann ich den Ausdruck der Bewunderung, den sie in mir erwecken, gar nicht dämmen. Welche Thätigkeit des Geistes und der Arbeit, welche „Fülle der Gesichte“!

Wer, muß man da fragen, hat es ihm gleichgethan? Wahrlich, ein fast erdrückender Reichthum. Wir wandeln in einer fast endlosen Galerie, Bild hängt neben Bild. Die Motive sind allen Zeitepochen entnommen und in unendlicher Fülle da. Mythus, Sage, Geschichte, Alles mußte beisteuern. Hier erscheint die statuarische Schönheit griechischen Alterthums, hier die Renaissance mit ihrer Farbengluth und ihrer schweren Gewandung. Und neben dem Historiengemälde hängt das Genrebild, neben diesem die Landschaft. Es ist eine Ueberfülle des Stoffes und der Conceptionen! Es mag sein, daß die Idee manchmal nur undeutlich hervortritt, daß Manches nur hingeworfen ist mit Feuer und grandioser Keckheit, aber die entschiedene Künstlerindividualität tritt allenthalben hervor. Sei Manches auch nur Bravourmalerei, mit raschem Pinsel hingeworfen, Lingg kann auch Tizian, Rembrandt, Ruysdael sein — Alles in Einer Person.

Eins ist wahr: er besitzt nicht immer die kluge Vorsicht, dem Publicum nur sein Bestes und Reifstes darzubieten. Sein ärgster Feind ist seine künstlerische Exuberanz, die Profusion, der Ueberreichthum des Geistes. So bringt er oft das Befremdende und Bizarre, das Halberfreuliche und Halbverständliche. Schwer macht er es uns oft, in die Genesis seiner Gedanken einzudringen. Und seine Gegner hängen sich daran; die Menge aber weiß nicht, daß man den Künstler nehmen muß, wie er ist, und daß die

relativen Mängel derselben von ihren hohen Vorzügen unzertrennlich sind ......

„Hellenika“ heißt eine Abtheilung der neuen Sammlung und bringt noch hellbeleuchtete, sonnendurchwärmte Stücke. Doch wie zu Schiffe fahren wir weiter und weiter, nur hie und da noch ein Blick auf die Trümmerreste an den Küsten; wir kommen zu anderen Gestaden; der Himmel wird grauer und grauer — wir schwimmen im sagenvollen Pontus Euxinus — dem ungastlichen Meere. Wo wird gelandet?

Im Lande des Uebels und des Unmuths, und ich begreife das, es kann kaum anders sein! Gab Lingg dem Vaterlande eine Reihe der schönsten Dichtungen, damit auch unsere Zeit den Ruhm habe, daß in ihr das Lied nicht verklungen sei, was gab ihm das Vaterland? Er hat neben allem Uebrigen fünf bis sechs Dramen geschrieben. Welche Bühne, außer der seiner Heimathstadt, hat ihn unterstützt und den Versuch gemacht, seine Dramen ins Leben einzuführen? Stehen die zweite, dritte Sammlung nicht noch bei der ersten Auflage? In Frankreich ist eine neue Gedichtsammlung Victor Hugo's eine Woche nach dem Erscheinen bereits vergriffen; bei uns, bei dem Volke der Denker, genügen jetzt drei- bis vierhundert Exemplare, das Bedürfniß von vierzig Millionen ein- für allemal zu befriedigen ...

So ist es und nicht anders.

Charakteristisch ist das Schlußwort, des

Dichters „Vorhersage“, die er auf seine letzte Seite schreibt. Sie lautet also:

Ich weiß schon, wenn ich nicht mehr lebe,
Dann wird geschmückt mit Eichenlaub,
Mit Kränzen von dem Laub der Rebe
Ein Standbild über meinem Staub.

Wie wünscht' ich mir dabei zu sein
Und auch mein Schöppchen mitzutrinken,
Wenn Lebehoch die Männer schrei'n,
Die Frauen mit dem Tuche winken.

II.

Seit Jahren bin ich es gewohnt, wenn Hermann Lingg ein neues Buch bringt, zur Feder zu greifen. Es ist nicht bloß Folge seit einem Lebensalter treugehegter persönlicher Beziehungen. Dieser Dichter hat es mir angethan; er hat die Gabe, mich in innerster Seele zu ergreifen, und ich werde von dieser Bewegung erst frei, nachdem ich mich, wenn auch noch so kurz und bündig, ausgesprochen.

Abermals hat uns Hermann Lingg einen Band lyrischer Gedichte geschenkt. Es ist der fünfte. Kaum ein anderer deutscher Dichter hat sich productiver erwiesen. Fünf Bände, das ist ungeheuer viel bei einem Manne, der nie herabsinkt, bei dem das Dichten nie zum Spiel wird. Denken wir uns das zusammengebunden, so gibt es einen Band vom Umfang einer Bibel. Und kein Blatt des

gewaltigen Buches ist bedeutungslos. Wie viele Seiten sind mit Herzblut geschrieben! Legen wir noch zwei Bände „Völkerwanderung" und fünf Dramen als Ergänzung dazu — welche Geistesarbeit, welche Schöpfung eines stürmisch arbeitenden Gemüthes!

In diesen fünf Bänden ist ein großes Lebensdrama erzählt; hier ist der fünfte Act desselben. Er steht als solcher in engem Zusammenhange mit den vorausgegangenen. Der Natur der Sache nach kann er keine absolut neuen Elemente in den Vordergrund rücken, die Elemente Lingg'scher Dichtung sind bekannt. Aber in einem echten Drama wächst die Bedeutung von Act zu Act. Der fünfte soll an Concentration und Vertiefung alle früheren übertreffen.

Der Hauptcharakter Lingg'scher Dichtung liegt in einem großen erhabenen Ernste. Seine Muse blickt sehr strenge, sie lächelt selten, scherzt nie. Sie hat das Antlitz einer Sibylle. Sie sitzt, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knieen, sinnt über das Leben und seine Räthsel nach, blickt in die Vergangenheit, läßt dann wieder das Auge in eine ferne Zukunft schweifen. Alles wird ihr Sinn und Symbol. Alle menschlichen Fragen beschäftigen sie. Und für das, was sie ausspricht, stehen ihr herrliche, großartige Bilder zu Gebote. Lächelt diese ernste Muse, so ist dies Lächeln von süßer Milde, von unwiderstehlicher Anmuth.

Lingg hat diesmal eine Reihe Gedichte als „freie Rhythmen" gebracht. Er hat die von ihm sonst so streng eingehaltenen Formen erweitert, um einen freieren Flug zu haben. Da ergießt sich der Quell im breiten Strome. Wir gedenken hier der Gedichte: „Girgenti" — „In Palermo's Dom" — „Nachtfahrt im Gebirge" — „Die Mitlebenden" — „Die Genien der Menschheit" — es ist ein Tanz erhabener Träumereien, erhabener Bilder in Hymnenform, in denen sich der weltbetrachtende Geist, der philosophirende Gedanke ausspricht.

Wie es bei den früheren Sammlungen der Fall war, ist auch in dieser eine größere Abtheilung der epischen Lyrik gewidmet. Man muß staunen, aus wie vielen fernen und unbekannten Schachten Lingg den historischen Stoff emporgehoben. Legt man im Geiste alles zusammen, was er bereits in dieser Richtung geboten, da möchte es scheinen, als ob er alles Große und Denkwürdige der Geschichte in seine Gesänge einschließen möchte. Von Griechenland zur Zeit seines Glanzes, von Rom und Byzanz bis ins Mittelalter und in die Renaissancezeit zieht sich diese Kette geschichtlicher Bilder. Im vorliegenden Bande sind dieselben vielleicht weniger frappirend als ehedem, doch dürfen: „Manlius" — „Theodorich" — „Fastrada's Ring" zu den Perlen dieser Gattung gezählt werden. Fast immer gelingt es dem Dichter, die betreffende Gestalt mit ihrem ganz individuellen Leben zu erfüllen.

Jeder große Dichter hat seine Feinde und Mäkler. Pindar verglich die seinigen mit den Krähen, die es wagen, gegen Jovis Adler zu kämpfen. Doch Krähen sind ganz stattliche Vögel; es gibt noch weit geringere. Erst neulich las ich: „Linggs Lyrik sei keineswegs durch eine üppige Phantasie oder durch Reichthum an originellen Bildern ausgezeichnet.“ Der Recensent, der das sagt, heißt Franz Wönig und lebt in Leipzig. Was er unter üppiger Phantasie und Originalität der Bilder versteht, kann ich natürlich nicht wissen; ich gestehe aber, daß mich seine Behauptung geradezu verblüfft hat. Dieser Wönig verlangt viel!

Ich habe die Herbeiziehung der Gelegenheitsgedichte in diesen Band tadeln hören, auch das, wie mir scheint, mit Unrecht. Lingg hat die seltene Gabe, für seine Mitlebenden, ob nun die Freude, ob die Trauer sie vereinigt, augenblicklich das entsprechende Wort zu finden. Er tritt zu den Versammelten und erläutert das, um was es sich handelt, aus dem tiefsten Kerne heraus. Nun hätte er allerdings unter den so entstandenen Poesien möglicherweise eine strengere Auswahl treffen können. Aber es ist zu bedenken, daß die speciellen Freunde seiner Muse auch seine flüchtigeren Improvisationen nicht missen mögen ....

Literarische Gespräche.

I.

Es war im Hochsommer. Der Zufall hatte uns, eine bunte Gesellschaft, am Ufer eines schönen Sees zusammengeführt. Zu vier oder fünf Familien, die sich schon längere Zeit kannten, war ich als neuer Ankömmling getreten. Wir bewohnten eine und dieselbe Pension und suchten allesammt Zerstreuung und Erholung auf ein paar Wochen in Spaziergängen und Wasserfahrten.

Nachmittags war es wunderschön, unter den grünen Bäumen der Terrasse zu sitzen, von der man die Aussicht auf eine kleine Bucht hat. Der See, der sich hier verengt, dort erweitert, hatte auf diesem Punkte die Gestalt eines breiten Flusses angenommen. Drüben hob sich das Gestade in sanfter Steigung. Man überblickte Felder, Wiesen, Rebenhügel, von kleinen Dörfern und einzelnen Gehöften unterbrochen. Man sah die Dampfer vorüberziehen, Kähne der Fischer ausfahren. Man sah Scharen munterer Tauch-Enten da und dort einfallen, sich drehen und

wenden, man sah große Möven mit ihren silberweißen Flügeln die Wellen streifen. Das konnte die Aufmerksamkeit stundenlang fesseln.

Wieder saßen wir einmal, sechs bis acht Personen, beisammen. Die Damen lasen. Die meisten Pensionen besitzen eine Bibliothek, deren Benutzung den Gästen freigegeben ist. Das ist eine vortreffliche Sitte, die den Reisenden der Mühe enthebt, viele Lektüre bei sich zu führen, und ihm besonders in Perioden des Regenwetters zu statten kommt. Die Bibliothek unsers Gasthofs war ganz ungewöhnlich reich. Zu dem ursprünglichen Bücherstamme des Wirths war allerlei hinzukommen, was Reisende hier gestiftet oder zufällig zurückgelassen hatten. Altes und Neues war da, bunt durcheinander, aus drei bis vier Literaturen.

Allmählich kam ein Gespräch in Gang. Was verlangt man vom Dichter? Diese Frage war aufgeworfen worden, und eine Fluth der verschiedensten Ansichten ergoß sich.

„Ich verlange nicht allzu viel“, sagte ein Herr in den mittlern Jahren, der, wie ich mancher seiner Aeußerungen entnahm, eine Stelle in der höhern Diplomatie bekleidet hatte; „denn von jener Poesie, welche einst die Ursprache der Menschheit war, ist ja längst keine Spur mehr unter uns vorhanden. Ich verlange Grazie — vor allem Grazie! das Gefällige. Feinen Scherz, gute Laune, Heiterkeit, die Kunst geistreich zu unterhalten, die einen grauen

traurigen Regentag in einen sonnigen verwandelt. Leider findet man auch das selten —"

„Sie wünschen", erwiderte eine Dame mit seelenvollen Augen, die mir als Frau von Porta bezeichnet worden war, „eine Poesie, die vom Ernste des Lebens ablenkt. Ich will eine, die ihn erfaßt. Was der Dichter erzählt, muß Bedeutung haben."

„Gewiß, das will ich auch", war die Antwort. „Doch selbst philosophische Fragen können, in dichterische Form gekleidet, kurz und anziehend behandelt werden. Heine z. B. —"

„Nur keine müßigen Erfindungen!" fiel dem Sprechenden eine zweite Dame, die Hofräthin, ins Wort. „Ich wünsche in große romantische Perioden der Geschichte eingeführt zu werden. Er suche das Erhabene —"

„O, nur kein allzu hohes Pathos!" rief der Kreisgerichtsrath, ein kräftiger, munterer Mann von gutem Aussehen. „Und nichts, was in die Rumpelkammer des Alterthums gehört. Das bleibt unlebendig, wie man es auch anfasse. Nichts Altdeutsches, keine Stiefel Karl's des Großen — und ebenso wenig Altägyptisches, Altassyrisches . . ."

„Wir sind doch unlängst", bemerkte die Gouvernante, die Begleiterin der Hofräthin, mit einem Blick auf diese, „durch drei dicke Bände aus alter Zeit recht angenehm hindurchgekommen. Kennen Sie das „Haus Hillel"? Max Ring ist ein Autor, der

wärmere Aufnahme und mehr Leser verdiente. Sein Werk darf keck den Vergleich mit den so vielgepriesenen Büchern von Georg Ebers aushalten —“

„Zustände aus längstvergangenen Zeiten uns gemüthlich näher zu bringen, wird nie gelingen!“ rief der Diplomat. „Die Kunst ist kein Beinhaus, kein Museum, kein staubiges Antiquariat. Die Kunst muß mit der Gegenwart gehen, die Tendenzen derselben in sich aufnehmen —“

„Sie haben gewiß recht!“ rief ein junger Mann, den ich „Herr Hofmaler“ hatte tituliren hören — an welchem Hof er malte, weiß ich nicht. „Und schon darum: das Wesentliche an aller Kunstschöpfung ist Glaubwürdigkeit; wo diese fehlt, fehlt jeder feste Boden. Und diese kann nur da sein, wo der Schriftsteller nach Modellen arbeitet. Wo er ihrer entbehren zu können glaubt oder sie nicht gehörig studirt hat, bildet er Puppen. Man sagt, der Dichter könne sich in alle Zeiten versetzen: nicht in solche, die zu weit hinter uns liegen. Lese ich im Walter Scott — was allerdings selten genug geschieht —“

„Die Glaubwürdigkeit seiner Gestalten werden Sie doch nicht ableugnen können?“ warf die Hofräthin ein.

„Lese ich im Walter Scott, so sehe ich, daß er in einem Lande lebte, wo sich Typen aus alter Zeit erhalten hatten, und sehe ferner, daß er Originale, die er persönlich gekannt, in altes Costüm

gesteckt. Doch wozu die Maskerade? Wozu der Umweg? Frisch ins Leben hinein! Dickens —"

„Sie wollen der Gegenwart entnommene Stoffe", mischte sich ein Herr drein, der bisher noch nicht gesprochen. „Damit, glaube ich, kommt man nicht weit, wenigstens bei uns. Wir Deutsche leben in einer erzprosaischen, philiströsen Zeit. Alle unsere Bildungsanstalten und staatlichen Vorkehrungen arbeiten darauf hin, die Gemüther von jeder Ueberspannung zu befreien und das Leben in ruhige Formen einzudämmen. Das Ziel ist schon erreicht; das Leben bietet keine Elemente mehr für die Dichtung dar. Die Schriftsteller fühlen es; da suchen nun etwelche, romanhafte Situationen und excentrische Figuren einzuflechten, und bringen damit eine Disharmonie in ihr Werk, die jedem freiern Gemüth kund wird. Andere werfen sich, um zu reizen, auf die widerwärtige Wahrheit, bringen Pathologisches, bringen Analysen menschlicher Niedertracht, die im Leser nur ein Gefühl des Ekels und eine unbestimmte Traurigkeit hervorrufen. Das kann schließlich der Zweck der Poesie nicht sein."

„Mir scheint", mischte sich jetzt ein braver ältlicher Herr, Doctor Medenis, ins Gespräch, „daß Sie mit Ihren Einwänden gegen Aufnahme von Stoffen aus der Gegenwart den Gegensatz realistischer und romantischer Dichtung hervorheben. Zwischen diesen zwei Richtungen schwankt die Dichtung seit alten Zeiten und wird ewig zwischen

denselben schwanken. Auch der Geschmack jedes Einzelnen neigt mehr da oder dort hin. Die Schilderung der Gegenwart wird immer eine vorwiegend realistische, die der Vergangenheit eine mehr romantische sein. Wer es nun verstände, beide Richtungen, die realistische und die romantische zu vereinigen, der hätte auch die Bedenken besiegt, die sich gegen die Schilderungen aus der unmittelbaren Gegenwart kehren. Ich behaupte, daß auch unserer Gegenwart die echt poetischen Elemente nicht fehlen, ja im Gegentheil, daß sie an solchen reich ist. . . .“

„Ich dagegen vermisse die Romantik in der Gegenwart vollständig“, entgegnete der frühere Sprecher. „Ich lebe in einer mittelgroßen Stadt, wo alle Vorgänge in die Oeffentlichkeit treten. Ich glaube fest behaupten zu können, daß die Chronik von fünf Jahren dort nicht Stoff zu einem einzigen Roman gibt . . . . Unserm modernen Leben fehlen vollständig zwei Potenzen, von denen die Dichtung lebt: die großen Leidenschaften und die Helden, d. h. die großen außerordentlichen Menschen voll Energie, die den Kampf mit ihrer Zeit aufnehmen. Wer von einem eigentlichen Helden in einem modernen Roman oder einem Drama aus der Gegenwart sprechen wollte, würde sich nur lächerlich machen. . . .“

„Warum? Warum?“

„Weil es keine Helden mehr gibt; weil wir sammt und sonders Bestandtheile geworden sind eines

immer mächtiger herrschenden Massenorganismus, des Staats. In einem modernen Roman kann man höchstens von einer Centralfigur, nicht aber, oder nur höchst uneigentlich von einem Helden sprechen —"

„Sollte sich im Streit gegen Drangsal, Lüge, Vorurtheil, herrschendes Unrecht, kurz gegen Hindernisse jeder Art Energie und Intelligenz nicht heute noch so heldenhaft bethätigen können, wie ehedem mit der Faust und dem Schwert?"

„Hm . . .", war die Antwort, „wie erklären Sie sich dann die schreckliche Monotonie der jetzigen Romanproduction, in Frankreich sowohl wie bei uns in Deutschland? Dort dreht sich Roman und Drama einzig und allein um die Figur der Gefallenen, sei's als verheirathete Frau, sei's als Prostituirte; — hier leben wir in einer anständigern Welt, doch in einer Welt mit fast stereotypen Figuren, die auch nichts Großes erleben."

„Darum fort aus den Kreisen des uns nur allzu wohlbekannten und wohlcultivirten Europa!" rief die Hofräthin. „Und, wenn wir schon nicht in eine große Vergangenheit zurückgehen wollen, dorthin, wo noch das Elementare durchbricht und zur Geltung kommt! Also ferne Länder, Revolutionen, exceptionelle Zustände, wie ich sie im Buche finde, das ich eben lese; ich verlange, daß mich die Dichtung bis hart an die Grenzen des Wirklichen führe. . . . Ich suche im Roman das

Außerordentliche: ungestüme Leidenschaften, Größe des Geistes, Stärke des Willens."

Eine Stille von mehreren Secunden folgte dieser Aeußerung, welche die Form einer Explosion hatte. Die Dame hatte im Schrank ein altes Buch: Sealsfield's „Morton" gefunden, und man merkte es ihrem Urtheil an, daß sie von dieser Lectüre kam.

„Ich würde denken: bleibe zu Hause und nähre dich redlich!" meinte die süddeutsche Oberamtmannsgattin. „Ich verzichte gern auf große Leidenschaften und starke Helden: beides ängstigt und beunruhigt mich. Ich will in der Dichtung die Welt wiederfinden, die ich kenne. Ich verlange feine Beobachtung, poetische Darstellung dessen, was um mich vorgeht. Es gibt Poeten, die es verstehen, wie aus einem schmalen Fensterchen einen scharfen Lichtstrahl auf einen ganz umgrenzten Raum zu lenken und uns alles darin, auch das Gewöhnlichste, so zu zeigen, daß es uns neu erscheint. Das sind meine Leute! Sie entdecken für uns Welten in unserer unmittelbarsten Nähe. Ich glaube, Figuren, die im Leben an mir vorübergezogen und meinem Gesichtskreise längst entschwunden sind, wieder zu sehen und wieder zu hören: ich sehe ihr inneres Leben mir klargelegt. Und sehr ausführlich muß ein solches Buch sein, wenn es mir gefallen soll — mindestens drei Bände —"

„O, mein Gott, drei Bände! Wann kommt man da durch!" —

„Ein Roman muß breit sein. Ich verlange langsame und vollständige Entwickelung. Dabei — eine Fülle von Personen. . . . Unser modernes Leben ist so complicirt; auch dessen Abbild, der Roman, muß complicirt sein . . .“

„Dem widerspreche ich entschieden!“ rief der Diplomat. „Nicht breit! Nicht complicirt! Keine Ueberfülle von Personen! Diese lenkt nur vom eigentlichen psychologischen Probleme ab und verdunkelt es mehr, als sie es erklärt. Uebrigens brauchte man zur Lectüre solch eines Werks zwei, drei Wochen anhaltender und gleicher Stimmung. Wo fände man die in unserm modernen Leben?“

„Ich denke“, sagte Medenis, „mit dem Umfang der Bücher ist es so: gute können nie zu lang, schlechte nie zu kurz sein, wie man nie lang genug in guter Luft, nie kurz genug in schlechter verweilt —“

Damit entfernte er sich.

Ich stand, während das Gespräch noch eine Zeit lang hin und her ging, an der Uferterrasse und hatte den See vor mir, wo die Möven spielten.

Quot capita, tot sensus! dachte ich bei mir. Stoffe aus der Gegenwart — und nicht aus der Gegenwart; Stoffe aus der Nähe — und nicht aus der Nähe; große Katastrophen — und bescheidenes Stillleben; breite Entwickelung — gedrängte Kürze! Welche Gegensätze in den Ansichten dieser verehrten

Zeitgenossen! Soll man sich darüber ärgern, weil es fast unmöglich scheint, eine größere Anzahl von Stimmen auf ein einziges Werk zu vereinigen, oder soll man sich freuen, weil doch jedes talentvollere Werk, welcher Gattung es auch sei, seine Gemeinde von Liebhabern findet? Ach, nur eine kleine Gemeinde! Welches Genre eine große findet, wissen wir — doch laßt uns darüber schweigen — „laßt mich sie euch nicht nennen, keusche Sterne!“ . . . Woher diese Zersplitterung? Sie ist nur das Abbild unserer Zersplitterung in allen andern Fragen. Mich aber soll nichts im Glauben beirren, daß man aus unserer heutigen Welt, aus unserer lebendigen Gegenwart nicht herauszugehen brauche, um ein poetisches Werk zu bilden. Was man auch sage, noch ist, noch heute, das Leben neu und frisch; noch gibt es Schönes zu schauen, Interessantes zu finden; noch ist ein Strahl von Poesie auf unser tägliches Leben zu lenken. Erhaltet mir das Auge und den Blick für die Welt, ihr Götter, und bannt mir den Pessimismus fern vom Gemüth! . . . Es gibt auch noch mannhafte Kämpfer, echte Helden. . . .

Ich ging noch diesen Gedanken nach, als zwei barocke Persönlichkeiten, die unserm Kreise angehörten, mich noch ein komisches Nachspiel erleben ließen.

Die eine dieser Persönlichkeiten war Frau von Porta, die Dame mit den seelenvollen Augen

und der hagern Figur — nebenbei gesagt eine Dichterin; die andere war der Professor (der classischen Literatur, glaube ich). Er war schon eine ganze Weile mit Frau von Porta auf- und abgegangen. Er zeigte ein zugleich scheues und bedächtiges Wesen. Schwarz gekleidet, einen Cylinder auf dem Kopfe, hatte er etwas vom Schulmeister an sich und etwas vom bessern Lohndiener. . . .

„Die Debatte geht noch immer fort" hörte ich ihn sagen.

„Sie haben sich nicht daran betheiligt", meinte seine sentimentale Begleiterin, „und wären doch vor allen Andern berufen gewesen, uns das Richtige zu sagen."

„Ich betheilige mich nicht gern an einer Debatte, die nur die Oberfläche der Dinge streift und die Basis ganz übersieht", meinte der Professor im vornehmen Tone. „Jetzt reden sie darüber, was dem Dichter vor Allem noth thue. Der Eine sagt: Grazie, Anmuth, Witz, Geist; der Andere: Leidenschaft, Feuer, Schwung; der Dritte: Beobachtung, Tiefe, Scharfsinn; der Vierte: Erfindung — was weiß ich! Alles Mögliche wird genannt, aber das, was das innerste Wesen eines Dichters bedingt, hat keiner genannt."

„Und das wäre?" fragte Frau von Porta ängstlich und neugierig zugleich, das Räthsel zu erfahren.

„Sie fragen? Sie, die es in so ausgezeich-

netem Grade besitzen!“ entgegnete der Professor — ich hätte nie geglaubt, daß er in seine trockene Stimme diesen Ton schwärmerischer Bewunderung legen könne.

„Ich muß fragen, denn ich weiß es nicht“, sagte Frau von Porta. „Sie legen meinen schüchternen Versuchen eine viel zu große Bedeutung bei.“

„Sagt Ihnen auch der Wellenschlag dieses Sees nicht, was ich meine?“ antwortete der Professor. „Die Grundlage alles poetischen Schaffens ist — Sinn für Rhythmus.“

„Versification, meinen Sie?“ hauchte Frau von Porta.

„Rhythmus!“ wiederholte der Professor feierlich, sich eiligen Schrittes vorwärts bewegend.

Vom Hause her erklang der längst ersehnte Schall der Tischglocke, die die Gesellschaft zum Abendessen rief.

Und sehen wir uns auch oft — sagte ich zu mir — lange vergeblich nach Helden um, die komischen Originale, scheint es, werden nie aussterben! Damit trat ich ins Haus.

II.

Den dritten Tag schon wohnte ich in der Pension am See. Es wurden wieder, wenn die Gesellschaft beisammen war, literarische Fragen verhandelt; Niemand wußte, daß ich selbst der

Gilde der Schreibenden angehöre. Welchen prickelnden Reiz hat doch das Incognito! Man hört Dingen, die uns aufs nächste angehen, wie ein Nichtbetheiligter zu; man hört und erfährt, wie die Leute denken, läuft aber fortwährend Gefahr, dabei auch über sich selbst die ungeschminkteste Wahrheit zu vernehmen. Das würzt die Sache. Man begreift, daß Monarchen, nachdem sie alles Gute durchgekostet, das Incognito lieben.

Was mir jedesmal am fremden Orte ein Incognito schafft und es erfolgreich schützt, ist meine schlechte Handschrift. Der Name, den ich ohne jede böse Absicht und mit bestem Können ins Fremdenbuch eintrage, wird nie richtig gelesen und erscheint in der Fremdenliste in den possirlichsten Verkleidungen, oft so, daß ich selbst ihn kaum wiedererkenne. Nun aber wird die Fremdenliste von den Pensionsbewohnern regelmäßig studirt; sie ertheilt ja Nachricht über Stand und Namen der Neuangekommenen. Diesmal hieß ich Dr. Medenis; der Leser hat diesen Namen schon kennen gelernt. Ich ließ mir ihn gefallen. Wer mit einem so wohlklingenden Namen nicht zufrieden ist, muß sehr unbescheiden sein.

Wieder war die Debatte am Gesellschaftstische unter den grünen Bäumen lebhaft entbrannt. Wir waren diesmal weniger Personen. Auch Frau von Porta fehlte. Man stritt darüber, inwiefern sich die Persönlichkeit eines Schriftstellers aus seinen

Büchern erkennen lasse. Der Diplomat hatte behauptet, er kenne den Charakter eines Autors ganz genau, nachdem er ein paar Bände von demselben gelesen.

„Da dürften Sie nicht selten irre gehen", meinte die Hofräthin. „Seine Manier werden Sie kennen, aber nicht sein Wesen. Wie er sich gibt, werden Sie sehen; aber nicht, wie er ist. Der Schriftsteller gibt sich in seinen Büchern meines Erachtens nicht, wie er ist, sondern wie er scheinen möchte."

„Das ist sehr paradox!" erwiderte der Diplomat. „Ich halte ein Buch für den Spiegel des Geistes, der es hervorgebracht, und zwar für einen noch klareren und ausdrucksvolleren als die beste Photographie, von der doch jeder, der Oberflächliche wie der Einsichtigste, Schlüsse zieht auf Naturell und Anlage. Es heißt zwar, dem Menschen sei die Sprache gegeben, seine Gedanken zu verbergen, doch wenn daran überhaupt etwas Wahres ist, vom Schriftsteller gilt dieser Spruch gewiß nicht."

„Hm!" meinte die Hofräthin in langgezogenem Tone. „Aus Büchern wollen Sie wahre Aufschlüsse über Charakter und Wesen des Verfassers erhalten? Nehmen wir ein naheliegendes Exempel: Frau von Porta. Sie ist Dichterin. In ihren Gedichten, wie in allen Gedichten, wird sehr viel stehen von Sternen, die sich in Wellen spiegeln, von Blumen, die ins Wasser herabnicken,

von blauem Aether und jungen Nachtigallen. Werden Sie aus diesen Producten die Frage beantworten können, ob Frau von Porta eine fürsorgliche Mutter ihrer Kinder, eine gute Hausfrau ist, ob sie der Medisance fern bleibt, ob sie wohlthätig oder karg, offen oder versteckt ist?"

„Zuviel dürfen wir nicht erfahren wollen", war die Antwort; „indeß werden auch die Gedichte der Frau von Porta, so mangelhaft sie immer seien, doch manches Wahre über den Charakter der Verfasserin offenbaren. Nun habe ich aber nicht das poetische Stammeln eines Dilettanten, sondern das Werk eines wirklichen Dichters im Auge. Der Pfuscher allerdings sagt uns nur, daß er eigentlich nichts zu sagen hat; aber je reicher und eigenthümlicher der Dichter ist, desto mehr von seiner innern Welt wird er uns offenbaren. . . ."

„Wie er sich gibt, werden Sie sehen, aber nicht, wie er ist. Werden Sie aus Alexander von Humboldt's «Ansichten der Natur» herauslesen, daß er, wie wir jetzt aus Hofrath Schneider's Memoiren erfahren, ein höchst maliciöser und doppelzüngiger Herr war, dem nicht zu trauen? Sie dürften ihn für ein in die Schönheit der Natur ganz versenktes Gemüth erklären. Doch da fällt mir ein viel schlagenderes Exempel ein. Ich las dieser Tage Almquist's «Amalie Hillner». Alles darin ist fein, sinnig, von nervöser, fast

weibischer Zartheit — man glaubt da und dort, Jean Paul vor sich zu haben. Dennoch war der Rector Almquist ein höchst unheimlicher Charakter, an welchem mehr als der bloße Verdacht eines Giftmordes hängt. Die Geschichte wird Ihnen bekannt sein. . . .“

„Gewiß. Doch mit solchen Ausnahmen, mit dem Auftreten solcher Ungeheuerlichkeiten heben Sie die allgemeine Regel nicht auf. Daß es ganz besonders widerspruchsvolle Naturen, daß es unaufrichtige und durch und durch verlogene gibt, ist nur selbstverständlich. Doch, beim Himmel, solche Naturen sind eine verschwindende Minderzahl. Daß man heucheln, daß man sich schminken und färben kann vor dem Publikum in Büchern, wie vor dem Erscheinen in großer Gesellschaft, ist sicher. Auch in Büchern wird Toilettenkunst betrieben, wie man sich denn auch auf Stunden in der Soirée den Schein der Jugendlichkeit verleihen, sogar dem Auge einen erhöhten Glanz geben kann. Aber die Täuschung wird vor keinem erfahrenen Auge vorhalten; der Einsichtigere wird bald erkennen, was Wahrheit, was Täuschung ist. Sie haben mich auf Alexander von Humboldt verwiesen. Halten Sie seinen Stil für natürlich? Erkennen Sie nicht das Gemachte, Geschraubte, Akademisch-Kalte in seinen Schilderungen, ja in jedem seiner wohlgedrechselten Sätze? Dagegen Almquist, den Sie mir auch vorgeführt, ist ein

problematischer Charakter voll Falsch, Tücke, Heimlichkeit. Indessen ist dieser Charakter, der fortwährend eine Larve zu tragen scheint, doch offener, als man wohl denken möchte. Das Verbrechen, das er begangen und das ihn aus seinem Vaterlande trieb, hat er, lange bevor er es begangen, mit ganz ähnlicher Weise des Vorgehens in einem seiner Bücher geschildert. Lesen Sie seine „Tintomara" und die Stelle über den Arsenik. . . . Doch das führt zu weit. Ich sage nur so viel: Heuchelei und Täuschung ist für den Einsichtigen in Büchern auf die Länge und im Großen gar nicht durchführbar. Herzenswärme oder Herzenskälte, Gemüthsweichheit oder =Härte, Neigungen, Richtungen, hohe oder niedere Gesinnung werden schließlich immer durchschlagen und einen Rückschluß auf die innere Natur des Autors gestatten. Vollends wenn die Gefühle in die einfache Sprache der Natürlichkeit gekleidet sind, da hängt kaum noch ein durchsichtiger Schleier über der Persönlichkeit."

„Wenn dies der Fall wäre", replicirte die Hofräthin, „warum sagt man so oft, daß man sich nur an die Werke halten, den Dichter aber nicht kennen lernen soll? Er selbst wirke so oft repulsiv, während seine Bücher uns anziehen? Ich kenne Leute, welche mit Dichtern bekannt geworden und sie im Leben unpoetisch, dürr und frostig gefunden haben. Verstandesmenschen haben Leiden=

schaftliches geschrieben. Autoren, die ein moralisch correctes Leben geführt, haben Bücher veröffentlicht, die man der Jugend nicht in die Hand geben darf; andere, die ein regelloses Leben führten, haben ganz moralische Bücher verfaßt. Von Autoren komischer und humorvoller Bücher wird, wie von den Komikern auf der Bühne, gesagt, daß sie meist Melancholiker seien. Wie reimen Sie das mit Ihrer Behauptung zusammen?"

„Sie nehmen also an, daß der Dichter geben könne, was er nicht hat? Würden Sie nicht selbst lachen, wenn man Ihnen sagte, Nikolaus Lenau habe im Grunde auch heitere, frohe Gedichte schreiben können, und Julius Rosen plage sich mit philosophischen Fragen? Doch das werden Sie nie hören, weil es nicht möglich ist. Es ist vielleicht schon vorgekommen, daß ein ruheliebender Conservativer revolutionäre Brandschriften, und ein frivoler Weltmann Andachtsbücher geschrieben, doch ist es wohl selten genug. In der Regel ist der Dichter eine freie und offenherzige Natur; die poetischen Figuren seiner Bücher sind Verkörperungen seiner mannigfachen Gedanken. Er ist der Vater seiner Gestalten und stattet sie mit seinen eigenen Eigenschaften aus. Wie könnte der feste und markige Gestalten zeugen, der matt und willensschwach wäre? Freilich, wenn Sie den Dichter, der vor zwanzig oder dreißig Jahren feurige Liebeslieder geschrieben, heute noch sich mit blonden Locken

und blitzenden Augen malen, werden Sie, wenn er Ihnen entgegentritt, enttäuscht sein. Er selbst ist gealtert, indeß seine Verse jung geblieben. Ja, es ist möglich, daß Sie einen melancholischen Lustspieldichter, einen trübsinnigen Komiker finden. Er hat eben den Maskenball in sich und braucht ihn nicht draußen zu suchen. Oder — seine lustige Zeit ist vorüber. Shakspeare, wiewohl er später den „Macbeth" und den „Timon" schreibt, muß die geniale Heiterkeit gekannt haben; sonst hätte er die Eastcheap-Scenen nicht geschrieben. Und ebenso muß die liebenswürdige Schalkheit, die uns aus Haydn'schen Streichquartetten anlacht, einmal in seinem Gemüth gewesen sein. Sagen Sie also, wenn Ihnen ein Dichter im Leben begegnet, der nicht dem Bilde entspricht, das Sie sich nach seinen Werken von ihm gemacht haben, daß nicht Alles in ihm zur Erscheinung kommt, oder daß das Leben ihm gewisse Eigenschaften genommen; keinesfalls aber, daß er deren stets entbehrte. Er muß erfüllt sein von der Liebe, die er zeigt, und von der Energie des Hasses, die wir an ihm gesehen haben."

„Ich gebe Ihnen nur theilweise recht, Doctor Medenis", entgegnete die Oberamtmännin. „Ich denke, es gibt zweierlei Production: solche, in die sich die Persönlichkeit hineinmischt, und solche, an der sie weniger oder gar keinen Theil hat. Die erste Gattung ist die Lyrik, die andere das Drama

und der Roman. Wie stände es, wenn auch da der Dichter sein Eigenes gäbe? Er müßte auch die Anlage zum Bösen haben, weil er uns die mannigfachsten Intriguen vorführt und den Verbrecher selbst auf seinen geheimsten Wegen begleitet —"

„Gewiß hat er die", warf der Angegriffene ein. „Wie ließe sich ein Knoten schürzen ohne Intriguengeist? Natürlich hätte er das Geschick, Lebensfäden zu verwirren und wieder zu entwirren, aber eben die Gedankenarbeit zieht ihn davon ab, es in der Wirklichkeit zu thun. . . ."

„Ich denke mir den Dichter mehr wie einen Schauspieler. Er zeigt Alles; aber es berührt ihn nicht. Vor ihm tanzen die Gestalten; er ist an ihrem Leben nicht mitbetheiligt. Fühlte er Alles, was er schildert, es müßte ihn aufreiben."

„Oder", sagte die Hofräthin, diese Ansicht verstärkend, „ich denke mir ihn wie einen Architekten. In diesem Jahre baut er ein Schauspielhaus, im nächsten Jahre eine Kirche. Muß man ein Jude sein, um eine Synagoge zu bauen? Gewiß nicht. Semper hat die Synagoge in Dresden gebaut, sie ist der Typus für alle spätern ähnlichen Constructionen geworden, und ebenso rührt das Katerochen-Judenstück unserer Epoche von einem Nichtjuden, Gutzkow, her."

„So ist es!" mischte sich der Professor hinein, der bisher vornehm geschwiegen. „Roman-

dichter — wenn wir überhaupt den Romanschreiber einen Dichter nennen können — und Schauspieldichter sind Maler. Sie drücken nur aus, was ist, nicht aber das, was sie sind. Wer hat je vom Maler verlangt, daß er sich selbst male? Die Werke zum Spiegel des Charakters machen wollen, widerspricht allen ästhetischen Principien. Das Kunstwerk muß objectiv sein, der Künstler hinter seinem Werk ganz verschwinden."

„Und ich sage: je größer der Dichter, um so mehr werden die Werke den Stempel seiner Eigenart tragen. Es ist nicht wahr, daß uns der Maler im Bilde nur die Dinge zeigt; er zeigt uns in jedem derselben auch seine Eigenart. Wenn er nicht selbst in seinem Werke erscheint, wenn diese einzig nur Darstellungen der Dinge sein sollen, wie kommen Sie dazu, schon von ferne, bevor Sie noch die Pinselführung des Nähern geprüft, vor jedem Rubens zu sagen: ein echter Rubens! vor jedem Rembrandt: ein echter Rembrandt! Nicht nur daß jeder Zug eines großen Werkes die Signatur des Meisters an sich trägt, seine eigenthümliche Geisteswelt kündigt sich schon von ferne an. Michel Angelo's Jüngstes Gericht hat gar viele Figuren. Keine gleicht der andern, jede ist sie selbst, d. h. die Person, die sie vorstellen soll, und doch kann keine Figur von einem andern als Michel Angelo herrühren. Welcher

von Shakspeare's energischeren Versen könnte auch von einem Andern als von Shakspeare sein?"

„Ich sehe Frau von Porta daherkommen, der ich eine Mittheilung zu machen habe", sagte der Professor aufspringend, „sonst würde ich Ihre Ansicht, die grundfalsch ist, sofort widerlegen."

„Das will ich getrost erwarten", war die Antwort, „doch bis das geschieht, bleibe ich dabei, daß am Kunstwerk alles Ausfluß des Geistes ist, von dem es stammt. Mensch und Schriftsteller leiden keine Scheidung. Was er mittheilt, geht aus seinem Leben, Denken und Fühlen hervor. In seinen Dichtungen, hat ein mir sehr nahestehender Schriftsteller gesagt, muß der Dichter, in seinen Darstellungen der Künstler leben; vermißt man ihn selbst, seine Persönlichkeit, sieht man nur die Dinge, dann steht es schlimm."

„Und dennoch müssen Sie zugeben, daß der Dichter sein Bild zerstören würde, wenn er Züge von sich hineinmischte", meinte die Frau Oberamtmann. „Ich meine, er gliche dann dem Bildhauer, welcher der Porträtbüste, die er formen soll, beliebige Linien seiner Herzensdame liehe. Das würde einen unleidlichen Zwiespalt erzeugen und die ganze Persönlichkeit aufheben."

„Die Sache steht doch anders", war die Antwort. „Nicht fremde Züge trägt er hinein, nur sein eigenes Auge hat er mitgebracht, und durch das sieht er die Gestalt. Dies so und so gebaute

Auge, das sich in einer gewissen Entfernung aufstellt, empfängt das Bild. In diesem Künstlerauge reflectiren sich die Dinge. Und wie sie sich reflectiren — das ist das Bedeutsame, das Entscheidende. Es tritt nun der künstlerische Verstand dazu, der den großen Charakter, das bedeutende Ereigniß aus der Verschlingung der Wirklichkeit herauszunehmen versteht, der das Wesentliche steigert, das Unwesentliche fallen läßt, die Verbindungen von Ursache und Wirkung hervorhebt. Das und nichts weiter nennen wir künstlerische Schöpferkraft. Wenn wir den See, an dessen Ufer wir heute gesellig beieinander sind, verlassen haben werden, wird jeder von uns auf seine Weise von den dort verlebten Tagen erzählen. Der See vor uns wird je nach dem Auge des Erzählers die oder jene Farbe gehabt haben: für den Glücklichen wird er blauer, für den Unzufriedenen grau gewesen sein. Jeder von uns wird Porträts liefern, und die treuesten, ähnlichsten, lebenswahrsten der, der das schärfste Auge hat. Nun sind aber die einzelnen Porträts minder wichtig als das geistige Resultat, das Gesammtbild, das ein bedeutender Geist aus allen zusammenstellt. So und nicht anders". —

Die Tischglocke begann so fanatisch zu läuten, daß kein Wort mehr zu verstehen war.

III.

Am andern Morgen, als ich in aller Frühe unter den Bäumen gegen den See spazieren ging, traf ich den Kreisgerichtsrath, in einem Buche mit schwefelgelbem Umschlage lesend, das er mir sofort aus den Augen zu rücken bemüht war.

„Aha, Pot-bouille!“ rief ich.

„Eigentlich kommen Sie spät damit nach. Die Sturmfluth, die das Buch erregt hat, ist schon so ziemlich vorüber.“

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiderte der Rath, indem er mich an seiner Seite Platz zu nehmen einlud, „der Erfolg spricht schlagend. Das Buch ist vor einem halben Jahre erschienen, und ich habe da bereits die achtzigste Auflage in der Hand.“

„Ja, der Erfolg! Der Erfolg! Zola's „Nana“ hat sogar schon die hundertundsechzehnte Auflage. Wird man dies Resultat auch vom Kunstwerth des Buches herleiten wollen? Es gibt gewisse medicinische Abhandlungen, die auch rasenden Absatz haben. Man frage doch, wie viele Exemplare von wirklich hervorragenden Werken abgehen! Wäre es ein Kunstwerk, dies rasche Verstandenwerden müßte überraschen; doch es gibt ein Verslein:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich Euch!
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Dann verstanden wir uns gleich. —

Paßt dies nicht trefflich auf die Sache? Ich entnehme aus diesem grand succès, diesem miraculösen Erfolg nur das, daß es hüben und drüben des Rheins sehr viele Leute gibt, welche Reizmittel für ihre abgestumpften Sinne suchen."

„Sie werden beleidigend! Es gibt auch Leute, sehr viele Leute, die ein rein psychologisches Interesse an dem Autor nehmen."

„Ich leugne es nicht. Psychologisch ist das Buch, das Sie da in der Hand haben, allerdings sehr interessant — ich meine das französische Original, nicht die Uebersetzung mit Auslassungen, die ein großes deutsches Blatt seinen Lesern geboten hat. Und auch der Schriftsteller von Beruf wird das Buch mit Interesse durchsehen, um sich zu vergewissern, was denn beim sogenannten Naturalismus herauskommt. . . . Zola nennt sich einen Naturalisten und versucht es mit einem neuen Systeme. Sein Naturalismus, wie er es nennt, ist ein Versuch, ohne Phantasie und ohne Erfindung zu componiren. Von Fabel im höheren Sinne, von Intrigue, Verwickelung, Katastrophe, Lösung will er nichts wissen, vermuthlich scheint ihm das Alles Unnatur des ihm bitter verhaßten Romantikers und Convention zu sein.

Nur Lebenswahrheit, eitel Lebenswahrheit, die Dinge, wie sie eben geschehen. . . . So stellt er denn einen photographischen Apparat auf, die Realität einzufangen, und läßt ihn auf das Nächstliegende wirken. Es kommt ein Abdruck der Natur heraus. Aber welcher — ein düsterer, verzerrter, unendlich verhäßlichender. Was? Das wären die Dinge, wie sie sind? So abscheulich wäre die Welt? Das Glas, das die Bilder aufgefangen, war offenbar trübe von Schmutz oder zerbrochen. Nein, dieser Mann, der den Realismus anstrebt, ist am allerwenigsten ein Realist: sein finsteres, brutales Temperament malt uns eine finstere brutale Welt. Doch — Realismus ist auch nur ein leeres Wort! Alle Dinge müssen durch das Medium des Darstellers gehen, jeder gibt die Farben wieder, die er gesehen; so viel Augen, so viel Auffassungen der „Wahrheit." Können wir vom Schwarzseher etwas Anderes erwarten als Schwarzmalerei? Nun tritt aber noch Eines hinzu: Zola malt uns lauter Vorgänge. Es werden die einzelnen Stufen der Entwickelung bei einer Anzahl Personen eine gewisse Zeitreihe hindurch verfolgt; zu künstlerischer Verflechtung, lebendiger Bewegung, wirklicher Spannung und Befreiung kommt es aber nicht. Nun aber macht auch die Gabe, richtig, d. h. in gesunder Auffassung die Dinge zu sehen und zu schildern, noch keineswegs den Dichter. Zum Künstler macht

nur die Phantasie, die vom Gesehenen zum Nicht-gesehenen, nur geistig Geschauten hinüberleitet und Alles in ein einheitliches Bild umformt. Was wir hier erhalten, ist Technik, nicht Dichtung. Und worauf war der Fixirungsapparat gerichtet? Auf die gemeinste, niedrigste Natur! ... Selbst-verständlich gehört auch sie in den Kreis künst-lerischer Darstellung, denn diese soll das ganze Leben umspannen. Aber diese gemeine, niedrige Natur soll doch nicht ausschließlich herrschen, allein das Feld behaupten: sie soll lediglich als Gegensatz wirken."

„Was wollen Sie?" rief der Kreisgerichts-rath. „Emil Zola ist ein juvenalischer Geist und malt den Sittenverfall. Er lebt in Paris, dem Tummelplatz der wildesten Genußsucht und schil-dert nur eben die Corruption, die ihn umgibt. Er hat eine gute Absicht dabei: er malt das Laster, um davon abzuschrecken. Besser ein solcher, wie er, als ein poetischer Verklärer des Lasters."

„Auch darüber ließe sich streiten, ob das ein-gehende Studium des Lasters die Menschen mora-lisirt," erwiderte ich. „Doch Sie sagen, er malt den Sittenverfall. Gibt es in einer gewissen Periode nur Lumpenhunde? Nur Schmutz und Gemeinheit? Pot-bouille soll, nach der Zeitungs-reclame des „Gaulois," in dem er zuerst erschien, die Bourgeoisie en décomposition schildern. Aber

ist dies Bild der Bourgeoisie wahr? Kann die Bourgeoisie von Paris wirklich die in Zersetzung und Fäulniß begriffene Race, die aller ehrbaren, aller besseren Regungen bare Clique sein, die wir hier gezeichnet finden? Eine Gesellschaft voll geheimer Niedertracht und im Dunkeln schleichender Laster? Nein, das ist kein Naturalismus, es ist ein das Gemüth vergiftender Pessimismus, und der finsterste, der mir noch vorgekommen. Kein rother Communist konnte die Bourgeoisie in scheußlicheren Farben malen. Nein, das ist kein Realismus; so trostlos und schandvoll ist die Wirklichkeit nicht! Gibt es ein Haus in der Welt, wo wie in diesem der Rue Choiseuil Niedertracht bei Niedertracht wohnt? Jeder seiner Bewohner ist ein Thier, eine Bestie, das Haus eine Menagerie — der Mistgeruch derselben beklemmt uns die Brust. Im ganzen Buche kein Licht, kein ehrenwerther Charakter — ehrbarer scheint nur der Schriftsteller aus dem zweiten Stockwerk zu sein, der aber verreist ist und gar nicht erscheint. Nirgends ein erhebendes oder auch nur ein geistreiches Wort im Gespräche, nirgends ein frischer Luftzug, der in diese mephitische Atmosphäre bliese. . . . Nirgendwo eine Gestalt, für die man Sympathie fassen könnte. Mir thut der Autor leid — es muß entsetzlich sein, solch' ein Bild der Welt in sich zu tragen."

„C'est la vie! So ist das Leben!" ruft im

Buche selbst der Abbé Mauduit. Es ist eben eine illusionslose Welt!

„Nein, das ist nicht das Leben. Das ist nur das Leben, wie es sich in einem verdüsterten Auge, in einem erkrankten Kopfe malt. Ich kann mir wirklich den Autor nicht als geistig gesund vorstellen. Der nämlich ist nicht geistig gesund, der consequent beim Ekelhaften verweilt und Wohlbehagen am Cloakenduft zu empfinden scheint. Niemand ist geistig gesund, den die widrigsten sexuellen Verhältnisse in diesem Grade beschäftigen. Diese Abstumpfung alles feineren Gefühls, diese stete Inanspruchnahme der Phantasie durch Bilder aus der Geschlechtssphäre deuten mir auf eine physische Erkrankung."

Der Kreisgerichtsrath entgegnete nichts, und wir schwiegen eine Weile, jeder seinen Gedanken nachhängend. Inzwischen war der Professor, der offenbar Frau von Porta suchte, mehrmals an uns vorübergegangen. Scheu nach rechts und links schauend, blieb er plötzlich stehen, warf einen Blick auf das aufgeschlagene Buch und sagte: „Immer in literarischer Debatte, Doctor Medenis? Ueber Zola's neues Buch diesmal? Kenne es auch, das heißt, ich habe die ersten Kapitel gelesen und das Uebrige durchblättert. Das genügt mir vollkommen. Man sage, was man wolle, es fehlt diesem Romane aller und jeder poetische Duft und Schmelz."

Damit entfernte sich die anspruchsvolle Persönlichkeit. Der Gedanke aber, daß es einen Menschen gäbe, der in diesem Kochtopf poetischen Duft und Schmelz zu suchen ausgegangen, wirkte auf uns Beide gleichzeitig aufheiternd. Dem Manne Recht gebend, mit herzlichem Lachen, begaben wir uns zum Frühstückstisch.

Ueber deutsche Schriftsteller-Misère.

Möchte sie rauf,
Weil sie nicht kauf.

Aus der deutschen Schriftstellerwelt hört man seit längerer Zeit nichts als Trauer- und Schreckenskunden, sieht nichts als Bilder der Bedrängniß. Julius Mosen, Hermann Marggraf, Otto Ludwig, Karl Gutzkow — welche diversen Formen des Kummers rufen diese Namen wach! Dazwischen Aufrufe zur Unterstützung der Hinterbliebenen, Collecten, die Schillerstiftung mit ihren „Ehrengaben" à 200 Thaler. Zusammengehalten mit den immer neuen Notizen von großen literarischen Erfolgen, Schriftstellerglück, Schriftsteller-Ehren jenseits des Rheins und des Canals, einem wahren Bankettgetöse — wie nehmen sich diese Bettlerarien: „o schenkt von Euerer reichen Habe!" wie nimmt sich dieses Klappern mit der Sparbüchse entsetzlich und widrig aus!

Im Ganzen genommen ist doch all dieses verschieden geartete deutsche Schriftstellermalheur,

das unaufhörlich unsere Blätter füllt und entstellt, auf einen Grund zurückzuführen: die Schriftstellerei findet in Deutschland keinen den übrigen ökonomischen Verhältnissen entsprechenden Lohn. Ist man ohne Renten geboren, hat man keine reiche Frau geheirathet, hat man keine sonstige Stellung, welche das Schreiben als eine Nebenbeschäftigung erscheinen läßt, so kann man in der Welt, wie sie heute ist, von der Feder nicht leben, das ist die arge, die fatale Thatsache. Daß es so ist, wird sich zeigen, wenn wir sehen, was deutsche Schriftsteller ersten Ranges für ihre Mühe erhalten, und was deutsche Buchhändler als gutes, genügendes, sogar glänzendes Honorar ansehen.

Wir haben eine Nummer der „Mittheilungen für die deutsche Sortiments-Buchhandlung" vor uns. Der excentrische Ed. Maria Oettinger hatte im Dresdener Tageblatt die Frage gestellt, wer Schuld an Gutzkow's Selbstmord trage, und sie dahin beantwortet: die Indolenz der deutschen Fürsten, welche nichts für die Anerkennung und den Schutz der Schriftsteller thun, und die Knickerei der deutschen Buchhändler, welche sich in Leipzig und anderswo Paläste bauen, während die Autoren in Dachkammern wohnen. Der Schlußsatz des Artikels, welcher auf die Erschießung Palm's als eine löbliche That hinwies, gab eine arge Blöße, und nun erwiderte eine Anzahl Dresdener Buchhändler im Namen ihrer angegriffenen Standes-

genossen: die deutschen Verleger verdienten wahrlich nicht den Vorwurf der Knickerei; Gutzkow habe gute, ja glänzende Honorare bezogen, zweitausend Thaler für die „Ritter vom Geiste," dreitausend Thaler für den „Zauberer von Rom."

Ueber die zweitausend und dreitausend Thaler, als Probe glänzenden Honorars angeführt, habe ich bitter auflachen müssen. Die „Ritter vom Geiste" zählen doch neun dicke Bände zu vier- und fünfundzwanzig Bogen. Sollte es möglich sein, solch' ein Werk in weniger als vier Jahren zu vollenden? Das erste Jahr vergeht mit dem Entwurf des Cartons und dem Sammeln des Materials, im zweiten Jahre geht man an den Bau, und rechnet man nun drei Bände auf das Jahr, so hat man wohl das Menschenmögliche angenommen. So sollen sich zweitausend Thaler, eine Summe, die ein Architekt bei dem Bau eines Hauses, ein Advokat bei einem größeren Prozesse leicht gewinnt, beim Schriftsteller auf vier Jahre vertheilen? Würdige Männer von Dresden, so ernst und feierlich ihr dreinschaut, ich kann dies Honorar nicht für glänzend, ich muß es sogar für jammervoll halten.

Die „Ritter vom Geiste" hatten einen imensen Erfolg (natürlich ist, wie immer in Deutschland, ein ideeller Erfolg, kein mercantiler gemeint), und so ist es begreiflich, daß der Verleger bei dem nächsten Romane in der Honorarzahlung etwas

höher greifen mußte. Die Bände des „Zauberers von Rom" waren noch enger gedruckt, und Gutzkow arbeitete fünf Jahre mit beispiellosem Fleiß und aufreibender Thätigkeit an dem Buche. Man dividire, berechne wieder, wie hier eine Jahresarbeit belohnt wird. Nämlich, die Buchhändler, die solch' ein Honorar glänzend finden, müssen von der Stellung des Schriftstellers zur Gesellschaft die seltsamsten Begriffe haben!

Sieht man, was Gutzkow erhielt, noch dazu ein Mann, dem praktischer Verstand in weltlichen Dingen am wenigsten abging und der sich somit gewiß die möglichst vortheilhaften Bedingungen zu verschaffen wußte, so kann man daraus einen Schluß darauf ziehen, was andere Autoren erhalten. Es gelangt, so wichtig der Gegenstand auch ist, wenig darüber in die Oeffentlichkeit, und vielleicht mit Recht; es muß als ein trauriges und beschämendes Familiengeheimniß im Hause der Literatur angesehen werden.

Soll der Vorwurf den Verleger treffen? Im Großen und Ganzen gewiß nicht. Der Absatz bestimmt den Preis aller Dinge, sonach auch den der Manuscripte. Allerdings gibt es eine kleine Classe von Verlegern, die eben aus dem schlimmen Stand der Dinge ihren Vortheil zieht, die Misère des Absatzes noch größer schildert, als sie es in der That ist, und dadurch bei denen, die ihm trauen,

die Preise herabdrückt. Diese Classe, ein Geschlecht von Lügnern und Heuchlern aus Princip, wimmert ewig und kann, in ihrer Verbindung und Wehmuth und Gefräßigkeit, als eine menschliche Krokodil-Species an den Ufern deutscher Flüsse angesehen werden. Es gibt aber unter den Verlegern auch zahlreiche noblere Naturen, die nicht bloß drücken und die Citrone auspressen, die auch anspornen, anfeuern wollen und dem Schriftsteller den möglichst großen Lohn seiner Arbeit gönnen. (Ich denke, indem ich dies schreibe, des buchhändlerischen Freundes, der sich in diesem Augenblick mit meinen Büchern befaßt.) Aber es fragt sich, wie viel solche es mit dem Schriftsteller redlich meinende Buchhändler vermögen und welche Schranken die Verhältnisse ihrem guten Willen ziehen!

Forscht man nach dem Grund der deutschen Schriftsteller-Bedrängniß, so gewahrt man bald eine fatale Complication von Ursachen, daß man eine Philosophie de la misère à la Proudhon zusammenstellen könnte. Man sagt: Ja, die deutschen belletristischen Bücher finden so wenig Abnehmer, weil sie so theuer sind. Aber wiederum sind die deutschen belletristischen Bücher so theuer, weil sie so wenig Abnehmer haben. Und so dreht man sich unaufhörlich im Cirkel. Der Buchhändler stellt sein ganzes Calcül auf den Bedarf der Leihbibliotheken, und hat er einige hundert Exemplare darüber für die einzelnen Abnehmer im

Publikum gedruckt, so reicht er in den allermeisten Fällen auf Jahre hinaus.

Unsere reichen Leute, unsere Financiers, unsere Industriellen — wie sehen ihre Bücherschränke aus! Mich, der ich unter Bücherschränken hause und gewohnt bin, an Büchern meine liebste Freude zu finden, mich faßt regelmäßig ein Schauer, wenn ich in die Büchersammlungen dieser Herren einen Blick werfe! Da stehen in den oberen Fächern ein paar „Classiker", die wohlfeil zu kaufen, Schiller, Goethe, Herder, Walter Scott; doch mir scheint, daß diese Bände ein gar ruhiges Leben geführt haben, seitdem sie vom Buchbinder zurückkamen. Nun folgen ein paar Lexika, einige Fachbücher, einige französische Romane; das Uebrige ist ein Chaos, das der Zufall zusammengeführt. Ein widriger Anblick! Und doch kann man sagen, der Bücherschrank ist der Mensch. Zeige mir doch deine Bücher und ich will dir sagen, wer du bist!

Jeder gebildete und wohlhabende Franzose hat seine Classiker des 17. und 18. Jahrhunderts beisammen: Racine, Lafontaine, La Bruyère, Pascal, Voltaire, Lesage, Molière, Marivaux, Rousseau, de Cheniers; er hat die modernen: die Staël, Hugo, Balzac, Vigny, Musset, Nodier, die Sand, Stendhal. Große Verlagshandlungen haben ihm diese Werke in vielfachen schönen Ausgaben geliefert. Im Punkte der Wohlfeilheit hat man da das Außerordentlichste geleistet. Charpentier

und Michel Levy haben dicke Bände zu drei und zuletzt gar zu einem Franken gebracht, bei denen es eines Absatzes von 17 000 Exemplaren bedurfte, um nur auf die Erzeugungskosten zu kommen. Sie konnten die Speculation wagen, weil sie auf ein Publikum von Abnehmern rechnen konnten, das an Festigkeit einem Kreis von Abonnenten gleichkam. Bei uns gibt es keine derartige Gesammt-Collection. Nebenbei gesagt, scheint es mir in bedenklichster Art gegen die so oft mit feierlicher Würde betonte Behauptung zu sprechen, wir seien vor allen Völkern geistigen Interessen hold, daß so viele deutsche Schriftsteller ersten Ranges es nie über die erste Auflage hinaus gebracht! Von Reinhold Lenz, einem der interessantesten Dichter der Goethezeit, haben wir noch immer die alte, von Tieck besorgte löschpapierene Ausgabe, Gesammtausgaben von Grabbe, Immermann bestehen gar nicht, Leopold Schefer in seinen Novellen, eine ganze Wunderwelt, ist fast unbekannt, der Lobpreis v. Kleist's mußte erst bei einem Theil der Kritik zum stehenden Artikel werden, damit der ersten Auflage nach fünfzehn oder mehr Jahren eine zweite folgte. Wo bleibt die Gesammt-Ausgabe von Grillparzer's Werken? Bei allen diesen Autoren hat eine Auflage von 500 bis 1000 Exemplaren sich genügend erwiesen, eine Nation von 40 Millionen in zwei Generationen geistig abzuspeisen!

Nun sehe man doch, daß der Ruhm nicht der Schatten eines Rauches, eine Chimäre sei!

Wir lesen aus der Leihbibliothek (und doch kann nur das Buch, das wir besitzen, unser wahrer Freund und Gefährte sein); der Widerwille der vermögenden Leute, ein Buch zu kaufen, ist unaussprechlich. „Wohl schon zehnmal," sagte unlängst an der Table d'hôte ein reicher Commerzienrath zu mir, „schicke ich in die Leihbibliothek nach den „Problematischen Naturen". Das Buch ist nie zu Hause und meine Tochter in Verzweiflung darüber. Auch ich läse es gern; unsere Liebe zu Poesie ist eine aufrichtige." „Herr Commerzienrath," antwortete ich, „diesem Jammer ist leicht abzuhelfen. Schicken Sie doch lieber in die Buchhandlung, die Volksausgabe kostet einen Thaler." — „So, so, aber sehen Sie, das ist eine eigenthümliche Sache, man gibt so ungern Geld für Bücher aus. Man kommt sich wie ein Verschwender vor. Kellner, noch eine Flasche Château Larose, die — zu zwei Thaler!"

Damit ist nur ein Exemplar einer vielverbreiteten Gattung bezeichnet.

Ja gewiß, wenn die Sache nicht gar zu traurig wäre, man könnte darüber lachen, welche Mittel angewendet werden müssen, den deutschen Mann zum Ankauf eines Buches zu bringen. Welches Concert, als gälte es Felsen zu erweichen, wurde neulich angestimmt, als es sich darum handelte,

Julius Mosen's gesammelte Schriften zu empfehlen! Es mußten alle Krankheitssymptome, die der verehrte Dichter an sich hat, angeführt werden, damit sich das verehrungswürdige Publikum entschlösse sich für wenig Geld eine herrliche Lectüre anzuschaffen. Ein furchtbares Unglück muß jedesmal einen Dichter heimsuchen, damit in der Nation eine Theilnahme wachgerufen werde.

Ja, am Mangel der Wärme, der Empfindung, daran liegt es! Ewig das alte Lied: Schiller und Goethe, Goethe und Schiller. Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard. An diesen Namen wird alles Neue gemessen, und mit diesen Alles abgelehnt. Bringt Einer einen Roman, so ist dieser, mit „Wilhelm Meister" verglichen, keinen Schuß Pulver werth, und bringt Einer ein episches Gedicht, so hat man mit „Hermann und Dorothea" in Concurrenz treten wollen, was natürlich zum Nachtheil des neuen Poeten ausfällt. Welchen Trank der Dichter auch biete, Kritik und Publikum haben ewig daran auszusetzen, der Wein ist zu süß oder säuerlich, zu leicht oder zu schwer. Aber vielleicht liegt der Fehler auch nicht so sehr am Weine, wie am Gaumen und am Geschmack der Trinkenden.

Und weiterhin fehlt es an nationaler Würde! Die Bevorzugung der fremden Autoren grassirt noch immer, und von dem mageren Budget, das sich der Deutsche für Bücher aussetzt, wird der

größte Theil vom Ankauf französischer und englischer Werke absorbirt. Noch immer bevorzugt der Adel und das den Adel copirende reiche Bürgerthum alle von jenseits des Rheins und des Canals kommende Literatur, noch immer pflanzt ein fremdes Hofmeister- und Gouvernantengeschlecht der anvertrauten Jugend den Grundsatz der Bewunderung der fremden Chefs d'oeuvres ein. Wir sind Kosmopoliten. Wie viel Zeit, wie viel Liebe, wie viel Geld kann uns noch für unsere deutschen Autoren übrig bleiben, da wir die Literatur an der Seine und der Themse auf Schritt und Tritt zu begleiten haben?

Die Folgen aller dieser Ursachen, die das Drangsal deutscher Autoren verschulden, liegen zu Tage: sie sind bei einem Theil der Schriftsteller Ueberanstrengung, frühes Aufzehren der Kräfte, vorzeitige Erschöpfung; bei einer anderen Reihe von Talenten Zuflucht zur Vielschreiberei, Verflachung, Versinken in die leichtfertige Massenproduktion. Während englische und französische Autoren auf ihren neuen Auflagen ausruhen können, heißt es bei deutschen Belletristen: weiterstürmen von Buch zu Buch mit fieberhafter Eile. Ist es nicht nur nothwendige Folge, daß unter solchen Verhältnissen die Gesammtheit der Literatur zurückgehen muß und nicht mehr mit den Leistungen der beiden anderen großen Nationen Schritt hält? Die einzelne noble Natur ersten

Ranges darbt freilich ruhig weiter, um ein Meisterwerk im Lauf der Jahre reifen zu lassen; aber im Ganzen genommen gilt auch für die Literatur der national-ökonomische Satz, daß die Herabminderung der Preise mit einer Verschlechterung der Waare zusammengeht.

Ja wahrlich, wenn man Alles zusammenfaßt: die Theilnahmslosigkeit des Publikums, die geringe Freude, die der deutsche Autor vor dem Forum der Kritik erlebt, den Abgang aller Ehren und Auszeichnungen, die dem Schriftsteller in anderen Ländern zufallen, endlich den schlechten Lohn, den die Arbeiten finden, kann man sich nur wundern über den Muth und die Ausdauer derer, die trotz alledem und alledem, einmal eingetreten in die große Genossenschaft des Gedankenbaues, darin ausharren bis an ihr Ende.

Welche Nachtstücke ließen sich über deutsches Schriftstellerleben schreiben! Ein schon lange monotoner Kampf, ein Anlauf gegen ein Publikum, das man zu erwärmen sucht, und das nicht zu erwärmen ist, ja sich fortwährend abwehrend gegen den Autor verhält; Freuden am Schreibtisch, Selbstberauschung, stets nach Beendigung der Arbeit abwechselnd mit Ernüchterung und Enttäuschung, viel Arbeit, viel Leid, den Hochmuth und den Dünkel der herrschenden Kasten zu ertragen, Versuch um Versuch, Alles in Einem Enthusiasmus zu vereinigen, stetes Fehlschlagen

dieser Versuche, schlechter Lohn, Altern vor der Zeit, Abspannung und Ermüdung der Seele, Krankheit, Zusammensturz! dann heißt's: in die Schiller-Stiftung! Und die Welt meint dazu: Diese Leute mögen poetischen Beruf in sich gefühlt haben, sicherlich aber haben sie das schlechteste Mittel ergriffen, sich das Leben leicht zu machen und ihre Kinder zu versorgen.

Das Entsetzen über Gutzkow's That war groß; mir aber scheint, daß der Selbstmord in der deutschen Schriftstellerwelt, freilich vornehmlich bei denen, die nicht durchzudringen vermögen, ziemlich häufig auftritt. Die Welt erfährt meist wenig darüber, weil diese Opfer eben wenig bekannte Namen tragen und einer eigentlich geringen Achtung sich erfreuenden Kaste angehören. Mich überfällt ein Grausen, wenn ich, trotzdem meine Erinnerungen nicht gar zu weit zurückgehen und ich nicht gar soweit herumgekommen bin, eine ganze Schaar literarischer Bekannten finde, die durch eigene Wahl geendet haben. Ich nenne nur die Namen W. A. Gerle, Bernhard Gut, Adolph Horwitz (Sternfeld), Moritz Reich, Christian Höppl, Hildebrandt — die Einen müde Veteranen der Feder, die Anderen früherschöpfte Talente — sämmtlich jedoch Opfer materieller Drangsale. Vier davon wählten das Wasser, Einer den Strick, Einer ging auf unaufgeklärte Art aus der Welt. Wenn ich die Zahl der Schriftsteller, die ich per-

lich gekannt, auf zweihundert veranschlage, scheint mir diese Zahl von sechs mir persönlich bekannten Opfern entsetzlich groß!

Wenden wir uns nach Frankreich, wo wir Männer der Feder, wie Augier, About, Feuillet, Sardou, die Dumas, in eleganten Villen einquartiert sehen, so finde ich sie weniger beneidenswerth um den Besitz dieser Villen, als um das, wovon diese Villen der Beweis sind: um den warmen, freudigen, lebendigen Antheil der Nation und der Kritik an ihren Leistungen. Sehen wir uns französische Schriftsteller-Honorare als Resultate schriftstellerischer Thätigkeit an, so müssen wir sie erstaunlich finden. Thiers erhielt für das „Consulat et Empire“ 500 000 Francs, Lamartine für die „Voyage en Orient,“ das erste Werk in Prosa, womit der damals im Zenith seines Ruhmes stehende Autor debutirte, 400 000 Francs. Victor Hugo bezog für die erste Auflage seiner „Misérables“ 300 000 Francs, für das Verlagsrecht in England 4000 Pfund Sterling, und wie viel Auflagen haben seitdem die „Misérables“ gehabt! An Dumas Vater haben wir es unlängst erlebt, daß er sich gegen den Vorwurf der Verschwendung vertheidigte, da man behauptete, er habe 17 Millionen Francs durchgebracht. Er stellte sein Honorar zusammen und das Resultat war, daß es sich bloß auf 4 bis 5 Millionen belaufe, welche Summe allerdings gering gegriffen scheint, wenn

man weiß, daß Dumas in seiner letzten Zeit vom Siècle und Constitutionel à 1 Francs die Zeile honorirt wurde. Doch was wollen vier bis fünf Millionen bei Dumas' Fleiß und Productionskraft bedeuten! — Wunderbarer, größer, phänomenaler erscheint es mir, daß ein einziges Buch in Frankreich genügte, seinem Verfasser, freilich dem Liebling der Nation, ein ganzes, langes Menschenalter hindurch, wenn nicht Reichthum, doch eine comfortable Existenz zu sichern — und das haben doch Béranger's Chansons zuwege gebracht.

Man wird sagen: Laßt euch den Wunsch nach englischen und französischen Honoraren vergehen! Englisch und Französisch sind Weltsprachen. Man liest französische Romane in Polen und Rußland, wie in Brasilien und Egypten; man liest Englisch am Bosporus, am Ganges, am Cap. Ihr seid Deutsche, ihr wollt gar nicht, daß andere Nationen euch lesen, und druckt deshalb euere Bücher noch immer in alter, gothischer Schrift, die jedem fremden Leser so große Schwierigkeit bereitet. Ja wohl, wir sind Deutsche, wir sind bescheiden, wir verlangen nicht nach dem Glanz und den Ehren, die unseren Collegen und Rivalen jenseits des Rheins zu Theil werden. Das aber könnte man fordern, daß statt der ewigen „Unterstützung", die doch nur in Ausnahmsfällen aushelfen sollte, ein normales, billiges Verhältniß

zwischen der Arbeit des Schriftstellers und dessen Entlohnung durch den Antheil des Publikums trete.

Auch dies heißt noch zu viel gefordert. Ein Publikum von Bücherkäufern kann nicht decretirt, nicht zusammengetrommelt werden. Die deutsche Schriftstellermisère wird so lange dauern, als die übrige deutsche Misère, die weitere politische und sociale Zerfahrenheit Deutschlands. So lange wir am Mangel jedes politischen Selbstgefühls laboriren, so lange das Herz der Nation nicht wärmer geworden, wird die deutsche Literaturgeschichte fortfahren, eine Passionsgeschichte zu sein. Und was unsere Epoche anbelangt, so wird leider die Nachwelt bei der Aufschreibung ihrer Literatur-Geschichte dort, wo sie auf Deutschland zu reden kommt, die reichste biographische Ausbeute in den Acten der Schiller-Stiftung antreffen.

Shakspeare's „Perikles" an der Münchener Bühne.

Auf der Bühne des Münchner Hoftheaters am Max-Josefsplatze ist ein interessantes Experiment gemacht worden und gelungen. Ein Shakspeare'sches Stück, das nun 250 Jahre im Todesschlaf gelegen, ist wieder aufgelebt; der bisher wenig gekannte und unbeachtete „Perikles" hat sich als eine ergreifende Dichtung von starker Wirkung erwiesen. Ein Shakspeare'sches Stück scheint nun durch eine glückliche Bearbeitung dem deutschen Theater gewonnen zu sein. Es wäre dies ein Ereigniß von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

„Perikles" war ein effektvolles und, wie die geschriebenen alten Ausgaben beweisen, ein Stück von ungeheurer Popularität, doch durch Abschriften corrumpirt. Es hat das große Verdienst, stets anregend zu sein, ist voll interessanter Effekte und Scenen von großer Schönheit. Die Geschichte ist allerdings höchst abenteuerlich, unwahrscheinlich,

an das Märchen streifend, aber es führt Situationen vor, die das höchste Pathos hervorbringen. Nach der Eliminirung des Störenden wird nach unserm Dafürhalten dem Stücke eine Anziehungskraft bleiben, die ihm eine Dauer auf dem deutschen Repertoire sichert. Seinem Bekanntwerden stand im Wege, daß es in der Tieck'schen Shakspeare-Ausgabe fehlte, wiewohl Tieck es übersetzt und in seinem Alt-englischen Theater 1. Band aufgenommen hatte.

Von jeher sind Shakspeare'sche Stücke strittig gewesen. Stimmten sie zu den Vorstellungen, die sich der Kritiker von einem Shakspearestücke machte, waren sie echt, stimmten sie nicht, wurden sie für unterschoben, unecht erklärt, während sie wieder für Andere echt waren. Man nahm dem Dichter ein Werk weg, um ihn zu ehren. Zu diesen Stücken gehörte namentlich das „Wintermärchen.“ Pope war der Ansicht, daß nur einige Charaktere, einzelne Scenen und vielleicht nur ein paar eigenthümliche Stellen von Shakspeare's Hand wären. Warum? Weil die Gemeinheit der Fabel und die Extravaganz ihrer Durchführung Shakspeares unwerth. Die Anachronismen, die Sprünge erscheinen dem Kritiker, dem nüchternen Kopfe als Flecken. Nun hat es Shakspeare allerdings ein wenig arg getrieben. Eine Heldin, die den Kaiser von Rußland als Vater hat und deren Schicksal von der Priesterin des göttlichen Apollo in Delphos

abhängt, welches Delphos wieder eine unentdeckte Insel ist, deren Bildniß von Giulio Romano gepinselt ist — das Alles ist stark. Sicilien und das apokryphe Böhmen — chronologische und geographische Widersprüche auf jeder Seite.

Auch „Perikles“ ist dem Dichter abgesprochen worden, wiewohl noch bei Lebzeiten desselben zwei Drucke unter seinem Namen erschienen sind, zu einer Zeit, als dieser auf der Höhe seiner Kunst stand und somit ein fremdes Stück weniger acceptirt hätte. Warum? Weil es nicht zu den Vorstellungen stimmte, die man sich von einem Shakspeare'schen Stücke machte. Der Gang des Stückes erschien zu wild. Ein König, der den Nachstellungen eines Mächtigen entflieht, Schiffbruch leidet, unter Fischern auftaucht, sich einen Harnisch fischt, damit er unter Turnierspielern erscheinen könne, unerkannt den Preis erhält, des Königs Tochter vermählt wird und mit ihr zur See geht u. s. f.

Und doch gehören manche Scenen, wie z. B. die der Erweckung der Thaisa, die Wiedererkennungsscene am Schlusse zu dem Allerschönsten und Ergreifendsten, was Shakspeare geschrieben.

Im 3. Akte verliert Perikles seine Thaisa. Aus den Worten: „Hier liegt sie“ müssen wir schließen, daß ein Vorhang weggezogen und eine innere Cabine sichtbar wurde, in der die schein-

todte Thaisa lag. Die Leiche wird dem Meere übergeben. Das Kind, das Marina genannt wird, wird dem Gouverneur von Tharsus aufzuheben gegeben, derweil Perikles nach Hause eilt, einen Aufruhr zu stillen.

Zwischen dem 3. und 4. Akte liegen vierzehn Jahre. Perikles findet in Tharsus seine Marina vorgeblich todt — man zeigt ihm ihr Grabmal, und er verliert aus Schmerz darüber die Sprache. Sie ist aber nicht todt. Der Gouverneur von Tharsus erzog sie mit seiner Tochter, sie verdunkelte diese in allen Punkten, die Mutter ward neidisch und trug einem Diener auf, sie auf einem Spaziergange zu ermorden, er, durch ihre Schönheit gerührt, verkaufte sie an Seeräuber. Diese brachten sie in die größte Gefahr.

Die Sprache ist in den bedeutendsten Scenen echt Shakspearesch. In einer Scene, wie die des III. Akts auf dem Schiffe, ist der ganze Shakspeare in jeder Zeile sichtbar. Zuerst der poetische Anruf an die Natur, wo der Gatte während des Sturmes der Wehen seines Weibes gedenkt, der Ausbruch wahnsinnigen Schmerzes, als er von ihrem plötzlichen Tode hört, die Unterbrechung seiner Klage, weil man sein Kind ihm in die Arme gelegt, die Milde seiner versuchten Abmahnung der Schiffer, der pathetische Anruf seines Weibes, seine Milde und seine zarte Uebergabe der Leiche ans Meer — das ist Alles in einer Weise wieder=

gegeben, die wir bei gar keinem Schriftsteller irgend einer Zeit wiederfinden.

Nein, „Perikles" ist sicher von Shakspeare. Nicht bloß äußere Gründe sprechen dafür, die inneren Gründe sind noch stärker. An dem abscheulichen Stücke „Titus Andronikus" hat er gewiß keinen Antheil — aber der „Perikles" zeigt ihn ganz. Hier lebt ein Pathos, eine Pathetik, einzig in ihrer Art, es gibt nichts Rührenderes. Wie tiefster, herzbrechender Schmerz sich allmälig lichtet, ist wunderbar, ein Wunder tiefer, poetischer Auffassung, hier spüren wir, wie der Hauch eines fast göttlichen Genies uns im Innersten berührt.

Mir steht der „Perikles" im Werthe weit höher als z. B. der „Sommernachtstraum", der doch etwas Schachmäßiges hat mit seinem Hin und Her der Figuren.

Dennoch bin ich nicht blind. Das Stück hat vielfach die Form der Erzählung behalten. Es ist, als habe Shakspeare mit flüchtiger Hand an diesem Stücke gearbeitet. Es gleicht mehr einem Carton als einem ausgeführten Bilde. Die ersten Scenen zeigen eine gewisse Steifheit; erst die Sturmscene tritt ein wie eine große Musik, die Musik einer hochgestimmten Seele, nur Shakespeare eigen mit recht gegriffenen Dissonanzen. Er bringt keinen durchwegs neuen Charakter, aber die Figuren erinnern fast durchgängig an andere Figuren seiner Dramen; Perikles mahnt an Leontes,

Marina an Perdita; Cerimon, der reiche Gelehrte, der Scheintodte erweckt, hat Aehnlichkeit mit Prospero, Dionyza, das dämonische Weib, das ihrem Gatten die Reue ausreden will, mit Lady Macbeth; Cerimon ist zudem eine echt shakspearische Gestalt, hat sich aus freien Stücken, ein reicher Mann, dem Studium der Natur geweiht, predigt Thätigkeit und Hilfe statt Wohlleben und Ruhe. Dionyza ist eine Verwandte der Lady Macbeth, derselbe schneidende Sarkasmus, in kräftiger und doch raffinirter Phraseologie, die Ermunterung eines schwachen Gatten durch stechenden Spott, dasselbe Lob des Adels ihres Gemahls unter dem Spott auf seine Feigheit.

Marina hat die Juwelenaugen ihrer Mutter.

„Her eyes as jewel-like and cas'd as richly."

Die Wiedererkennungsscene ist von transcendentaler Schönheit in Shakspeare's wunderbarstem Style. Perikles vernimmt eine visionäre Musik, das geistige Echo seiner harmonisch sich stimmenden Seele.

Und nun sehen wir das Stück wieder aufleben. Unter welch' andern Verhältnissen! Shakspeare's Meisterwerke wurden in hölzernen Baracken aufgeführt, gegen die unsere Kunstreiterbuden Prachtgebäude sind, die Orte der Handlung hatte man sich „zu denken". Sie leben wieder auf in glänzender Inscenirung, mit genau historischen Costümen, mit großartigen

Maschinerieen. Das Schiff im III. Akt, das mit den Wellen kämpft, war ausgezeichnet. Wir sehen die Kiste, in welcher Thaisa ruht, ins Meer hinabstürzen. Sie wurde fortgetragen von den Wellen, die ein fahler Sternenglanz beleuchtete; eine schaurige Wirkung!

Ein anderes wunderschönes Tableau ist die Ankunft des gemüthskranken Königs im V. Akte.

Was wohl Shakspeare sagen würde, wenn er sein Drama in der heutigen Ausstattung sehen könnte? Ich glaube, er würde Alles billigen und sehr glücklich sein. Er hatte oft genug sich über die Unzulänglichkeit der theatralischen Mittel ausgesprochen (Heinrich V. Akt V. — Prolog zu Heinrich VIII., auch im Perikles).

Die Bearbeitung von Possart hatte zu eliminiren und die Scenenfolge zu vereinfachen, das griechische Colorit zu verstärken. Sie ist mit großem Verständniß für dramatische Wirkung ausgeführt. Es war der Charakter der Thaisa auszumalen und uns näher zu bringen. Die anstößigen Scenen des IV. Aktes sind entfernt und durch andere ersetzt. Er ist da mit anerkennenswerther Geschicklichkeit vorgegangen. Charakteristische Pinselstriche sind allenthalben angebracht. Die erste Scene Antiochus und Tochter ist weggefallen. Vielleicht wäre es gerathen, die mittelalterlichen Elemente beim Turnier noch mehr zu eliminiren, dagegen die archaisirende Form mit dem Erscheinen

des „Prologus“ Gowers, des alten Erzählers, stehen zu lassen.

Ich freue mich schon, wenn ich den Orchesterraum beim Schauspiel mit Musikern besetzt sehe. Wie entsetzlich, ein Schauspiel ohne Musik zu beginnen, wie dies jetzt in Aufschwung gekommen. Wie entsetzlich nüchtern dieses Anfangen, ohne daß man in die Dichterwelt durch Töne eingeführt wird. Eigentlich verlangt jedes poetische Drama die Verschmelzung mit Musik. Nur sie kann Stimmung vorbereiten, erzeugen. Die Abschaffung der Zwischenaktmusik gehört zu den ärgsten Dingen, die unsere Zeit ersonnen. Wie kahl und nüchtern geht der Vorhang auf, was nur ein Glockenzeichen verkündigt. — Hier ist endlich wieder Musik, und zwar hat Herr von Perfall eine Musik geschaffen, die ganz vorzüglich dazu angethan ist, uns in die Märchenstimmung einzuführen. Sie ist sehr wirksam und beginnt mit einem kurzen Vorspiel, welches das Motiv bringt, das sich wiederholt. Die Sturmmusik begnügt sich, Unterlage eines Stimmungsbildes, Illustration zur Situation zu sein. Im III. Akt sind die Chöre der Priesterinnen Diana's von mildem Charakter und rührendem Ausdruck.

Was die Darstellung betrifft, die schon heute eine wohlgelungene genannt werden darf und bei weiteren Aufführungen noch an Feilung gewinnen wird, so sind als am Erfolge in erster Linie

betheiligt, Herr Knorr, Fräulein Bland und Fräulein Küssner zu nennen.

Perikles, anfangs Liebhaberrolle, im spätern Verlaufe Charakterrolle, ist eine große Aufgabe. Herr Knorr hat sie vortrefflich gelöst und aus dem Perikles eine sehr sympathische Gestalt geschaffen. Fräulein Bland brachte ihre schönen körperlichen Eigenschaften, Gefühl und Innigkeit, Reinheit und Adel der Auffassung mit. Sie war maßvoll, ihre Erscheinung kam zur Geltung, ihr ausdrucksvoller Kopf, die schönen Arme. Wie sie aus dem Scheintode erwacht, mit den großen Augen um sich blickt und den Mund zur Rede öffnet, das zu sehen, ist Etwas, was allein eine Reise nach München lohnt. Die Erkennungsscene des Schlußaktes gelang ihr sehr gut.

Vor Allen hat zum Erfolg des Abends Fräulein Küssner beigetragen, die aus der Marina eine echt poetische Gestalt geschaffen hat. Auch die Träger der kleinen Partieen waren sichtlich bemüht, zum Erfolge des Ganzen beizutragen. Die erregte Stimmung stieg noch im IV. Akte und verharrte als solche bis zum Schlusse, wo das Herausrufen gar nicht enden wollte.

Daß auch der Schreiber dieser Zeilen einem solchen Erfolge gegenüber Genugthuung empfindet, ist begreiflich. Seit etwa zwanzig Jahren kennt er den „Perikles“, hatte selbst an eine Bearbeitung gedacht und schon manchem Director vorgeschlagen,

eine Bearbeitung dieses Stückes vornehmen zu lassen. Aber das war nichts Kleines. Ihm fehlten die Mittel zur eignen Ausführung. Das Schauspiel verlangt Musik, es verlangt eine kostspielige Maschinerie; wenn man hörte, daß ein Schiff zu bauen sei und auszurüsten, blieb sein Rath unbeachtet. Nie gelang es ihm, einen Director zu bewegen, drei Stunden der Lectüre des Schauspiels zu opfern. Da betrat er einen andern Weg und legte seine Ansicht über das Stück im Rahmen eines Essays dar. Herr Possart wurde dadurch veranlaßt, das Stück kennen zu lernen; er las, prüfte und ging rasch an die Arbeit. Sie ist ihm wohl gelungen; er hat ein Stück wieder lebendig gemacht, dem eine Dauer auf deutscher Bühne gesichert ist.

Der Schreiber dieser Zeilen vernahm es nicht ohne einige Besorgniß. Er war in die Lage des Menschen gerathen, der Jemandem die Besteigung eines Berggrats empfiehlt, bei der ein Verunglücken sehr nahe liegt. Er wußte, daß sich der Weg nahe an Abgründen hinwindet, und die Sorge trieb ihn, was er noch an Rath geben könne, mitzutheilen. Nun, es ist gelungen.

Heinrich Heine und Frau Mathilde.

Fragmente.

. . . .

Ich glaube, ich hatte das wohlwollende Interesse, das Heine mir schenkte, insbesondere dem Umstande zuzuschreiben, daß ich in meinen jungen Jahren, immer von einer Sache ganz und bis zum Zerspringen voll war, und zwar bei jedem Wiedersehen voll von einer andern Sache. Es interessirten ihn meine Metamorphosen.

Im Jahre 1846 dachte ich fort und fort an das Theater und war voll Dramenplänen, im Jahre 1849 beschäftigte mich das Studium der socialen Systeme, zwei Jahre darauf das Schopenhauer'sche philosophische System. Es ist nicht mein Verdienst, für Schopenhauer begeistert gewesen zu sein, während sein Name noch ganz unbekannt war; Zufall hatte mich dazu geführt. Mein Oheim, der Kunstschriftsteller von Quandt, war ein Freund des jungen Schopenhauer gewesen und hatte mir seine ersten Schriften zu lesen gegeben; mit Schopenhauer's Schwester war ich in Karlsbad

bekannt geworden. So wurde ich einer der ersten Leser von der „Welt als Wille und Vorstellung". Wenn ich nun von meiner Sache voll war, kam ich immer wieder auf sie zu sprechen.

Heine war das neu, und es interessirte ihn. „Was bringen Sie uns dieses Jahr mit?" fragte er. „Was bringen Sie jetzt?"

„Was? Hat Meißner uns je etwas mitgebracht?" fragte Frau Mathilde mit spöttischer Verwunderung.

Ich mag roth geworden sein, denn allerdings hatte ich vielfache Einladungen zum Diner mit keinem Geschenke auszugleichen gesucht.

„Ei, das will ich meinen," sagte Heine. „Zuerst Dramapläne, dann die Organisation der Arbeit, zuletzt Nirwana und Sansara?"

„Von all' diesen Dingen verstehe ich nichts!" sagte Frau Mathilde. „Lieber wäre es mir, er hätte uns ein kleines Nähkästchen mitgebracht, denn er kommt ja direkt aus Karlsbad."

Heine lachte, aber die Bemerkung war ihm nicht recht, ich war verlegen.

„Kind, Kind, was brauchst Du ein Nähkästchen? Du nähst ja nichts! Du gleichst den Lilien auf dem Felde." . . . .

. . . .

Maximilian. Ich wollte Sie noch einmal vor meiner Abreise von Paris sehen und — mir bei dieser Gelegenheit noch eine Reliquie von unserm lieben Henri ausbitten.

Mathilde. Tiens, est il drôle! Reliquie! Henri war doch kein Heiliger?

Maximilian. Ich sehe, ich muß mich näher erklären. Unter Reliquien, liebe Schwägerin, versteht man nicht nur die Ueberreste, welche von geheiligten Personen, den Märtyrern des christlichen Glaubens, herrühren, wie Knochen, Gewandstücke u. s. w.; man versteht darunter Alles und Jedes, was von Personen, die uns wichtig und theuer, übrig geblieben. Ich meine also, um mich ganz verständlich auszudrücken: ich bitte Sie um einen Gegenstand, den der Heimgegangene in Gebrauch hatte. Ein solcher wird mich an ihn erinnern und für mich den Werth einer Reliquie haben.

Mathilde (sehr eifrig, wie ein gekränktes Kind). Ich habe nichts dergleichen. Sehen Sie sich in meinen zwei armen Zimmern um, Sie werden nichts Ueberflüssiges finden. Ich brauche Alles, was da ist, Alles! Ich kann nichts entbehren. Gar nichts!

Maximilian. Eine Kleinigkeit.

Mathilde. Pretiosen hatte er nicht, trug er nicht an sich. Ich trug sie statt seiner. Bücher?

Auch Bücher sind nicht da. Es ist alles Unnütze aufgeräumt worden. Papiere — nein, Papiere gebe ich nicht her. Die haben Goldwerth. Uebrigens sind auch keine mehr da.

Maximilian. Und doch, liebe Mathilde, bin ich sicher, daß Sie Eines treulich aufgehoben haben: die letzte Feder Henri's. Nein, die haben Sie gewiß nicht weggegeben . . . .

Mathilde (plötzlich ruhiger). Die Feder? (Für sich:) Ein langweiliger Mensch! Immer verlangt er etwas. Einmal einen Zahnstocher, einmal einen Nagelzwicker . . . . (Laut.) Ja, die Schreibfeder Henri's wird da sein. Ich will sie suchen. Ich werde sie suchen. Sie wird sich finden. Das Beste ist, Sie ergehen sich ein paar Minuten im Gärtchen da — indeß hole ich Ihnen Henri's Schreibfeder . . . .

Maximilian. Dank, liebe Freundin. Sie sind sehr gütig (ab.)

Mathilde. Pauline! Pauline!

Pauline (Eintretend). Was willst Du?

Mathilde. Eine Feder! Schnell eine Feder!

Pauline (Verwundert). Du willst schreiben?

Mathilde. Bewahre! Nicht ich — Maximilian.

Pauline. Der will doch immer etwas.

Mathilde. Man muß mit ihm Nachsicht haben, Pauline. Er ist schließlich doch der Bru-

der des guten Henri, und es ist anzuerkennen, daß er nie ohne ein Geschenk bei uns erscheint.

Pauline. Das aber meistentheils nicht viel heißt.

Mathilde. Immerhin. Er kommt doch nie mit ganz leeren Händen. Und was verlangt er heute? Eine Schreibfeder.

Pauline. Voilà!

Mathilde. Eine Stahlfeder? Nein, nein, einen Gänsekiel brauche ich.

Pauline. Einen Gänsekiel? Der ist schon schwerer zu finden. Indessen — richtig — oben auf dem Küchenschranke liegt ein ganzes Bündel Kiele. Ich will einen schneiden.

Mathilde. Nichts da! Alt und gebraucht muß er sein.

Javotte (die Köchin, die an der Thür gestanden). Wenn Madame die Feder genügt, mit der ich die Küchenrechnung führe, so steht sie zu Diensten. Aber ich verbürge mich nicht dafür, daß man mit ihr schreiben kann.

Mathilde. Vortrefflich! Je älter und struppiger, desto besser. Der gute Maximilian wird entzückt sein. O diese Deutschen! Merkwürdige Phantasten! Einer war schon da, der bat mich um etwas Roßhaar aus seiner Matratze. Narren!

(Maximilian, der Staatsrath, tritt wieder ein.)

Hier lieber Schwager, die letzte Feder des armen Henri. Ich trenne mich ungern von ihr,

es ist die letzte. Die letzte! (Sie weint.) Man braucht überhaupt wenig Gänsekiele mehr. Sie werden wirklich selten — wie Reliquien . . . .

Maximilian. Hab' ich dich, halte ich dich! Einfacher Kiel! Unscheinbarer Vermittler seiner Gedanken. Kleines Werkzeug seines schaffenden Geistes. Wie theuer bist du mir! Wie werth! (Er birgt sie in der Brusttasche.) Schwägerin, Sie wissen nicht, wie viel Sie mir da geschenkt haben. . . . . Haben Sie Dank. Und nun gehe ich. Adieu!

Mathilde. Zieh hin, zeige sie Deinen Landsleuten, damit sie sich freuen. Da bin ich wohlfeil weggekommen. Er scheint gar nicht zu wissen, daß Henri sich seit mehr als sechs Jahren keiner Feder mehr zum Schreiben bediente. . . .

. . . .

Inhaltsverzeichniß.

Literarische Streifzüge.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.